



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

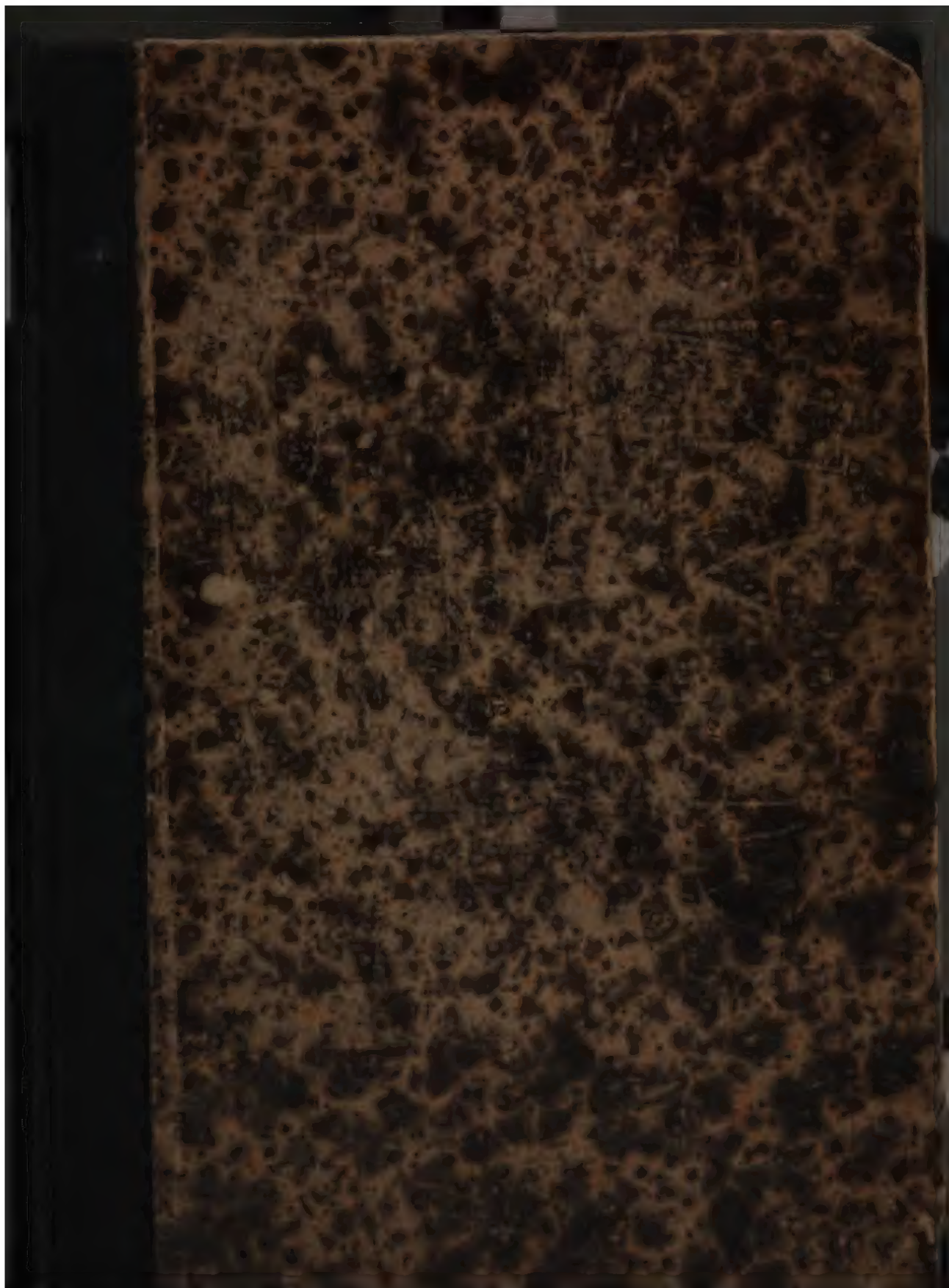
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







**LANE**

**MEDICAL**



**LIBRARY**

Seidel

Collection

**HISTORY OF MEDICINE  
AND NATURAL SCIENCES**











# KULTURPFLANZEN UND HAUSTHIERE

IN IHREM

ÜBERGANG AUS ASIEN

NACH GRIECHENLAND UND ITALIEN

SOWIE

IN DAS ÜBRIGE EUROPA.

HISTORISCH-LINGUISTISCHE SKIZZEN

VON

VICTOR HEHN.

„Was ist Europa, als der für sich  
unfruchtbare Stamm, dem Alles vom  
Orient her eingepfropft und erst da-  
durch veredelt worden musste?“

Hebelling.

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUFLAGE.

BERLIN, 1874.

GEBRÜDER BORNTRAEGER

ED. EGGERS.

THE LIBRARY



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

6'301

YMA981.744



## Vorrede.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift schmeichelte sich mit der Hoffnung, ein Buch geschrieben zu haben, das indem es dem Gelehrten genug that, doch zugleich lesbar und verständlich wäre, — etwa wie über der Thür französischer Wirthshäuser steht: *ici on loge à pied et à cheval*. Doch das mag in Frankreich angehen, bei uns ist das Unternehmen gefährlich. Der Fachmann zuckt die Achseln und ruft mitleidig: ein elegantes Buch — und man weiss, was er darunter versteht; der sogenannte Gebildete sagt: ganz interessant, nur Schade, dass so viel Griechisch drin ist — vom Latein ist nicht die Rede, denn das wird ja auch auf Realschulen gelehrt und wer thut nicht so, als ob es ihm geläufig wäre? Nun konnte es bei dieser zweiten Auflage nicht meine Absicht sein, dem Erstern zu Gefallen mein Buch künstlich ins Ungeniessbare umzuarbeiten; auch ist ja der deutsche Büchermarkt mit dieser Waare hinreichend versehen; wohl aber liess sich zum Behufe leichter Aufnahme von Seiten derer, die so unglücklich sind, ohne Griechisch aufgewachsen zu sein, manches Citat deutsch wiedergeben oder ganz unterdrücken. Dies that ich zwar mit Widerstreben und je nach der Stimmung in ungleichem Mass, und fürchte dadurch, was ich an Gunst von der einen Seite gewonnen, von der andern verloren zu haben. Hat es doch ein wohlwollender Beurtheiler meinem Buche nachgerühmt, dass es eine Sammlung einschlagender, authentischer Stellen der alten Schriftsteller ihrem Wortlaut nach enthalte — auf diesen Vorzug muss ich nun zum Theil verzichten.

Schlimmer aber, als der Widerstreit der Form, ist bei dem gewählten Gegenstande der der historisch-kritischen und der naturwissenschaftlichen Methode und des aus dieser sich ergebenden Inhalts. Die Naturwissenschaft fühlt sich als Herrin der Zeit und wie sie sich die Philosophie jetzt selbst besorgt und nach schimpflicher Entlassung der speculativen Metaphysik mit ganz leichten Verstandesabstractionen, insbesondere der Kategorie



der Causalität — in deren Wesen es liegt, nie zum Ziele zu führen —, ihr Bedürfniss deckt, so hat sie auch die Deutung der Vorzeit in eigene Hand genommen und sieht das Thun des Historikers als Verirrung, ja als Eingriff in ihre Rechte an. Indess, noch ist die Zeit nicht gekommen, so nahe sie sein mag, wo es nur noch Realgymnasien geben wird, wo alle Scholastik und Idealität abgethan sein wird und wir Alle werden Amerikaner geworden sein. So sei es, ehe es zu spät wird, an dieser Stelle dem Verfasser gestattet, sich und sein Gebiet gegen einige Urtheilssprüche berühmter Naturforscher mit gebührender Bescheidenheit zu verwahren.

Hr. Professor Grisebach, der in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, 1872, Stück 45, zu meinem Buche einige kritische Bemerkungen macht, will zwar, wie er sagt, den Werth historischer und sprachlicher Forschungen nicht bestreiten, in der That aber schlägt er ihn sehr gering an. Den jetzt in Südeuropa vorhandenen Kastanienwäldern gegenüber findet er z. B. die historischen Gründe, die für Einführung des Kastanienbaumes sprechen, „schwach“; wenn also die Alten bis nahe an das Augusteische Zeitalter hinan für diesen Baum keinen Namen haben und seine Früchte, die doch jedem Dorfkinde hätten bekannt sein müssen, mit Walnüssen und Mandeln verwechseln, auch ihm ausdrücklich kleinasiatischen Ursprung zusprechen, — so scheint ihm dies von keinem Gewicht im Hinblick auf die heutige Verbreitung der Kastanie. Ich habe umgekehrt daraus den Schluss gezogen: da die Kastanie damals dem Volke noch fremd war, so kann sie erst während der inzwischen verflossenen Zeit gekommen sein. Hr. Professor Grisebach meint, da die grosse Citrone für die Frucht des Cederbaumes gehalten und danach benannt worden sei, so sei auf solche Beweise aus Namen überhaupt wenig zu geben. Auch hier folgere ich umgekehrt: diese Verwechslung beweist, dass der Citronenbaum damals noch nicht in Italien sein konnte; bei einem einheimischen Gewächs wäre sie unmöglich gewesen. Hr. Professor Grisebach wirft mir einen Widerspruch in meinen eigenen Ansichten vor, indem ich zuerst das Klima der Länder am Mittelmeer als Folge ihrer Lage aufgefasst, dann aber die immergrüne Vegetation derselben als ein Werk der Natur dargestellt habe. Allein, an jener ersten Stelle in der Einleitung warnte ich nur, wie die Worte besagen, vor einer Ueber-



schätzung des Einflusses der Wälder; an der andern entnahm ich allem Vorhergehenden das Resultat, dass aus einem über und über waldbedeckten Lande an der Hand des Menschen ein mit orientalischen Kulturgewächsen über und über bepflanztes hervorgegangen sei. Dass Italien noch zur Zeit der Griechen und der römischen Erinnerung dichte, dunkle Wälder von ungeheurem Umfang besass, erhellt aus den auf Seite 371 und 372 angeführten Stellen; dass diese Wälder später durch eine allgemeine Gartenkultur verdrängt waren, ist gleichfalls unzweifelhaft. Nun wäre es gewiss einseitig, den Einfluss dieser Beschattung des Bodens, der Verdunstung und Ausstrahlung zu Rügen (s. darüber die klassische Stelle bei Humboldt, *Central-Asien*, 2, 130). Sicher waren die Sommerregen damals, wenn auch eine Ausnahme, doch eine häufigere; sicher fand das einwandernde Hirtenvolk für seine Rinder innerhalb der Waldregion zahlreichere und sattigere Wiesen vor, als später den Römern, die ihre Thiere mit dem Laub der Bäume füttern mussten, zu Gebote standen. Da Italien nach Varros Ausspruch ein grosser Baumgarten geworden war und die Pflanzungen vorzugsweise aus immergrünen Gewächsen bestanden — worunter z. B. das allerwichtigste, die Olive, von Hrn. Professor Grisebach selbst aus dem Orient abgeleitet wird —, so war es nicht zuviel gesagt, wenn ich behauptete, Griechenland und Italien seien erst im Laufe der Geschichte wesentlich immergrüne Länder geworden. „Die Myrtengebüsche, fährt der Herr Kritiker fort, auf den unbauten Inseln Dalmatiens, der Lorbeer bei Algesiras in Andalusien, die Verbreitung des Oleanders in der nordafrikanischen Küstenlandschaft sind sprechende Beweise für Wanderungen, die, von jeder menschlichen Ansiedelung unabhängig, dem selbständigen Walten der Natur angehören.“ Allein die jetzt unbebauten dalmatinischen Inseln waren in einer für diese Gegenden glücklicheren Zeit Landeplätze der Fischer und Schiffer mit aphrodisischen Heiligtümern, neben denen die Myrte nicht fehlen durfte, Andalusien war Jahrhunderte lang phönizisch und karthagisch und Jahrhunderte lang römisch und ebenso Nordafrika, dessen Gärten sogar noch zu vandalischer Zeit gepriesen wurden. Wo ist am Ufer saum des Mittelmeeres unberührte Wildniss, wo fehlt die Nachlassenschaft von zwei oder drei Jahrtausenden menschlichen Schaffens? Die südeuropäischen *macchie* sind Reste einer langen



und alten Kultur, gleichsam vegetative Ruinenfelder, die in ihrem jetzigen Stande zu erhalten die Hirten und ihre Ziegen sich anlegen sein lassen. Im Einzelnen hätte ich noch manche Behauptung des Hrn Kritikers abzulehnen. So kann der Pinienwald von Ravenna nicht „ursprünglich“ sein, denn er bedeckt einen Boden, der zu Prokopius Zeit noch Meer war u. s. w. Wäre übrigens zu der Zeit, wo ich mit meinem Buch hervortrat, Professor Grisebachs „Vegetation der Erde“ schon geschrieben gewesen, so hätte vielleicht manche meiner Ansichten eine bestimmtere oder eine minder bestimmte Fassung erhalten. Ich habe dies jetzt nachzuholen gesucht — so weit mir dies möglich war. Denn, um dies auch meinerseits zu gestehen, die entsprechenden Partien unserer Untersuchungen gehen schwer mit einander. Er leitet die Flora des Mittelmeers rein aus den meteorologischen Processen ab, und wie sie heute beschaffen ist, so war sie, ehe der Fuss eines Menschen jenen Boden betrat, — das immer gleiche Produkt unwandelbarer geographisch-klimatischer Verhältnisse; ich finde grosse Veränderungen kulturhistorisch bezeugt und auf diese die Aufmerksamkeit zu lenken, war die Absicht meines Buches. Die Aussprüche der Alten würdigt der Naturforscher kaum eines Blickes; die Schlüsse aus der Sprache, aus Namen und Sagen hält er, wenn er auch böflich genug ist, es nicht herauszusagen, für Hirngespinnste, es müsste denn sein, dass sie mit den Sätzen des Naturforschers übereinstimmen, in welchem Falle sie eine angenehme gelehrte Verzierung abgeben. Er beruft sich auf Karl Ritter und Alph. De Candolle, die schon vor mir den Weg linguistischer Untersuchung zuweilen mit Erfolg betreten hätten. Wir können Ritter allenfalls gelten lassen, obgleich die Sprachforschung nicht gerade die starke Seite des grossen Geographen war, aber was De Candolle darin versucht hat, ist als gänzlich unkritisch auch gänzlich werthlos. Benennungen in ihrer älteren und ihrer jüngsten Gestalt, mit entstellenden Druckfehlern, ohne Rücksicht auf Geschichte und Verwandtschaft der Sprachen und auf die in ihnen geltenden Lautgesetze aus Wörterbüchern zusammenzufallen und nach blossen äusseren Gleichklängen gegeneinander halten und gruppieren, ist ein so thörichtes Beginnen, dass die Botaniker je eher je lieber diese Koketterie mit einer ihnen völlig unzugänglichen Argumentationsweise aufgeben sollten.



Ein anderer Professor, Hr. O. Heer in Zürich, hat in einem eigenen Aufsatz: „Ueber den Flach und die Flachskultur im Alterthum“ (Neujahrsblatt, herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1872) das bezügliche Kapitel meines Werkes mit andern, zuweilen auch mit denselben Worten wiedergegeben — wobei ich dem Naturforscher manche historische und philologische Irrthümer nicht zu hoch anrechnen will. Er hat mich stillschweigend ausgeschrieben und benutzt gleichwohl die Gelegenheit, auf mich unfreundliche Seitenblicke zu werfen. Es hat ihn verdrossen, dass ich mich über die Pfahlbauten mit so nothiger Begeisterung auslasse — ist denn die Schweiz an Merkwürdigkeiten so arm, dass sie nöthig hätte, so geizig zu sein? Ich hatte vermuthet, die Bewohner der genannten Sumpf- und Wasserbauten möchten wohl helvetische Kelten gewesen sein: „dass diese Ansicht unrichtig ist, erwidert er, beweist der ganze Zustand der damaligen Kultur.“ Das eben ist, was ich leugne: der ganze Zustand beweist dies keineswegs. Die Indoeuropäer standen bei ihrer Einwanderung in Europa auf einer viel niedrigeren Kulturstufe, als diejenige ist, die wir aus den Resten der Pfahlbauten erschliessen; bis zu den letztern ist schon ein bedeutender Fortschritt, bewirkt, wie ich glaube, durch Einflüsse aus dem Süden. Hr. Professor Heer scheint sich unter Helvetiern nur die des Cäsar oder der ersten römischen Kaiser denken zu können: ich meine, wie sich von selbst versteht, nur deren Vorfahren, die noch kein Geräth aus Metall von Italien her kennen und brauchen gelernt hatten. Viel angenehmer, als die Sache rationell anzusehen, ist es natürlich, sich in ungemessener Urzeit ein mystisches Kulturvolk im Herzen Europas zu träumen und Geschichte und Geologie, historische Chronologie und Paläontologie in trübem Nebel durcheinander fliessen zu lassen. Letzteres thut Hr. Professor Heer auch andern Ausführungen meines Buches gegenüber: Myrten-, Lorbeer- und Mastixblätter, behauptet er, seien schon in den ältesten Tuffen am Fuss des Actna entdeckt worden. Auch Andere haben gesagt, in den Schichten der Provence liege, ich weiss nicht mehr, ob der Feigen- oder der Olivenbaum, noch Andere haben sogar Knochen des Haushahns in der Tertiär- oder Quaternärzeit Europas nachgewiesen (der zoologische Garten, 1874, S. 281. Wenn dies keine Täuschungen, sondern Thatsachen sind, so habe ich



wenigstens keinen Beruf sie zu deuten. Ich habe Italien genommen, wie es war, als in historischer Zeit sich hier die erste höhere Kultur entwickelte; welche Pflanzen es in einer trübem Erd Epoche trug, ist mir gleichgültig. Wenn im Boden Grönlands eine südliche Vegetation begraben liegt, so thut dies dem Factum keinen Abbruch, dass erst die dänischen Kolonisten manches mitgebrachte ärmliche Kitchengewächs mit äusserster Mühe dort haben erziehen müssen. Erst also hätte Hr. Professor Heer aufzeigen müssen, dass von den ältesten Tuffen des Aetna oder den diluvialen Travertinen Toskanas in der That ein ununterbrochener vegetativer Zusammenhang bis auf die Zeit geht, wo die geschichtlichen Zeugnisse beginnen. Kann er diesen Nachweis führen, so will ich gern einräumen, dass mich meine historischen Mittel an diesem Punkte falsch berathen haben.

Längst hatten Anthropologen und Ethnologen die Lehre von der Einwanderung der indoeuropäischen Völker aus Asien und ihrer ursprünglichen Einheit als ein Joch empfunden, das sie bei ihren Operationen mit Menschenrassen, Lang- und Kurzschädeln, Stein- und Bronzealter u. s. w. in der freien Bewegung hinderte. Da geschah es, dass in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopt es sich eintallen liess, den Ursitz der Indogermanen vielmehr nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an; ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuss des Tannus und malte die Scenerie weiter aus. Danach also hat Asien, der ungeheure Welttheil, die *officina gentium*, einen grossen Theil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ocean hinnausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur diese älteste und grösste ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermesslicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht gar eins waren, - sie lag nicht



etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Eleue und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens! Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Bactriens und Indiens suchen — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange, zerrüttende Wanderung gelangt wären —, sie klinge uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharren! Und worauf stützt sich dieser ungeheuerliche Gedanke? Auf einige abgerissene, leicht gewogene Observationen, von denen keine einzige einer nähern Untersuchung Stand hält. Dass nun die grosse, laut verkündigte Entdeckung in den Reihen der Naturforscher bereitwilligen Glauben fand, kann nicht überraschen. Eine ethnologische Zeitschrift hat meinem Buche in hochmüthigem Ton den Vorwurf gemacht, es wiederhole noch immer das alte Märchen von der arischen Wanderung. Also nicht bloss die Richtung der Wanderung ist eine andere geworden, es hat ganz und gar keine Wanderung gegeben: ja, wie nicht undeutlich zu verstehen gegeben wird, die arische Verwandtschaft überhaupt und die ganze Sprachvergleichung ist ein Trugbild, um das der Ethnologe am besten thut sich nicht mehr zu kümmern. Dies Alles ist, wie gesagt, nicht zu verwundern; dass sich aber auch Sprachforscher gefunden haben, die ihre Zustimmung nicht verweigerten, erkläre ich mir in Goethes Weise: „sollte aber eben hieraus nicht hervorgehen, dass wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber will kommen erscheint?“ Mit andern Worten: im Grunde ist es nur die Neuheit, die hier als Anziehung wirkt: alter Wein und die Blüte der jüngern Lieder wird gepriesen, sagt Pindar, und ähnlich schon Vater Homer:

Denn so ist's bei den Menschen: am meisten immer gefallen  
Solche Gesänge dem Hörer, die als die neuesten erscheinen.

Der Verfasser hat dieser zweiten Auflage die früheste Geschichte eines der wichtigsten gezähmten Thiere, des Pferdes, eingefügt. Die dort aufgestellte Ansicht, das Pferd habe sich erst nach dem Auszug der Indoeuropäer zuerst von den Türken zu den Turaniern (d. h. den nomadischen Iraniern), dann von diesen an den Euphrat und weiter an den Nil und nach anderer Richtung



zu den europäischen Gliedern des grossen Stammes verbreitet, in deren Behandlung des Thieres noch die iranische Herkunft durchblutet, — diese Ansicht wird vielleicht weder den Beifall der Zoologen noch den der Alterthumsforscher finden. Je älter eine Erwerbung der Kultur ist, um so schwieriger ist es, Ort und Stunde ihrer Geburt zu ermitteln und ihre ersten Lebenswege zu verfolgen. Wenigstens enthält die in Rede stehende Monographie eine Anzahl beglaubigter historischer Aussagen, die dem, der diese Untersuchung wieder aufnehmen will, zu Statten kommen werden.

Im Uebrigen hat der Verfasser sein Buch nach den Einsichten, die er seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe gewonnen, verbessert und ergänzt, und wünscht ihm in dieser zweiten Gestalt so viel Freunde, als es sich in seiner ersten wider sein Erwarten erworben hat. Zum Schlusse aber und ehe er die Feder niederlegt, sei es ihm noch erlaubt, auf eine interessante Stelle des Lävius hinzuweisen, wonach Pflanze, Thier und Mensch bei Versetzung unter einen andern Himmel ausarten, 38, 17: „bei Pflanzen und Thieren ist die den Artcharakter antrecht haltende Vererbung ohnmächtig gegen die durch Boden und Klima bewirkten Veränderungen“ (*in frugibus pecudibusque non tantum semina ad servandam indolem valent, quantum terrae proprietas eoque, sub quo aluntur, mutant*). Und weiter: „Alles entwickelt sich vollkommener an dem Orte seines Ursprungs; bei Versetzung auf einen fremden Boden verwandelt es seine Natur nach den Stoffen, die es aus diesem aufnimmt“ (*generosius in sua quaequid sede popitur; insitum alienae terrae in id quo alitur natura vertente se degenerat*). Eine wie lange Glosse liesse sich an diese Worte knüpfen! Arzneipflanzen freilich pflegen in ihrem Vaterlande am kräftigsten zu sein, aber auch manche unserer Obstbäume gedeihen im mittlern Europa vielleicht nur deshalb am besten, weil die Veredelung der Frucht, auf die es uns Menschen allein ankommt, doch nur eine Krankheit des ganzen Baumes ist. Die Beispiele aus der Menschenwelt, die der römische Geschichtschreiber noch weiter anführt, gehören in das reiche Kapitel von dem Einfluss veränderter Umgebung auf Charakter und Sitte der Eingewanderten.

Berlin, im März 1871.

Der Verfasser



# INHALT.

---

	Seite
Einleitung .....	1
Aussaugung durch Kultur.....	3
Urzeit .....	15
Das Pferd .....	20
Griechen, Italer, Phönizier .....	54
Weinstock .....	62
Feigenbaum .....	83
Oelbaum .....	87
Ansässigkeit, Baumzucht.....	103
Esel, Maulthier, Ziege .....	113
Bienenzucht.....	116
Steinbaukunst.....	117
Bier .....	123
Butter .....	135
Schluss.....	140
Flachs .....	142
Hanf .....	166
Lauch, Zwiebel .....	168
Kümmel .....	181
Senf .....	183
Linzen, Erbsen.....	184
Lorbeer, Myrte .....	191
Buchsbaum .....	199
Granatapfel .....	203
Quitte .....	209
Rose, Lilie.....	211
Viole.....	221
Safran .....	222
Dattelpalme .....	229
Cypresse.....	241
Platane.....	248
Pinie .....	255
Rohr .....	261
Papyrus .....	265
Cucurbitaceen (Kürbiss, Gurke, Melone).....	267
Haushahn.....	277
Taube.....	291



	Seite
Pfau .....	303
Perlhuhn .....	313
Fasan.....	316
Gans, Ente.....	320
Zucht der Vögel.....	322
Falkenjagd .....	324
Pflaume .....	329
Maulbeere .....	333
Mandeln, Walnüsse, Kastanien .....	338
Kirsche.....	346
Arbutus, Medica, Cytisus .....	350
Oleander.....	355
Pistazie.....	359
Terpentibaum .....	363
Mastixbaum.....	365
Perrückenbaum.....	366
Sumach .....	366
Styrax .....	367
Pfirsich, Aprikose.....	367
Obstzucht, Impfen und Pfropfen .....	370
Agrumi (Citronen, Pomeranzen, Orangen) .....	377
Johannisbrodbaum.....	391
Kaninchen .....	395
Katze .....	398
Ratte, Dachs, Hamster .....	403
Büffel .....	406
Bindvieh .....	408
Hopfen .....	410
Rückblick, Untergang des Alterthums.....	416
Neu-Europa .....	424
Reis.....	431
Mais .....	437
Mohrrirse .....	438
Buchweizen .....	439
Araber .....	443
Türken .....	444
Tulpen, Blumen.....	445
Amerika .....	447
Cactus, Aloe .....	448
Tabak .....	449
Schluss.....	450
Anmerkungen.....	459



Dass die Thier- und Pflanzenwelt, also die ganze ökonomische und landschaftliche Physiognomie eines Landes im Laufe der Jahrhunderte unter der Hand des Menschen sich verändern kann, ist besonders seit der Entdeckung Amerikas ein unwiderprechlicher Erfahrungssatz geworden. Auf den neuentdeckten Inseln und in den von europäischen Ansiedlern besetzten Landstrichen der westlichen Hemisphäre ist während der letztverflossenen drei Jahrhunderte, also in ganz historischer Zeit, nach Erfindung der Buchdruckerkunst und gleichsam unter den Augen der gebildeten Welt, die einheimische Flora und Fauna durch die europäische oder eine aus allen Welttheilen zusammengebrachte verdrängt worden. So hat sich z. B. auf St. Helena die ursprüngliche wilde Vegetation auf den Bergstock im Innern der Insel zurückgeflüchtet, von einer neuen, ringförmig umhüllenden Flora umgeben, die im Gefolge des Europäers über den Ocean kam.<sup>1)</sup> Auch in den Pampas von Buenos Ayres sieht das Auge meilenweit fast keine einheimischen Gewächse mehr: sie sind der Usurpation eingeführter europäischer Pflanzen erlegen. Eine viel weitere auf zwei bis drei Jahrtausende sich erstreckende Uebersicht aber gewährt die Geschichte der organisirten Natur in Griechenland und Italien. Beide Länder sind in ihrem jetzigen Zustand das Resultat eines langen und mannichfachen Kulturprocesses und unendlich weit von dem Punkte entfernt, auf den sie in der Urzeit von der Natur allein gestellt waren. Fast Alles was den Reisenden, der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmuthet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Thierwelt, ja selbst der geologischen Structur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkungen des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung



vermitteltes Product der Civilisation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Pothöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das Uebrige ist ein Werk der banenden, skenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur. Die zwischen Festland und Insel die Mitte haltende Configuration des Landes, das gemässigte mittlere Klima, die Mannichfaltigkeit der historischen Verhältnisse, in der Urzeit die mehrmals wiederholte Einwanderung von Norden, der tyrische Seeverkehr, die griechischen Kolonien, die Nähe des gegenüberliegenden Afrika, die sich ausbreitende, alle Gaben und Künste des Orients hintüberleitende römische Weltherrschaft, dann die Völkerwanderung von Nordosten, die Herrschaft der Byzantiner und Araber, die Kreuzzüge, die Verbindung italienischer Seestädte mit der Levante, endlich nach Entdeckung Amerikas die enge politische Verbindung mit Spanien — aus diesen und andern Umständen und Schicksalen ist das Land hervorgegangen, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn und die Myrte still und hoch der Lorbeer steht. Die *Agave americana* und der *Opuntienactus*, diese blaugrünen Stachelpflanzen, die alle Ufer des Mittelmeers überziehen und so wunderbar zur südlichen Felsenmauer und Gartenwirthschaft stimmen, sie sind erst seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Amerika herübergekommen! Diese Cypresse neben dem Hause des Winzers, einsam und düster die ringum verworren sich ausbreitende Fruchtfülle überragend, sie hat ihre Heimath auf den Gebirgen des heutigen Afghanistan, diese eigensinnig gewundenen, mit fließendem grünem Laube bedeckten Oliven, sie stammen aus Palästina und Syrien, diese Dattelpalmen im Klostergarten von S. Bonaventura in Rom, ihr Vaterland ist das Delta des Euphrat und Tigris! So heile Kinder hesperischen Bodens und Klimas diese und andere Kulturpflanzen uns jetzt scheinen, so sind sie doch erst im Laufe der Zeiten und in laugen Zwischenräumen gekommen. Oft liegt ihre Geschichte mehr oder minder deutlich vor, oft aber muss sie aus zerstreuten und zweifelhaften Angaben zusammengelesen oder nach Analogien errathen werden.

---



Vielleicht aber wäre diese Umwandlung, so wie sie jetzt vorliegt, nichts als Verderbniß, Ausnutzung, versiegte Lebenskraft? Historische Mystiker haben nicht verfehlt, diese romantische d. h. kulturfeindliche Ansicht auszusprechen. Wie unser Geschlecht überhaupt von einem edlern Erzustand herabgekommen ist, wie wir die Werke Gottes nur zu vernichten verstehen, wie jedes Land und Volk seine Zeit hat, derselbe Process sich an jedem der Reihe nach wiederholt, die Geschichte also nur ein immer wiederkehrender Naturvorgang ist, dem zuletzt durch die Wiederkunft des Herrn und das Gericht ein Ende gemacht wird, — so sind auch die klassischen Länder physisch abgelebt, ihre natürliche Ordnung zerstört, ihr Boden durch Aufzucht der Kultur erschöpft und verbraucht. In Betreff Griechenlands hat diese Meinung auf den ersten Blick allerdings einigen Schein. E. Fraas erklärt in seiner Schrift: *Klima und Pflanzenwelt in der Zeit*. Landshut 1847, das jetzige Griechenland, welches in der Blütezeit seiner Geschichte waldig, regnerisch, von wasserreichen Bächen und Flüssen durchströmt gewesen sei, für eine starre, in Folge der Ausrodung der Wälder wasserlose, der obern Erdschicht entkleidete, einem heissen Klima verfallene Wüste, für ein Land, das eines ergiebigen Ackerbaues und aller Industrie, zu der Holz erfordert wird, unfähig und folglich zum Wohnplatz einer ökonomisch entwickelten Gesellschaft ungeeignet sei. Diese Behauptung wird denn auch auf ganz Vorderasien ausgedehnt: Babylonien z. B. soll durch uralte Menschenkultur ausgenutzt und ohne Wiederkehr verdorben sein. Indess der Groll und manche getäuschte Hoffnung hat den mit Undank belohnten Gelehrten in jenem Urtheil offenbar zu weit geführt. Die Stellen der Alten sind einseitig ausgewählt; was dem Thema nicht dienen konnte, ist bei Seite gelassen, Manches im Eiter auch falsch gedeutet. Der Fingang des Vendidad z. B., wo über grosse Kälte geklagt wird, kann nicht beweisen, dass das Klima von Iran erst seit jener Zeit heiss geworden, da die Stelle entweder nur eine Erinnerung an die Urheimath des Zendvolkes d. h. an das Hochland am westlichen Rande Centralasiens enthält oder sich auf irgend eine der kalten Gebirgslandschaften bezieht, an denen es innerhalb des Gebütes der iranischen Stämme nicht fehlt. Der Umstand, dass zu Alexanders des Grossen Flotte auf dem Euphrat Cypressenholz genommen wurde, fällt gleichfalls nicht sehr ins



Gewicht, denn erstens galt seit den ältesten Zeiten der phönizischen Seefahrt die Cypresse für ganz besonders zum Schiffbau gerignet, zweitens — wer sagt uns, ob Babylonien jemals reich an schwerem festem Hochwald gewesen sei? — Dass Griechenland jetzt weniger belaubt ist, als zu Homers und vor Homers Zeit, ist sicher; dass aber z. B. der Peloponnesus in manchen Gebirgsgegenden jetzt dichtere Eichen- und Fichtenwälder trägt, als damals, wo das Land bevölkert und mit Städten besiedet war, ebenso dass Attika schon zu Perikles und zu Alcibiades Zeit dürr war, wie heute — ist gleichfalls unleugbar. Der Ilissos heisst bei Plato auch nur ein „Wässerlein“ (*idáron*) und erst durch Pisistratus sollte das bis dahin kahle baumlose Attika mit Oelbäumen bepflanzt worden sein. Waldzerstörung ist eine Phase, aber nicht das letzte Wort der Kultur. Wenn auf einem junggrünlichen Boden eine Menschengesellschaft die ersten Schritte zur Bildung thut, da muss der Urwald dem nächsten Bedürfniss weichen, da wird an Wahl und Schonung nicht gedacht. Jeder schöpft nach Belieben aus dem unermesslichen Vorrath, der wie die Luft Allen gleich geschenkt ist. Ja, der Ausroder des Waldes erscheint auf dieser Stufe als ein Wohlthäter und hülffreicher Heros. In den Wald vorzudringen war in jenen Urzeiten in der That schwieriger, als man jetzt denkt, ein Werk, das fast übermenschliche Anstrengungen forderte. Theophrast, h. pl. 5, 8, 2, erzählt von einem Versuch der Römer, auf der Insel Corsica eine Niederlassung zu gründen, der aber an der Undurchdringlichkeit des Waldes scheiterte: die Ankömmlinge wurden vom Dickicht so zu sagen zurückgeschlagen. Belehrend in dieser Hinsicht ist auch die Stelle des Strabo, 14, 6, 5: „Eratosthenes sagte (zunächst von der Insel Cypern, aber der Vorgang ist typisch), Wald habe vor Alters alle Ebenen bedeckt und den Anbau gehindert; der Bergbau habe ihn ein wenig gelichtet; dann sei die Seefahrt gekommen, die gleichfalls viel Holz verbraucht habe; da aber auch damit die Wildniss nicht bezwungen worden, habe man Jedem erlaubt, niederzubauen und sich anzusiedeln, wo er wolle, und ihm das also gewonnene Stück Land als sein steuerfreies Eigenthum zugesprochen.“ Und erst diese letzte Massregel — setzen wir in seinem Sinne hinzu — schuf Licht und Kultur. Je weiter der Wald sich zurückzog, desto freundlicher wurde die Natur, desto mannichfaltiger ihre Gaben an Kräutern und



Erliechten, denn der ununterbrochene Urwald duldete auf dem mit Fichtennadeln oder gerbstoffhaltigen Blättern bedeckten ewig beschatteten Boden nur eine beschränkte und einförmige Vegetation. Erst lange nachher kehrt sich nach dem Gesetz der drei Momente dies Verhältniss um; der Mangel an Holz, an Schatten und Feuchtigkeith erweckt die Kluge nach der entschwundenen Naturfrische; es regt sich gleichsam das Gewissen: jetzt wird mit bewusster Absicht dem Walde sein Bestehen innerhalb gewisser Grenzen gesichert oder, da wo er ganz fehlt, Anpflanzung unternommen, wie schon heute in mehreren europäischen Staaten geschieht. Ehe aber rationelle Wirthschaft wieder gut machen kann, was vorausgegangene Generationen unbefangen verdorben haben, tritt häufig aus andern historischen Gründen Verwilderung ein, so dass das Land theils als wie von der Kultur verbrannt, theils als der blinden menschenfeindlichen Natur anheimgefallen (z. B. durch Versumpfung) sich darstellt — auf welchem Punkte Griechenland jetzt steht. Zu keiner Zeit aber ist dies Land feucht und dunstig, wie England, gewesen, immer lag es Afrika nahe und schon die Alten haben Ziegen gehalten, Cisternen angelegt und künstlich bewässert. — Von Fraas hat sich wohl auch E. Curtius imponiren lassen, wenn er in der Einleitung zu seiner Beschreibung des Peloponnesus (1, 53—55) auf Griechenlands physische Natur so düster und hoffnungslos blickt. Dass sich bei den Philosophen, namentlich Plato, Stellen finden, nach denen die Erde und insbesondere Hellas als gealtert, als blosses einst bekleidetes Todtengerüst erscheint — was will das sagen? Plato war seinem ganzen Charakter nach ein elegischer Idealist und Seneca, wenn er den Ausdruck: Altersschwäche des Erdbodens (*doct senium*) gebraucht, erscheint auch hierin als Vorläufer des Christenthums. Ist es nicht auch bei uns ein allgemein verbreitetes Gefühl und hört man nicht alle Tage sagen, dass das Klima sich verändert habe, dass in den Jugendtagen des Sprechenden die Menschen kräftiger und gesunder, der Boden ergiebiger u. s. w. war? Der alte Schäfer, mit dem Julius Fröbel (Aus Amerika, Theil 1) die Ueberfahrt von New-York nach Chagres machte, behauptete sogar, die Passatwinde hätten während seiner Lebenszeit an Kraft und Regelmässigkeit eingebläst. Aus der zunehmenden Schlechtigkeit der Welt hat man unzählige Male das bevorstehende Ende aller Tage gefolgert. Lasaulz, ein anderer Münchener Romantiker,



prophezeite vor nicht langer Zeit den Untergang der westeuropäischen Civilisation (der ihm einerlei war mit dem der Kirche) und setzte schon die Slaven als Erben ein. Solchen Stimmungen und Phantasien gegenüber giebt es jetzt Widerlegungsgründe, die den ältern Zeiten nicht zu Gebote standen, nämlich die Zahlen der Statistik und die Rechnungen der Naturwissenschaft. E. Curtius schliesst mit den Worten: „Ein Theil dieser Uebelstände (die durch Ausrodung der Wälder sich ergeben haben) kann wieder gehoben werden, wenn von Neuem die gestörte Ordnung der Natur hergestellt wird. Andere Schäden kann keine zweite Kultur ersetzen, so wenig wie im organischen Leben erstorbene Kräfte durch Kunst wieder erzeugt werden können.“ Welches sollen diese unersetzlichen Schäden sein? Humuserde kann im Terrassenbau auf die Berge geschafft, stockende Flüsse können gereinigt, dürre Heiden bewässert, versumpfte Ebenen durch Kanalbauten entwässert werden, die Wälder würden, wenn man sie gegen Ziegen und die Feuer der Hirten schützte, in diesem glücklichen Klima in nicht allzulanger Zeit wieder die Abhänge der Berge bedecken. Was wäre dem Kapital hier unmöglich und welche Kräfte wären hier auf immer erstorben? Die allgemeinen Naturverhältnisse, deren der Mensch nicht Herr werden kann, bestanden im frühesten Alterthum, wie jetzt. Die Fluthen plötzlich einbrechender Gewitterstürme z. B. werden sich immer zerstörend ins Thal stürzen, Bäume und Felsen mit sich fortreissen, wie in Homers Zeit, und wenn sie abgelassen, sogenannte Rheumata d. h. trockene Kiesgründe hinterlassen, Dinge die in den Ebenen Mitteleuropas, wo der Regen oft tagelang vom grauen Himmel tränelt, nicht zu befürchten sind. Was sich nordischen Reisenden, die ein ideales Griechenland in der Vorstellung mitbringen, als Verderbnisse in der Zeit darstellt, ist zum Theil Charakter städtischer Länder und Klimate überhaupt. Die Mängel, über die geklagt wird, sind mit allem Zauber und Segen dieser der Sonne näher liegenden Gegenden unauflöslich verknüpft. Man überschätze auch nicht den Einfluss der Wälder auf das Klima. Es ist damit gegangen, wie oft mit neuen Gesichtspunkten: man pflegt sie allzu ausschliesslich geltend zu machen. In dem vorliegenden Falle kam noch das Interesse poetischer Gemüther und besonders das des feudalen Adels hinzu, der für grossere Besitzstücke kämpfte, sein Jagdrevier nicht missen wollte und diesmal so glücklich war,



mit den neuen Lehren der Bodenwirthschaft und Nationalökonomie Chorus machen zu können. In der That aber hängen die klimatischen und Witterungsverhältnisse der europäischen Länder im Grossen gar nicht von der Pflanzendecke des Bodens ab, sondern nächst der geographischen Breite von weitgreifenden meteorologischen Vorgängen, die von Afrika und dem atlantischen Ocean bis zum Aralsee und Sibirien reichen.

Umsichtiger als Fraas hat Franz Unger die Frage, ob der Orient von Seite seiner physischen Natur einer Wiedergeburt fähig sei, mit Ja beantwortet (Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den jonischen Inseln, Wien 1862, S. 187 ff.). Unger widersetzt sich auch der Annahme, als gebe es einen *Marasmus senilis* der Natur und als grabe die Civilisation sich ihr eigenes Grab. Man bilde nur die Menschen um, die diesen Boden bewohnen: der Boden selbst hat von seiner schöpferischen Kraft nichts eingebüsst; er verlangt nur Schonung und Nachhülfe. Könnten z. B. nur die Ziegenheerden verringert oder zu Hause getütert werden, so würde sich die Strauchvegetation in kräftigen Wald verwandeln und die *Xirowuna* oder Trockenberge sich wenigstens mit Gestrüpp bekleiden, ohne irgend eine künstliche Pflanzung oder Terrassirung. Die Strandkiefer und *quercus aegilops* würden bald nicht mehr die einzigen Bäume sein, die dem Reisenden auf Ausflügen in Griechenland begegnen. Wie viel Menschenalter nothig wären, den Orient wieder zu belauben, ist schwer zu bestimmen, doch ist unter diesem Himmel die Zeugungs- und Heilkraft der Natur erstaunlich. Und wie mit der Vegetation, steht es auch mit manchen andern Einbüssen, die das Land seit dem Alterthum erlitten hat. Manche Häfen z. B., die die Alten benutzten, sind jetzt versandet, aber dafür giebt es andere, noch schönere, die der kleinen Schifffahrt der Alten zu gross und tief waren, aber den jetzigen Mitteln und Massstäben grade entsprechen. Man sieht, ob Griechenland, Kleinasien, Syrien, Palästina, diese jetzt so verwahrlosten Länder, einer neuen Blüte sich erheben sollen, hängt allein von dem Gange der Welt- und Kulturgeschichte ab: die physische Natur würde kein unübersteigliches Hinderniss in den Weg stellen. Auch liegt dem Urtheil, dass diese Gegenden für immer ausgenutzt seien, keine wirthschaftliche oder naturwissenschaftliche Beobachtung, vielmehr nur falsche geschichtsphilosophische Theorie zu Grunde.



Von einem andern, aber gleich trüben Gesichtspunkt aus haben Jünger einer neuern Wissenschaft, der Agricultur und Bodenchemie, dem Orient und den Ländern um das Mittelmeer das Urtheil gesprochen und schon die Todtenklage angestimmt. Der Ackerbau, Jahrhunderte und Jahrtausende fortgesetzt, erschöpft den Boden und zwingt den Menschen, in ein frisches Land zu wandern. Die Stoffe, die zum Wachsthum der Pflanzen und zur Fruchtbildung nothig sind, Alkalien, phosphorsaure Salze u. s. w., sind auf einer gegebenen Bodenfläche nur in einer gewissen begränzten Masse vorhanden: ist durch lange auf einander folgende Erndten dieser Vorrath verbraucht und dieses Mass erreicht, so trägt der Acker keine Frucht mehr, wie ein ausgebeutetes Bergwerk kein Metall mehr liefert. Durch die Brache gewinnen die im Boden enthaltenen Mineralien nur Gelegenheit zu verwittern, lösbar zu werden: die Zeit achtnest, so zu sagen, den Boden nur auf: aber weiter geht ihre Macht nicht und wo jene Mineralien ihm einmal genommen sind, da kann auch die Ruhe dem Acker nichts helfen. Die sorgfältigste Bearbeitung wirkt nur dahin, die chemischen Prozesse, die die Bestandtheile des Bodens erleiden müssen, um von der Pflanze ergriffen zu werden, zu erleichtern und zu beschleunigen, aber neue Bestandtheile der Art kann sie nicht schaffen. Durch Düngung geben wir dem Boden einen Theil dessen wieder, was wir von ihm empfangen, aber eben nur einen Theil, und im Laufe der Jahrhunderte muss diese Differenz sich so häufen, dass auch der einst reichste Acker die menschliche Arbeit nicht mehr belohnt. Jede Erndte, die ausser Landes geht, jedes Getreideschiff, das den Ertrag einer ackerbauenden Gegend über See entführt, ist eine direkte Schmälernng des im Boden liegenden Kapitals. Was die Städte verzehren, ist dem Lande entzogen und kommt ihm gar nicht oder in geringem Masse wieder zu. Der Abfall der Thiere und Menschen, das Laub der Bäume, der Verwesungsstaub des organischen Lebens wird von Stürmen verweht, von Strömen fortgerissen und von beiden endlich dem Ocean, dem letzten grossen Behälter, überhietet. Was London verbraucht, haben die Grabschatten hergeben müssen und wird durch die Themse in die Abgründe der Nordsee versenkt. Wie mit London, so war es einst mit Babylon, mit Rom, so mit den unzähligen städtischen Ansiedelungen des Alterthums; die umgebenden Land



schatten liegen jetzt kraft- und hilflos da und es ist keine Hoffnung, dass sie je wieder aufleben könnten, da durch eine frühe begonnene und lange fortgesetzte Kultur alle der Umwandlung in Pflanzenleben fähigen Stoffe aufgesogen und entfernt worden sind. — Ist dieser Gedankengang richtig, so steht der ganzen Erde dasselbe Geschick bevor, das die Länder des Alterthums bereits betroffen hat. Auch England wird keinen Weizen mehr tragen, wie einst auch sein Kohlen- und Eisenvorrath erschöpft sein wird; dann wird Mexico noch fruchtbar sein, für welches aber auch der Tag der ewigen Ruhe kommen wird; und so weiter durch alle Länder beider Hemisphären durch. Und was der Mensch durch seine Nutzung nur beschleunigt, das muss auch auf dem Wege des natürlichen Pflanzenlebens, auch wenn es nie einen Menschen gegeben hätte, als letzte Folge sich ergeben. Dann wird auch, setzen wir noch hinzu, alles Gebirge auf Erden durch die Kraft der Wasser und Winde und der Verwitterung geobnet sein und die Sonne, die inmerfort Wärme abgibt, ohne dass ihr die verlorene durch irgend Etwas, so viel wir wissen, ersetzt wird, todt und kalt sein und mit ihr die Erde und der Mensch. Glücklicher Weise können wir die Zeit, in der dies Alles sich vollziehen wird, auch nicht annähernd berechnen und haben unterdess Musse abzuwarten, ob in unserer Schlusskette sich nicht irgend ein Glied als unhaltbar erweist und damit die ganze Voraussage trügerisch und zur hypochondrischen Chimäre wird. So sind schon jetzt an mehr als einem Punkte der Erde unerschöpfliche Lager von Phosphoriten entdeckt worden, geeignet den Boden ganzer Länder für unabsehbare Zeit zu befruchten. Sollte nicht in näherer oder fernerer Zukunft die Kraft der raumbewältigenden Mechanik so gewachsen sein, dass von solchen beiden Anhäufungen auch weiter abliegende Gegenden einen neuen Boden und mit ihm eine neue Energie des Pflanzenlebens beziehen könnten? Was auf diesem Wege einst möglich sein wird, das besitzen die Länder um das Mittelmeer zum Theil schon jetzt an ihrer gebirgigen, reich gegliederten Bodengestalt und an der seit uralter Zeit an dieselbe sich knüpfenden Irrigation. Denn während in den Kornebenen des europäischen Wald- und Steppengebietes die Meteorwasser den Acker nur tränken, ohne seine Verluste zu ersetzen, bereichern die von den Bergen stürzenden Quellen die angeschlagte obere Erdkrone



unaufhörlich aus den Schätzen des Erdinnern. Ein lebendiges Beispiel dafür bildet die Lombardei: das Felsengerüste, an das sie sich lehnt, sendet ihr durch die Flüsse und die festen oder aufgelösten Erden, die sie mitführen, immer neue Mineralkräfte zu und erhält sie so fruchtbar, wie vor zweitausend Jahren. Was aber die Natur allein nicht leistete, ergänzte der Mensch, von der Noth belehrt, mit bewusster Zweckthätigkeit. Im Orient und am Mittelmeer, im Bereiche regelloser Sommer, drohte der Vegetation jedes Jahr während der drei oder vier heißen Monate der Tod durch Verschmachtung. Daher in diesen Ländern seit dem frühen Alterthum die Sorge für Bewässerung, die Fassung und Leitung der Quellen, die Kunst wagerechter Vertheilung, die Einschnitte in den Rand der Ströme, die Dämme und Durchstiche, die Schöpfräder und Rinnen. So nothwendig war unter jenem Himmelsstrich diese Bemühung, dass sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzte und zum bleibenden Naturell und zu angeborener Kunstfertigkeit wurde. Und wenn die künstliche Bewässerung ursprünglich ein Zeichen des sich regenden vorberechnenden Denkens gewesen war, so wurde sie ihrerseits ein mächtiger Anreiz fernerer geistiger Entwicklung. Sie band den Menschen an den Menschen, nicht durch jene dumpfe natürliche Gesellschaft, die auch die Thiere treibt, heerdenweise zu leben, sondern durch freie Gegenseitigkeit, die erste Gemeinde und Staatenbildung. Nördlich der Alpen fiel diese Nöthigung weg: da sie delte sich der Germane an, wo es ihm beliebte, fragte nichts nach dem Nachbar und bildete den Charakter persönlicher Eigenheit in sich aus. Selbst in der Neuen Welt währte dies Verhältniss fort, da wo beide Rassen in einer ähnlichen Natur zusammenstießen. In Neu-Mexico, z. B. am Rio Grande, und in Texas hatten die Spanier meilenweit Bewässerungskanäle gezogen, die die einwandernden angekauasischen Amerikaner zum Schaden des Landes wieder eingehen liessen. „Den Bewohnern der Vereinigten Staaten ist diese Art des Landbaues fremd, und sie widerstreitet ihrem individualistischen Geiste, da ein grösseres Bewässerungssystem mehr ohne eine darauf bezügliche Gesetzgebung und ohne Schmäderung der freien Disposition des Einzelnen auf seinem Lande denkbar ist.“ (Fröbel, Aus Amerika, 2, 160). Ja, ein Amerikaner bemerkt selbst, unter amerikanischen Händen müsse der an Bewässerung gebundene Ackerbau



stets darnieder liegen, „weil die bei einem solchen System notwendige despotische Verwaltung der Gemeinde zu wenig mit den dortigen Sitten übereinstimmt“ (Grisebach, *Vegetation der Erde*, 2, 276). Organisirte Gemeinschaft also erscheint dem äähsischen Stamme als despotisch überhaupt; am Mittelmeer aber, von Bactrien und Babylonien bis zu den Säulen des Herakles, war sie ein Gebot der Natur und wurde ein Charakterzug der Völker. Abgesehen aber von dieser politisch-sittlichen Wirkung verbürgt die Irrigation auch dem Grund und Boden, so lange die Berge stehen und die Wasser rinnen, eine unvergängliche physische Jugend. Wo das Ackerland und die Wiese nur auf die aufsteigenden und niederfallenden Dämpfe des Moores angewiesen sind, da muss jener Zustand der Erschöpfung viel rascher eintreten, welchem in den Augen besorgter, vielleicht auch hochmüthiger Beurtheiler die Länder des Alterthums schon verfallen sind.

Nicht ein unerhittliches Naturgesetz war es, was der Kultur des Orients den Untergang gebracht hat, sondern der Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse, die erst die humane Entwicklung begünstigende, dann sie gefährdende geographische Lage, der Contact der Racen, Lebensformen und Religionen und die ihn begleitende Wuth der Zerstörung und Verräuerung des Blutes. Die Region der acker- und städtebauenden Völker Vorderasiens stiess an unermessliche Steppen und Wüsten, aus denen immer von Neuem in kürzern und längern Perioden wilde, blutgierige Nomaden hervorbrachen. Einst in sehr früher Zeit hatten nomadische Semiten vom Kaukasus bis zum persischen und arabischen Meerbusen sich ergossen und eine ihnen vorausgehende Kultur zerstört, deren Wesen und Richtung wir nicht mehr erkennen. Als sie drauf begonnen hatten, sich auf dem neuen Boden sesshaft zu machen, erfolgte die iranische Flut, die, gleichzeitig mit dem Einbruch der Indoeuropäer nach Europa, die semitische Welt mitten durch spaltete und in einzelnen Wellen unter der Benennung Phrygier, Lykier u. s. w. bis an das mittelländische Meer sich fortsetzte. Seitdem rangen in Asien beide Racen mit einander, die Semiten in ungeheuren despotischen Centren, um bildgeschmückte Paläste sich sammelnd, Kanäle ziehend und den Spaten führend, die Iranier in natürlicher Freiheit ihre Thiere weidend, in Stämme gesondert und von



Patriarchen geführt, lauernd und räuberisch, verwüstend oder wegschleppend, was sie erreichen konnten. Allmählig aber, durch den Einfluss der Zeit und des Beispiels und in der Herrschaft über gebildete Kulturländer, ging ein Theil der Iranier selbst zur Niederlassung und höherer Staatsordnung über, indess die andere Hälfte dieses grossen Stammes — Saken und Massageten, Sarmaten und Seythen, später Alanen und Jazygen — in den weiten unerreichbaren Flächen die alte nomadische Lebensart bewahrte. Diese Spaltung in zwei Hälften war der Gegensatz von Iran und Turan, von Civilisation und Freiheit: das iranische Kulturgebiet erwehrte sich nur mithsam der aus dem Schoosse der Steppe immer neu hereinbrechenden Wildheit. Schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts vor Chr. hatten Seythen einen Plünderungszug durch ganz Asien gemacht, der aber nur acht und zwanzig Jahr dauerte und als blosse Episode bald wieder vergessen wurde. Dann hatte Cyrus versucht die Massageten, Darius die Seythen zu bändigen, beide ohne Erfolg. Vielmehr setzten sich unter dem Seleucidenreiche die aus den Jaxartes-Gegenden gekommenen reitenden Bogenschützen iranischen Stammes, die Parther, in dem östlichen Theile Asiens bis an den Euphrat fest. Dann, im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, stürzten die Araber, ein arabischer Wüstenstamm, plötzlich heran und rotteten alle Gründungen, die mit der Religion zusammen hingen — und was im Orient hing und hängt nicht mit der Religion zusammen? --, mit der Wurzel aus. Wieder einmal war der Geist der Semiten Herr geworden über den iranischen, als Widerspiel dessen, was einst Meder und Perser an ihnen verübte. So gross nun auch die Verwüstung war, mit der Turanier und Islamiten gegen die Gärten und Ställe Bactriens und Mediens, der Tigris- und Euphratländer, Syriens und Kleinasiens reagierten, diese Nomaden und Reiter waren doch immer desselben Blutes, von edler Herkunft und schöner Leibesgestalt, bildungsfähig und Anlage und Bedürfniss civilisirten Lebens, ihnen selbst unbekannt, in sich tragend. Das eigentliche Verderben, ohne Möglichkeit der Wiederherstellung und Anknüpfung, erfolgte erst, als die bestialischen Hünen, die bisher am Atrai und von da weiter am Baikalsee und auf der nördlichen Hochfläche im Herzen des Welttheils sich verborgen gehalten und nur ihr das chinesische Reich den homogenen



nomadischen Hintergrund gebildet hatten, die Türken und auf deren Spuren die Mongolen, den Weg nach Südwesten in die arisch semitische Welt gefunden hatten. In Europa tauchte der türkische Stamm zuerst in der Horde der Hunnen auf und welchen Eindruck schon ihr brutales Aeußere auf den Abendländer machte, sehen wir aus den Schilderungen der gleichzeitigen Berichterstatter und den Fabeln, die über die neu erschienenen Utholde im Volksmunde umgingen. Ammianus Marcellinus, da wo er die rohen Sitten der Alanen, die früher Massageten genannt wurden, beschreibt, fügt doch hinzu: „die Alanen sind fast Alle hohe, schöne Menschen (*proceri autem Alani paene sunt omnes et pulchri*), den Hunnen in der Lebensart ähnlich (*suppares*), dennoch aber auf höherer Stufe der Menschlichkeit stehend (*verum virtutibus mitiores et culti*). In Asien waren schon im 6. christlichen Jahrhundert Sogdiana und Bactrien oder die alt-iranischen kanalreichen Ufer des Jaxartes und Oxus türkisches Land; von da wurde in den folgenden Jahrhunderten ganz Asien allmählig durchritten, verheert, verbrannt, geplündert und die Einwohner gemordet oder in die Gefangenschaft abgeführt. Seldschukische Häuptlinge schlangen die Lederpeitsche, legten besiegt arabischen Emiren feierlich den Fuss auf den Nacken und liessen sie dann in Stücke hauen; persische Mädchen mit mandelförmigen Augen und langen Wimpern wurden in die schmutzigen Filzelte ihrer heulenden missgestalteten Gebieter geschleppt; so mischte sich vom Aralsee bis zum mittelländischen Meer unedles hochasiatisches Blut in das der alten Kulturvolker, als ein fortwirkendes Element sittlicher Erniedrigung und geistiger Ohnmacht. Indess, auch die türkische Eroberung erscheint als nur geringes Leiden im Vergleich mit den entsetzlichen Gräueln, die den Weg der Mongolen bezeichneten. Was diese Race gelber schiefblickender Schakale aus der Wüste Gobi auf orientalischem Boden verübt hat, lässt sich mit Worten gar nicht schildern. Als Dschingiskhan im Jahre 1221 - wir wollen nur dies eine Beispiel anführen - gegen die blühende volkreiche Stadt Balkh, das altberühmte Bactria, die 1200 Moscheen und 200 öffentliche Bäder besass, drohend heranzog, gingen ihm Abgesandte mit Geschenken und Lebensmitteln entgegen, um Schonung flehend: der Khan war scheinbar begütigt, zog in die Stadt ein und liess dann sämtliche Einwohner, unter dem Vorwand sie zählen zu



wollen, in einzelnen Abtheilungen aufs Feld hinaustreten und sie dort abschlagen, die Stadt selbst aber schleiten — die noch gegenwärtig ein unabschbares Ruinenfeld bildet. Die türkischen Völker, deren Ausgang mehr nach Westen zu gelegen war, waren gleich Anfangs vom Islam gewonnen worden und hatten sich dadurch dem Westen innerlich verbunden; auch waren sie, wie man gestehen muss, im Laufe der Jahre nach manchen Seiten gegen die mildere Sitte und ererbte Bildung der ihnen unterworfenen Bevölkerung nicht ganz unempfindlich geblieben: die mongolischen Horden aber trieb nur der Instinkt der Zerstörung und des Mordes und die Spuren ihres Daseins sind bis auf den heutigen Tag nicht erloschen. Seit der mongolischen Zeit liegt der Orient wie ein zu Tode Getroffener da, ohne sich aufrufen zu können. So verhängnissvoll wurde der ältesten Menschenkultur und den gesegneten Ländern, in denen sie erblühte, der ununterbrochene Zusammenhang mit den unwirthlichen Hochflächen im Innern des grossen Welttheils, der Heimath einer niedern Menschenrace von abstossender Gesichtsbildung und unfälligen Sitten.

Auch der griechischen Halbinsel gereichte die Nähe Asiens und der osteuropäischen Steppen und die Verunreinigung mit fremdem Blute zum Verderben. Denn welches waren ihre Schicksale seit der Völkerwanderung? Die Bulgaren, ein türkischer Stamm, liessen sich südlich der Donau nieder, die gleichfalls türkischen wilden Avaren überhelen mordend und plündernd die um die befestigte Hauptstadt gelegenen Provinzen; Osmanen streiften und herrschten schon vor einem halben Jahrtausend in diesem Vorland Europas. Auch den Germanen diente der griechische Boden zum Schauplatz ihrer noch ungebandigten Kriege- und Beutegier — man erinnere sich nur der furchtbaren Verheerungszüge der am schwarzen Meer angelangten Gothen gegen die Küsten, Städte und Inseln Kleinasiens und des Peloponnes —; nach Italien pflegten sie erst zu kommen, wenn sie ihre erste frische Rohheit schon abgelegt hatten. Slaven überschwebten dauernd nicht bloss die Donaugegenden und Thrakien, sondern auch alle Theile des alten Griechenlands selbst und belegten Berge, Thäler, Flüsse und Ortschaften mit Namen ihrer Sprache; aus rauen Gebirgswinkeln drängten Albanesen hantelweise in die entvölkerten Landschaften hinab; beide nahmen dann die von Konstantinopel auf dem Wege der Kirche und der politischen



Administration ihnen gebotene griechische Sprache (in entarteter byzantinischer Aussprache) an und bildeten mit dem Rest der frühern Bewohner, soweit sich ein solcher noch vorfand, das heutige Volk der Griechen. So erklärt sich die Barbarei, der sich Hellas so schwer entwindet, aus dem Fluche der Schändung, der auf ihm liegt, nicht aus der angeblichen Erschöpfung der Naturkraft, die sicher noch so wirksam ist, wie einst in den Tagen der schönsten Blüte dieses Landes.

Als die grosse arische Wanderung den beiden Halbinseln, die nachher der Schauplatz der klassischen Bildung wurden, die ersten Bewohner höherer Race gab, von denen wir historisch wissen, da waren diese Länder — so dürfen wir uns die Sache denken — von einer dichten schwer zu durchdringenden Waldung dülsterer Fichten und immergrüner oder laubabwerfender Eichen bedeckt, etwa wie Homer sie schildert:

Diese durchathmete nie die Gewalt feuchthauchender Winde,  
Noch traf Helios Leuchte sie je mit den flammenden Strahlen,  
Auch kein strömender Regen durchnässte sie, so in einander  
Wuchs das Geholz; viel lagen umher der gefallenen Blätter —

dazwischen in den Flussthälern mit offenern Weidestrecken, auf denen die Rinder der Ankömmlinge sich zerstreuten, reich an nackten und kräuterbewachsenen Felsabstürzen, an denen die Schafe rupfend auf- und abklettern und von deren Gipfel hin und wieder das öde unfruchtbare Meer sichtbar wurde. Das Schwein fand reichliche Eichelnahrung, der Hund hütete die Heerde, wilde Bienenstöcke lieferten Wachs und Honig, wilde Apfel-, Birn- und Schlehenbäume boten saure harte Früchte zum Genuss, gegen den Hirsch und Eber, den wilden Stier und den raubgierigen Wolf ward der Pfeil vom Bogen geschneit oder der mit scharfem Stein bewaffnete Speer geschwungen. Das Jagdthier und das Thier der Heerde gab alles Nöthige, sein Fell zur Kleidung, seine Hörner zu Trinkgefässen, seine Därme und Sehnen zu Bogensträngen, sein Geweih und seine Knochen zu Werkzeugen und den Handgriffen derselben; rohes Leder war der vorherrschende Stoff, die steinerne oder hörnerne Nadel diente zum Nähen und Befestigen desselben (*suere* ist das uralte Wort für solche Lederarbeit, man vergleiche *sutor* der Schuster,



*záaspa* das Leder, *subula* die Able, altslavisch *podšiva* die Schuhsohle, *šilo*, althochd. *siula* der Pfriemen u. s. w.). Mit Leder war der auf dem Wasser schwimmende geflochtene Kahn überzogen, mit Stierschellen das Lederkleid zusammengenäht, Hesiod. O. et d. 544:

Nähe dir Häute zusammen mit Stierdrat —,

mit Riemen die Spitze am Pfeil und am Speer befestigt, das Zugthier vor dem Wagen angeschirrt und die Peitsche, die zum Antreiben diente, bewaffnet. Ein viel erlegtes, auch zur Nahrung dienendes Thier war der Biber, der durch ganz Europa die Seen und Flüsse dicht bevölkerte (lat. *fiber*, keltisch in ältester Form *lober*, wovon die gallischen Städte Bibrax und Bibracte benannt waren, althochdeutsch *papar*, *bibtr*, mittelhochdeutsch *biber*, angelsächsisch *bofor*, altnordisch *bifr*, altpreuussisch und litauisch *bebrus*, slavisch *bobru*, auch *bebru*, *bibru*; im Griechischen ist das Wort, wie auch das Thier in Griechenland, frühe untergegangen, dafür aber von Europa in den Orient gedrungen, Fräho Im-Foschlan S. 57). Zum Bogen diente besonders das Holz der Elbe<sup>2)</sup>, zum Schaft des Speeres das der Eiche; die Bäume des Urwaldes, von riesenbattem Wachsthum, wurden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer frühe erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war und an welcher Holzpföcke die Stelle der spätern eisernen Nagel vertraten, ward die Habe der Wanderer, ihre Melkgefäße, Felle u. s. w. mitgeführt. Die Wolle der Schafe ward ausgerupft<sup>3)</sup> und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, besonders zum Schutze des Hauptes (gr. *νιζος*, lat. *pileus* der Hut, germanisch und slavisch mit erweitertem Stamm: *Filz*, *plust*, Hesiod. O. et d. 545:

über das Haupt dir

Setze geformten Filz, vor Nässe die Ohren zu schützen.)

Aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, flochten die Weiber (das Flechten ist eine uralte Kunst, die Vorstufe des Webens, dem es oft sehr nahe kommt) Matten und gewebeartige Zeuge und Jugh und Fischernetze. Milch und Fleisch war die Nahrung, das Salz ein begehrttes Gewürz, das aber schwer zu erlangen war und dem am Meeresufer, in der



Pflanzenmasse u. s. w. nachgegangen wurde.<sup>4)</sup> Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höhern Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen musste — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späten Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Auch die Race der Hausthiere war eine geringe, das Schwein z. B. das kleine sogenannte Törtischwein, und stand von der spätern durch Kultur und Verkehr veredelten, die wir jetzt vor Augen haben, noch weit ab. Zur Wohnung für den Menschen diente im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt<sup>5)</sup>, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Der Natur der Sache nach musste bei einem viehschlachtenden Volke die Kampsitte blutig und die Strate grausam sein; Wuth und Rache, Raub- und Beutegier bildeten die Antriebe, List und Hinterhalt und Uebertath, wie auf der Jagd dem Thiere gegenüber, die Formen und Mittel des Kriegs; die Gefangenen wurden geschlachtet, wie bei den Uibern, ja noch den Germanen des Tacitus, die Slaven zu grösserer Sicherheit verstümmelt; der Sieger trank von dem Blute des erlegten Feindes, der Hirnschädel diente ihm beim Schmause zur Schale und zu übermüthiger Erinnerung. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gingen freiwillig in den Tod oder wurden gewaltsam erschlagen, ähnlich auch unheilbare Kranke<sup>6)</sup>. Bei religiösen Festen und Sühnopfern floss reichlich Menschenblut; dem Häuptling folgten seine Knechte, Weiber, Pferde und Hunde in das Grab nach<sup>7)</sup>; die Frau wurde geraubt oder gekauft, das Neugeborene vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Die Naturkräfte, deren Gegenwart mit dumpfem Schauer empfunden wurde, hatten noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes, dessen lateinische Form *deus* ist, bedeutete noch Himmel (das von den Finnen erborgte litauische *devas* hat bei ihnen noch heute den Sinn von Himmel, finnisch *täivas*, estnisch *täevas*, livisch *taivs*), und während in dem indischen Varuna schon ethische Motive entwickelt sind, hat in dem griechischen Uranos



der Process der Personification kaum erst angesetzt. Das Loos entschied bei wichtigen oder ungewöhnlichen Begegnissen und Entschlüssen; Vorbedeutung und Aberglaube bestimmten alles Thun und Lassen; Zaubertorneln lösten die Fesseln des Gefangenen und gaben der Waffe übernatürliche Kraft; die Wunden, die die Axt gerissen, wurden durch Besprechung geheilt, ebenso das hervorspritzende Blut gestillt (ein solcher Beschwörer hiess gothisch *lekers*, *lekers*, slavisch *lekar*?, altirisch *leag*, *leagh*, Zeuss<sup>2</sup> 19; Od. 19, 156:

Und sie verbanden zugleich des untadligen hohen Odysseus

Wunde geschnickt und stillten das dunkelo Blut mit Beschwörung.

Wie in der religiösen Anschauung die Verwandlung der Naturmächte in dämonische Personen sich noch nicht vollzogen oder eben erst begonnen hatte, so walteten auch im Zusammenleben der Menschen die unmittelbaren Naturformen: aus dem Familienverbande und der Herrschaft des Patriarchen ging in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere Zusammenhang des Stammes hervor (Wörter wie *roiz*, *populus*, goth. *thouða* u. s. w. sehen wir erst allmählig in das Reich der Freiheit d. h. zu politischen Begriffen emporsteigen).\*) Als Auszeichnung adeliger Geschlechter findet sich in historischer Zeit die Tätowirung, vielleicht ein Rest uralter Sitte, da sie bei entfernten Gliedern des grossen Stammes wiederkehrt, so bei Gelonen und Agathyrsen (Mela 2, 1, 10: *Agathyrsi ora artusque pingunt: ut quique majoribus praestant, ita magis vel minus: ceterum iisdem omnes molis, et sic ut ablati nequeant*), bei Thrakern (schon bei Herodot 5, 6, also vor der keltischen Zeit), Sarmaten, Daken, den Briten auf ihrer entlegenen Insel, welche letztere vielleicht danach benannt waren (altirisch *brt*, kambrisch *breth* - *carregatus*, auch die Picti möglicher Weise nur die lateinische Uebersetzung von Briten, Britten). Bei der Aufstellung zum Kriege herrschten schon die Zahlen des Decimalsystems — eine erste Regung der Abstraction, doch war der Begriff tausend, da das Wort dafür fehlt, noch nicht aufgegangen. Im Uebrigen bildete die Sprache einen verhältnissmässig intakten, viel gegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude und Bewunderung des Grammatikers ist und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewusstseins wächst und sich enttattet — mit dem



erwachenden Denken beginnt die lästige, wuchernde Formen-Vegetation und die paradiesische Klangfülle allmählich abzusterben. — Dies etwa war der Zustand jener Wandervölker zur Zeit ihrer Ausbreitung in Europa, — so weit wie ihn nach einigen seiner allgemeinen Züge im Geiste wiederherstellen können. Eine Vergleichung gewähren etwa die Andeutungen des Alten Testaments über die kriegerische Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina: dort traten den Kanaanitern wilde Urein-geborne entgegen, die später als Riesen gedacht wurden und die in einigen Resten noch bestanden, als ganz zuletzt die Beni-Israel in dem Lande ihrer vorausgegangenen Stammesgenossen gewaltsam sich festsetzten. So mögen auch die Indogermanen in Europa ursprüngliche Bewohner vorgefunden haben, die sie aussrotteten oder mit denen sie sich vermischten; im Osten die Finnen, ein sehr tief stehendes Jagervolk, das die Wolle und das Salz nicht kannte und nicht einmal bis hundert zählte, im Westen und Süden die Iberer und vielleicht die Libyer, von deren Kulturstufe wir nichts wissen. Ein anderes noch lehrreicherer, in ganz historische Zeit fallendes Beispiel bietet der grosse Eroberungszug der Türken durch Asien und die Niederlassung dieses nomadischen Stammes auf dem weiten von ihm überschwemmten Boden. Die Türken freilich — und dies könnte geeignet sein die Analogie wieder etwas einzuschränken — trieben nicht ihre Rinderheerden vor sich her, sondern kamen auf dem geschwinden Ross, das sie und ihre Zelte durch die Weite trug,

und hier erhebt sich die schwierige Frage, ob auch die Indoeuropäer schon mit dem gezähmten Pferde in Europa einwanderten oder es erst nachmals erhielten? Wir haben oben unter den Grabesopfern auch die Pferde des Bestatteten mit aufgeführt — wie wenn wir damit einen Anachronismus begangen hätten? Humboldt, *Central-Asien*, I, 436 sagt: „die Innere (Kirghisen) Horde bewohnt einen Theil der Gegenden, in welchen vorurals dieselben Kalmuk Turguten nomadisirten, welche von der chinesischen Grenze gekommen waren und in der Nacht des 5. Januars 1771 mit ihren 30,000 Jurten davonzogen, um auf einem 100 Meilen langen Marsche kriegsführend die Ebenen der Dsungarei zu erreichen. Diese Wanderung von 150,000 Kalmuken, begleitet von ihren Frauen, Kindern und Heerden, vor etwa 70 (jetzt über hundert) Jahren, ist eine historische



Thatsache, welche auf die alten Einfälle asiatischer Völker in Europa grosses Licht wirft.“ Diese Bemerkung des tiefblickenden Meisters (für welche wir bereit wären ein Dutzend sog. indogermanischer Idyllen, so reizend ihr Colorit ist, herzugeben) wollen wir uns gesagt sein lassen und nicht vergessen — aber die Karren und Heerden der Kalmuken waren von kriegesischen Reitern umschwärmt und so ging der Zug unaufhaltsam und sicher fort: dürfen wir uns den frühesten Einbruch aus Asien auch schon ähnlich ausgerüstet denken? Wir versuchen im Folgenden die Hauptzüge der ältesten Geschichte des Pferdes zusammenzustellen und dadurch vielleicht einige Wahrscheinlichkeit für oder wider zu gewinnen.

---

## DAS PFERD

(*equus caballus*).

Das edle Ross, der Liebling und Begleiter des Helden, die Freude der Dichter, die es in prächtigen Schilderungen verherrlicht haben, z. B. der Verfasser des Buches Hiob im 39. Kapitel, oder Homer in der Ilias 5, 506:

Gleichwie das Ross, das lang im Stall sich genährt an der Krippe,  
Seine Fessel zerreisst und stampfenden Hufs durch die Ebne  
Rennt, sich zu baden gewohnt in dem schönhinwallenden Strome,  
Strotzend von Kraft; hoch trägt es das Haupt und umher an den Schultern  
Flattern die Mähnen empor; im Gefühl der eigenen Schönheit  
Tragen die Schenkel es leicht zur gewohnten Weide der Stuten, —  
So schritt Priamos Sohn von Pergamos Veste hernieder,  
Paris im leuchtenden Waffenglanz, der Sonne vergleichbar,  
Freudig und stolz, rasch trugen die Schenkel ihn —

oder Vergil Georg. 3, 83:

*tum, si qua sonum procul arma dedere,  
Stare loco nescit, micat auribus et tremat artus,  
Conlectumque fremens volvit sub naribus ignem —*

-- dies glänzende, stolze, aristokratische, rhythmisch sich bewegende, schauernde, nervöse Thier hat doch für die gegenwärtige Erdepoche seine Heimath in einer der rohesten und unwirth-



liehsten Gegenden der Welt, den Kiessteppen und Weidflüchen Centralasiens, dem Tummelplatz der Stürme. Dort schwärmt es noch jetzt, wie versichert wird, im wilden Zustande unter dem Namen Tarpan umher, welcher Tarpan sich nicht immer von dem bloss verwilderten Musin, dem Flüchtling zahmer oder halb-zahmer Heerden, unterscheiden lässt. Es weidet gesellig, unter einem wachsamen Führer, dem Winde entgegen vorschreitend, mit den Nüstern und Ohren immer der Gefahr gewärtig, und weil phantasievoll, nicht selten von panischem Schreck ergriffen und unaufhaltsam durch die Weite gejagt. Während des stürmischen Steppenwinters scharrt es den Schnee mit den Hufen weg und nährt sich dürrtzig von den drunter befindlichen abgestorbenen Gramineen und Chenopodeen. Es hat eine reich wachsende Mähne und einen buschigen Schweif, bei Einbruch der Winterkälte wächst ihm das Haar am ganzen Leibe zu einer Art dünnen Pelzes. In eben jener Weltgegend lebten auch die ursprünglichsten Reitervölker, von denen wir Kunde haben, im Osten die Mongolen, im Westen die Türken, beide Namen im weitesten Sinne genommen. Noch jetzt ist die Existenz dieser Rassen an die des Pferdes gebunden. Der Mongole hält es für schande, zu Fuss zu gehen, sitzt stets zu Rosse und bewegt sich und steht auf der Erde, als wäre er in ein fremdes Element versetzt. Ehe der kleine Knabe noch gehen kann, wird er auf das Pferd gehoben und klammert sich an die Mähne; so wächst er im Verlauf der Jahre auf dem Rücken des Thieres auf und wird zuletzt ganz eins mit diesem. Auch der mongolischen Körperbildung hat diese Lebensart, von Geschlecht zu Geschlecht Jahrtausende lang fortgesetzt, ihr unterscheidendes Gepräge gegeben. Die Beine des Mongolen sind säbelförmig gebogen, der Gang ist schwerfällig und der Oberkörper nach vorn gebeugt; auch innerhalb des Zelttes gleicht sein unstät umher-spähender Blick dem des Reiters in der unermesslichen Steppe, der nach allen Seiten aussehend eine Meile weit die kleinste Staubwolke am Horizonte entdeckt. Der Reichtum des Einzelnen besteht in der Zahl und Grösse seiner in halbwildem Zustand weidenden Tibans; bedarf er in gegebenem Falle eines jungen Thieres, so wird dieses mit der Schlinge eingefangen. Die Milch der Stuten ist das Getränk und das Berausungsmittel (es gehört viel Übung und Kraft dazu, die Stuten, nachdem sie



gekoppelt worden, zu melken), das Pferdefleisch die gewohnte und liebste Nahrung. Bei den jetzigen Mongolen hat freilich der Buddhismus die letztere Speise auszurotten gesucht und der Lama wenigstens hütet sich in frommer Enthaltensamkeit, davon zu kosten. Auch das Fell und das Haar des Pferdes ist dem Mongolen nutzbar; aus dem ersten werden die Riemen geschnitten, die ihm so unentbehrlich sind, das letztere dient zu Stricken und Sieben und aus dem Felle der jungen Füllen werden die Kleider zusammengehaft.

Von dem breiten Rücken des Welttheils stieg das Thier nach allen Seiten bis in die Hochgebirge des nördlichen Indien hinauf und in die Flussthäler Turkestans, in die Landschaften und Wüsten des Jaxartes und Oxus hinab. Dort ist das Pferd des Turkmenen noch jetzt von ungemeiner Kraft, Ausdauer und Klugheit. Mit geringem Mundvorrath versehen macht der Turkmenen Ritte von hundert Kilometern, ohne zu ruhen, überfällt und plündert, und verschwindet, ehe der Beraubte noch zur Besinnung gekommen. Oft übernachtet der Reiter schlafend auf seinem Thiere, mitten in der Wüste, ohne diesem einen Tropfen Wasser bieten zu können. Auch liebt er, nach Vambéry's Worten, sein Ross mehr als Weib und Kind, mehr als sich selbst; es ist rührend, mit welcher Sorgfalt dieser rohe, habgierige Sohn der Wüste sein Thier antzieht, wie er es hütet, gegen Frost und Hitze kleidet und mit Zaum und Sattelzeug nach Kräften Aufwand treibt. Auch in den Augen des Kirgisen ist das Pferd „der Inbegriff aller Schönheit, die Perle des Viehes. Er liebt sein Pferd mehr als seine Geliebte und schöne Pferde verleiten auch den ehrlichsten, angesehensten Mann zum Diebstahl“ (W. Radloff in der Zeitschr. für Ethnologie, 3, S. 301). Doch ist zu bemerken, dass die turkmenische Race, obwohl dem Kerne nach einheimisch, doch stark mit arabischem Blute gekreuzt ist und dieser Mischung einen Theil ihrer edlen Eigenschaften verdankt.

Dass das Pferd auch westlich von Turkestan das Steppengebiet des heutigen südöstlichen und südlichen Russland bis zum Fusse der Karpathen in ursprünglicher Wildheit durchstriefte, kann glaublich scheinen, weniger, dass sogar die Waldregion Mitteleuropas einst von Rudeln dieser Thiere bewohnt gewesen. Und doch liegt eine Reihe historischer Zeugnisse vor, die diese letztere Thatsache ausser Zweifel zu stellen scheinen. Von apantischen



wilden Pferden berichtet Varro de r. r. 2, 1, 5: *equi feri in Hispaniae cterioris regionibus aliquot*, und eben so Strabo 3, 4, 15: „Iberien trägt viel Rehe und wilde Pferde (*ἵππων ἀγρίων*).“ In den Alpen lebten, wie wilde Stiere, so auch wilde Pferde (Strab. 4, 6, 10), und nicht bloss in den Alpen, sondern im Norden überhaupt, Plin. 8, 39: *septentrio fert et equorum greges ferarum*. Auch im Mittelalter fehlt es nicht an Belegen für die Existenz wilder Pferde in Deutschland und in den von Deutschland östlich gelegenen Landen. Zur Zeit des Venantius Fortunatus wird in den Ardennen oder Vogesen neben dem Bären, Hirschen und Eber auch der *onager* gejagt, worunter — wenn das Wort nicht bloss eine poetische Floskel ist — das wilde Pferd verstanden werden kann, ad Gogonem, Miscell. 7, 4, 19:

*Ardennae an Voangi cervi, caprae, helicie ursi  
Caede sagittifera silva fragore tonat?  
Sed calidi bubali ferit inter cornua campum.  
Nec mortem differt urnas, onager, aper?*

In Italien sah man wilde Pferde zum ersten Mal während der longobardischen Herrschaft, unter dem König Agilulf, Paul. Diac. 1, 11: *tunc primum caballi silvatici et bubali in Italiam delati Italiae populus miracula faciunt*. Papst Gregorius 3 schreibt am 732 an den heil. Bonifacius (Bonifac. ep. 28 bei Jaffe, Mon. Mog. p. 91 ff.): „Du hast Einigen erlaubt, das Fleisch von wilden Pferden zu essen, den Meisten auch das von zahmen. Von nun an, heiligster Bruder, gestatte dies auf keine Weise mehr.“ Der Apostel der Deutschen war also bis dahin in diesem Punkt liberal gewesen — vielleicht weil er einen Gebrauch, der dem Italiener in Rom gräulich erschien, auf seiner heimatlichen Insel von früher Jugend an gekannt und selbst getribt hatte? Unter den von dem St. Galler Mönch Ekkehard dem vierten herrührenden Segenssprüchen zu den bei dem gemeinsamen Mahl aufgetragenen Speisen (vom Jahr 1000 oder bald nachher, herausgegeben von Ferdinand Keller in den Mittheil. der antiquar. Ges. in Zürich, III, 2, S. 99 ff.) bezieht sich einer auch auf das Fleisch vom wilden Pferde, das also von den frommen Vätern des einst in der Wildniss gegründeten Klosters noch genossen wurde, v. 127:

*Sit feralia equi caro dulcis in hac cruce Christi.*

Der Wiusbeke spricht in Strophe 46 (Weingartner Liederhandschrift,



S. 217) die Erfahrung aus: „Ein Fohlen in einer wilden Heerde Pferde wird, eingefangen, eher zahm, als dass ein ungerathener Mensch in seinem innern Scham empfinden lerne“:

ein vol in einer wilden stund  
uß üzgevangen wirt e zam,  
ê daz ein ungeräten lip  
gewinne ein herze daz sich scham

Im Sachsenspiegel, da wo die Gerade der Frau bestimmt wird (d. h. die labrende Habe derselben), sagt die Glosse, wilde Pferde, die man nicht immer in Hut behalte, seien dazu nicht zu rechnen, 1, 21: *hir prave bi, dat wilde Perde, de men al tid nicht umhut, de un horen hir tu nicht*. In einer westphälischen Urkunde vom J. 1316 (bei Venantius Kindlinger, Münsterische Beiträge, Münster 1787, 1, Urk. no. 8, S. 21) wird einem gewissen Hermann die Fischerei im ganzen Walde und die wilden Pferde und die Jagd, die Wildforst genannt wird, zugetheilt: *item recognoscimus quod piscatura per totum nemus perHann Hermannu predicta et vagi equi et venatio dicta iustfast*. Da nicht bloss zur Zeit der Merovinger, noch am Ende des 16. Jahrhunderts lebten solche wilde Pferde in dem Vogesengebirge, der rauhen Kriegs- und Grenzscheide zweier Racen, — wie Heli saens Rösslin, des Elsass und wassgatischen Geburges Gelegenheit, Frankfurt 1593, S. 20, ausführlich berichtet (wir kennen dies Buch nur aus S. Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar 1862, p. 123 und aus dem Ausland, 1872, no. 51, und citiren nach dem letztern): „die in ihrer art viel wilder und scheuer sind, dann in vielen Landen die Hirsch, auch viel schwerer und mühsamlicher zu fangen, eben so wohl in Garnen als die Hirsch, so sie aber zahm gemacht, das doch mit viel Müh und Arbeit geschehen muss, sind es die allerbesten Pferd, spanischen und türkischen Pferden gleich, in vielen Stücken aber türgen und härter sind, dieweil sie sonderlich der Kälte gewohnt und rauhes Fatters, im Gang aber und in den Füssen fest, sicher und gewiss seind, weil sie der Berg und Felsen, gleich wie die Geusen, gewohnt“. Fanden sich solchergestalt wilde Pferde in dem kultivirten West- und Süddeutschland, so mussten sie sich in den Wildnissen an der Ostsee, in Polen und Russland um so länger erhalten. Hier sind in der That die Zeugnisse



bis in die neuere Zeit hinab zahlreich. Das Land der Pommern war zur Zeit des Bischofs Otto von Bamberg, also in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, reich an aller Art Wild, darunter auch wilde Ochsen und Pferde, *Herbordi vita Ottoms* bei Pertz XX, p. 745: *lunaborum et equulorum agrestium . . . copia redundat omnis provincia*. Um die gleiche Zeit gab es auch in Schlesien ungezähmte Pferde: der Canonicus Wissegradensis, der Fortsetzer des Cosmas, berichtet zum Jahr 1132, bei Pertz SS. IX, p. 138: *Interca dux Sobestans* (der Schwager des Königs Bela von Ungarn) . . . *Poloniam cum exercitu suo 15 Kal. Novembres intravit totamque partem illius regionis quae Sleszko* (Schlesien) *conatur penitus igne consumpsit. Multos etiam captivos cum innumera pecunia nec non undamillarum equarum greges non paucos inde secum adduxit*. Bekannt ist und durch viele literarische Erwähnungen wird bestätigt, dass in Preussen bis zum Zeitalter der Reformation, ja noch später die Wälder von wilden Pferden bevölkert waren. Töppen, Geschichte Masurens, Danzig 1870, S. XVII: „In Ordenszeiten jagte man wilde Rosse, so wie anderes Wild, vorzüglich um ihrer Häute willen. Noch Herzog Albrecht erliess um 1543 ein Mandat an den Hauptmann zu Lyck, in welchem er ihm anbefahl, für die Erhaltung der wilden Rosse zu sorgen“ (S. auch denselben in den Preussischen Provinzialblättern 1839, Bd. 22, S. 181 und in den Neuen Pr. Prov. Bl. 1847, Bd. 4, S. 453). Auch für Polen und Litauen gehen die Hinweisungen auf das Pferd als Jagdthier bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinab (so bei Guillebert de Lannoy 1499–1450, Simon Grunau, schrieb zwischen 1516 und 1527, Matthias a Michovia, 1521 herausgekommen, Herberstein u. s. w.), für Russland genüge die merkwürdige Aussage des Fürsten von Tschernigow, Wladimir Monomach (er lebte von 1053 bis 1125), der in seiner hinterlassenen Ermahnung an seine Söhne (erhalten in der sog. Lawrentischen Chronik) über sich selbst berichtet: „Aber in Tschernigow that ich dies: ich fing und fesselte eigenhändig zehn bis zwanzig wilde Pferde lebendig; und als ich langs dem Flusse Rossj ritt (so wird jetzt gelesen; in der auch sonst sehr fehlerhaften Handschrift steht das sinnlose *po Rori*; der genannte Fluss Rossj bildete eine Art Grenzscheide zwischen den Russen und den wilden türkischen Polowzern), fing ich mit meinen Händen eben solche wilde Pferde.“



Zur richtigen Beurtheilung dieser Stellen ist vor Allem Folgendes zu erwägen. Bei den europäischen Völkern wurde in ältester historischer Zeit das Pferd gehalten, wie bei den asiatischen Nomaden: es weidete abseits, fern von der Niederlassung, in ganzen Heerden, im halbwilden Zustande (eine solche Heerde hieß ahd. *staot*, ags. und altn. *stót*, lit. *stodas*, slav. *stado*), und wurde hervorgeholt, wenn die Gelegenheit sich bot, es zu brauchen. War ein herangewachsenes Thier dazu bestimmt, den Herrn auf einem Zuge zu begleiten, so wurde es eingefangen, durch energische Mittel gezähmt — wobei manches Individuum durch Erdrückung zu Grunde gehen mußte — und flog dann mit seinem Reiter windschnell durch die Weite. Wenn es im altnordischen Havamál heisst:

Futre das Ross daheim,

Den Hund auswärts,

so ist dies schon eine spätere Regel, die ungefähr dasselbe sagt, wie das griechische, auch unter uns gebräuchlich gewordene Sprichwort: des Herrn Auge macht die Pferde fett. Die Freiheit aber, in der in früherer Zeit die junge Zucht aufwuchs, mußte häufig Anlass zu völliger Verwilderung einzelner Thiere oder ganzer Heerden geben. Jene rissen sich los, so die Stuten in der Zeit der Brunst, und verirrten sich, diese stürzten, von Wölven verfolgt oder von Moskitos gepeinigt, sinnlos in die Weite fort; so wurden sie als freie Bewohner der buschigen Wildniß Gegenstand der Jagd, wie Hirsche und Elene. Gegen die Annahme, dass das mittlere Europa bis nach Spanien hin zu dem nördlichen Verbreitungsbezirk des Pferdes gehört habe, scheint der Umstand zu sprechen, dass dieser Weithen vor Beginn der Kulturthätigkeit des Menschen ein dicht verwachsenes und beschnittenes Waldgebiet darstellte, das Pferd aber ein auf Gras als seine Nahrung und Schnelligkeit als seine Waffe zur Rettung vor den grossen Raubthieren berechnetes flüchtiges Steppenthier ist. Die Art, wie einige der oben angeführten Nachrichten getasst sind, deutet gleichfalls mehr auf verwilderte, als auf ursprünglich wilde Pferde. Wenn die Pferde der Vogesen, zwar mit Mühe und Arbeit, aber doch mit Erfolg gezähmt werden; wenn der *dux Sobieslaus* von einem Kriegszuge in Schlesien *indomitarum equorum greps* mit heimführt oder in jener westphälischen Verkünde Fischerei, Jagd und die *capo equo* eines Territoriums einem



der Theilhaber zugesprochen werden; eben so wenn die ungebildeten Pferde nicht zu dem Gute der Frau zu rechnen sind, so ist gewiss die Vermuthung gestattet, dass in all diesen Fällen nur von Flüchtlingen berichtet wird. So konnten auch die Thiere, die der heilige Otto in Pommern vorfand oder die die Ordensritter in Preussen jagten, zwar in der Wildniss geboren sein, dennoch aber von entlaufenen Stuten abstammen, und dies um so eher, je mehr jene noch ungelichteten Gegenden seit Jahrhunderten von innern Raub- und Kriegszügen heimgesucht waren. Noch natürlicher war dies im Gebiet von Tschernigow, wo der Grossfürst zehn oder zwanzig unbändige Pferde mit eigener Hand fing und koppelte: in jenem Grenzgebiet, das unmittelbar an die nomadischen Pferdewölker stiess, konnten die Wälder verlorenen oder verirren Thieren der Art leicht eine Zuflucht geboten haben. Auch sagt der Grossfürst nicht, er habe Pferde, wie andere Jagdthiere, erlegt, sondern er habe sie eingefangen und gefesselt d. h. mit kräftigem Arm die Schlinge geführt, die auch bei halbzahmen Heerden in Gebrauch war. Wir fügen noch hinzu, dass auch die um den See, aus dem der Hypanis seinen Ursprung hatte, weidenden wilden Pferde bei Herodot 4, 52: *ἔχον ἑγῶν λευκοί* sich durch das Prädikat weiss, *λευκοί*, als geheiligte, in halber Freiheit gehaltene Heerden verrathen.

Kehren wir aus dem europäischen Waldrevier zu der ursprünglichen Heimath des Thieres, dem Steppengebiet Asiens, zurück, so begegnet uns hier weiter die bedeutungsvolle Thatsache, dass je ferner von diesem Ausgangspunkte eine Landschaft gelegen ist, desto später in ihr auch historisch das gezähmte Pferd auftritt und desto deutlicher die Rossezucht als eine von den Nachbarn im Osten und Nordosten abgeleitete erscheint.

In Aegypten, um mit dem entlegensten Gliede zu beginnen, hat sich im sogenannten alten Reiche keine Abbildung eines Rosses oder eines Kriegswagens gefunden. Erst da die Epoche der Hirtenkönige vorüber ist, beginnen unter der achtzehnten Dynastie und bei Gelegenheit der Kriegszüge, die dieselbe unternahm (etwa um das Jahr 1800 v. Chr.), die bildlichen Darstellungen und in den Papyrus, so weit deren Lesung mit Sicherheit gelungen ist, die Erwähnungen des Rosses und der in asiatischer Weise bespannten Streitwagen (Brugsch, *Histoire de l'Égypte*, p. 90; Chabas, *Études sur l'antiquité historique*, p. 413 ff.).



Die Vermuthung, dass es eben das Hirtenvolk der Hyksos gewesen, welches das neue Thier und mit ihm die neue Kriegskunst nach Aegypten brachte (Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's 1, 221: „es unterliegt keinem Zweifel, dass dies Thier von den Hyksos in Aegypten eingeführt worden ist“), hat viel Bestechendes, wird aber bis jetzt von keinem bestimmten Denkmal gestützt. Vielleicht also waren es erst die Könige der genannten achtzehnten Dynastie, denen bei ihrem kriegerischen und friedlichen Verkehr mit Syrien das Pferd und der Streitwagen von diesem Lande her bekannt wurden (der ägyptische Name des Wagens ist dem Hebräischen fast vollständig gleich, s. Ebers a. n. O. und Lanth in der Zeitschr. der DMG 25, 1871, S. 635 und 637; von einem assyrischen Wort für Pferd *satu* wird das ägyptische *har* für denselben Begriff, mit dem jüngern *h* für das ältere *s*, abgeleitet, s. F. Finzi, *Ricerche per lo studio dell' antichità assira*, Torino 1872, p. 118). Wenn Chabas meint, die Zähmung und Anschirung des Rosses setze eine längere Anwesenheit desselben voraus, während welcher es stufenweise zum Dienst des Menschen erzogen worden, so vergisst er, dass es sich hier um ein fertig von den Nachbarn übernommenes, längst an diesen Dienst gewöhntes Thier handelt. Uebrigens wurde auch in Aegypten, wie bei den Assyrern, das Pferd nur zu kriegerischen Zwecken gehalten: über seine Anwendung bei häuslichen und landlichen Arbeiten sind die Bildwerke stumm, denn das Wenige, was dahin zu deuten wäre, dürfen wir als allzu zweifelhaft unbeachtet lassen. Wie der Aegypter selbst über den Gebrauch des Pferdes dachte, lehrt die mythische Erzählung bei Plat. de Is. et O. 19: „Osiris fragte den Horus, welches Thier für den Krieg wohl das nützlichste sei? Als Horus drauf erwiderte: das Pferd, wanderte sich Osiris und torschte weiter, warum nicht eher der Lowe als das Pferd? Da sagte Horus: der Lowe mag demjenigen nützlich sein, der Hülfe braucht, das Pferd aber dient den fliehenden Feind zu zerstreuen und aufzureiben.“

Für das Alter des Pferdes bei den Semiten Vorderasiens sind wir auf die Zeugnisse des Alten Testaments, des Pentateuch, des Buches Josua u. s. w. gewiesen — aus welcher Zeit aber stammen dieselben? Es giebt kein Stück dieser Sammlung, das nicht aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt und



nicht durch die Hand eines Bearbeiters oder mehrerer sich folgender Bearbeiter gegangen wäre. Hätten sich wirklich einzelne schriftliche Aufzeichnungen aus der Zeit der ersten Besetzung des Landes erhalten, so mögen diese in die Erzählung aufgenommen worden sein; im Uebrigen konnte auch der älteste biblische Verfasser, der sogenannte Elohists, dessen Schrift gleichwohl nicht über die Epoche der Könige hinautgeht, nur aus der Sage schöpfen, die ihrer Natur nach in der langen Zeit geschäftig gewesen war, ihren Stoff je nach dem Bedürfniss zu gestalten und umzugestalten. So sind wir bei keinem einzelnen Zuge der biblischen Berichte völlig sicher, ob er von ächter Ueberlieferung oder von späterer theokratischer oder nationaler Absicht oder endlich von dem Geiste anachronistisch ausmalender Dichtung eingegeben worden. Was nun das Pferd betrifft, so fehlen in den sog. Büchern Mosis und auch in den Geschichtsbüchern die Erwähnungen desselben nicht, z. B. Jos. 11, 4 von den Canaanitern: „diese zogen aus mit all ihrem Heer, ein gross Volk, so viel als des Sandes am Meer und sehr viel Ross und Wagen“ — aber als Haus- und Heerdehthier der Patriarchen erscheint es in diesen Schilderungen nicht, es nimmt an den Wanderungen und Kämpfen des Volkes Israel nicht Theil; es ist das kriegerische Thier der Nachbarn und Feinde, rassend und stampfend vor dem Streitwagen oder unter dem Reiter; als Kriegssross, und nur als solches, wird es auch in der schwungvollen Schilderung des Buches Hiob gefeiert; im Haushalt vertritt seine Stelle der Esel. „Lass dich nicht gelüsten“, lehrt der Dekalog, dessen Gebote doch aus verhältnissmässig sehr alter Zeit stammen, „deines Nächsten Weibes . . . noch seines Ochsens noch seines Esels noch Alles was dein Nächster hat“; das Pferd, der Hauptgegenstand des Raubes und Begehrs bei reitenden Nomaden, ist hier bezeichnender Weise nicht genannt. (Weitere Belege dafür, dass den Hebräern in früher Zeit das Pferd fehlte, bei Michaelis, Mosaisches Recht, Theil 3 der zweiten Auflage, Anhang: „Etwas von der ältesten Geschichte der Pferde und Pferdezucht in Palästina und den benachbarten Ländern, sonderlich Aegypten und Arabien.“) Wenn uns später von dem König von Juda, Josias, berichtet wird, er habe ausser anderem heidnischen Gräuel auch die der Sonne geweihten Pferde und Wagen abgeschafft, 2. Kön. 23, 11: „Und that abe die Ross, welche die Könige Juda hatten der Sonnen



gesetzt im Eingang des Herren Hause, an der Kammer Nethamelech des Kämmerers, der zu Parwarim war. Und die Wagen der Sonnen verbrannt er mit Feuer“ — so war dies unter den mannichfachen Götterdiensten, die in Jerusalem zusammenflossen, ein aus Medien hierher gelangter Zug des iranischen Sonnenkultus (s. unten). Kein Wunder, dass wir das Pferd auch bei dem südlichen Zweige, den Ismaeliten oder Arabern, nicht antreffen. Nirgends im Alten Testament treten die Hirten der arabischen Wüste in Begleitung dieses Thieres auf; sie ziehen nur mit Eseln und Kameelen umher und die Kriegskunst der despotischen Reiche vom Tigris bis zum Nil ist ihnen unbekannt. Ganz damit in Uebereinstimmung reiten in des Xerxes Heer die Araber nur auf Kameelen, Herod. 7, 86: „die Araber waren alle auf Kameelen beritten, die den Pferden an Schnelligkeit nicht nachgaben.“ Auch nach Strabo gab es in dem glücklichen Arabien keine Pferde und also auch keine Maulthiere, 16, 4, 2: „an Haus- und Heerdethieren (*βοσκημάτων*) ist dort Ueberfluss, wenn man Pferde, Maulthiere und Schweine ausnimmt“, und ebenso wenig im Lande der Nabatäer, 16, 4, 26: „Pferde sind in dem Lande keine: deren Stelle in der Dienstleistung vertreten die Kameele“ — und doch war Strabo, der Freund und Genosse des Aelius Gallus, des Feldherrn, der die grosse misslungene Expedition in das Innere Arabiens gemacht hatte, über die Halbinsel sicherlich genau, wie nur irgend Jemand, unterrichtet. Noch in der Schlacht bei Magnesia führte Antiochus der Grosse, wie einst Xerxes, Araber, auf Dromedaren sitzend, ins Gefecht, Liv. 37, 40 (das aus mancherlei asiatischen Völkerschaften, jede in der ihr zusagenden Rüstung und Waffe, bestehende Heer wird beschrieben, darunter die Araber): *cameli, quos appellant dromadas. His insidebant Arabes sagittarii, gladiis habentes tenues* u. s. w. Diejenigen, die diese Nachrichten der Alten aus dem Grunde unglaublich finden wollten, weil jetzt die arabischen Pferde für die edelsten ihres Geschlechts gelten, haben nicht erwogen, dass auf dem Gebiet der Kulturgeschichte ähnliche Fälle keineswegs selten, ja ausserordentlich häufig sind. In den Sandmeeren Arabiens, in denen die Oasen gleichsam die Inseln bilden, war zur Uebertour von einer zur andern das Kameel, das Schiff der Wüste, bei Weitem dienlicher als das Pferd: es konnte schnell sein, wie dieses, es konnte auch lange dursten; es nährte sich



von Wüstenkräutern und auf seinem breiten Rücken trug es die Zeltstangen und den Mundvorrath, die Weiber und Kinder des herumziehenden Hirten über weite Strecken. Zu den obigen direkten Zeugnissen läßt sich noch das negative des Publius Vegetius, eines späten hippiatrischen Compilators, fügen, der im 6. Kapitel des 6. Buches (der Ausgabe von Schneider) die dem Alterthum bekannten, durch irgend welche Eigenschaften hervorstechenden Pferderacen aufzählt und charakterisirt, über das arabische Pferd aber schweigt. Von den afrikanischen, also dem arabischen Schläge, wie man glauben könnte, nahestehenden Pferden sagt er, sie würden für den Circus als die schnellsten bezogen, fügt aber hinzu, sie seien spanischen Blutes, 6, 6, 4: *aut inferiores prope Sicilia exhibet circos, quamvis Africa Hispani summis velocissimos praestare consueverit*. Und wie in dieser Stelle des Vegetius, suchen wir auch sonst in den uns erhaltenen Schriften der Griechen und Römer vergebens nach einer die arabische Race betreffenden Notiz. Erst bei Ammianus Marcellinus in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird 14, 4, 3 bei Schilderung der Sitten der „Saracenen“, deren Wohnplatz der Geschichtschreiber vom Tigris bis zu den Wasserfällen des Nil sich denkt, ihrer schnellen Pferde und schlanken Kameele, *equorum adiumento periculisque gradumque camelorum*, Erwähnung gethan. Ungefähr gleichzeitig besaß auch der Kaiser Valens saracenische Reiterei, Eunap. 6 ed. Bonn. p. 52: *τὸ Σαρακενικὸν ἵππον*, die er aus dem Orient gegen die sein Land verwüsten- den Gothen voraussandte, und nach der etwas späteren *Notitia dignitatum* I, cap. 25, 1, 4 hatte der *Comes limitis Aegypti* unter seinem Oberbefehl *equites Saraceni Thamudeni*, wie auch cap. 29, 1, 5 *equites Thamudeni Illyriciani* für Palästina vorkommen. Das arabische Pferd muss also in den letzten Zeiten des Alterthums und im frühern Mittelalter, zwar nicht zu allererst eingeführt, doch in einer ihm zusagenden Natur und unter der Gunst pflegender Sitte zu dem stolzen und schönen Geschöpf geworden sein, wie wir es gegenwärtig bewundern. Im Koran und in den Ueberbleibseln vorislamitischer Poesie, so weit sie uns in genuiner Gestalt erhalten sind, wird es schon in Schilderungen und Vergleichen mit zärtlicher Vorliebe gepriesen.

Wenden wir uns zu den Ostsemiten, den Babyloniern und Assyriern, im Gebiet des Euphrat und Tigris, so tritt uns hier



an den Wänden der neu aufgegrabenen Palläste der Kriegswagen, von reich aufgeschirrten Rossen gezogen, überall in sprechenden Bildern entgegen. (Ausführlich handelt darüber Layard, *Ninive and its remains*, T. 2, chap. 1). Von hier aus war diese Waffe ohne Zweifel weiter nach Westen und Südwesten, zu den Syrern am mittelländischen Meer und zu den Aegyptern im Nilthal gekommen. In den mesopotamischen Ebenen muss es gewesen sein, wo die Anwendung des Wagens zu raschem Angriff und eben so raschem Rückzug für den Bogenschützen ertunden wurde. Wo uns die ninivitischen Skulpturen einen Reiter mit Pfeil und Bogen im Kampf zeigen, da wird sein Pferd jedesmal von einem andern Reiter ihm zur Seite gehalten und gelenkt; ist der Reiter statt des Bogens mit dem Speer bewaffnet, so fehlt dieser Gehülfe. Der Schütze musste die Hände frei haben, um an den Köcher zu greifen, den Bogen zu spannen und den Pfeil richtig zum Ziele zu senden; ein so mit dem Rosse verwachsener Reiter, wie der Parther und jetzt der Turkmene, war der Assyrer noch nicht. So verfiel er auf die Einrichtung des heftenden Nebenreiters und in weiterer Folge auf den leichten, zweirädrigen, mit zwei Rossen bespannten und zwei Menschen fassenden Kriegswagen. Er stand auf diesem Wagen, frei umherblickend, und der Rosselenker an seiner Seite; selbst auf der Flucht konnte er sich umwendend den verfolgenden Feind noch treffen. Doch scheint auch in den assyrischen Kriegszügen der Wagenkampf ein Vorzug der Edlen zu sein, wie in andern Zeiten und bei andern Völkern der ritterliche Kampf zu Rosse: der assyrische König zeigt sich nicht zu Fuss, auch nicht reitend, sondern immer zu Wagen, ausser bei Belagerungen fester Plätze, wo es der Natur der Sache nach auf Flüchtigkeit der Bewegung nicht ankam. Vor den Wagen sind immer nur zwei Rosse gespannt; ein drittes, in seltenen Fällen auch ein viertes laufen lose nebenher, um wenn eins der Deichselpferde verwundet oder sonst unbrauchbar geworden, an seine Stelle zu treten. Die Pferde dieser Bilder sind zwar, wie die Menschen, streng stilisirt, doch will Place, *Ninive et l'Assyrie*, II. p. 233, bei den heutigen Kurden, also einem iranischen Volke, ganz ähnliche gefunden haben. Dass das semitische Ross überhaupt aus iranischen Landen, wie das ägyptische aus semitischen, stammte, ist eine aus allen Umständen sich ergebende Vermuthung. Nach dem Propheten Ezechiel bezog



auch Tyrus seine Pferde aus Thogarma d. h. aus Armenien und Cappadocien, 27, 14: „Die von Thogarma haben Dir Pferd und Wagen und Maulthier auf deine Märkte gebracht.“ Ja das hebräische Wort für Pferd *parash*, arabisch *fars*, äthiopisch *paras* bedeutet vielleicht nichts Anderes als Perser, zumal auch hebr. *sās* Pferd (in den assyrischen Keilschriften dritter Gattung *sās* Pferde) an Susa erinnert (Pott EF.<sup>2</sup> 3, 950).

Tiefer nach Südosten, bei den Indern, entfernen wir uns sichtlich von dem Mittelpunkt des Kreises, den die Verbreitung des Pferdes beschreibt. In Indien waren die Pferde weder häufig, noch schön und stark, sie wurden aus den Ländern im Nordwesten eingeführt und arteten im Induslande aus. Die Alten erwähnen dieser Eigenthümlichkeit des an allen andern Naturschätzen so reichen Landes nicht selten und neuere Berichterstatter stimmen mit ihnen überein (s. Lassen, Ind. Alterthumskunde 1, 301 f.). Wie in Westasien, diente auch in Indien das Pferd zum Kriege: fahren auf rossespanntem Wagen war auch hier gewöhnlicher als reiten. Auf einen Wagen oder Elefanten kamen nach der Vorschrift drei Reiter und fünf Fusskämpfer (Lassen a. a. O.). In Karmunien, westlich vom Indus, vertrat auch im Kriege der Esel das Pferd (Strab. 15, 2, 14) und auch in der Landschaft Persis, aus der die Stitter des persischen Weltreiches hervorgingen, fehlte das Pferd fast ganz und war das Reiten unbekannt. Der junge Cyrus jauchzte, als er am Hofe seines Grossvaters das edle Thier tummeln lernte, denn in seiner gebirgigen Heimath war es ungewöhnlich, Pferde zu halten oder sie zu besteigen, ja man bekam kaum ein Pferd zu Gesicht (Xen. Cyrop. 1, 3, 3). Als er später die Waffen gegen die Meder und Hyrkanier erhob und deren geschwinde Reiterei hatte bekämpfen müssen, da empfahl er den Seinigen, von nun an auch das Ross zu besteigen und gleichsam beflügelt dem Feinde sich entgegen zu schwingen. Auf die wohlgesetzte Ansprache voll attischer Beredsamkeit, die ihm Xenophon, Cyrop. 4, 3, bei dieser Gelegenheit in den Mund legt, erwiedert einer der Grossen, Chrysantas, mit einer beistimmenden Rede, und seit jenen Tagen, setzt Xenophon hinzu, halten es die Perser so, dass kein Vornehmer und Gebildeter, *οἷδεῖς τῶν καλῶν καγαθῶν*, jemals freiwillig zu Fusse gehend erblickt wird. Daher auf dem Grabmal des Darius, wie Oesikritos bei Strabo 15, 3, 8 berichtet, geschrieben stand,



der König sei nicht nur ein treuer Freund, sondern auch der beste Reiter, Schütze und Jäger gewesen: *qīnos ēn toīs qīnois: iñpēis kai toξotēs āqistos ēgenōntr' xerxēs ēxpatōn. pāta nomēn ēdōnōntr.* Auch in diesem Punkt, wie in den Staatsformen, der Kleidertracht, den Sitten und Lebensgewohnheiten bildeten sich die Perser nach den ihnen blutsverwandten Medern, — nach babylonischem Muster nur, in so fern dieses schon früher in Medien gewirkt hatte. Das Ross als ein heiliges, verehrtes Thier, als weissagerisch, als Opfer für den Lichtgott, der Wagen des grossen Königs mit lichtweissen Rossen bespannt, die Unsterblichen auf weissen Rossen daher sprengend, die Heldennamen und die Namen der Untergötter mit dem Worte *απα* das Pferd zusammengesetzt — dies Alles ist medisch und baktrisch und wurde auch Glaube der Perser, Strab. 11, 13, 9: „Die ganze jetzt persisch genannte Kriegsordnung und die Vorliebe für das Schützenwesen und für die Reitkunst und der das Königthum umgebende Dienst und Prunk und die dem Herrscher von den Beherrschten gewidmete gottähnliche Ehrtreue, Alles dies ist aus Medien zu den Persern gekommen.“ Medien war das Land der Pferde, woher sie ganz Asien bezog; es war dazu geeignet, theils der natürlichen Beschaffenheit mancher Oertlichkeiten, theils der angeborenen Neigung seiner Bewohner wegen; es bildete selbst den Uebergang von Iran zu Turan d. h. von den ansässigen zu den reitenden Völkern iranischen Blutes. „Medien, sagt Polybius, 10, 27, zeichnet sich durch die Vorzüge seiner Menschen, wie seiner Pferde aus; durch die letztern steht es ganz Asien voran, daher auch die königlichen Stutereien in dieses Land verlegt waren.“ Auch Strabo rühmt Medien und das angrenzende Armenien wegen seiner Rossezucht, 11, 13, 7: „Beide Länder, Medien und Armenien, sind ausnehmend reich an Pferden; auch giebt es dort eine Wiesengegend Hippobotos, durch welche die Reisenden hindurchkommen, die von Persien und Babylon zu den Kaspischen Thoren wollen: in dieser sollen zur persischen Zeit fünfzigtausend Stuten geweidet, die Heerden aber dem Könige gehört haben.“ In Medien war es, wo die berühmten nisaïschen oder nesäischen Rosse gezogen wurden, von denen das ganze Alterthum redet, zuerst Herod. 7, 40: „in Medien liegt eine weite Ebene, deren Name Nesaion ist; diese Ebene trägt die (nach ihr benannten) grossen Pferde.“ Strabo lässt sie von jener



Wiese Hippobotos ausgehen und versetzt sie auch nach Armenien, 11, 13, 7: „die nesäischen Pferde, die als die besten und grössten den persischen Königen dienten, stammen nach den Einen von hier, nach den Andern aus Armenien“, 11, 14, 9: „so sehr ist Armenien mit Pferden gesegnet, dass es hierin Medien nicht nachsteht und die nesäischen Pferde, deren sich die persischen Könige bedienten, auch hier vorkommen: auch schickte der Satrap von Armenien dem Perser jedes Jahr zwanzigtausend junge Thiere zu dem Mithrasteste.“ Die nesischen Pferde waren schnell, wie die heutigen turkmenischen, und Aristoteles, h. a. 9, 50, § 251, rühmt den hyrkanischen Dromedaren nach, wenn sie sich in Lauf setzten, thäten sie es sogar den nesischen Pferden zuvor, also den geschwindesten aller Pferde. Sie waren von eigenthümlicher Bildung, wie die bei den asiatischen Griechen zu Strabos Zeit parthisch genannten Thiere (Strabo 11, 13, 7). Ammianus Marcellinus hatte so berittene Kämpferschaaren selbst gesehen, 23, 6, 30: *sunt apud eos (Medos) praevalentia: felus equarum nobilium quibus (ut scriptores antiqui docent, nos quoque vidimus) incantis proelia viri summa vi rehi exsultantes solent quos Nesaros appellant.* Nisäa selbst ist ein Orts- und Landschaftsname, der in Cis- und Transoxanien hin und wieder vorkommt und ohne Zweifel eine appellativische Bedeutung hatte. Nach Strabo 11, 7, 2 war Nesaia ein Theil Hyrkaniens oder auch, wie Andere sagten, ein Land für sich und der Ochus floss durch dasselbe, wie auch Ammianus Marc. 23, 6, 54 in Hyrkaniens eine Stadt Nisea kennt. In Parthien lag eine Landschaft Nisiäa, wo von den Macedoniern Alexandropolis gegründet war. Plin. 6, 113: *regio Nisiara Parthyrenis nobilis, ubi Alexandropolis a conditore,* und die Stadt Parthannisa, in der der Name Parthiens und der Parther nicht verkannt werden kann, führte nach Isidor von Churax 12 Müller bei den Hellenen auch den Namen *Nisäia*. Ptolemäus 6, 10, 4 und 8, 23, 6 hat in Margiana einen Ort *Nisäia* oder *Nisäa*, nördlich von Aria sogar ein Volk der Nisäer, *Nisäioi* (6, 17, 3). Nach den Glossarien des Hesychius und Suidas (unter *Nisäiac* *ἡ πόλις* und *ἡ χώρα Νισαίων*) liegt zwischen Susiana und Bactriana eine Gegend, deren Name griechisch *Nisäos* oder *Nisäe* wieder gegeben wird. Ja, selbst in den altpersischen und althaktrischen Denkmälern ist dieser Name noch erhalten: in der grossen Dariusinschrift von Behistun oder Bisitun wird eine Landschaft



Niçaya in Medien genannt und im Vendidad im obern Thal des Margos (Murghāb) zwischen Bākhdi (Balkh) und Mōru (Merw) eine Ortschaft Niçaya (s. Justi, Handbuch S. 173, Spiegel Commentar zu der St.: „Wir wollen bloss bemerken, dass offenbar der Name Niçaya im alten Iran ein ziemlich häufiger war und an verschiedenen Orten vorkommt.“) Die nīsäischen Pferde weisen demnach in das Grenzland zum heutigen Turkestan hin, von wo zu aller Zeit, die Embrüche der Nomaden in das orientalische Kulturland ergangen sind. Hier bis an den Jaxartes oder Tannais (beide Namen des Flusses sind iranisch) und darüber hinaus lebten jene auf flüchtigen Rossen umhersehweifenden Völker, die im stetigen Uebergang auch im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres bis zum europäischen Tannais und zum Borysthenes und Ister reichten: die Parther, die Massageten, die Daher und Chorasmier, die Sarmaten und Scythen u. s. w., mit einem Gesamtnamen Saker genannt. Wie diese Völker alle auf und mit ihren Rossen leben, wie sie als *inmotoſorai* reitend ihre Pfeile versenden, wie ihre Rosse, gleich den heutigen turkmenischen, die weitesten Strecken flüchtig zurücklegen, ist von den Alten häufig mit mehr oder minder Ausführlichkeit geschildert worden. Just. 41, 3 (von den Parthern): *equis omni tempore vectantur. Illis bella, illis curvae, illis publica ac privata officia obeunt: super illos ire, consistere, mercari, colloqui. hoc denique discrimen inter serros liberosque est, quod serri pedibus, liberi non nisi equis incedunt.* Von den Neu-Parthern, gegen die der Kaiser Alexander Severus zog, giebt Herodian 6, 5, 9 folgendes Bild: „sie brauchen ihre Bogen und Pferde nicht bloss zum Kriege, wie die Römer, sondern wachsen mit ihnen von Kindesbeinen auf und verbringen ihr Leben auf der Jagd; den Köcher legen sie niemals ab und steigen nicht von den Pferden, sondern brauchen sie immer, sei es gegen Feinde oder gegen Jagdthiere.“ (Ganz ähnlich malt es in Versen Dionys. Perieg. v. 1044 ff.) Die Daur ritten durch die weiten, wasserlosen Wusten, erst nach langen Strecken Rast machend, und überfielen Hyrkanien und Neskā und die Ebenen Parthyas (Strab. 11, 8, 3). Die Reiterei der Saken war die vorzüglichste im persischen Heere, Herod. 9, 71: „unter den Barbaren zeichnete sich das Farsvölk der Perser und die Reiterei der Saken vor den übrigen aus.“ Als Xerxes nach Thessalien kam, dessen Pferde vor allen griechischen im Rate



standen, machte er Wettversuche zwischen diesen und den von ihm mitgebrachten und die seinigen zeigten sich bei Weitem überlegen (Herod. 7, 196). Bewunderungswürdig war die Fähigkeit dieser Pferde, dürre Wüsten in langen Tagereisen zu durchheilen, Propert. 5, 3, 35:

*Et dico, qua parte fluat vincendus Araxes,  
Quot sine aqua Parthus milia currat equus.*

Kaiser Probus hatte von den Alanen oder einem andern dortigen Volke ein Pferd erbeutet, äusserlich ganz unansehnlich, das aber hundert Meilen täglich laufen und und dies acht bis zehn Tage nach einander wiederholen konnte, Vopisc. Prob. 8: *qui quantum capari loquuntur centum ad diem milia currere dicebatur, ita ut per dies octo vel decem continuaret.* Doch auch Heerden schönen Schlages müssen, wie in Medien, von den scythischen Fürsten gehalten worden sein, denn König Philipp, Vater Alexanders des Grossen, nahm den Seythen an der Ister-Mündung 20,000 edle Stuten ab und schickte sie zur Zucht nach Macedonien, Justin. 9, 2, 6: *(a Philippo) viginti milia nobilium equarum ad genus faciendum in Macedonia missa.* Umgekehrt werden die Pferde der Sigynnen, welches Volk zwar Herodot in die Striche nördlich vom Ister versetzt, das aber in der That viel weiter nach Osten am kaspischen Meer hauste, noch in manchen Zügen dem wilden Tarpan der Tatarei und Mongolei ähnlich beschrieben: sie sind behaart, die Haare haben 5 Zoll Länge; sie sind stumpfnasig und so klein, dass sie keine Reiter tragen können; daher sie vor Wagen gespannt werden, mit denen sie sehr geschwind laufen (Herod. 5, 9. Strab. 11, 11, 8). Die Sigynnen waren kein türkischer Stamm, denn es wird ihnen ausdrücklich medische Herkunft, Sitte und Tracht zugeschrieben, aber ihre Thiere waren noch auf der ältesten Stufe verblieben oder unter dieselbe gesunken, während die der übrigen sarkischen Reitervölker durch Rüknahme von den grasreichern, klimatisch mildern medischen Strichen eine veredelte Bildung gewonnen hatten. Ursprünglich aber waren auch die medischen aus Turan gekommen, der Heimath der nordöstlichen Zweige des grossen iranischen Stammes, die, so weit das Licht der Geschichte reicht, als Reitervölker erscheinen. Da nun auch der Ursitz des indo-europäischen Centralvolkes in jener Gegend oder ihr nahe zu



denken ist, so stehen wir hier vor unserer eigentlichen Frage: waren es schwärmende Reiterheerden, gleich den Turaniern der ältesten Geschichte, die sich von jenem Centralvolk ablösten und über Europa hereinbrachen, oder erhielten die Ausgezogenen das gezähmte Ross, gleich Assyriern und Aegyptern, erst nachmals aus der einst verlassenen Heimath im Quellgebiet des Oxus und Jaxartes?

Dass die Indogermanen das Ross kannten, wird unwiderleglich durch den Namen desselben *akra* bewiesen, der bei allen Gliedern dieser Familie wiederkehrt, nur je nach Zeit und Mundart etwas verschieden gesprochen: sanskr. *akva*, zendisch und altpersisch *akpa*, litauisch *asena* die Stute, preussisch *asman* Stutenmilch, altsächsisch *chaseale* der Pferdeknecht, angels. *eah*, altn. *ior*, gothisch vielleicht *ahus*, *athrus*, altirisch *ech*, altkambrisch und gallisch *ep* (z. B. in *Epona* Pferdegöttin), lat. *equus*, griech. ἵππος, ἵππος (nur in den slavischen Sprachen verloren). Dieser Wortstamm wird allgemein von der Wurzel *ak* eilen, streben abgeleitet: das Pferd hiess so von seiner Schnelligkeit, sowohl an sich, als vielleicht im Gegensatz zu dem schwerwandelnden Ochsen. Die Vorstellung des Rosses als des flüchtigen, geschwinden Thieres wirkt noch lange in manchen Mythen und in der Dichtersprache nach. Die Sonne eilt schnell am Himmel dahin, darum wird ihr von Persern und Massageten das schnellste Thier, das Pferd, geopfert, Ov. Fast. 1, 385:

*Placet equo Persis radius Hyperiona cinctum.*  
*Ne detur celeri victimis tarda Deo.*

Herod. 1, 215 (von den Massageten): „als Gott verehren sie allein die Sonne, der sie Pferde opfern. Der Sinn dieses Opfers ist folgender: dem schnellsten aller Götter theilen sie das schnellste aller irdischen Geschöpfe zu.“ Die Sonne ist bei Homer unermüdlich, *ἀναιστος*, eben so Notus und Boreas bei Sophokles, Trach. 112, so aber auch die Rosse vor dem Wagen bei Pindar, Ol. 1, 87:

Den goldenen Wagen und die beflügelt unermüdlichen Rosse

Das Ross verschmilzt in der Anschauung mit dem Sturm: so besonders deutlich in der Dichtung von Boreas, der des Eriechthonius Stuten befruchtet: die Rosse fliegen dahin, ohne die



Aehren des Feldes zu knicken, sie streifen über den Kamm der Brandung des grauen Meeres, II. 20, 226:

Diese, so oft sie springend ein Feld mit den Füssen berührten,  
Streiftendie nickenden Aehren im Flug und zerknickten den Halm nicht,  
Sprangen sie aber dahin auf mächtigem Rücken des Meeres,  
Notzten sie leise den Huf in der brandenden Spitze der Wellen.

Die Rosse sind nicht bloss *ῥῆες*, *ῥαγῆες*, *ῥαγῆδες*, *ῥαγῆδες*, *ῥαγῆδες αἰόλοι*, sie heissen stürmisch, sturmflüchtig, *ἀλλήδες*, *ἀλλήροδες*, bei Vergil *alipedes*, sie sind schneller als Habichte, *ῥάγαντες ἰσχυρόν*, schnell wie Vögel, *ῥαγῆδες ὅπριδες* &c. Die Rosse des Rhesus glichen im Laufe den Winden, *ῥῆες δ' ἀνέμοισιν ὅμοιοι*, und die des Achilleus waren Söhne des Zephyr und der Harpyie Podarge (d. h. der Schnellfüssigen; die Harpyien sind verderbliche Windstösse), sie flogen mit dem Wehen des Windes, und eins derselben spricht selbst, II. 19, 415:

Wir wohl liefen sogar mit des Zephyros Hauch in die Wette,  
Dem nichts Anderes gleicht an Geschwindigkeit.

Ja Aeolus, der Herrscher der Winde, selbst ist *Ἰπποράδης*. Sohn des Hippiotes oder des Reiters. Ein Nachklang dieser alten mythischen Vorstellungen mag es sein, wenn in der römischen Zeit allgemein geglaubt wurde, in Lusitanien am Ufer des Oceana würden die Stuten vom Winde trächtig: Varro, der zuerst davon spricht, nennt es ein unglaubliches, aber dennoch wahres Factum, 2, 1, 19: *In foetura res incredibilis est in Hispania, sed vera, quod in Lusitania in ea regione, ubi est oppidum Olysippo, monte Tagro, quaedam e vento certo tempore concipiunt equae.* — War nun solchergestalt das Pferd dem Urvolke bekannt und lebte es in dessen Vorstellung als das flüchtige, geschwinde, so dass auch der Name, den es trug, nach diesem Eindruck gebildet war — so können wir es uns im Verhältniss zum Menschen auf dreifacher Stufe denken, entweder als blosses Jagdthier, das blitzschnell vorüberhoss und darum schwer zu erreichen war, oder als Reitthier, das wie in späterer Zeit den herumstreifenden Nomaden rasch zum Ziele trug und auf dem er die weidende, fortgetriebene Heerde umkreiste, oder endlich auch vor den Karren gespannt, die Kibitke ziehend und der Umsiedelung dienend. Letzteres aber ist schon nicht wahrscheinlich, da es dabei nicht auf die Geschwindigkeit, wie bei der Jagd und auf der Wache,



sondern auf die Kraft der Muskeln und den starken Nacken ankam. Die Scythen, ein Reitervolk, wie ihre Verwandten weiter nach Osten, fahren doch bei Herodot und Hippokrates auf oehsenbespannten Wagen, und auf dieselbe Art bewegen sich die Kriegs- und Wanderungszüge der übrigen europäischen Völker, zu der Zeit wo sie uns zuerst historisch zu Gesichte kommen. Als die Kimbern die Schlacht gegen die Römer verloren sahen, da warfen die Weiber, wie Plutarch Mar. 27 erzählt, ihre Kinder unter die Räder der Wagen und die Füße der Zugthiere, τὸν βασιλῆα, die Männer aber, weil in der Gegend sich nicht genug Bäume zum Aufhängen fanden, banden sich mit den Gliedern an die Beine oder die Hörner der Oehsen, trieben diese nach entgegengesetzter Richtung und liessen sich so in Stücke reißen. Der Oehsenwagen erscheint bei religiösen und politischen Feierlichkeiten, als Rest uralter Tradition, in einer im Uebrigen veränderten Zeit. Die Göttin Nerthus bei Tacitus fährt in einem mit Kühen bespannten Wagen, eben so die altgallische Göttin, die Gregor von Tours Berecynthia nennt (Grimm DM<sup>2</sup> 234). Auch Könige fahren mit Oehsen in die Volksversammlung und überall hin, wo sie sich öffentlich zeigen, so die merovingischen (Grimm, RA. N. 262 f.), eben so königliche und edle Frauen. Der *taurus regis* wird im salischen Gesetz mit der höchsten Composition gebüßt, mit einer höhern, als das edelste Pferd, der *varanno regis*. Auf der Antoniussäule werden zwei gelangene Fürstinnen auf einem mit Polstern belegten Wagen von einem Oehsen gezogen, daneben schreitet ein bärtiger Mann, die Hände auf den Rücken gebunden, von zwei römischen Soldaten eskortirt. Dies ist normal: Frauen und Kinder auf dem Oehsenwagen, Männer zu Fuß. Auch bei Griechen und Römern haben sich Spuren der ältesten Zeit erhalten, wo das Rind das allgemeine Zugthier war. Die Erfindung des Wagens und die Zähmung des Stieres werden zusammengedacht, Tibull. 2, 1, 41:

*Illi etiam taurum primum docuisse feruntur  
Sercitium et plautro supponuisse rotam.*

Aus der rührenden Fabel von Cleobis und Biton, die Solon bei Herodot dem König Croesus erzählt, erschen wir, dass die Priesterin der argivischen Hera von der Stadt zum Tempel auf einem Oehsenwagen zu fahren gewohnt war. Auf eben solchem Wagen



musste nach dem Spruche des Zeus Cadmus mit der Harmonia aus Theben zu den Barbaren fliehen, Eurip. Bacch. 1333:

ὄχον δὲ μόσχον, χειρὶ μὲν ὡς λέγει Διὸς,  
ἔλκας μετ' ἀλόχοι, βαρύντων ἑγούμενος —

und gründete in Illyrien die Stadt Βουδοί, die nach diesem Umstand benannt war (Steph. Byz. s. v.). Bei Verrichtungen im Hause, auf dem Felde, bei ländlichem Verkehr dient nur der Ochse; vor den Pflug wird nur der Ochse gespannt; ein Haus, ein Weib und der Pflugechse bilden die Grundlage der bäuerlichen Wirtschaft, Hesiod. Op. et d. 405:

Erst vor Allem ein Haus und ein Weib und ein pflgender Ochse.  
Wer keinen Ochsen hat, der kann keine Last bewegen und er spricht wohl zum Nachbar: gib mir ein Paar Ochsen und deinen Wagen, 'aber Jener erwiedert: meine Ochsen haben für mich zu arbeiten, 459:

Leicht ist das Wort: zwei Ochsen gewähr mir, Freund, und den  
Wagen.

Leicht ist die Weigerung auch: die Ochsen sind eben in Arbeit.

Ein Sprichwort sagte: ἡ ἀμαρτὰ τὸν πλοῦν, der Wagen zieht den Ochsen d. h. es ist die verkehrte Welt. Der Ochse als Arbeitsgenosse des Menschen ist daher unverletzlich wie der Mensch selbst, Varr. de r. r. 2, 5: *bos socius hominum in rustico opere et Cerevis minister. Ab hoc antiqui manus ita abstineri voluerunt, ut capite sanxerint si quis occidisset.* Plin. 8, 180: *socium enim laboris agrique culturae habemus hoc animal tantae apud priores curae ut sit inter exempla damnatus a populo Romano die dicta qui . . occiderat bovem, actusque in exilium tamquam colono suo interempto.* Ael. V. II, 5, 11: „Und dies war bei den Attikern Brauch: den Ochsen, der das Joch tragen und vor dem Pfluge oder dem Wagen sich anstrengen musste, nicht zu opfern, denn auch dieser war ja ein Landmann und theilte die Arbeit und Mühe des Menschen.“ Bei den Phrygern war nach demselben Gewährsmann, h. a. 12, 31, auf die Tödtung eines Ackerstieres gar Todesstrafe gesetzt. Spruch des Pythagoras: Lasse die Hand vom Pflugstier, τοῦδε ἀροῦργος ἀπὶ χεῖρα δα. — Das Pferd dient auch bei den homerischen Griechen nur zum Kriege und zwar ganz wie bei den orientalischen Völkern: wie bei diesen und auf ihren Bildwerken wird auch in der epischen Welt mit



dem Pferde gefahren, nicht auf demselben geritten. Das Letztere zwar ist den homerischen Dichtern nicht gänzlich unbekannt, wie wäre dies auch möglich? Als der Seesturm dem Dulder Odysseus das Floss, das er sich auf der Insel der Kalypso gezimmert, zerbrach, da rettete er sich auf einen Balken, auf dem er nun sass, wie auf dem Rücken des Renners; als Diomedes und Odysseus Nachts die Rosse des Rhesus entwandten, da wollte Ersterer auch den Wagen des erschlagenen Königs aufheben und forttragen, aber auf den Rath der Athene zogen die Helden es vor, die Thiere zu besteigen und mit ihnen zu den hohlen Schiffen zurtückzueilen. Dies ist unter den geschilderten Umständen das Natürliche; wie oft musste der Hube, der die Rosse zur Tränke führte, ein Gleiches vor Aller Augen gethan haben! Wie von selbst ergiebt sich auch die Scene, die II. 15, 679 geschildert wird: ein Mann hat aus der im Freien weidenden Heerde vier flüchtige Renner ausgewählt; er hat sie längs der Heerstrasse in die Stadt zu bringen, sitzt auf und schwingt sich während des gleichstrebenden Laufes von einem Rücken zum andern, zur Bewunderung der am Wege stehenden Menge. Mit Ausnahme dieser wenigen Fälle, aus denen sich auf kein wirkliches Reiten schliessen lässt, dient bei Homer das Ross nur vor dem Wagen. Auf dem Gefilde vor Troja wird gekämpft, wie auf den Wänden des Königspalastes von Kojundschik oder Khor-sabad: leichte Streitwagen mit einer Achse und zwei achtspeichigen Rädern, von zwei Rossen an der Deichsel bewegt, führen den Helden in die Nähe der Feinde, dort springt er ab und schlenkert den Speer oder zieht das Schwert. Die Rosse halten unterdess, bis der Zeitpunkt gekommen ist, ihn wieder zurück zu den Seinigen zu tragen. Dabei hat der Streiter einen Freund und Genossen, den *ἵππιον*, als Rosselenker zur linken Seite stehn: während der Eine den Wagen führt, ersieht sich der Andere in der Rüstung und mit Schild und Lanze den Feind. Zuweilen rückt ein ganzes Geschwader von Wagen zum Angriff vor: so im vierten Buch der Ilias, wo der erfahrene Nestor die Seinigen so aufstellt, dass vorn die Wagen, in letzter Reihe als unerschütterlicher Wall die Fusskämpfer, in der Mitte die Schwachen stehen, und dann das Gebot giebt, kein Wagenlenker solle sich vordrängen, keiner zurückbleiben, so seien vor Alters Städte und Mauern bezwungen worden, 308:



Dies war der Brauch der Alten, so stürzten sie Vesten und Mauern. Wie die Griechen, kämpften auch die Trojaner und die Bundesgenossen, die *Ἡλόες* oder *Μήρες ἱπποχορισταί*, die *Φρίγες ἱπτόδανται*, und es ist kein Zweifel, dass die ganze Kampfweise, so wie das dazu gebrauchte Ross selbst aus Kleinasien stammte. Beinahe, wie die eben angeführten, oder wie *ἱπποχάριος*, *ἱππύλατα*, *ταχύπολοι*, *εὐπυγός*, *κέντρος ἵππων*, *πλήξιππος* u. s. w. tragen ganz iranisches Gepräge. Ares, der Kriegsgott, selbst kämpft entweder zu Fuss oder zu Wagen, niemals als heranstürmender Reiter. Da im fünften Buch der Ilias die verwundete Aphrodite zum Olymp eilen will, entleiht sie ihm seinen Kriegswagen und seine Rosse, die sie pfeilschnell zum Göttersitz tragen. Daher er auf dem Schilde des Herakles 191 ff. dargestellt war, wie er die Lanze in der Hand hoch auf dem Wagensessel stand, vor ihm die schnellen Rosse, schrecklich anzuschauen. So heisst er auch bei Pindar Pyth. 4, 87: *χαλκάρματος ἵπποις Ἀφροδίτας*, der mit ebernem Wagen, der Gatte der Aphrodite. Auch ausser dem Kriege wird bei Homer das Pferd nicht zum Reiten benutzt. Dies erhellt z. B. aus dem dritten Gesang der Odyssee, wo Telemachus und des Nestors Sohn Pisistratus von Pylos nach Lakeditonien quer durch den schwierigen, gebirgigen Peloponnes stehend im Wagen fahren, nicht etwa auf und ab über die Gebirgspässe oder im kiesigen Bette der Bergwasser reiten. Und zwar geschieht dies ganz in derselben Schirrmung und Rüstung, wie bei den Kämpfen auf dem troischen Gefilde, und neben dem Helden steht Pisistratus, der die Zügel führt und die Rosse lenkt. Da später Menelaus den Telemachus zum Abschiede drei Pferde mit dazu gehörigem Wagen schenken will, lehnt Telemachus die Gabe ab, indem er daran erinnert, dass in Ithaka weder weite Rennbahn, noch Wiese, *οὐτ' ἄρ' ἀρόμας ἑρπύς οὔτε τι λιμὸν*, sich finde, wie in der Ebene, die Menelaus beherrsche: keine der Inseln, die im Meer liegen, ist *ἰσχυράτος* d. h. eignet sich zum Fahren im flüchtigen Wagen, von allen aber Ithaka am wenigsten. Wer sich des Rosses treuen will, der bedarf also nicht bloss fetter Wiesen, auf denen die Heerde weide — und Erichthonius besass eine solche von drei tausend Stuten —, sondern auch weiten Raumes, *πολλὸν πεδίον*, und ebener Wege, *λείαν ὁδοί*, um auf diesen mit rasch rollenden Rädern dahinzufahren; auf ungleichem Boden mit stei-



genden und fallenden Gebirgspfadcn, auf denen der Reiter wohl auf und abklettert, ist bei Homer das Ross von keinem Gebrauch. Auch bei den Leichenspielen der ältern Zeit finden sich noch keine Wettrennen zu Pferde; die im 23. Gesang der Ilias bei der Bestattung des Patroklos abgehaltenen Spiele bestanden aus Wagenrennen, Faustkampf, Ringen, Lauf, Waffenkampf, Wurf mit der Kugel, Bogenschiessen, Speerwurf. Auch auf der Lade des Kypselos, wo die vielberühmten von Akastos am Grabe des Pelias veranstalteten Spiele, *ἀθλα ἐπὶ Πηλίου*, die Stesichorus besungen hatte, abgebildet waren, hatte der Künstler kein Pferderennen dargestellt, nur zum Ziele eilende Zweigespanne, Faustkämpfer, Ringer, Diskuswerfer und Läufer. Aus dieser ältesten Zeit sind uns natürlich keine Bildwerke aufbehalten: was uns an Darstellungen des Rosses aus der spätern Zeit der beginnenden und vollendeten Kunstblüte aufbehalten ist, zeigt nach dem Urtheil von Kennern den schlanken, orientalischen, nicht etwa den nordischen und aus fernor Heimath hierher mitgebrachten und nur veredelten Typus.

In dieser Hinsicht sind noch einige Züge des ältesten Kultus zu erwähnen, die gleichfalls auf iranische Einwirkung hinweisen. Die Perser verehrten die Flüsse durch Opferung von Pferden: als Xerxes an den Strymon kam, schlachteten die Magier diesem Strome weisse Pferde (Herod. 7, 143), und der Parther Tiridates versöhnte zu Tiberius Zeit den Euphrat durch ein Ross, Tac. Ann. 6, 37: *cum . . . ille (Tiridates) equum placando anni (Euphrati) adornasset*. Ganz ebenso waren die Troer gewohnt, lebendige Rosse in die Wirbel des Skamandros zu versenken, wie Achilleus sagt, II. 21, 132:

Auch in den Wirbel der Flut lebendige Rosse versenket.

An der argivischen Küste gab es mitten im Meere eine Quelle süsscn Wassers, *Ἰλιν*, oder *Ἰλν*, so genannt wegen des aufsteigenden Wirbels, den sie bildete. In diese Dine pflegten die Argiver vor Alters aufgezäumte Rosse zu stürzen, dem Poseidon zum Opfer (Paus. 8, 7, 2). Auch die Rhodier wartcn jährlich der Sonne geweihte Viergespanne ins Meer, Fest. v. October equus. *Rhoda quae quotannis quadrimas soli consecratas in mare jaciunt*, eben so die Illyrier jedes neunte Jahr, Fest. v. Hippias: *cum (Neptuno) in Illyrico quaternos equos jaciunt nono quoque anno*



in mare. Auch der Sonne Pferde zu opfern, weisse Rosse — eine durch Kultur geschaffene krankhafte Abart — als durch ihre Farbe dem Lichtgott geweihte, dann überhaupt als Götterpferde und als königliche anzuschauen, diese iranische Kultus- sitte und religiöse Phantasie findet sich hin und wieder in Griechen- land, selbst in Italien. Kastor und Pollux, die beiden Licht- götter, reiten auf schneeweissen Pferden und so erschienen sie z. B., in Scharlachmäntel gehüllt, in der Schlacht der Crotonia- ten und Lokrer am Sagraflusse, den letztern Hülfe bringend, Justin. 20, 3, 8, Cic. de nat. deor. 3, 5; sie sind mit den heitern, glänzenden Töchtern des Leukippos vermählt, in dessen Namen sein lichtiges Wesen wiederklingt; der Tag bei Sophokles, Aj. 672, steigt mit weissen Pferden, λευκόπυλός, auf und verdrängt den düstern Umkreis der Nacht u. s. w. Als der Agrigentiner Exaenetus als Sieger heimkehrte, begleiteten ihn die jubelnden Mitbürger unter Anderem mit dreihundert Wagen und weissen Rossen davor, Diod. 13, 82, 6, und auch Camillus zog nach der Einnahme Vejis in einem mit weissen Rossen bespannten Wagen triumphirend in die Stadt ein, Plut. Cam. 7, 1 und Liv. 5, 23, was von den Zeitgenossen als ein Uebergriff des Menschen in das Recht und die Herrlichkeit des Sonnen- und Himmelsgottes gerügt wurde. Die Lacedämonier schlachten auf einem Gipfel des Taygetus dem Helios Pferde (Paus. 3, 20, 5, der noch hinzu- fügt: „ich weiss, dass auch die Perser dieselben Opfer zu bringen pflegen“) -- welcher Brauch nicht phönizisch sein konnte, da die Phönizier das Pferd, das sie ohnehin aus der Fremde bezogen, in ihrem Götterdienst nicht verwendeten. Vielmehr deutet dieser Zug, wie alle früher erwähnten, auf Entlehnung von den Iranern Kleinasiens, und kam das griechische Urvolk wirklich mit dem kleinen, rauchhaarigen Steppenpferde in seine späteren Wohnsitze eingezogen, so haben sich wenigstens schon in der ältesten uns erreichbaren Zeit alle Spuren davon verloren. Nicht ganz so verhält es sich mit dem nördlich von Griechen- land gelegenen Thrakien, einem schon bei Homer rosseberühm- ten Lande. Man konnte Letzteres zwar mythisch deuten; Thra- kien wäre die Heimath der Rosse, wie die der Nordstürme; aus dem thrakischen Meer kommen die wilden Wogen herabgestürzt, in dem Rosse aber wird der Sturm und die sich bäumende, weissmähnige Woge angeschaut und es ist daher auch von Posci-



don geschaffen und dient zu Übungen und Spielen an den Kultstätten dieses Gottes. Aber die thrakischen Rosse des epischen Gesanges haben doch ein zu wirkliches und geschichtliches Ansehen; die Thraker sind ἱπποπόται. Thrakien ist ἱπποτρόπος (Hes. Op. et d. 507) und in dem alten Orakel aus dem siebenten Jahrhundert werden die thrakischen Rosse hervorgehoben, Schol. zu Theoc. 14, 48.

Ἰπποὶ Ἑρμῆα, Αὐξεδαιμόναι δὲ γυναιξες,  
wo freilich statt Ἑρμῆα eine andere Ueberlieferung Θεσσαλαίαι nannte. Die Thraker standen frühe mit den gegenüberwohnenden Völkern Kleinasiens in Kultur- und religiösem Verkehr und in Rhemus mit seinen Rossen, die weisser denn Schnee waren, seinem Wagen und seinen Waffen, die zu tragen eher den Göttern, als den sterblichen Menschen geziemte, ist ein iranischer Lichtdämon nachgebildet, der daher auch im Dunkel der Nacht seiner Rosse und seines Lebens beraubt wird. Aber wie Kleinasien wohnten die Thraker auch dem Gebiet der nordischen Reitervölker nahe und der thrakische Schlag mochte dem Lunde der Hippomolgen ursprünglich entstammen. Weiter lassen sich auch die zahmen Pferde der Slaven, Litauer und Germanen leicht von denen der reitenden iranischen Nachbarn ableiten. Von den Slaven bemerkt Tacitus ausdrücklich, sie seien kein Pferdevolk, wie die Sarmaten, von deren Sitten sie im Uebrigen viel angenommen, sondern hätten ihre Stärke zu Fuss, *perditum usu ac pernecitate gaudent*, und er rechnet sie desshalb lieber zu den Germanen. Als sie später nach dem Abzug der Deutschen an die Oder und Elbe vorgedrückt waren, da hören wir durch die Geschichtschreiber des Mittelalters von einer Verehrung des Pferdes bei ihnen, die uns lebhaft an die gleiche bei Iranern erinnert. Dem Svatovit, dem Lichtgotte, ist ein weisses Pferd geweiht, dem Triglav, dem Bösen und Feindlichen, ein schwarzes; das letztere wird nie geritten, das erstere zuweilen von dem Priester bestiegen. Das Pferd dient zur Vorbedeutung, es weissagt Glück und Unglück, die Tempel, bei denen es gehalten wird, werden dadurch zu Orakelstätten. Auch in der böhmischen Ursprungsgeschichte ist es ein dämonisches Ross, das den Abgesandten der Libussa den Weg zum Premysl, dem auserkorenen Herrscher, weist. Dieser Gegensatz von Licht und Dunkel und die Heiligung des Rosses wird, so gut wie der Name Gottes, *bozha*, von



den sarmatischen und alanischen Nachbarn gekommen sein. — Auch die Litauer finden wir in alten Zeugnissen als Hippomolgen d. h. als Trinker der Pferdemilch, eine Sitte, die, bei den Germanen unbekannt, von den Reitern der südrussischen Steppen bis an die Ostsee sich weiter verbreitet hatte. Wulfstan bei König Alfred (*Antiquités russes* II, p. 469) berichtet: „bei den Esten (d. h. den Preussen) giebt es so viel Honig, dass der König und die Reichen den Meth den Armen und den Knechten überlassen, selbst aber Stutenmilch trinken“, *Adam. Brem.* 4, 18: (*Sembi vel Pruzy*) *carnes jumentorum pro cibo sumunt, quorum lacte vel cruore utuntur in potu, ita ut inebriari dicantur*, und Peter von Dushurg, III, cap. 5 (*Scriptores rerum pruss.* 1, p. 54): *pro potu habent simplicem aquam et mellicratam seu melonem et lac equarum, quod lac quondam non biberunt nisi prius sanctificaretur, alium potum antiquis temporibus non noverunt*. Auch bei ihnen also, wie bei den Iraniern, wurden die Stuten in grossen Heerden gehalten und diese dann umzingelt oder herangetrieben, um gemolken zu werden, — eine Operation, die Anfangs schwierig war, an die sich aber die Stuten, besonders wenn das Tränken damit verbunden wurde, zuletzt gewohnten. Und die so gewonnene Milch wurde auch hier, wie am Tanais, durch Gährung in ein berauschendes Getränk umgesetzt, dessen sich vorzugsweise die Vornehmen bedienten: auch aus dem letzteren Zuge schliessen wir, dass die Pferdezzucht eine der Fremde entlehnte Kunst war. Dass auch die Gothen in Schweden, wie die Semben in Samland sich mit Stutenmilch berauschten, sagt zwar das Scholion 129 zu Adam von Bremen: *hoc usque hodie Gothi et Sembi facere dicuntur, quos ex lacte jumentorum inebriari certum est*, und sie könnten es ja wohl von der südlichen Küste her gelernt haben, aber die Gleichsetzung der Gothen mit den Geten der Alten und die Berufung auf den Vers des Vergil:

*Et lac concretum cum sanguine potat equino* —

erweckt den Verdacht, dass der Verf. vielleicht nur deshalb den Semben auch seine schwedischen Geten zugesellt hat. Uebrigens hatte die an den Gegensatz des weissen und schwarzen Pferdes geknüpfte religiöse Symbolik auch bei den Preussen Eingang gefunden, Peter von Dushurg, 3, 5: *Prussorum aliqui equos nigros, quidam albi coloris, propter Deos suos non audiant*



*aliqua liter equitare.* — Bei den Germanen trägt der dem Rosse gewidmete Kultus gleichfalls einige ganz iranische Züge: die Pferde besitzen die Kraft der Weissagung, sie werden den Göttern geopfert, sie ziehen den heiligen Wagen, die weisse Farbe gilt für die heiligste, wie bei Persern, Scythen, den Venetern, die nach Strab. 5, 1, 9 dem Diomedes ein weisses Pferd opferten u. s. w. Die römischen Beurtheiler erklären das germanische Pferd für gering und unedel: bei Cäsar sind die *jumenta* der Germanen *parva atque deformia*, bei Tacitus die *equi* derselben *non forma, non velocitate conspicui*, aber nach dem Erstern waren sie so gewöhnt, dass sie viel leisten konnten, *summi ut sint laboris*. Der Schlag mochte dem ursprünglichen, wie ihn die Steppe geboren hatte, noch nahe stehen: sagt doch Strabo von den Pferden am Borysthenes und an der Maotis fast dasselbe, was Cäsar von den germanischen, 7, 5, 8: „sie sind klein, aber sehr schnell (*ὀσέει*) und unbändig (*δυσάμειος*).“ Im Uebrigen war auch der germanische Mann, wie der slavische, fester auf den Füssen als zu Ross, Tac. Germ. 6: *in universum spectandi plus penes peditem roboris*, einzelne Stämme vielleicht angenommen, die mit iranischen Völkern auf dem Steppenboden enge Gemeinschaft gemeint hatten, wie die Quaden mit den jazzygischen Sarmaten, Amm. Marc. 17, 12, 1: *permixtos Sarmatas et Quados, cunctitate et similitudine morum armaturaeque concordēs*. Von den nach der entgegengesetzten Seite hin wohnenden Germanen, den nach Britannien gezogenen Angeln und den Warnen, die er sich am Niederrhein denkt, will Procopius wissen, das Pferd sei ihnen gänzlich unbekannt, de h. g. 4, 20: „Diese Inselbewohner sind kriegerischer, als die andern Barbaren, von denen wir wissen, liefern aber ihre Treffen immer zu Fuss. Ja sie kennen das Ross nicht einmal von Angesicht und auf der Insel Britten kommt dies Thier gar nicht vor. Gelangt einer von ihnen auf einer Gesandtschaft oder sonst wie zu Römern oder Franken oder sonst wohin, wo er nicht anders kann, als das Pferd benutzen, da ist er nicht im Stande, selbst aufzusteigen, sondern muss hinaufgehoben, und eben so, wenn er absteigen will, auf die Erde hinabgesetzt werden. Und eben so sind auch die Warnen keine Reiter, sondern alle nur Fussgänger.“ Für die Zeit, von welcher Procopius spricht, ist dies sehr unwahrscheinlich; vielleicht bezogen sich die Nachrichten, die er benutzte,



auf die Moorgründe des Nordwestens, die für Pferde allerdings unwegsam waren und sind. Statt der Angeln hätte er dann die Friesen und statt Britten eine der Flussinseln des Festlandes nennen sollen. Aber die Bataver, die Bewohner der Rheininsel, galten gerade für die besten Reiter unter den Germanen, Cass. Dio 55, 24: *ἡπείρωτοι ἰσχυροί*, Plin. Oth. 12, 4: *leguuntur inter ceteros equitum*, die bewaffnet auf ihren Pferden über den Rhein schwammen, Tac. Hist. 4, 12: *eques, praecipuo nandi studio, arma equosque retinens integris turmis Rhenum perfringere* — Auch das kaledonische Pferd wird als klein und unansehnlich geschildert, war also dem germanischen verwandt und stellte auf der isolirten Insel den altkeltischen Schlag dar, der in Gallien längst gekreuzt und veredelt war, Cass. Dio 76, 12 (von den Caledoniern): „sie haben kleine und schnelle Pferde, gehen aber auch zu Fuss und laufen sehr schnell und halten im Kampf sehr festen Stand.“ Also auch die Caledonier sind geschwinde Läufer, wie die Germanen und die Wenden im Gegensatz zu den Sarmaten: die Reiterei ist bei diesen Völkern nur eine untergeordnete Hülfsbewaffnung. In der Reiterei bedarf eines stützenden, starken Kampfgenossen zu Fuss, der ihn begleitet und ihm in entscheidenden Momenten zu Hülfe kommt. Ausführlich schildert Caesar diese Combination von Ritt und Lauf bei den Germanen, de b. g. 1, 48: „Es waren sechstausend Reiter und eben so viel sehr schnelle und kräftige Kämpfer zu Fuss, die Jene sich um ihres Heils willen, *suae salutis causa*, aus der ganzen Menge ausgewählt hatten und mit denen sie während der Schlacht im Verkehr standen. Zu diesen zogen sich die Reiter zurück; wurde an einem Punkte der Kampf schwierig, so eilten die Fußgänger zur Unterstützung herbei; war ein Reiter getroffen und sank vom Pferde, so umstanden sie den Verwundeten; handelte es sich drum, weiter vorzusprengen oder rasch sich zurückzuziehen, so war ihre durch Übung gewonnene Geschwindigkeit so gross, dass sie an der Mähne sich haltend mit den Pferden Schritt hielten.“ Tacitus bestätigt dies in seiner gedrängteren Rede-weise, Germ. 6: *eoque (pedite) mixti procedunt apud et congruente ad equestrem pugnam velocitate pedum, quos ex omni juventute delectos ante aciem locant*. Zwar wird auch bei den stämmigen Völkern hin und wieder von einer ähnlichen Kampfweise berichtet, die aber, genauer betrachtet, dennoch anderer



Natur war. Die Iberer ritten zu zwei auf dem Pferde in die Schlacht und dann kämpfte der eine von beiden zu Fuss (Strab. 3, 4, 18), und von den Keltiberen sagt Diodor 5, 13, sie seien *διπλοὶ* d. h. wenn sie zu Pferde mit Erfolg gekämpft, sprangen sie ab und lieferten zu Fuss erstaunliche Gefechte. Aehnlich war der taktische Kunstgriff, den nach der Erzählung des Livius 26, 4 und des Valerius Maximus 2, 3, 3 die Römer einmal im zweiten punischen Kriege anwandten; als Capua von ihnen unter Q. Fulvius Flaccus belagert wurde und die römische Reiterei, an Zahl schwächer, gegen die der Belagerten sich nicht halten konnte, erdachte der Centurio Q. Navius, um diesem beschämenden Verhältniss ein Ende zu machen, folgenden Behelf. Es wurden aus allen Legionen die kräftigsten und beweglichsten Jünglinge ausgewählt und mit langen Speeren bewaffnet; diese setzten sich hinter den Reiter aufs Pferd und sprangen bei gegebenem Zeichen ab, so dass sich gleichzeitig mit dem Reiterkampf ein Kampf zu Fuss entwickelte; das Unerwartete der Scene und die beigebrachten Wunden zwangen von da ab die feindliche Reiterei zur Flucht. Die Angabe dazu hatte, wie gesagt, der Centurione Navius gemacht, *auctorem peditum equitum immiscendorum centurionem Q. Navium ferunt*, es war aber wohl nicht seine eigene Erfindung, sondern von ihm bei den Barbaren oder auch den Griechen gesehen oder ihm durch Hörensagen kund geworden. Nach Pollux 1, 132 hatte Alexander der Grosse eine Art Reiter, *διπλοὶ*, erfunden, die leichter bewaffnet waren, als der Hoplit, schwerer, als der eigentliche Reiter, und die auf Beides geübt waren, auf den Kampf zu ebener Erde und auf den vom Pferde herab, so dass sie, wenn es eine Reiterschlacht gab, mit dreihäuben, wenn es auf ein Gefecht zu Fuss ankam, gleichfalls das Ihrige leisten konnten — also eine, wie die neuern Dragoner, auf die eine und die andere Waffe eingetübte Truppe, ein Erzeugniss nicht nationaler Sitte, sondern reflectirender Kriegskunst. Aehnliches besagt auch wohl der griechische Ausdruck *ἀνιπτοὶ*, bei Xenophon Hell. 7, 5, 23: *ἀνιπτοὶ ἀνιπτοὶ* und Thucydid 5, 57: die Boioter stellten fünftausend Hopliten, eben so viel Leichtbewaffnete, fünfhundert Reiter und eben so viel *ἀνιπτοὶ*. Schon näher der germanischen Art stünde die Fechtwaise der Daer, wenn in dem Bericht des Curtius die letzten Worte volle Geltung hätten, 7, 32: *equi lupos armatos*



*vehunt, quorum invicem singuli repente desciunt: equestris pugnae ordinem turbant. Equestrum velocitati par hominum pernicitas.* Aber dass die Reitervölker, die immer und überall schwerfällig zu Fusse sind, im Laut mit ihren Rossen hätten wetteifern können, hat wenig Wahrscheinlichkeit und der Angabe des genannten Geschichtschreibers liegt sicher irgend eine Verwechslung zu Grunde. Man könnte eine solche combinirte Kampfart schon in der Odyssee finden, wo es von dem thrakischen Volke der Kikonen heisst, 9, 49:

gehört von den Pferden (*ἄφ' ἵππων*)

oder zu Fuss, wo die Noth es gebot, mit den Männern zu kämpfen —

aber der Ausdruck *ἄφ' ἵππων* bedeutet bei Homer sonst immer vom Wagen herab und die kikonische Kriegsweise würde also ganz mit der in der Ilias gebräuchlichen zusammenfallen. Warum aber wurde sie dann ausdrücklich erwähnt? Weil der ritterliche Kampf bei einem barbarischen Volke etwas Unerwartetes war? Zum Verwundern aber stimmt das troische und kikonische Wagengefecht mit den Kampfsitten überein, die nachher Cäsar bei den keltischen Stämmen in Britannien vorfand. Diese rollten mit ihren Wagen in die Schlacht, wie die Helden vor Troja. Cäsar beschreibt ihr Verfahren dabei ausführlich, de b. g. 1, 34: „Erst reiten und fahren sie pfeileversendend nach allen Seiten und suchen die feindlichen Reihen in Auflösung zu bringen. Dann springen sie plötzlich von den Wagen, *ex cessedis*, und kämpfen zu Fuss. Unterdess halten die Wagenlenker abseits, um die Streiter, wenn diese vom Feinde bedrängt werden, sogleich wieder anzunehmen. So vereinigen sie die Flüchtigkeit des Reiters mit der Standhaftigkeit des Streiters zu Fuss. Ihre Übung darin ist so gross, dass sie auf steilen Bergabhängen die in vollem Lauf begriffenen Rosse aufhalten und lenken und an der Deichsel hin und her lauten und auf das Joeh treten und dann wieder im Nu sich in den Wagen zurückziehen können.“ Die nämliche Kampfart hatte später auch Agricola vor sich, Tac. Agr. 36: *media campi corinarius et equis streptu ac discursu complerat.* Mela fügt hinzu, die Wagen seien mit Siebeln bewaffnet gewesen, worüber Cäsar und Tacitus schweigen, 3, 6, 5: *dimicant non equitatu modo aut pedite, verum et huius et curribus pallier armati: corinnos vocant, quorum fulcres aribus utuntur.*



(Ueber die Namen *essedu* oder *essedum* und *corinnus* s. Diefenbach O. E. unter diesen Wörtern und Glück in Fleckeisens Jahrbh., Th. 89, 1864, S. 599). Andere berichten daneben, diese Kriegswagen seien bei den Belgen im Gebrauch und dies führt uns zu der Annahme, dass sie nach dem grossen keltischen Wanderzuge in den Osten und in die Nähe iranischer und thrakischer Völker diesen letztern entlehnt waren und nachdem sie aus dem Festlande ausser Gebrauch gekommen, auf der britischen Insel, wie so manches Andere aus älterer Zeit, sich noch erhalten hatten. Die Sichelwagen waren asiatisch — Livius 37, 41 nennt sie der römischen Kriegskunst gegenüber ein *inane ludibrium* — und das Fahren in der Schlacht überhaupt, wie wir gesehen haben, assyrisch, persisch und kleinasiatisch.

Ob das Reiten oder das Fahren das Erste gewesen, ist eine von den Dichtern bei ihren Phantasien über die Urzeit zuweilen aufgeworfene Frage. Lucretius meint, bewaffnet auf den Rücken des Thieres zu springen und es mit dem Zaume zu lenken, sei älter, als mit der Biga in die Schlacht zu ziehen, 5, 1297:

*Et prius est armatura in equis conscendere costas  
Et moderari humi frenis destraque rigere,  
Quam biga curru belli temptare pericla —*

und dies mag in dem Sinne richtig sein, dass zwar der Wagen selbst ein uraltes Gerath ist, dass aber von dem rohen, schwerfälligen Lastuhrwerk der frühesten Zeiten bis zu dem leichten, geschwinden, zierlichen, mit Metall gearbeiteten zweirädrigen Kriegswagen der Assyrer ein sehr weiter Schritt ist. Der Gebrauch des Rindes als Zugthier konnte dazu einladen, auch das gefangene Ross zu gleichem Dienst anzuhalten; aber natürlicher ist es, das wilde Thier auf dessen eigenem Rücken mit Händen und Füssen zu umklammern und dann müde zu jagen, so dass es nicht weiter kann und dann willig wird. Auch war das Ross, wie wir gesehen haben, immer nur ein kriegerisches Thier, dessen Werth in der Geschwindigkeit bestand, und erst der Reiter verfiel darauf, durch ein angehängtes leicht rollendes Gefäss, das ihn und seinen Gefährten aufnahm, gewisse Kriegszwecke vollständiger zu erreichen.

Fassen wir alle obigen Notizen zusammen, so verräth sich uns nirgends in Europa, weder bei den klassischen Völkern des



Sildens, noch bei den nordeuropäischen von den Kelten westlich bis zu den Slaven östlich das hohe Alter des Pferdes und die lange Dauer dieser Zähmung durch deutliche Spuren und unzweifelhafte Anzeichen. Wir sind daher nicht gezwungen — die Vorsicht gebietet, diese negative Wendung zu brauchen —, die Indogermanen bei ihrer frühesten Einwanderung als ein Rossevolk uns zu denken, das mit verhängtem Zügel über Europa dahergesprengt kam und Menschen und Thiere mit der Seblinge aus Pferdehaar einting. Begleitete sie aber das Ross auf ihrem grossen Zuge durch die Welt noch nicht, so müssen die dem Ausgangspunkt nahe gebliebenen iranischen Stämme diese Kunst erst später erlernt haben — von wem anders, als von den hinter ihnen hausenden, allmählig im Laufe der Zeit näher gertelten Türken? Diesen und hinter ihnen den Mongolen verbliebe der Anspruch, den flüchtigen Einhufer auf der weiten Steppe zuerst gefangen und überwältigt und zur Jagd und zum Kriege abgerichtet zu haben. Als die Türken den gebildeten Völkern des Occidents zuerst zu Gesicht kamen, da waren sie ein Reitervolk, wie man in solchem Masse noch keines kannte, auch die Scythen und Parther und andere Iranier nicht ausgenommen. Die Hunnen sind *azganqaric* d. h. sie fallen bei jedem Schritt, und *arodes* d. h. ohne Füsse zum Auftreten (bei Suidas), sie leben, wachen und schlafen, essen und trinken, berathen sich unter einander zu Pferde und die Thiere sind ausdauernd, aber hässlich, also frisch von der hochasiatischen Steppe gekommen, Anm. Marc. 31, 2, 6: *equis prope adfixi, duris quidem, sed defurnibus, et muliebriter iisdem nonnunquam insidentes, funquntur manibus consuetis. Ex ipsis quicvis pernox et perdius emit et vendit cibumque sanum et potum et inclinatus cervicis angustas jumenti in altum soporem adusque caritatem effunditur saniorum. Et deliberatione super rebus proposita serus, hoc habitu omnes in commune consultant.* Und nicht anders schildert sie Zosimos 4, 20: „sie sind nicht im Stande den Fuss fest auf den Boden zu heften, leben ganz auf den Pferden, schlafen auf ihnen u. s. w.“ Die Steppe hat das Pferd geboren, die gelben Steppenvölker haben es gezähmt und nachdem ihnen diese That gelungen, ihr ganzes Dasein von ihr abgeleitet. Seitdem war ihre schaffende Kraft erschöpft und wenn sie nach Westen ritten, konnten sie nur noch zerstören.“)



Zur Zeit, wo die erste Dämmerung der Geschichte über der griechischen Halbinsel anbricht, lässt sich etwa Folgendes erkennen. Das Volk, welches später unter dem Namen der Hellenen die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte, mag an der Ostseite des adriatischen Meeres durch Gebirge und Wälder bis Dodona in Epirus sich durchgekämpft haben, an welche Gegend die Nachkommen ihre ältesten Erinnerungen und Vorstellungen frühesten Gottesdienstes und primitiven Lebens knüpften. Hier war ein Haltepunkt; von hier gingen die beiden nationalen Gesamtstämme aus, der der Hellenen, der später mehr im Osten Geltung gewann, und der der Griechen, *Igazeoi*, der im Westen der Halbinsel haufte und von da den gegenübertwohnenden Italern zukam, nachmals aber im Mutterlande wieder erlosch. Von Epirus ging der Einwanderungszug, ohne Zweifel wilden Drängern von Norden ausweichend, über schwierige Gebirge nach Thessalien, wo ein zweites sehr altes Dodona lag, und erfüllte von dort in weiterer Ausbreitung die angrenzenden Landschaften, die erreichbaren Inseln und die südlichste fast von allen Seiten vom Meer umflossene Halbinsel. Als in einer viel spätern Epoche der kleine Stamm der Dorer von seiner Heimath am Parnassus erobernd den Peloponnes überzogen hatte, da war die vorbereitende Zeit der Mischung und der unstäten Hin- und Herbüge geschlossen und die Bevölkerung der Halbinsel im Wesentlichen in den festen Sitzen angesessen, in denen sie uns seitdem die Geschichte zeigt. Ueberall wird der eigentlich griechischen Zeit die der Pelasger als vorausgehend gedacht, ein Name, in dem entweder nur die Vorwelt und ältere Kulturform als solche personifizirt (Pelasger am wahrscheinlichsten so viel als Altvordern, die Altersgrauen<sup>10)</sup>), oder die Erinnerung an einen bei der Einwanderung den eigentlichen Griechen vorausgegangenen und allmählig von diesen absorbirten Zweig desselben Volkes erhalten worden ist. Wie mit den Pelasgern verhält es sich mit den frühzeitig verschwindenden Stämmen, die wir unter dem Namen der Leleger (wohl so viel als *Selekti*, Erlesene, in anderer Form Lokrer) zusammenfassen können und die sich als zerstreute Trümmer von Westgriechenland über die Inseln bis an einzelne Punkte der kleinasiatischen Küste verfolgen lassen. Sie gehörten wie die Pelasger zu den Ersten des grossen Einwanderungszuges und wurden von nachrückenden Haufen zersprengt oder unterjocht oder über



das Meer gejagt; ihr Ausgangspunkt war, so viel wir sehen können, Akarnanien nebst den davor liegenden Inseln.<sup>(1)</sup> In dieser ältesten Zeit ist die Völkerscheidung noch keine bestimmte und Uebergänge führen nach allen Seiten hin. Erst die fortgehende Bildungsgeschichte schuf den Gegensatz zwischen Barbaren und Hellenen; ethnologisch verwandte Stämme, die aber auf ältern Stufen der Kultur verblieben waren und deren Mundart nicht mehr verstanden wurde, erschienen als fremden und ungewissen Blutes. Zu solchen Halbhellenen mit vermittelnder Zwischenstellung gehörten später die Aetoler und Akarnanen, weiter hinauf die Thesproten und Molosser in dem einst griechischen Epirus, auf der entgegengesetzten östlichen Seite das nachher grosse und ruhmreiche Volk der Makedonen (so viel als die Langen, wie umgekehrt die Mynen so viel als die Kleinen). Sie bildeten den Uebergang zu den beiden weit ausgebreiteten Völkern der Thraker östlich und der Illyrier westlich, die zwar der indoeuropäischen Familie angehörten, also auch den Hellenen nicht absolut fremd waren, dennoch aber wegen langer Trennung und abweichender Schicksale bereits in so weitem Abstand sich befanden, dass bei der Berührung kein unmittelbares Gefühl der Bluts- und Kulturverwandtschaft mehr sprach. Ob diese massenhaft dort gelagerten Stämme dem in den Süden fortgezogenen Urvolke der Griechen erst südlich der Donau nachgerückt oder ob dieses sich kämpfend an ihnen vorbeigedrängt habe, bleibt in Dunkel gehüllt, obgleich Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen, S. 71, das Letztere glaubt annehmen zu dürfen. Dass uns aber die Sprache beider Völker auf immer verloren gegangen ist, bleibt für die Aufhellung der früheren Schicksale des Indogermanismus auf europäischem Boden eine schwere Einbusse. In diesen Sprachen wäre uns der Schlüssel für so manches Problem der Theilung und Wanderungsrichtung und allmählichen Succession der Hauptglieder dieses Völkersystems gegeben gewesen. Denn die Thraker mit den zu ihnen gehörenden Geten und Baken und die Illyrier mit ihren Nebenzweigen, den Pannoniern und Venetern, bilden die Centralmasse, von der nach allen Seiten verbindende Fäden auslaufen. Sie standen den Griechen nahe, aber auch den Phrygiern und durch diese den Armeniern und iranischen Stämmen, mit welchen letztern sie ohnehin durch Skythen und Sarmaten sich unmittelbar berührten; nicht geringe



Spuren verknüpfen sie gleichzeitig mit den nördlichen Litauern und Germanen und mit den westlichen Kelten. Indem uns so in der Reihe der Sprachen und also der Völker ein wichtiges Glied fehlt, bleiben wir für die Gruppierung derselben auf vereinzelte Beobachtungen angewiesen, deren Gewicht der Eine so, der Andere anders schätzen kann. Zwar scheint von einem der beiden Zweige wenigstens ein kostbarer Rest in der heutigen albanesischen Sprache erhalten. Allein dieses Idiom liegt in junger sehr entstellter Form vor, es ist von Einwirkungen der es umgebenden Zungen in alter wie in neuer Zeit tief durchdrungen worden; was diesem fremden Einfluss und was der Urv verwandtschaft zuzuthellen sei, muss oft zweifelhaft bleiben und Alles zusammengekommen hat bis jetzt die ohnehin vielbeschäftigte vergleichende Sprachwissenschaft abgehalten, auf diesem Boden, der vielleicht noch manches verbirgt, die Ausgrabung in grösserem Maass vorzunehmen.<sup>12)</sup> Die Thraker (scheint eine griechische Benennung, die Rauben oder die Gebirgsstämme, von *ραυζες* mit vertauschter Aspiration) hatten frühe asiatische Kulturwirkung erfahren und in ihren südlichsten Zweigen frühe eine solche auf den Norden Griechenlands geübt: die Illyrier führen uns auf der entgegengesetzten Seite zur Schwesterhalbinsel Italien. Dort hatten Illyrier unter dem Namen Veneter, Heneter, Euerer nicht bloss das Mündungsland des Po und der übrigen Alpenflüsse besetzt, sondern auch, wie mancherlei Namensspuren verrathen, ja selbst directe Zeugnisse bestätigen, schon frühe längst der ganzen Ostküste bis tief an die südliche Spitze sich ausgebreitet, ohne indess den Apennin zu überschreiten. Zu dem illyrischen Stamm mögen auch die Messapier und Japygen im Südosten der Halbinsel nebst den Nachbarvölkern zu rechnen sein. Auf dem grossen Völkerwege um den venetischen Meeresbusen herum, die italischen Illyrier entweder vor sich und zur Seite schiebend oder umgekehrt von diesen vorwärts nach Süden und Südwesten gedrängt, war denn auch das eigentlich italische Volk in die Halbinsel vorgedrückt, das, wie der Augenschein den Umbefangenen lehrt, von den Vorfahren der Hellenen sich erst verhältnissmässig spät getrennt hatte. Unter den Unterabtheilungen, in die es auf dem neuen Boden zerfiel und die vielleicht nur der in intermittirenden Stössen erfolgenden Einwanderung ihr Dasein verdanken, setzten sich die Latiner in der Ebene



südlich von dem untern Tiber und auf den daran stossenden vulkanischen Vorbergen fest; die sabellischen Stämme drängen auf dem Rücken des Gebirges selbst vor; vom untern Po und den Ebenen am adriatischen Meer quer durch die Halbinsel bis zum westlichen Meer waren die Umbrier verbreitet, an welche sich im Nordwesten, in den Gebirgen, die zu den Golfen von Genua und Spezzia hinabsteigen, die Ligyer oder Ligurer (in ältester Form: *Liguses*), ein nicht italisches Volk, anschlossen. Ob die Einwanderer an den Westküsten Italiens bis hinab nach Sicilien iberische und libysche Bewohner vorfanden und sie verjagten oder vertilgten, lässt sich mehr ahnen als behaupten oder verneinen. Aber frühe schon wurden die Umbrier durch einen neuen Einbruch von Norden verdrängt, gespalten und unterjocht: das räthselhafte, indess doch wohl indoeuropäische Volk der Etrusker setzte sich in breiter Herrschaft von den Alpen bis zum Tiber durch die obere Hälfte der Halbinsel fest, wurde mächtig zur See, ging später sogar nach Campanien über, bis es durch die über die Alpen brechenden Kelten, die sich der Ebenen Ober-Italiens bleibend bemächtigten, immer mehr beschränkt und geschwächt wurde. Unterdess aber hatten sich die kriegerischen, raub- und wanderlustigen Hirtenstämme in beiden Halbinseln, der griechischen und der italischen, allmählig zum Ackerbau gewandt und damit den mächtigsten Schritt auf der Bahn der Humanität gethan. Dass sie vor der Einwanderung, zur griechoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber grösstentheils wenig haltbar sind. Griechisch *τεῖον*, Spelt, *τεῖονος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *javus*, Getreidekorn, Plur. *javai*, Getreide im Allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *javena*, die Stoppel, ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, dass zur Zeit, wo die Griechen und Litauer noch ungeschieden waren, irgend eine Grasart, vielleicht mit essbarem Korn in der Aehre, mit diesem Namen bezeichnet wurde. Aehnlich verhält es sich mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *qersta*: die Sprache eines Volkes, dessen Beschäftigung es war, Thiere zu weiden, musste an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein. Aus griechisch *ἀγρός*, lat. *ager*, gothisch *ahrs*, ist gar nichts zu schliessen, da die



Bedeutung dieses Wortes Feld überhaupt, nicht bestellter Acker, gewesen sein wird. Rechnet man ähnliche Fälle und Alles, was auf Entlehnung beruht, ab, so bleibt eigentlich nur der eine Wortstamm griech. ἀράρ, lat. arare, lit. arti, goth. arjan u. s. w. mit den dazu gehörigen ἀράρτωρ, ἄραρτα, arum u. s. w. als Beweis der Bekanntschaft mit dem Pflügen und dem Pfluge vor der Völkertrennung auf europäischem Boden übrig. Die lange Wanderung von den Gegenden jenseits des Aralsees bis in die Wälder Ureuropas wird von Rasten unterbrochen gewesen sein, auf denen je nach ihrer grössern oder geringern Zeitdauer Anfänge, aber auch nur Anfänge, des Ackerbaues möglich waren. Wenn der neue Wandertrieb erwachte, wurde das schwere, mühselige, allen Hirtenstämmen so verhasste Geschäft der Bodenarbeit aufgegeben und es blieb nur die allgemeine Bekanntschaft damit zurück. Wir mögen also bei den Gräco-Italern jenen halbnomadischen Ackerbau voraussetzen, den wir noch heute bei Beduinen, den Stämmen jenseits der Wolga u. s. w. im Schwange finden. Der Pflug bestand aus einem passend gekrümmten Stück Holz, wie man es in den Wäldern suchte und fand, das ἄραρτωρ αἰρόμενον, welches noch Hesiodus kennt, während die verschiedenen Theile des zusammengesetzten Pfluges, des von Homer und Hesiod genannten ἀράρτωρ αἰχμήν, griechisch und lateinisch ganz verschieden benannt werden und also erst nach der Trennung in den neuen Sitzen erfunden oder von aussen her bekannt wurden.<sup>13)</sup> Die gebaute Pflanze könnte Hirse gewesen sein, griechisch αἰχμή, lat. milium, lit. milnas f. pl. Schwaden, nicht sowohl dieses Namens wegen, der offenbar nur eine Grasart bezeichnet, als weil der Hirse schon früh im Osten und Westen des Welttheils gemeine Kornart war. In Gemeinschaft mit ihm treten häufig die Röhre und die Bohne auf, zwei sehr alte, mit gemeinsamen Namen benannte Früchte, deren Pflanzung vielleicht dem Ackerbau vorausging.<sup>14)</sup> Indess, wie sich dies auch verhalten mag, nachdem das unruhige Hirtenvolk in den meerumgürteten Landschaften Griechenlands und Italiens seine feste Heimath gefunden und der alte Trieb nur noch in localen Wanderungen und Kämpfen ausklang, da musste in den letzten Ebenen am Meere oder zwischen bewaldeten Bergen (Hesiod.



die sich dem Meere

Nah ansiedelten, die in dem Thal am Fusse der Waldschlucht.

Fern von der schäumenden Woge des Meers, den fruchtbaren Acker  
Bauen)

der schwarze Boden und der glückliche Himmel zum Körnerbau einladen. Die Pelager wurden ein von der Bodenarbeit sich nährendes Bauernvolk, mit dem Antlitz zur Mutter Erde gewandt, die voranschreitenden Ochsen mit dem *ξένιον* stachelnd, an dem schweren Werke sich abmühend, das die Götter den Menschen gelehrt und auferlegt, Hesiod. Op. 398:

Schaffe das Werk, das dem Menschengeschlecht zumassen die Götter.

Der in den Waldgebirgen verbliebene Hirte freute sich der leichtern Freiheit; arbeitsscheu und raubgierig, wie alle Hirten, überfiel er die Wohnungen, Hürden und Speicher der Ackerbauer und im Kleinen herrschte dasselbe Verhältniss wie im Grossen zwischen Iran und Turan, zwischen den Galliern kurz vor Cäsar und den Germanen, später zwischen den Deutschen und den Ungarn und an so vielen andern Stellen der Geschichte. So führte das Bedürfniss zu festen Bauten, Mauern und Burgen auf den Höhen, Schutzwerken der Feldbesteller gegen die wilden Nachbarn in den Waldgebirgen und so ragen an vielen Stellen Griechenlands unter dem Namen Ephyra (die Warte), Larissa oder richtiger Larisa (wohl so viel als begabt mit fettem Boden, wie *ἐν τῷ τῷ δῆμῳ, πλούσιον τῶν δῶν, πῶς ἐγγύς, πῶς ἀγροί, πῶς πῶς ἐν τῷ αἰνῷ* u. s. w., *Larissae campus opimus*, Larissa ist die Tochter des Plios, in dem thessalischen Larisa herrschen die Alemden, d. h. die Drescher auf der Tenne oder Stämper im Morsen) und Argos (Fruchtebene gegen das Meer geöffnet) feste Niederlassungen der Ackerbauer und Mauerngründer aus der dunkeln in die historische Zeit hinein. Während die stammverwandten Völker im Norden bei ihrer alten unstäten Lebensart verblieben, richteten sich die gräcoitalischen Stämme in dem neugewonnenen herrlich ausgestatteten Gebiete häuslich ein, des Anstosses gewärtig, der sie aus der natürlichen Dummheit erwecken und auf eine unumschmeibbare Kulturbahn drängen sollte. Diesen Anstoss gewährte die Berührung mit den Semiten, einer im Vergleich mit der schwerfälligeren indoeuropäischen Natur gewandten, an Abstractionskraft reichen und bereits in vielen



Zweigen der Kulturtechnik weit vorgeschrittenen Rasse. Sidonische Phönizier hatten im Verein mit Karern die Inseln des ägäischen Meeres besetzt, vielleicht schon im vierzehnten oder dreizehnten Jahrhundert; sie hatten sich ihrer Sitte gemäss der kleinen Eilande und abgesonderten Felsvorsprünge am Rande des Festlandes bemächtigt, als eben so bequemer wie gefahrloser Stützpunkte für Handel und Industrie, waren von den nördlichsten Inseln auf thrakischen Boden übergegriffen, wo sie sich mit herübergekommenen Phrygern berührten, herrschten in Böotien und Attika (man denke an die Sagen von der Europa und vom Tribut der Athener nach Kreta), liessen von der Insel Kythere, einer uralten phönizischen Kultusstätte, Fuss in dem gegenüberliegenden Lakedaimon, hielten Korinth besetzt, wo Aphrodite, die phönizische Astarte, und Elis, wo Herakles, der phönizische Melkarth, vor Alters verehrt wurde, ja gingen vielleicht die Küste des jonischen Meeres bis zu den Aetolern, Thesprotern und Illyriern hinauf. Sie trieben an passenden Stellen Purpurfischerei und Bauntüferei, eröffneten Bergwerke auf Metalle und knüpften mit den Naturkindern, die um die Factoreien herum wohnten, einen gewinnbringenden Handel an, mit dem auch Weise der ältesten und auch der jüngeren Zeit Blendwerk und Raub Hand in Hand ging. Was die Eingebornen bei diesem Austausch gehen konnten, war natürlich nur der Ertrag ihrer Heerden und Wälder, also Häute, Wolle, Holz, wilden Honig, Rinder und Schafe, — dazu kräftige Jünglinge und schöne Mädchen d. h. Sklaven und Sklavinnen. Was sie empfingen, war mannigfaltig: Tand aller Art, wie er Wilde zu verlocken pflegt, Figuren und Hühner von Bronze und Glas, fertige Kleider (*χιτών* und *tunica* sind phönizische Wörter), eiserne, überhaupt metallene Werkzeuge, Messer und Waffen, Erzeugnisse verschiedenartigen Handwerks, die Mechanik der Steinbankunst, mythische Erzählungen, Ideen vorderasiatischer religiöser Symbolik, grausame Opfergebräuche. Zwar wurde allmählig das fremde Element, das doch numerisch schwächer sein musste, von der Nationalität der Eingebornen wieder aufgesogen und ging als besondere Existenz unter; zwar strömten nach dem Zuge der Dorier unternehmende Auswanderer in wiederholten Seezügen aus Griechenland von Insel zu Insel, an einzelne Punkte der karischen und lydischen Küste, von diesen wieder zu andern, ja bevölkerten und unterwarfen sogar



die einst semitischen Inseln Kreta und Rhodus: zwar erscheinen während dieser Periode griechischer Beherrschung des ägäischen Meeres die tyrischen Phönizier nur noch als Kaufleute auf einzelnen Handelschiffen am hellenischen Strande, aber mit ihrer Vertreibung oder Assimilation waren manche Kenntnisse und Begriffe, die einst durch sie vermittelt wurden, nicht mit ausgerottet worden, sondern blieben als verdunkelter religiöser Kultus, als nationale Gewohnheit, deren Ursprung bald vergessen wurde, als werthvoller forzeugender Besitz von Geräthen, Kulturarten, Erfindungen bestehen. Wer will entscheiden, ob z. B. die Bekanntheit mit der Töpferscheibe (*τεροζος*) und die mit Spindel und Webstuhl schon mitgebracht oder von Karern und Lydern und Phöniziern überkommen war?<sup>16)</sup> Ob nicht Wörter wie *χρυσός*,<sup>16)</sup> *χαλκός*, *μεταλλόν*, die sich in die indoeuropäische Verwandtschaft nur gezwungen einfügen, von jenem ältesten Verkehr stammen und lydisch-phönizischer Herkunft sind,<sup>17)</sup> so gut wie *λίγ*, *λίον*, *δάκρυον*, *χάρις* u. s. w., von denen dies unzweifelhaft ist? Phönizische Heiligtümer wurden von den Griechen übernommen und allmählig in dem freieren hellenischen Geiste ausgebildet, ohne ihre ursprüngliche Physiognomie jemals ganz verlieren zu können; asiatische Blume, die um die alten Kultstätten gestanden, Zweige und Blumen, die als alte Symbole gegolten hatten, pflanzten sich in der neuen Heimath fort, der Wein, der über Meer gekommen war, die süssen getrockneten Früchte, das duftende Oel konnten vielleicht im Lande selbst erzeugt werden, und was von Anfängen solcher Kultur im eigentlichen Hellas wieder erloschen war, wurde durch die grosse Kolonisation im Osten neu belebt und strömte von Kreta und Rhodus, von Naxos und Thasos und von den neuen Sitzen an der anatolischen Küste in's Mutterland zurück. Semitischer Wein, Oel- und Feigenbau siedelte sich auf den Hügeln an, die das Saattfeld begrenzten, und die Pflanzung, die der pflegenden Hand im Einzelnen bedarf, neben dem Acker, der mit Oelbseu gepflügt, besäet und dann der Sorge der himmlischen und unterirdischen Götter überlassen ward. Aus jener Zeit ist uns wie durch ein Wunder in den homerischen Gedichten ein Spiegelbild der Sitten, Vorstellungen und Beschäftigungen der Menschen erhalten worden. Indess, so lichtvoll dies Bild ist, so viel Räthsel lässt es dennoch zurück, und ein so treues Zeugniß es abzulegen scheint,



mit so grosser Vorsicht muss es dennoch aufgenommen werden. Denn in dem homerischen und hesiodischen Epos ist nicht Alles gleich werthvoll: naive Gesänge von lechtem sagenhatten Gehalt und kluge Werke jüngerer Nachahmer und Bearbeiter, Dichtungen voll alterthümlich scheuen Glaubens und späte Leistungen profaner rhapsodischer Fertigkeit sind hier mit Geschick und Ungeschick und mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit in einen Rahmen vereinigt. Auf jene ältesten Theile, so weit sie erkennbar sind, gilt es fest den Blick zu richten; was hinter Homer hinausliegt, verbirgt sich in Dunkel, das nur von einzelnen Streiflichtern der Sprache und des religiösen Mythos hin und wieder erhellt wird.

## DER WEINSTOCK

(*vitis vinifera* L.)

Bei den homerischen Griechen ist der Wein schon in allgemeinem Gebrauch und wird überall als eine natürliche Gabe des Landes vorausgesetzt. *Σίτος καὶ ὄλινος* oder *αἶνος καὶ μέλι* ist eine gewöhnliche, häufig wiederkehrende Formel: so giebt Kalyppo dem scheidenden Odysseus Brod, Wein und Kleider, die drei ersten Lebensbedürfnisse, aufs Schiff mit (Od. 7, 261). In Brod und Wein liegt Kraft und Stärke des Menschen (Il. 9, 706 und 19, 161) und darin unterscheiden sich die leichtlebenden Götter von den sterblichen Menschen, dass jene keiner Nahrung bedürften und keinen Wein trinken (Il. 5, 311). Schon die kleinen Kinder werden mit Wein aufgezogen: Phoenix, der Sohn des Ormeniden Amyntor, hat das Knäblein Achilleus genährt und getränkt, ihm die Speise vorgeschnitten und ihm den Becher Weines an den Mund gehalten; der Knabe hat ihm oft das Gewand beandelt, indem er in kindischer Art das Getrunkene wieder ausspie (Il. 9, 485 ff.). Auch Jungfrauen und Magde trinken Wein wie die Männer. da Nausikaa zum Waschen an den Meeresstrand fahren will, bekommt sie von der Mutter nicht bloss Speise und Zukost, sondern auch Wein im Schlauch von Ziegenfell mit auf den Weg (Od. 6, 76).<sup>24)</sup> Auf dem Schilde des



Achillens im achtzehnten Buch der Ilias sah man ausser einem Brach- und Erndtefelde und andern Scenen des ländlichen Lebens auch einen Weinberg abgebildet, in welchem fröhliche Winzer und Winzerinnen grade mit der Traubenlese beschäftigt waren. Städte und Gegenden werden als reich an Reben bezeichnet, so Il. 9, 152: *Μεθυσον ἀντιλόσσων* (an der Westküste des Peloponnes) und im Schiffs-katalog v. 507: *οἱ τε πολιστιαίης Ἰσθμῆς ἔχον* (in Böotien), 537: *πολεστίαν κὼν δ' Ἰσθμῆς* (in Euböa), 561: *καὶ ἀντιλόσσων Ἐπίδαυρον*. Eine Menge alter Stadt- und Landschaftsnamen sind vom Wein und Weinbau abgeleitet: so hiess die Insel Aegium einst *Οἰνῶν*; in Akarnanien lag dem rechten Ufer des Acheloos nahe auf einem emporragenden Hügel die Stadt *Οἰνίδα*, von drei Seiten von einem See umgeben, der den phönizischen Namen *Μελίτι* trug; in der Stadt der ozolischen Lokrer *Οἰνών*, nahe der ätolischen Grenze, sollte Hesiodus den Tod gefunden haben; in Attika lag eine doppelte Ortschaft *Οἰνῶν*, die eine in der Nähe von Eleutherä an der böotischen Grenze, die andere bei Marathon, wie dieses zu der alten jonischen Tetrapolis jener Gegend gehörend; auch Megaris, früher gleichfalls jonisch, hatte in der Perita, dem Grenzgebiet nach Korinth, einen Ort *Οἰνῶν*; derselbe Name kehrt in Argolis und auch in Elis wieder; vor Methone in Messenien, welches selbst weinreich war, lagen die *Οἰνίδα*, die Weininseln u. s. w. Fragen wir, wo diese so allgemein verbreitete Kultur zuerst in Griechenland aufgetreten war, so scheint die Antwort in zahlreichen Ursprungs- und Stiftungssagen gegeben, die aber als blosser mythische Spiegelbilder des Keimens, Blühens, Verdorrens der Rebe oder des Gegensatzes der neuen gebundenen Kulturart gegen das rohe Wald- und freie Hirtenleben dem, der sie fassen möchte, grösstentheils unter den Händen zergehen. So war das südliche Aetolien eine Geburtsstätte des Weinstockes: dem Sohne des Deukalion, Orestheus (also dem Manne vom Berge), gebar daselbst ein Hund (der Sirius, die heisse Zeit) ein Stammende, *αἰδέγιος*; er liess es in die Erde vergraben und es erwuchs daraus ein rebenreicher Weinstock; drum gab er seinem Sohne den Namen Phytios (Pflanzer); dessen Sohn war wieder Oineus, der vom Wein benannt war (Hecataeus von Milet bei Athou. 2, p. 35). Ganz dasselbe erzählten auch die benachbarten Lokrer als bei ihnen geschehen (Pausan. 10, 38, 1), deren Beinamen *Ozolae* sogar von



den Sprossen dieses ersten Weinstammes abgeleitet wurde. Den ätolischen Oineus kennt auch schon die Ilias als Vertreter des milden Weinbaues (9, 539 und 14, 117): er hat der Artemis nicht geopfert (ohne Zweifel der kalydonischen Artemis Laphria) und wird dafür von dem verwüstenden Eber bedrängt: seine Brüder sind Agrios (der Wilde) und Melas, der schwarze, Schmutzige, d. h. der Ziegenhirt, dessen Name mit dem des Melantheus oder Melanthios, des bösen Ziegenhirten in der Odyssee, übereinkommt; sein Sohn, der Jäger Meleager, der seine Burg gegen die anstürmenden Kureten rettet, ist der Gemahl der Kleopatra; Mutter der Kleopatra ist wiederum die Marpessa (die Räuberin), deren Eltern Idas (das Waldgebirge) und die Euenine, d. h. die Tochter des ätolischen Flusses Euenos sind. So blickt in der kalydonischen Sage vom Weinmann, wie sie Homer giebt, nicht bloss der Drang und Widerspruch sich betheilender Volkstämme, sondern auch der an diese sich knüpfenden verschiedenen Lebensformen hindurch. Wie in Aetolien war die Rebe auch an vielen andern Orten zuerst von Dionysos geschaffen oder geschenkt, so im attischen Demos Ikaria dem Ikarios, dem Vater der Erigone (der im Frühling geborenen), dem Herren des Hundes Maira (des schimmernden Sirius), und eine Menge durchsichtiger Märchen und lustiger oder betäubender Feste an den verschiedensten Orten erhielten das Andenken an des Gottes Geburt und erste Schicksale und seine Leiden und herrlichen Thaten. Vor allen Gegenden aber erscheint Thrakien als hauptsächliche Heimath und als Ausgangspunkt der Dionysos-Religion. Dort lag das älteste Nysa, das des Homer (Il. 6, 130 ff.); von dort kommen täglich weinbeladene Schiffe zum Lager der Griechen vor Troja (Il. 9, 72<sup>129</sup>); dort hat Odysseus von Maron,<sup>130</sup> dem Priester des ismarischen Apollo, dem Sohne des Euanthes, d. h. des Dionysos selbst, jenen kostlichen Wein erhalten, mit dem er den Kyklopen trunken macht (Od. 9, 196 ff.). Den ismarischen Wein kennt auch ein anderer alter Zeuge, Archilochos, der in jener Gegend wohl bewandert war, Fragm. 3. Bergk:

*Ἐρ δοὺν μὲν μοι παῖτα μινωτέρη, ἔρ δοὺν δ' αἶνον  
ἰταγορέε, αἶνον δ' ἔρ δοὺν κακκινέρος.*

Eine merkwürdige Stelle des Herodot, 7, 141, berichtet von einem unabhängigen und kriegerischen thrakischen Gebirgsvolke, den Satren, die im innersten Gebirge ein Dionysos-Orakel besaßen,



dessen Priesterthum in den Händen der Bessaer war. Lobeck Agthoph. p. 290: „*perspicuum est. nam nigrum, quod ab Hebraei ostiis ad Pindum protenditur, quasi pro domestico sacrorum Bacchicorum solo habitum esse.*“ Man sehe das weitere gelehrte Material, das Lobeck beibringt, und Welcker, Griechi sehe Götterlehre 1, S. 424 ff. Bis ins Innerste des Landes, hinauf in das Hämosgebirge, ging der Dionysos-Kultus, Pompon. Mel. 2, 2, 2: *Montes interior attollit Harmon et Rhodopen et Orbelon, sacris Labri patris et coetu Maenadum Orphen primum induante celebratos.* Ohne Zweifel stammte dieser thrakische Weingott aus dem gegenüberliegenden Kleinasien, mit welcher Gegend kriegerische Wanderungen und Rückwanderungen das diesseitige Thrakien frühe in Sitten- und Kulturverkehr gesetzt hatten. Der grosse Einbruch der Myser und Tenkrer z. B., den Herodot (5, 20) vor die Zeit des troischen Krieges setzt, mochte auch den Sabosdienst, den Weinstock und die Kunst der Weinbereitung unter die wilden Thraker, die Verehrer des Ares, gebracht haben. Mysien wird als besonders reich gepriesen. Pind. Isthm. 7, 54: *Minor . . . ductor arbor.* Strab. 13, 1, 12: *απὸ δὲ ἐνάντιος ἔστιν ἡ πόλις (nämlich die der Stadt Priapos) καὶ αὐτὴ καὶ ἐγγύς ὅμοιος, ἢ καὶ τὸν ἡαγίων καὶ ἡ τὸν Ἀπριανόν.* Lampsakus war von dem Grosskönig dem Themistokles zugewiesen, damit er von dort seinen Bedarf an Wein bestreite; Cyzicus hatte zu den vier altattischen Phylen noch zwei besondere, darunter eine der *Oinoi* d. h. der Weinbauer, und seine Münzen zeigen, wie die der griechischen Nachbarstädte, bacchische Attribute, den Panther, die Traube, den zweihenkeligen Weinkrug. Der Dienst des Priapos, des Gottes der Fruchtbarkeit in Gärten und Pflanzungen, ist den hellespontischen Städten gemeinsam. Die Vorstellungen von dem leidenden und wieder triumphirenden Sonnen- und Jahrgotte, die wüthende Lust und die herzerreissende Klage, mit der die Thyinden seinen Tod und seine Wiederauferstehung feiern, der Doppelcharakter, in welchem Dionysos und Apollon, Ares und Dionysos verschmelzen, dies und alles daran sich schliessende ist phrygische und überhaupt vorderasiatische Art. Auch im thrakischen, wie im ätolischen Bacchusmythus spielt durch die Symbolik des Naturlebens die dunkle Anschauung eines Kulturgegensatzes, der Fehdseligkeit entgegenstehender Stämme. Lykurgus bei Homer



(II 6, 130), der die Ammen des schwärmenden Dionysos im heiligen Nyseion verfolgt, so dass der Gott selbst entsetzt sich in die Meerestiefe flüchtet, — er mag ein Bild des Winters sein, wie Pentheus in Bionien ein Bild winterlicher Trauer: aber als *zeugagōs* *Arzongyos* d. h. als harter Wolfsmann, als Sohn des Dryas d. h. des Waldes und *androgōros* d. h. Menschenmörder, der den *βοιπάζ* d. h. die schlachtende Axt<sup>21)</sup> in der Hand führt, ist er der blutige, thrakische Gebirgsbewohner, der in wilden Überfällen den Weinbauer ängstigt und die fremden Kultusbräuche nicht unter sich dulden will. Dabin deuten wir es, wenn Maron, der Priester des Apollon (d. h. des Apollon-Dionysos), dem Odysseus ausser Gold- und Silberwerken (Erzeugnissen orientalischer Kunstfertigkeit) zwölf Amphoren des göttlichen Weins schenkt, zum Lohne dafür, dass er mit Weib und Kind von dem Helden beschützt worden ist (Od 9, 199). Aber der Weingenuss und die im Weine alle Naturkräfte anschauende Dionysos-Religion setzte sich durch ganz Thrakien durch und wanderte mit thrakischen Stimmen weiter nach Süden, erntelte Makedonien, wo die Minallonen und Klodonen, baccische Jungfrauen, rasten, gelangte an den Parnass und nach Delphi, wo Apollon allmählig den Brudergott in Sinn und Verschwörung der Menschen verdrängte, nach Theben, wo Semele, die Erdgöttin,<sup>22)</sup> dem Zeus ihren herrlichen Sohn gebar, an den Kitharon, als *Kumolpos* personifiziert nach Eleusis in die Nähe Attikas und in manchen Verzweigungen weiter nach andern Seiten hin. Diesem Kulturstrom aber begegnete von Anfang an und im weitem Verlaufe ein anderer, mit ihm ursprünglich identischer, der in entgegengesetzter Richtung kam, der phönizische oder karisch-phönizische. Die Küste Thrakiens war ein alter Schauplatz phönizischer kolonialer und commercieller Thätigkeit: Phönizier hatten das Goldbergwerk am Berge Pangäus eröffnet, die gold- und weinreiche Insel Thasos besetzt und von dort Emporien an der thrakischen und hellespontischen Küste gegründet, deren Erhaltung ihren Nachfolgern, den Pariern, schwierig wurde (Movers, Phönizier, 2, 2, S. 273 ff.). Überall, wo sie landeten, werden sie mit dem Wein, den sie mitbrachten, die Barbaren zum Tauschhandel gelockt und wo sie sich bleibend niederliessen und Kultusstätten gründeten, die Umwohner zur Rebenpflanzung angehalten haben. Auf den Inseln des agäischen Meeres geht von Kreta,



einem Mittelpunkt phönizischer Ansiedelungen, der Weinbau und die an ihn sich knüpfende Sage nach Naxos und Chios und strahlt von dort weiter aus, s. Fr. Osann, „Oenopion und seine Sippschaft oder einige Andeutungen über die älteste Weinkultur in Griechenland (im Rheinischen Museum von Welcker und Näge III. 1835. S. 241 ff.). Osann schließt seine Untersuchung mit dem Resultat (S. 259): „Die Verbreitung und Einführung der Weinkultur an verschiedenen Orten Griechenlands sehen wir mittels einer aus Kreta stammenden Familie personifiziert, welche ihren Weg über Naxos nach Chios nimmt, welches der Mittelpunkt einer ausgebildeten Weinkultur wird, von wo in verschiedenen Verzweigungen neue Kolonien ausgehen und den Weinstock verbreiten.“ Ja auch einer schon von Hesiod (Fragm. LVII. Gottl.) erwähnten Ueberlieferung war sogar der thrakische Maron der Odyssee ein Sohn oder Enkel dieses Oenopion und liefen also beide Zweige oder Ausgangswege der griechischen Rebenkultur in eins zusammen.<sup>25)</sup> Dass der Wein den Griechen aus semitischem Kulturkreise zugekommen, lehrt auch die Identität der Benennung desselben, gr. *oinos*, bekanntlich mit Digamma, hebr. *qum*, äthiopisch *wam* (Fr. Müller in Kuhns Zeitschr. 10, 349), denn die umgekehrte Annahme Renans (*Histoire générale des langues Sémitiques* p. 193 der ersten Ausg.), die Semiten hätten das Wort von den Ariern entlehnt — wohlgerne von den Gräcoitalern, nicht von den Iranern, denen es fehlt —, ist kulturhistorisch von der äussersten Unwahrscheinlichkeit. Auch die Versuche, das Sanscrit heranzuziehen und mit dessen Hülfe den Wein als Erbesitz des ungetrennten indoeuropäischen Stammvolks darzuthun (Pictet, *Origines indoeuropéennes*, 1. 250 ff.), sind unglücklich ausgefallen und haben in den Augen Unbetangener eher das negative Resultat bestätigt. Das eigentliche Vaterland des Weinstocks, die durch üppigen Baumwuchs ausgezeichneten Gegenden südlich vom Südrande des Kaspischen Meeres, war auch dem Ursitz — so weit sich dieser historisch verfolgen lässt — des semitischen Stammes oder eines seiner Hauptzweige benachbart (Renan a. a. O. p. 27 ff.). Dort windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone und lockt von oben durch schwerhängende Trauben; dort, oder in Kolchis am Phasis, in den Landschaften Kachetien, Min-



griechen, Innerethien, Armenien, zwischen Kankasus, Ararat und Taurus, sind nach den anziehenden Schilderungen Moritz Wagners (Reise nach Kolchis, Leipzig 1850) und Kolenatis (Reise nach Hocharmenien und Elisabethpol, Dresden 1858) ganz die uralten Methoden im Gebrauch, die wir aus den Schriften der Griechen und Römer kennen, die Abtheilung der Weingärten durch Kreuzgänge nach den vier Himmelsrichtungen (*limes decumanus* und *cardo*), das Verpichen oder Verkalken der Amphoren, das Vergraben in die Erde u. s. w. Dort wachsen die pomeranzengelben, süß balsamischen, durchdringend duftenden Weine und liefert die edelste karchetische Rebe, die *sapranum praecox* und *majar*, einen Saft von so intensivem Dunkelroth, dass die Damen mit ihm ihre Briefe zu schreiben pflegen. Aus jener Gegend begleitete der Weinstock die sich ausbreitenden semitischen Stämme an den untern Euphrat und in die Wüsten und Paradiese des Südwestens, in dem wir sie später anlässlich finden und wo sie die eigenthümliche Kultur entwickelten, die der arischen der Zeit nach lange vorausging, wie sie der ägyptischen nachfolgte. Den Semiten, die auch die Destillation des Alkohols erfunden haben, die die ungeheure Abstraction des Monotheismus, des Masses, des Geldes und der Buchstabenschrift — einer Art geistiger Destillation — vollbrachten (denn die Aegypter blieben an der Schwelle derselben stehen), wird auch der zweideutige Ruhm verbleiben, den Fruchtsaft der Weinbeere auf der Gährungsstufe festgehalten zu haben, wo er ein aufregendes oder betäubendes Getränk abgibt. Aus Syrien ging die Weinkultur weiter über das ganze sogenannte Kleinasien, zu Lydern, Phrygern, Mysern und andern unterdess von Osten nach Westen vorgedrückten Ioniern, und drang von Norden her in die griechische Halbinsel, indess auch direkt zur See phönizischer Handel, karchetische Ansiedelungen, von Europa an die Küsten des fremden Welttheils übersetzende urgriechische Stämme die Kenntniss der wunderbaren Erfindung und mit steigender Ansässigkeit auch den Anbau des Gewächses selbst vermittelten. Zur Zeit des homerischen Epos und der hesiodischen Gedichte ist, wie gesagt, diese Aneignung bereits geschehen und längst vergessen; das Dasein des Weinstockes und des Weines versteht sich von selbst und wird, wie alles Gute im Leben, einem lehrenden oder schaffenden Gotte zugeschrieben.



Die frühesten Seefahrten der Griechen nach Westen müssen den dämonischen Trank auch an die Küsten Italiens gebracht haben, denn dass er aus Griechenland kam, zeigt auf den ersten Blick das Wort *vinum* (als Neutrum), welches nach der Analogie anderer italischer Lehnwörter aus dem Accusativ *oīvor* zu erklären ist.<sup>24</sup> Wie Odysseus auf den Cyclopen, stiessen die über Meer gekommenen griechischen Schiffer und Abenteurer auf ein einfältiges Hirtenvolk, auf welches der gierig aufgenommene fremde Wein dieselbe ungewohnte betäubende Wirkung übte, wie auf die Centauren des Pindar bei Athen. 11. p. 176: „als die Phereen die männerbezwingende Kraft des süssen Weines kennen lernten, stiessen sie hastig die weisse Milch von den Tischen, tranken aus silbernen Hörnern und irrten willendlos umher.“ Dass die Milch in Latium älter war als der Wein, geht aus den auf Romulus zurückgeführten Opfersatzungen hervor, wonach den Göttern nicht mit Wein, sondern mit Milch gespendet wurde (Plin. 11, 88: *Romulum lacte, non vino blasse autem sunt sacra ab eo instituta, quae hodie custulant morem*). Nach einem Gesetz des Numa durfte der Scheiterhaufen nicht mit Wein besprengt werden (Plin. a. a. O.: *vinum rupum ne respargito*) d. h. die ältesten Bestattungsgebräuche kennen den Wein noch nicht. Denn es gab eine Zeit, wo die Römer nur noch Ackerbau trieben und die Rebenkultur noch nicht eingeführt war, Plin. 18, 24: *apud Romanos multo serior vitium cultura esse coepit primumque, ut necesse est, arva tantum coluere*. Merkwürdig ist, dass auch hier wie in Griechenland Legenden von Völkerkämpfen an die Gründung des Weinbaues sich knüpften. Nach einer viel berichteten Sage (z. B. von Cato bei Macroh. 3, 5, 10) sollte Mezentius, der König von Caere, den Latinern den Ertrag ihrer Weinberge oder die Erstlinge der Kelter abgefordert, die Latiner sie aber dem Jupiter gelobt und so den Sieg über den trevelhatten Tyrannen gewonnen haben. Die Herrschaft der Tusker in Campanien und Latium wurde, wie wahrscheinlich ist, durch gemeinsame Anstrengungen der lange in Bundesgenossenschaft vereinigten Griechen und Latiner gebrochen: die dunkle Erinnerung daran verschmolz mit dem Andenken an die zu jener Zeit in Latium sich verbreitende griechische Weinkultur, deren Segen man als die Habsucht reizend sich dachte, und an die Einführung der Erstlings Spenden an den Jupiter Liber und die Venus Libera.



Der 19. August, an dem die beiden Heiligtümer der *Mureia* und der *Libitina*, der Göttinnen der Erndtelust, ihren Stiftungstag feierten, wurde nun zugleich der Tag der *vinalia rustica*, des Vorfestes der Weinlese, dem am 23. April das der *vinalia privata* vorausging - beides in Anknüpfung des jüngern Weinbaues an die älteren Ackerbaufeste. Dass Jupiter der Schützer der neuen Gabe wurde und sein Priester, der Flamen *Dialis*, die Weinlese weihte, lag in dem Wesen dieses Gottes, von dem alle Betrachtung und ländliche Nahrung kam; der Beiname *Liber*, mit dem er sich als Weingott oder italischer *Dionysos* beenderte, war die Uebersetzung des griechischen *Δῖνος* oder *Ἑλευθέριος* (Grassmann in Kuhn's Zeitschr. 16, 107); die genealogische Ableitung, wie in Griechenland, wo *Dionysos* als Sohn des *Zeus* gedacht wurde, war den Italiern nicht geläufig. Uebrigens gedieh die Rebe an den Bergen Unteritaliens so üppig, dass schon im 5. Jahrhundert *Sophokles* Italien das Lieblingsland des *Bacchus* nennen (*Ant.* 1117: *χώρα ὅς ἀμπεύς Ἰταλίας — ὁ Βακχεῖ*) und die Südspitze Italiens bei *Herodot* (1. 167) den Namen *Oenotrien* d. h. Land der Weinpflüde (nach *Hesychios* war *οἰνωτήρ* dorisch so viel als Weinpflad) tragen konnte. *Oenotrien* war die Gegend, wo die Reben an Pfählen gezogen wurden, im Gegensatz zu den Landschaften, wo der Wein hoch an Bäumen emporwuchs, wie in *Etrurien* und *Campanien*, dem Gebiet der *Tusker*, oder ohne Stütze kurz und niedrig gehalten wurde, wie in der Gegend von *Massilia* und in *Spanien*, oder in dachartigen Spalieren an Stangen oder Stricken sich fortrankte, wie im *Brundisinen*, oder am Boden fortkroch, wie in *Kleinasien* u. s. w. Die verschiedenen Methoden, am häufigsten aufgeführt bei *Varro* 1, 8, ergaben sich theils aus der Natur des Bodens, der entweder felsig und heiss oder feucht und humusreich war, theils aus dem Mangel oder Vorrath an dem nöthigen Holz oder Rohr, theils aus der Gewohnheit derjenigen, von denen in einer bestimmten Gegend der Weinbau ursprünglich ausgegangen war, und der Rebenvarietät, die sie zu allererst mitgebracht hatten. Der Waldreichthum des später *Lucania* und *Bruttium* genannten Landes, welches von der damit zusammenhängenden Viehzucht auch *Italia* benannt war, mag zu allgemeinem Gebrauch eigener Weinpflüde, *sudes*, *radicar*, *pali* (für *paci* oder *pagli* - das entsprechende griechische *κατακλός* bedeutet nur Pflöck) geführt und



der Name *Θύραγμα*, *Thyragai* von solchen Griechen herrühren, denen die frei am Boden gezogene Rebe, die *γαύρις*, *orthampelos ipsa se sustinens*, oder die Baumrebe, die *ἀράχιδρος*, *aráchidros* (ein Wort, dessen eigentliche Form nicht feststeht, das aber Sappho und Epicharmus brauchten), *αἰαγρίς*, *aiagris*, *ἔραρις*, *eraris*, *ἡρα*, *hera*, *ἑρaris*, *eraris*, *αἰαγρίς*, *aiagris*, *ῥίος*, *rhios*, *ῥίος* u. s. w., das Gewohnte war.<sup>22)</sup> — Auch in die Gegenden an den Pomtinungen muss der Weinstock mit dem griechischen Seeverkehr frühe gekommen sein, so wenig der niedrige wasserreiche Boden diese Kultur zu begünstigen scheint. Die *etis spoma*, *quam quidam spocum vocant* (Plin. 14, 34. Colum. 3, 2, 27. 3, 7, 1. 3, 21, 8. 10) wuchs im Gebiet von Ravenna (*Ravennati agro peculiaris*), ertrug Hitze und Regen, nährte sich von Nebeln und galt — was auch von andern nordischen Reben ausgesagt wird — für reich an Ertrag. Der Wein war in Ravenna wohlfeiler, als das Wasser, so dass Martial daselbst lieber eine Cisterne mit Wasser, als einen Weinberg besitzen mochte, 3, 56:

*Sit cisterna mihi quam vinea mala Ravennae.*

*Cum possim multo vendere plusquam*

und sich beklagt, ein dortiger betrügerischer Schenkwirth habe ihm reinen Wein statt des mit Wasser gemischten verkauft, 57:

*Calidus imposuit super mihi copo Ravennae.*

*Cum peterem nectum, vendidit ille metum*

Auch die Landschaft Picenum, in der geographische Namen und manche andere Spuren auf eine alte Verbindung mit den Pomtinungen hindeuten, wird schon frühe als besonders weinreich geschildert: bei Polybios 3, 88, 1 kurirt Hannibal die Pferde seiner Armee mit den alten, im Ueberfluss vorhandenen Weinen der Gegend: *καὶ τοὺς μὲν ἱπποὺς ἐξέλεον τοῖς ταπεινοῖς οἴνοις, ἀπὸ τοῦ ῥιήθους, ἐξέδεσθαι δὲ τῇ ἀριεστῇ αἰνῇ*. Noch lange nachher gingen grade die Weine Picenums ins Ausland, nach Gallien (Plin. 14, 39), wie in den Orient (Ediet. Diocet 2. c. Dort lag die Landschaft, in der die berühmte *vinum Praetutianum* genannte Weingattung wuchs, Sil Ital. 15, 568:

*Tum qua vitiferas domitat Praetulia pubes*

*Lacta laboris agros --*

die der istrischen Traube ähnlich war, Dioscorides 5, 10: *ἡ δὲ ἰταλικὴ λεγομένη εἶναι τῇ πραιουτιανῇ*, ja von Plinius mit



dem am Flusse Timavus bei Aquileja wachsenden *vinum Pacinum* identificirt wird (11, 60 nach Silligs Emendation). Die piec-nische Rebe also war aus alter griechischer Zeit am Westufer des adriatischen Meeres bis in dessen innersten Winkel hin verbreitet. Von der grossen Fruchtebene, die sich vom Po bis an den Fuss der Alpen erstreckt, weiss auch im Punkt des Weines Polybius, der als Augenzeuge spricht, nicht genug Rühmens zu machen (Polyb. 2, 15; sie mochte wohl schon Trauben tragen, als die Kelten in Italien einbrachen und nach der Sage (Liv. 5, 33. Plin. 12, 5. Plat. Camill. 15) eben durch den Wein und die Früchte des Südens dazu angereizt wurden. Mit Weinlaub bedeckt erscheinen bei Martial auch die Abhänge der vulcanischen Euganeen bei Padua, 10, 93:

*Si prior Euganeas, Clemenae, Heliconia oras  
Petauræ pampineis videtur arva jugis,  
Perfer Aestinas nondum vulgata Sabinae  
Carmena.*

Sehr berühmt wurden frühzeitig auch die *vina Raetica* d. h. die heutigen Tiroler und Veltliner Weine, die aus der Ebene kommend die Vorhügel und den Südalhang der Alpen erstiegen hatten. Nach Serv. zu Verg. G. 2, 95 hatte schon Cato die rhätische Traube gelobt, wurde aber dafür von Catullus, der als geborener Veronese hierin Bescheid wissen musste, getadelt. Unvergänglichem Ruhm aber erwarb sich der rhätische Wein durch Vergil, der ihn nur dem Falerner nachstellte, G. 2, 95:

*et quo te carmine dicam,  
Raetiae nec collis ideo contendit Falernae*

Auch Vergil war nicht weit von den Hügeln und Thälern des Südalpenlandes zu Hause, vielleicht aber pries er den Rhetier nur, weil Augustus, wie Sueton Aug. 77 erzählt, ihn besonders liebte. Strabo stimmt in das Lob mit ein, 4, 6, 8: *καὶ ἡ γὰρ Ρατίζος οἶνος, τὸν ἐν τοῖς Ἰταλικοῖς ἐκταγομένον οὗς ἀντιτίθενται δοξοῖν, ἐν τοῖς τοῖτον ἐκτατοῖς γίνεσθαι*, aber vielleicht ist er nur ein Echo Vergils. Auch Plinius berichtet 14, 16: *unde cum (Tiberium Caesarum) Raeticis prior mensa erat et avis Veronensium apra*, gleich darauf fügt er indess hinzu: *quod et in Rhaetia Allobroges quoque event, domi notabilibus nec minus*



*secundis alibi*. Martial kennt gleichfalls die rhätischen Weine aus der Heimath des Catullus, 11, 100: *Panacea*.

*Si non ignota est docta tibi terra Catulli,*

*Pataski testa Raetia vina mea.*

Auch noch ganz spät zu Cassiodors Zeit stand das Gebiet von Verona wegen seiner Weine in Ruf (Var. 12, 1).

Schon Cato hatte gefunden, das von allen Arten der Bodenbeutzung der Weinbau die vortheilhafteste sei, 1, 7: *de omnibus agris . . . vinea est prima, si vino multo sit*, und in den spätern Zeiten der römischen Republik war Italien bereits in so ausgedehntem Masse ein Weinland geworden, dass das Verhältniss der Rebennacht zum Kornbau sich umgekehrt hatte und die Halbinsel Wein aus- und Getreide einfuhrte. Aber längst hatte diese Kultur auch begonnen über die Grenzen Italiens hinauszudringen und im Norden und Westen sich einzubürgern. Columella, 1, 1, 5, führt aus dem ältern landwirthschaftlichen Schriftsteller Salserna den Ausspruch an, das Klima habe sich geändert, denn die Gegenden, die sonst zum Wein- und Oelbau zu kalt gewesen, hätten jetzt Ueberfluss an beiden Producten. Hier liegt die richtige Beobachtung zu Grunde, dass der Anbau der genannten Gewächse im Laufe der Zeiten immer weiter nach Norden gerückt sei, nicht weil das Klima ein anderes geworden, sondern durch allmähliche Acclimatisation. In der neueren Zeit ist im Verhältniss zum Mittelalter das Umgekehrte eingetreten: der Weinbau hat sich aus den nordischen Landstrichen zurückgezogen, in denen er ökonomisch nicht mehr vortheilhaft war. Das nördliche Frankreich, die südlichen Gratschatten Englands, Thüringen, die Mark Brandenburg u. s. w. trieben sonst Weinbau. Bei entwickelterem Verkehr musste man es vorziehen, den Wein begünstigterer Gegenden gegen diejenigen Früchte einzutauschen, die der eigene Boden reichlich und sicher hervorbrachte. Der Uebergang des Weinbaus nach Frankreich, wie er aus historischer Zeit in einzelnen Notizen vorliegt, gewährt übrigens eine lebendige Analogie der Vorgänge, durch welche die Rebe Jahrhunderte früher zu den Volkern des innern Italiens sich mag verbreitet haben. Der erste Weinstock auf gallischem Boden wurde ohne Zweifel von der Hand eines Massalioten gepflanzt: auf den Massilia umgebenden Bergen gedieh die Rebe vortrefflich, Strab. 4, 1, 5: von den Massalioten: *ἡλικὸν δ' ἐξομῶν ἐκατόμητον μὲν*



καὶ κατέκλυον. Die Kulturart war die aus der Heimath mitgebrachte kleinasiatische ohne Stützen und Pfähle. Die östlich und westlich ausgesandten Ansiedler verbreiteten den Weinbau längs der Küste, zunächst um die befestigten Stationen herum. Die Eingebornen — Ligurer und Iberer, später Kelten — tauschten den Wein gegen die Rohprodukte ihres Landes ein, ganz wie später die Bewohner von Aquileja den Illyrern Oel und Wein lieferten und von diesen dafür Sklaven, Vieh und Hünte bezogen (Strab. 5, 1, 8). Zunächst waren es nur die Reichen, die den italischen und massaliotischen Wein tranken, während die Armenen bei dem nationalen Getränk aus gezohrenem Getreide blieben (Posidonius Fr. 25. Müller). Allmählig drang denn die Kultur weiter ins Innere: von den benachbarten lernten die entfernteren Stämme selbst die Rebe ziehen und den Saft der Beeren durch Gährung in Wein verwandeln, Justin. 12, 4: *tunc et vitem pulcræ, tunc olivam severi consueverunt*. Macroh. Saturn. Scip. 2, 10, 8: *Galli vitem vel cultam olivæ, Roma jam adulescente, didicerunt* — so sehr, dass die Römer, die nicht bloss ein Krieger- sondern auch ein eigennütziges Kaufmannsvolk waren, bereits eifersüchtig wurden und im Interesse der italischen Austuhr den von ihnen gezüchtigten transalpinischen Völkern die Friedensbedingung auflegten, des Oel- und Weinlaufs sich zu enthalten. Cic. de rep. 3, 9, 16: *nos vero justissimi homines qui Transalpinas gentes oleam et vitem severi non sinimus, quo plaris sint nostra olivæ nostræque vinæ* (Mommson, Römische Geschichte, 2. Auflage, II. 159). Als nach den Siegen über die Allobroger und Arverner die Gegend zwischen Pyrenäen, Cevennen und Alpen zur *provincia Narbonensis* erhoben worden war, fand immer noch eine starke Einfuhr von italienischem Wein Statt. Wir sehen dies aus Ciceros Rede für den Fonteius, der sich erlaubt hatte von den aus Italien eingehenden Weinen ein *vetigal* zu erheben und ein *portorium* einzusetzen, und desshalb in Rom angeklagt wurde (Cic. pro Font. 5). Es folgte Cäsars Eroberung des ganzen Landes bis zur Nordsee und zum Rhein und der Eindrang römischer Kultur, Sitte und Lebensgewohnheit in ungehemmter Strömung. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zeigen uns die Nachrichten bei Plinius und Columella das heutige Frankreich bereits als selbständiges, rivalisirendes Weinland, mit eigenen Trauben und Weinsorten, mit Austuhr



und Verpflanzung nach Italien, zugleich nicht ohne Anzeichen der eben erst vollbrachten Aneignung einer noch jugendlichen Kultur. Gallien stand damals zu Italien, wie in der Urzeit Italien zu Griechenland und noch früher Griechenland zu Syrien, Phrygien und Lydien. Gallische Weine fanden bei Italienern Geschmack: Plin. 14, 39: *mirum — in Italia Gallia placere, trans Alpes vero Poenae*. Colum. 1, praef. 29: *et vindemias condimus ex insulis Cycladibus ac regionibus Bactris Gallicisque*. Der Burgunderwein tritt auf, wenn auch natürlich nicht unter diesem Namen, sondern als Wein von Vienna an der Rhone, als Arverner, Sequaner, Helvier, Allobroger, Plin. 14, 18: *jum inventa vitis per se in vino picem respiciens, Viennensem agrum nobilitans, Arvernum Sequanumque et Helveticum generibus non parum inlustrata atque Vergi vitis aetate incognita, a cupis olata et aguntur anni*. Er schmeckte nach Pech (wie nach Strabo 4, 6, 2 auch der ligurische, und wie noch heute einige Burgunderweine), wurde auch künstlich mit Pech und Harz behandelt, war an Ort und Stelle beliebt, ward aber auch nach Italien ausgeführt, Martial. 13, 107: *Pientum vinum*:

*Haec de vitifera cervice pirata Vienna*

*Ne dubites: vinum Romanus ipse nati.*

Auch gallische Traubensorten, also Varietäten, die sich bereits auf dem neuen Boden gebildet hatten, fanden in Italien Verbreitung: die *vitis helveticana*, *clunaca*, *helveticana* (Colum. 3, 2, 25, 5, 5, 16. Plin. 14, 32; der Name abgeleitet, wie es scheint, von dem keltischen Volksnamen Helvii, in anderer Form Helvetii, s. oben das genus *Helvium* bei Plinius), die *vitis Biturica*, *Biturapica* (Plin. 14, 27. Colum. 3, 2, 19 und öfter. Isid. Hisp. 17, 5, 22; schon in das Gebiet des heutigen Bordeauxweins hinüberreichend), die *Allobropea* (Plin. 14, 26. Colum. 3, 2, 16; *colore nigra*, eben die rothe Burgundertraube) u. s. w. Die Eigenschaften, die diesen gallischen Reben zugeschrieben werden, lauten alle auf grössere Widerstandskraft gegen Ungunst des Klimas hinaus: sie nehmen mit magerem Boden vorlieb, ertragen Kälte, Regen, Wind; sie sind alle reich an Beeren und liefern viel Most; sie arten bei Ortsveränderung leicht aus, haben also noch keinen constanten Charakter gewonnen: die *helveticana* kommt in Italien schlecht fort, bleibt dort klein und fault leicht, die Lieblichkeit des Allobrogers *cum regione mutatur* u. s. w. An



der geringen Haltbarkeit lag es, wenn die Weine von Massilia, die etwa unseren Cetto-Weinen entsprachen, nach griechischer Sitte geräuchert wurden (oft erwähnt, z. B. Martial 3, 82, 23: *vel coctu fumis musta Massilitanis*) und die provençalischen Weine überhaupt nicht bloss durch Rauch, sondern durch Zusatz von Kräutern und Gewürzstoffen entsteht in den Handel kamen (Plin. 14, 68). Die Alten griffen nach allerhand Mitteln, wie Einkochen, Räuchern, Zumischen u. s. w., da sie den Brauntwein, durch den unsere Xerez-, Porto-, Marsala- und andere südliche Weine vor dem Verderben bewahrt werden, noch nicht kannten. Dass nun während der römischen Kaiserjahre der Weinbau in Gallien nicht bloss sich befestigte, sondern seine Grenzen erweiterte, dass er sich des Thales der Garunna, nach Norden und Nordwesten der Thäler der Marne und der Mosel bemächtigte, lag im natürlichen Laufe der Dinge. Den Rhein aber überschritt er zur Römerzeit noch nicht (Bodmann, Rhein-galische Alterthümer, S. 393: „Wir setzen unbedenklich die Ursprünge des Weinbaues im westlichen Rheingau auf den Zeitraum der austrasischen Regierung des Merovingischen Königsstammes“). Von Gallien aber ward, wenn auch nicht der Weinstock, so doch der Wein den angrenzenden Germanen zugeführt, die mit Aufnahme dieses Products den verhängnissvollen Pact mit gallisch-römischer Kultur schlossen, während bei den weiter wohnenden Stämmen das sogenannte Freiheitsgefühl d. h. die Anhänglichkeit an das von den V Vätern ererbte halbnomadische Jagd- und Heerdenleben der verdächtigen Gabe sich erwehrte. (Mehr als tausend Jahr später ging es den Deutschen in Norwegen, wie einst den Römern in Deutschland: da waren sie die weinflührenden Südmänner, die das Volk verdarben und deshalb vom König Sverris in Bergen nicht zugelassen wurden, s. die Stelle aus der Sverris-saga bei Weinhold, Altnordisches Leben, S. 109 f.). So sehr aber drohte auch in den Provinzen die Weinkultur den Getreidebau zu überwuchern, dass der Kaiser Domitianus in einem Anfall von Besorgnis die Hölle und mehr alhi ausserhalb Italiens bestehenden Weinberge auszurotten befahl – was sich indess natürlich nicht ausführen liess, Suet. Domit. 7: *ad summam quondam uberlatem vin. frumenti vero inopiam, crustianus novo vinearum studio incolae circa asterit: Ne quae in Italia vinefaret, atque in provincias civita surrenderent, reli-*







dem allgemeinen Gange der Geschichte Theil genommen d. h. sie ist in ihren Ausgangsländern in Verfall gerathen und steht in dem zu allerjüngst gewonnenen Gebiete auf der höchsten Stufe der Entwicklung. Als Vorderasien, die Wiege der Rebenucht, von Völkern islamitischen Glaubens überzogen worden, konnte ein Produkt nicht mehr gedeihen, dessen Genuss das Gesetz den Eroberern untersagte. In allen Ländern arabischer Herrschaft, in Nordafrika, Sicilien, Spanien ging der Weinbau zurück, da er von den Mächtigen nicht begünstigt wurde, die mit semitischer Mässigkeit mehr den Kultus des Wassers und kühlen Schattens, als den des erhitzenen Getränkes übten. Ja es fanden sich einzelne Fanatiker, die den Wein gar nicht dulden wollten, so der Kalif Hakem II. von Spanien: „er liess fast alle Weinreben in Spanien ausrotten: nur ungefähr einen dritten Theil der Weingärten liess er stehen zum Genuss ihrer Früchte als reife Trauben, als getrocknete Frucht, Rosinen, Syrup und Traubenhonig, was zu gemessen das mohammedanische Gesetz erlaubte“ (Aschbach, Gesch. der Omajjaden in Spanien, II, S. 158 f.). Was dem Islam in Spanien nicht gelang — wie die heutigen Xerez- und Malaga-weine beweisen —, das setzte er in dem gegenüberliegenden Marokko durch. Die atlantische Küste des letztgenannten Landes war im Alterthum ein ergiebiger und gepriesener Weinbezirk gewesen, dem seine Traube, wie Movers 2, 2, S. 528 ff. urtheilt, nicht erst von den Karthagern, sondern schon in der Urzeit von den Phöniziern zugetragen war. Dort lag das Vorgebirge Ampelus (Mela 1, 5. Plin. 5, in.), also das Weincap, heut zu Tage Cap Spartel, und die uralte Stadt Lix, die auf ihren punischen und punisch-römischen Münzen die Traube als Wahrzeichen führt (Müller, Numismatique de l'anc. Afrique 3, p. 155 ff.) und von deren Einwohnern die Sage erzählte, dass sie sich ohne Bodenbestellung nur von freiwachsenden Weinbeeren nährten (Paus. 1, 33, 1). Auch nach Strabo 17, 1, 1 sollten die Weinstöcke von Maurasien so dick gewesen sein, dass sie von zwei Männern nicht umspannt werden konnten, und Trauben von einer Elle Länge getragen haben. Von reicher Weinerzeugung dieser Gegend und einem darauf gegründeten Aushandels der Phönizier berichtet auch der Periplus des Skylax 112. Noch im Mittelalter bei Ankunft der Araber muss diese Kultur bestanden haben, da die Stadt, die von ihnen an Stelle des alten Lix gegründet wurde,



den Namen El-Araisch, d. h. Weinberg erhielt. Jetzt nun trägt das überaus fruchtbare Land in Folge der arabischen Herrschaft keine oder fast keine Weinpflanzungen mehr und nur unter den ungebundenen Schelluh's des Rîf hat der Islam das verbotene Getränk nicht ausrotten können (s. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des mittelländischen Meeres, S. 201.<sup>77</sup>). Das heutige Griechenland — nach so viel zerrüttenden Schicksalen und Jahrhunderten ethnologischer und wirthschaftlicher Erniedrigung — erzeugt mit wenigen Ausnahmen nur schlechten Wein; der Ruhm des Chiers, Lesbiers, Thasiens ist längst dahin und der kurzgeschwängerte Resinato, über den schon Ländprand in seiner Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel vom Jahr 1668 klagt, nicht geeignet, ihn wieder ins Leben zu rufen (Anstülrlche Mittheilungen darüber in Fiedlers Reise durch alle Theile des Königr. Griechenland, I, S. 571 ff.). Vielleicht sind auch die Korinthen nur eine durch Degeneration entstandene Varietät. Sie sollen von der Insel Naxos gekommen und nicht vor dem Jahre 1600 in Morea bekannt gewesen sein. Merkwürdig ist, dass sie gleichsam von Gegend zu Gegend wandern: auf Naxos sind sie verschwunden, bei Korinth, woher ihr Name stammt, sind sie nicht mehr vorhanden, ihr Productionsbezirk ist jetzt Patras, Zante und Kephalonin (s. Xavier Serofani, Mémoire sur la culture du raisin de Corinthe, in dessen Voyage en Grèce, trad. de Pitalien, III, S. 115 ff.). — In Italien kam es den ost-gothischen und longobardischen Fürsten und Edlen wie allen Barbaren gewiss nicht auf feine geistige Blume ihres Weines, sondern auf das Quantum an, das die unterworfenen Colonen ihnen zu liefern hatten. Wer beim Schmause aus dem Schadel des erschlagenen Feindes trinkt, dem sagt das Herbe und Starke am meisten zu, vor Allem aber begehrt er seine kriegerische Trinkschale recht oft leeren und wieder füllen zu können. Die Normannen im Süden, die deutschen Könige auf ihren Römerzügen und die sie begleitenden Herzoge, Grafen, Edlen und Mannen waren allesammt wackere Trinker, aber sicherlich keine allzu kritischen und wablerischen Kenner. Dazu die Gebundenheit des Grund und Bodens, die den arbeitenden Stand in düsterem Stumpfsinn erhielt, die ewigen Raub- und Verwüstungszüge und die Verwilderung und Unsicherheit des Lebens überhaupt, die keine Kapitalanlage auf längere Jahre gestattete.



Vielleicht machten einige geistliche Besitzthümer eine Ausnahme, und die Keller der Klöster mögen hin und wieder alten, durch Lagerung veredelten Wein enthalten haben, doch darf man sich die Zunge der Bischöfe und Aebte des heiligen römischen Reichs auch nicht allzu fein denken, denn auch sie, wie die Ritter, waren Kinder einer rohen Zeit: nicht bloss tranken sie den Wein ohne Zusatz von Wasser — im Gegensatz zu der humanen, schon bei Homer geltenden und durch die Gesetze des Zuleukos ausdrücklich gebotenen Sitte der Alten, den Wein mit Wasser zu mischen, sondern am meisten mundete ihnen Wein mit Gewürz, Beeren und Honig abgekocht, *vinum moratum, claratum s. claratum, läutertraut, moras, claret*, ein Mischtrank, der zwar auch bei den Alten mitunter erwähnt wird, aber dort nur eine unter mannigfachen, in weinreichem Lande natürlichen Nebenanwendungen des zu täglichem Genuß dienenden Productes war. Dass seit der Römerzeit die edlere Weinkultur Rückschritte gemacht hat, darf man in Anbetracht dieser ungünstigen Verhältnisse wahrscheinlich finden. Liest man die weitläufige Abhandlung des Plinius über den Wein (im 14. Buche) oder den Abschnitt über denselben Gegenstand im Auszuge des ersten Buches des Athenäus, so sieht man deutlich, wie der Geschmack und Reichthum der Vornehmen diesen Kulturzweig in steter Regsamkeit erhielt. Es hat sich eine unendliche Mannichfaltigkeit von Sorten und Arten ergeben (gleich dem libyschen Sande, sagt Vergil, oder den Wellen des Meeres), von denen die eine von diesem, die andere von jenem Magnaten patronisirt wird; der Wettstreit, sich gegenseitig zu überbieten, führt zu immer neuen Versuchen, sowohl in Wahl der Trauben, als in Behandlung des Saftes; die Mode wechselt — aber vielleicht auch die natürliche Güte des Gewachses. So hatten zur Zeit des Augustus die auf der Grenze Latiums und Campaniens wachsenden Weine, der aus Horaz Jedem bekannte Falerner, Massiker, Caeuber, für die edelsten der Halbinsel gegolten, und Plinius berichtet, zu seiner Zeit, also nach etwa zwei Menschenaltern, wurden sie nicht mehr geschätzt, wodurch, fügt er hinzu, offenbar wurde, dass jeder Boden seine Zeit hat, 14, 65: *sua quibusque terris temporibus esse, sicut rerum proventus necesseque*. Kurz vorher hatte er freilich gerade mit Bezug auf den Falerner gesagt, dieser Wein sei nicht mehr der alte (*cautescit*), weil die Producenten



mehr auf die Menge, als auf die Qualität des Erzeugnisses Bedacht nehmen. Ganz denselben Vorwurf macht man auch dem heutigen Weinbau in Griechenland, wie in Italien. Bei der vorherrschenden auf Naturalabgabe basirten Pächterwirthschaft wird hauptsächlich auf das Quantum gesehen und diejenige Kulturmethode vorgezogen, die den reichlichsten Ertrag verspricht; die Traubendese geschieht sorglos, unreife und faule Beeren werden mit den reifen zusammengeworfen; um möglichst dunkeln Wein zu erzielen, für welchen ein allgemeines Vorurtheil herrscht, wird der Most zu spät von den Tretern abgezapft, wodurch der in der Haut der Beeren enthaltene Pflanzenschleim und Farbstoff in den Wein übergeht und die essigsäure Gährung hervorruft, die den italienischen Landwein meistens noch vor dem Schluss des Weinjahres ergreift. Dazu kommt die noch zu hohe Temperatur zur Zeit der Gährung im Herbste, so wie der Mangel an luftdichten soliden Fässern und an kühlen Kellern. Die Temperatur der letztern bleibt selten unter der mittleren des Jahres. Die Art der Aufbewahrung bei den Alten war in einem warmen Klima vielleicht wirklich passender, als die unsere in hölzernen Fönnen, die die Römer bei den eisalpinischen Galliern und den Alpenvölkern zuerst kennen lernten und die sich von da weiter nach Süden verbreitet hat.<sup>21)</sup> Die Schläuche im Orient haben wenigstens den Vortheil, dass sie keine Luft zulassen, beim Gebrauche sich entsprechend zusammenziehen, leicht aufgepackt werden und auf Reisen zum Liegen und Sitzen dienen. — Allbekannt ist, dass in moderner Zeit die Palue der Weinproduction dem mittleren und südlichen Frankreich zukommt. Wenn Italien die 10 Millionen Hectoliter seines jährlichen Ertrags fast ausschliesslich selbst verbraucht und also für das Ausland wenig übrig hat, so erzeugt Frankreich fast das Doppelte davon, mit einem Geldwerth von 500—700 Mill. Franken, und bildet das Hauptausfuhrland, welches alle Gegenden der Erde mit den feinsten wie mit gewöhnlichen Tischweinen versorgt. Das einzige Departement de l'Hérault bringt durchschnittlich 7 Millionen Hectoliter, also fast dreimal mehr Wein hervor, als das ganze Königreich Portugal. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass der Weinstock ganz nahe an der Nordgrenze seiner Verbreitungssphäre, in Gegenden, wo er erst mühsam und allmählig und ganz zuletzt eingebürgert worden, den edelsten Fruchtsaft her-



vorbringt, der unter dem Namen Burgunder, Johannisherger u. s. w. in aller Welt berühmt ist. Kultur und Technik haben freilich das Ihrige dabei gethan, und wir wissen nicht, was beide in den alten Heimathländern des Weinstocks leisten könnten, wenn sie daselbst Eingang und Aufnahme fänden. In dieser Hinsicht verdient eine in den ersten Jahrhunderten des beginnenden Mittelalters, zur Zeit des Sidonius Apollinaris, Cassiodorus, Gregorius Taronensis, Venantius Fortunatus, Fulgentius u. s. w., auftretende Erscheinung alle Aufmerksamkeit. Damals nämlich wandte sich die occidentalische Welt zu den Weinen Palästinas, als den stärksten und edelsten, zurück, etwa in der Weise, wie wir die Sherry- und Portweine aus der pyrenaischen Halbinsel beziehen: Greg. Taron. 7, 29: *misitque pueros unum post alium ad requirenda potentiora vina, laticensa videlicet atque tingitina* (Weine von Gaza). Sid. Apoll. carm. 17, 15:

*Vino mihi non sunt traeteca, Chio, Falerna  
Quareque Sarcapeno palmito missa bibere.*

Cassiod. Var. 12, 12: *ibi enim reperitur vinum) et Gazeta par et Sabina simile*. Auch am byzantinischen Hofe ward dieser Wein der phönizisch-philistäischen Küste geschätzt, Corripp. de laud. Just. 3, 87:

*et dulcia Baechi  
Munera quae Sarcapta ferax, quae Gaza crearat,  
Acalon et Iactia dederat quae Graeco colima.*

Der Einbruch der Araber machte dieser Weinproduction und dem darauf gegründeten Handel ein Ende (s. Stark, Gaza, S. 561 f.).

Zur Zeit des Alterthums wurde der Weinstock durch alle Länder getragen, die das Mittelmeer umgeben: hat er sich jetzt — könnte man fragen —, wo die Kultur in immer grösserem Massstab die ganze Erde umfasst, über alle Welttheile verbreitet? Die Antwort muss verneinend ausfallen. In der südlichen Hemisphäre ist, mit Ausnahme des nicht bedeutenden Kaplandes, die schmale gemässigte Zone, in der der Weinstock gedeiht, nicht vorhanden, und in der sogenannten Neuen Welt haben die Versuche, ihn anzupflanzen und ertragfähig zu machen, keinen sonderlichen Erfolg gehabt. Er liebt, so zu sagen, den Westen nicht und hängt an seiner alten Nachbarschaft; doch kann die Zukunft dies Verhältniss ändern. Nur an zwei Punkten hat am



Ansang des Mittelalters die Hand des Menschen den Bezirk der Rebe wirklich erweitert, in Madeira und auf den Canarien die aber beide gewissermassen noch zu Europa und zum Kreise des Mittelmeers geboren. Nach Madeira liess schon Prinz Heinrich der Seefahrer Rebschösslinge aus dem Peloponnes und von der Insel Kreta bringen, nach Teneriffa verpflanzte Alonso de Lugo gegen das Jahr 1507 Weinstöcke von Madeira. Der dort also aus griechischen Reben gewonnene Wein wurde später in allen Ländern berühmt; in neuester Zeit hat der Traubenpilz dieser Kultur den Garaus gemacht, und es ist abzuwarten, ob sie sich wieder herstellen wird. Interessant aber ist der Weinbau auf jenen Inseln auch deshalb, weil er sich hier dem Tropenklima am meisten nähert: die Weinberge von Südpersien und die am Cap stehen vom Aequator weiter ab, als die der Insel Ferro unter  $27^{\circ} 48'$  (s. Leop. v. Buch in den Abhandl. der Berliner Akademie vom Jahre 1817, S. 352).

## DER FEIGENBAUM

(*Ficus carica*. L.).

An die Rebe schliesst sich von selbst die Feige an, die Schwester des Weinstocks, wie sie schon der Jambograph Hippognax nannte (Fragm. 31. Bergk.):

*Σείη ἄβλανα, ἀγρίην ἀσπιδίην.*

Der Feigenbaum hat im semitischen Vorderasien, in Syrien und Palästina sein eigentliches Vaterland und erreicht dort das üppigste Wachsthum und die süsseste Fruchtfülle. Das Alte Testament erwähnt des Baumes oft, vorzüglich in Verbindung mit dem Weinstock, und ist voll von Bildern und Gleichnissen, die daher entnommen sind; unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen oder von seinem Weinstock und Feigenbaum essen

heisst so viel als eines ruhigen, friedlichen Daseins geniessen. Auch in Lydien galten Wein und Feigen so sehr als die ersten Güter des Lebens, dass diejenigen, die dem Krösus den Zug gegen Cyrus abriethen, sich darauf berieten, die Perser tranken nicht einmal Wein, sondern Wasser, und hätten auch keine



Feigen zur Nahrung Herod. 1, 71). Eben so in Phrygien: der komische Dichter Alexis nannte die getrocknete Feige, die *ixos*, eine Erfindung der phrygischen *orzi* (Meineke, Fr. com. Gr. 3. p. 456). Aber auf den nahe gelegenen kleinasiatischen Küsten und Inseln findet sich die Feige als Fruchtbaum zur Zeit und im Kreise der Ilias noch nicht, um so weniger folglich auf dem griechischen Festlande. Erst in der Odyssee tritt der Feigenbaum auf, aber auch hier nur an Stellen, deren nachträgliche Einfügung sichtlich ist. In dem Liede von Odysseus Niedertfahrt zur Unterwelt, welches selbst aus verschiedenen Stücken von verschiedenem Alter zu bestehen scheint, hängen über dem hungervollen Tantalus unter andern Früchten auch Feigen herab, 11, 588:

Nieder am Haupt ihm senkten die Frucht hochblattrige Bäume,  
Voll von Granaten und Birnen und planzvoll prangenden Äpfeln,  
Auch süßlabenden Feigen und grünen dunkeln Oliven.

Die beiden letzten Verse finden sich dann in einem Bruchstücke wiederholt, das in die alterthümliche Beschreibung vom Palast des Alkinoos mit Unterbrechung des Zusammenhangs mitten eingeschoben ist (7, 103 — 131) und ausser dem Hauswesen auch den Garten des Phäakenkönigs schildert, in welchem Traube an Traube, Feige an Feige unvergänglich sich reibt. Endlich in den letzten Scenen der Odyssee, einem jungen Anhängsel, erscheint Laertes als Pflanze auch von Feigenbäumen. Hesiodus kennt die Feige und deren Kultur noch gar nicht; bei Archilochus aber (um 700 v. Chr.) erscheint sie sicher, als Produkt seiner heimathlichen Insel Paros (Fragm. 51. Bergk.):

*Ἐὰν Πάρος καὶ αὖτις κείνη καὶ Παλάμιον ᾖ —*

ein Vers, der leicht älter sein kann, als die oben erwähnten Stellen der Odyssee. Später rühmte sich Attika, neben Sikyon, der besten Feigen, ja die Demeter hatte auf attischem Gebiet dem Phytalos, der sie gastlich aufgenommen hatte, den Feigenbaum als Geschenk aus der Erde spriessen lassen, wie bei anderer Gelegenheit Athene den Oelbaum, und Pausanias las noch die Grabchrift des Heroen, 1, 37, 2:

Hier hat Phytalos einst, der Held, die hehre Demeter  
Gastlich empfangen und hier zuerst erschuf sie die Frucht ihm.  
Die von dem Menschengeschlecht die heilige Feige genannt wird,  
Seitdem schmückt des Phytalos Stamm nie alternde Ehre.



Dass dies Geschenk zugleich als Beginn eines edleren, gebildeteren Lebens gefühlt wurde, geht aus dem Namen *ἡγῆγία*, *ἡγῆγία* hervor, mit dem eine am Feste der Plynterien in Athen antgeführte Masse trockener Feigen benannt wurde: die Kultur der Feige erschien gleichsam als Führerin zu reinerer Sitte.<sup>29)</sup> Wein und Feigen wurden in Griechenland ein allgemeines Lebensbedürfnis, dem Armen und dem Reichen gemeinsam, und wie der Araber sich mit einer Handvoll Datteln begnügt, so reichten auch einige trockene Feigen dem attischen Müssiggänger hin, wenn er gaffend und je nach der Jahreszeit im Schatten oder in der Sonne liegend den Tag verbrachte. Was von Plato erzählt wird, er sei ein Feigenfreund, *γίλωνος*, gewesen (Plut. Symp. 4, 4, 5), galt im Grunde von jedem Athener, und wie stolz der Letztere auf dies Produkt seines Bodens war, lehrt die Sage von dem Perserkönig Xerxes, der bei jeder Mittagstafel durch vorgesetzte attische Feigen sich daran erinnern liess, dass er das Land, wo sie wuchsen, noch nicht sein nenne und jede Früchte, statt sie sich von den Einwohnern steuern zu lassen, als ausländische kaufen müsse (Athen. 14, p. 652. Plut. Reg. Apophthegm. Xerx. 3). Der persischen Knechtschaft nun erwehrte sich die Stadt der Sykophanten, aber der Auflösung politischer Moral, an die dieser von den attischen Feigen hergenommene Name erinnert, und dem daraus folgenden Verderben entging sie nicht.

Mit der griechischen Colonisation muss auch der Feigenbaum zu den Stämmen Unter- und Mittelitaliens gedrungen sein. Er findet sich in die römische Ursprungssage verflochten, denn unter der *lupa Romulus* sollten Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden sein – ein Zug der Sage, der offenbar ganz der nämlichen Symbolik, nach welcher der strotzende fruchtreiche Baum ins hebräische Eden versetzt wurde, sein Dasein verdankt.<sup>30)</sup> Später in der Kaiserzeit waren der Sorten und Benennungen schon so viele geworden, dass Plinius den gedankenvollen Ausspruch thut, man ersehe daraus wohl, dass das Bildungsgesetz, welches die Arten in bestem Typus erhält, schwankend geworden sei, 15, 72: *ut vel hoc solum aeternitibus adpariat, mutatum esse citam*. Noch zur Zeit des Kaisers Tiberius wurden edle Feigenarten direkt von Syrien nach Italien versetzt (Plin. 15, 83). Wie damals, ist noch heut zu Tage die Feige, sowohl frisch als getrocknet, die allgemeine und gesunde Nahrung des



Volkes in Italien, besonders im südlichen Theile des Landes. Neben den einmal jährlich tragenden Bäumen giebt es eine Varietät, die zweimal trägt, im Sommer und im Spätherbst: *ficus infera*. Die reifen Früchte müssen sogleich nach dem Abpflücken gegessen und dürfen nicht viel mit den Fingern berührt werden: daher die drastische Argumentation des Cato im römischen Senat, der eine Feige aus Karthago vorwies, die noch völlig frisch war: *tam prope a muris habemus hostem* (Plin. 15, 75). Sie war wohl, dürfen wir rationalistisch hinzusetzen, unreif gepflückt und durch Zeit und Drücken reif geworden. Die Feigen von Smyrna, die wir jetzt für die besten halten, kamen auch schon im Alterthum unter dem Namen *cannae* und *cannae* nach Italien und wurden damals, wie jetzt, gepresst in Schachteln versandt. Auch die *ficus daphn* des Horaz (Serm. 2, 2, 122) trifft man noch in Unteritalien und kann das Verfahren dabei aus der Anschauung leichter kennen lernen, als aus den Worten der Alten. Wie von allen viel angebauten Kulturfrüchten gab es und giebt es auch von der Feige eine Menge Spielarten, besonders aber, wie bei dem Wein, zwei Hauptsorten, die purpurothen und die gelblichen, auch jetzt noch *neri* und *bianchi* genannt. Die letzteren als die süßeren dienen mehr zum Trocknen, die ersteren von mehr säuerlichem Geschmack werden frisch verzehrt. In der heißen Zeit erquickt der Baum zugleich mit den riesigen Blättern an den winkligen, gliederreichen Zweigen durch erwünschten Schatten — im heutigen Griechenland und Italien, wie zur Zeit des Alten Testaments in Palästina, im verwilderten Stande wächst er malerisch aus den Spalten alter Mauern und in den Ruinen und an Felsen; sein Holz, ein *mutabile lignum* d. h. ein schwammiges, leicht zerstörendes und sich wertendes, so lang es frisch ist, soll nach gehörigem Trocknen hart und fest werden wie Eichenholz.



## DER OELBAUM

(*Olea europaea* L.).

Der Oelbaum ist, wie der Feigenbaum, ein Gewächs des südlichen Vorderasien, das in dieser seiner eigentlichen Heimath unter den dort wohnenden semitischen Volksstämmen frühe veredelt und durch Kultur zu lohnendem Früchtertrage gebracht wurde. In allen Theilen des Alten Testaments finden wir das Oel zu Speisen, bei den Opfern, zum Brennen in der Lampe und zum Salben des Haares und des ganzen Körpers in allgemeinem Gebrauch. Tiefer nach Asien hinein verschwindet diese Kultur, denn der Oelbaum liebt das Meer und das Kalkgebirge, und auch Aegypten brachte kein Olivenöl hervor. An der griechischen Küste Kleinasiens, auf den Inseln und in Griechenland selbst wuchs der wilde Oelbaum häufig, der denn auch in den homerischen Gedichten öfters erwähnt wird; sein immergrünes Laub, das hohe Alter, das er erreicht, seine unzerstörbare Lebenskraft, das harte Holz, das eine schöne Politur annimmt, empfahlen ihn der Aufmerksamkeit des Volkes und der epischen Sage. So hat bei Homer die Axt des Peisandros (Il. 13, 612) einen langen, wohlgeglatteten Stiel von Olivenholz; die Keule des Cyclopen besteht aus demselben Material (Od. 9, 320), wie die des Herakles bei Theokrit (25, 207 ff.) und Andern; Odysseus hat sein Ehebett auf den im Boden hattenden Wurzelstock eines wilden Oelbaums gegründet (Od. 23, 190 ff.), -- offenbar der Festigkeit wegen, weil der Oelbaum sich mit weitlaufenden Wurzeln an den Boden klammert, die Unverrückbarkeit des Lagers aber den sichern Bestand der Ehe und des Besitzes bedeutet und verbürgt; eine *τενέπιαζος ἔλαιον* stand am Eingange der Höhle, im Grunde des Hütens, in dem die Phäaken den schlafenden Odysseus aus Land setzten (Od. 13, 102), und erhält im Vertolg das Prädikat heilig (v. 372. *ἱερὸς παρὰ πύλαι ἔλαιος*) u. s. w. Den Oleanter, von dessen Zweigen die Sieger in Olympia gekrönt wurden, hatte nach Erzählung der Elier (Pausan. 5, 7, 4) Herakles von den Hyperboreern im äußersten Westen hierher gebracht, eine Sage, die auch Pindar sich angeeignet hat (Ol. 3, 13). Auf der Agora von Megara stand ein uralter wilder Oelbaum, der in die Heldenzeit hinaufreichte (Theophr. h. pl. 5, 2, 4. Plin. 16, 199). So ist



das Dasein des wilden Oelbaums in Griechenland zwar in den ältesten Quellen und Ueberlieferungen constatirt, aber dass er auf griechischem Boden, in einem immerhin rauheren Klima, unter einer im Vergleich mit der semitischen noch jungen und unentwickelten Gesellschaft allmählig zur gleichen Olive erzogen worden, hat keine Wahrscheinlichkeit: vielmehr führte der Völkerverkehr mit andern werthvollen Gütern auch diese Kultur den Griechen zu. Die Frage ist nur, wie frühe? Der homerischen Welt ist das Oel nicht unbekannt, aber als unverkennbar exotisches Produkt, zum Gebrauch der Edlen und Reichen. Wenn die Helden gebadet oder gewaschen worden, wird der Körper in orientalischer Weise mit Oel eingerieben und glanzend und geschmeidig gemacht. Nausikaa, da sie zum Meeresufer führt, erhält von der Mutter ein Fläschchen (*ἀλκυονίδας*) mit duftendem Oel; der Leichnam des Patroklos wird gewaschen und mit Oel gesalbt; ebenso die Mähne der Rosse des Achilleus, denn sie waren ja unsterblich, Söhne des Zephyr; in der Schatzkammer des Telemachos lag neben Gold, Erz und Wein auch duftendes Oel. Besonders kostlich und von wunderbarer Kraft ist die Salbe, deren die Göttinnen sich bedienen: Hera, die den Zeus verführen will, salbt sich mit göttlichem Oel, dessen Duft, wenn es bewegt wird, Himmel und Erde durchdringt (Il. 14, 171 ff.); Aphrodite salbt den Leichnam des Hector mit ambrosischem Rosenöl (Il. 23, 186); Aphrodite wird auf Cypem von den Chariten mit dem unsterblichen Oel gesalbt, wie es den ewigen Göttern anhaftet (Od. 8, 364. Hymn. in Ven. 61); Penelope hat sich wegen der Trauer nicht gewaschen noch gesalbt, da fällt sie in einen Schlummer, und Athene reinigt ihr während dessen das Antlitz mit der unsterblichen Schönheit, mit der die schöngekränzte Cytherea sich salbt, wenn sie zum lieblichen Chor der Chariten geht (Od. 18, 192 ff.). An zwei andern homerischen Stellen, wo des Oels Erwähnung geschieht, Il. 18, 596 und Od. 7, 107, war schon den Alten die Erklärung schwierig: an der ersten heissen die Rösche der tanzenden Jünglinge samt glänzend von Oel, an der andern rinnt von den Gewändern der sitzenden Mägde das Oel herab. Hier ist entweder der fließende Glanz des Zuges mit dem des Oeles nur verglichen, wo aber, wie man denken sollte, der gleichnißreiche Dichter sich weniger kurz und bestimmt ausgedrückt und uns sem wie oder gleichsam nicht



vorenthalten hätte, oder — nach einer neuern Deutung (Philologus, 1860, XV, 329) — die Fäden des Gewebes sind zum Behufe des Glanzes oder der Biegsamkeit schon ursprünglich mit Oel behandelt, so dass also das fertige Gewand, das die Mägde im Wunderpalaste des Alkinous angelegt haben, buchstäblich von Oel trieft (*ἀνολκίτται ὕψον ἔλαιον*), und sich beim Tragen auch triefend erhält — was keiner Widerlegung bedarf. Da im Morgenlande und bei den Göttern des Epos, wenigstens des spätern, duftende Kleider gewöhnlich sind (z. B. Psalm 45, 9: Deine Kleider sind eitel Myrrhen, Aloes und Kassia; in dem schönen Fragment aus den Cyprien bei Athen. 15, p. 682 f. sind die Kleider der Aphrodite von den Chariten und Horen in Frühlingsblumenduft getaucht, und sie trägt *ἄρουρ τριτόνους μεθυσμένα θύματα*), so liesse sich auch hier an ein flüchtiges Oel, an eine phönizische Essenz denken, mit der die Gewänder besprengt wurden; allein von Duft ist nicht die Rede, nur von Glanz, und die Analogie von *σινάλη* Fett — *σινάλη* glänzend und von *λίπαρος* fettig, glänzend, z. B. *λίπαρὰ ποῖδονα*, entscheidet für die erste, schon von den Alten gegebene Erklärung. Wie der Thron der Kalypso *σινάλη* genannt wird (Od. 5, 86), so ist auch die weisse steinerne Bank, auf der Nestor vor der Thür seines Hauses sitzt, blank von Fett, d. h. als wäre sie mit Fett überzogen, spiegelblank (Od. 3, 108: *λεῖροι, ἀροσίζοντες ἀσπίδα*). Die grossen Krüge mit *μέλι* und *ἄλειψα* auf dem Scheiterhaufen des Patroklos (Il. 23, 170) werden, da hier bei den Bestattungsgebräuchen Alles alterthümlich ist, wie der Name sagt, Honig und Thierfett enthalten haben, zwei dem primitiven Menschen hochgeschätzte Substanzen, die er auch dem Todten mitgibt. Wenn in dem Schiffs-katalog (Il. 2, 754) der Fluss Titaresius, der in den Penens fällt, sich mit dem Wasser des letzteren nicht mischt, sondern oben schwimmt, *ἥτι' ἔλατον*, so musste beim Baden und Waschen oft die Erfahrung gemacht werden, dass die Salbe sich auf dem Wasser schwimmend ausbreitet. Nimmt man alle diese Stellen zusammen, so erscheint das Oel nicht als häufiges und verbreitetes Erträgniss des heimischen Bodens, sondern als Schmuckmittel, das der Handel aus dem Orient einfuhrte, und das allmählig an die Stelle des Thierfettes trat. Es diente zum Abreiben des Körpers, nicht aber zur Beleuchtung und Nahrung. Ueberall ist viel Zeit vergangen,



ehe ein nördliches Volk sich entschloss, seine Speisen mit Oel anzurichten. Wie noch jetzt ein deutscher Bauer mit Behagen grosse Massen Speck verzehrt, sich aber schwer entschliesst, Oel zum Gemüße hinzuzugiessen oder sein Fleisch mit Oel zu braten, so weigerten sich auch die Gallier, wegen Ungewohntheit, wie Posidonius sagt, den Gebrauch des Oeles zur Küche anzunehmen (Posid. bei Athen. 1, p. 151). Nicht anders wird es bei den Griechen der älteren Zeit gewesen sein. Um so weniger können wir erwarten, dass der Baum selbst damals schon angepflanzt gewesen sei. Unter den ländlichen Scenen, die Hephaistos auf dem Schilde des Achilleus dargestellt hatte, betraf sich ein schwarzer Acker mit Pflügern darauf, ein Erndteteld, ein Weinberg und eine ~~Weidenweide~~, eine Rinder- und eine Schafherde, aber noch kein Olivenhain. Ganz an denselben Stellen der Odyssee freilich, wo, wie früher erwähnt, der Feigenbaum genannt ist, wird auch des Oelbaums und seiner Früchte gedacht, aber diese Stellen gehören, wie auch schon oben bemerkt, zu den jüngern Bestandtheilen der Odyssee und fallen wohl später als die Olympiadenrechnung, ja als Archilochos. Von dem Schluss der Odyssee ist dies unzweifelhaft; bei den beiden andern Stellen (in dem Bruchstück von den Höllestrafen in der *Nekyia* und in dem gleichen, das in die Beschreibung des Palastes des Alkinoos eingeschoben ist, 7, 103 — 131), die zusammen eigentlich nur eine sind, da die eine offenbar nur eine Reminiscenz der andern gleichlautenden ist, — erhellt wenigstens die spätere und nachträgliche Einfügung. Auch an diesen Stellen erscheint übrigens der Oelbaum nur als ein neben Aepeln, Birnen, Granaten und Feigen der essbaren Früchte wegen gezogener Gartenbaum, nicht als Object landlicher Kultur der Oelgewinnung wegen. Mitten in der ursprünglichsten und herrlichsten Partie des Gesanges von Odysseus Rückkehr findet sich allerdings ein Vers, der, wenn die gewöhnliche Deutung richtig wäre, nöthigen würde, das Dasein kultivirter Oelbäume anzunehmen: Od. 5, 476. 477. Odysseus, an das Ufer von Scheria ausgeworfen, findet im Walde zwei ganz zusammen gewachsen, gegen Wind und Sonne Schutz gewährende Sträucher:

δοῦλε δ' ἄρ' ἐνὶ κρητέσσιν αὖτις,

ἔς ποτ' ἔτι κρητέσσιν ὁ πρὶν κρητέσσιν, ὁ δ' ἔτι κρητέσσιν.

Ist nun hier *κρητέσσιν* der Oleaster, so lässt sich *ἐνὶ κρητέσσιν* nur als fruchttragender Olivenbaum fassen. Allein das Wort *κρητέσσιν* gehört



zu denjenigen, von denen offenbar die Alten selbst nicht mehr wussten, was der Dichter mit ihnen bezeichnet habe. Ammonius erklärt *qúlia* als *oxýlon*, Mastixbaum, Andere verstanden darunter eine Abart des Oelbaums mit myrtenähnlichen Blättern, und für letztere behauptet Eustathius sei der Name noch bis auf seine Zeit bei Vielen gebräuchlich. Auch Pausanias 2, 32, 9 nennt die *qúlia* unter den Arten untrachtbarer Oelbäume: *τῶν ἰσθῶν ἄριστος ἡλείας, κότινον καὶ qúliov καὶ ἔλαιον*. Der spätere Gebrauch, wenn er wirklich Statt fand, wird seine Quelle wohl nur in eben diesem Verse Homers haben. Das Wort *qúlia* trägt noch deutlich eine allgemeine, abstrakte Gestalt an sich. Es ist aus der Wurzel *qe* gebildet, wie *qetón*, *qéias*, *qéma*, nur mit anderem Suffix, demselben, das auch in *qetḗ* und in *qéllor* (nur *qétior*) und lateinisch *plum* erscheint. *qúlia* ist also das Gewächs überhaupt, und zwar das immergrüne, da in diesem die Lebenskraft als besonders reich sich darstellt; die Bedeutung mag in jener frühen Zeit sich noch nicht individualisirt haben oder je nach den Landschaften verschieden. Soll aber auf eine bestimmte Pflanze gerathen werden, so würde sich mit Bezug auf eine Stelle des Theophrast die Myrte, die bei Homer nicht genannt wird, am natürlichsten darbieten. Theophrast nämlich meint (de caus. pl. 3, 10, 1), einige Bäume schienen sich zu lieben, und berichtet nach einem ältern Gewährsmann, Androtion, Myrte und Olivenbaum pflügten ihre Wurzeln durch einander zu flechten und die Zweige der Myrte durch die Äste des Oelbaums zu wachsen, andern Pflanzen aber sei die Nähe des Oelbaums zuwider. Vielleicht stammt auch dieser Glaube nur aus Homer; aber an welches Gewächs man auch denken mag (z. B. an die Steinlinde, Phillyrea, oder an eine Art Flaegnus), *ἡλείη* ist auch an dieser Stelle der wilde, strauchartige, als *θάμνος* bezeichnete Oleaster, ein Gewächs des Waldes, fern von der Stadt, in der Nähe des Wassers, wie der Dichter ausdrücklich sagt. Nicht so leicht ist die Entscheidung an einer andern Stelle, wo des Oelbaums Erwähnung geschieht: Il. 17, 53 bis 58. Dort hat Menelaus den Euphorbus, Sohn des Panthous, mit dem Speer durchstoßen, und der Getroffene sank hin, gleich dem Spross des grünnenden Oelbaums, den ein Pflanze an einsamem, wasserreichem Orte aufzieht; die Läfte umwehen ihn von allen Seiten, er bedeckt sich mit weisser Blüthe; plötzlich aber kommt



ein Wirbelwind, reisst ihn aus der gegrabenen Vertiefung und streckt ihn über den Boden hin. Hier wäre allerdings möglich, an einen Setzling des Oleasters zu denken, der einst nicht Früchte, sondern Schatten, Holz, grüne Zweige geben soll: doch ist die Anpflanzung eines Waldbaumes in der noch walddreichen homerischen Zeit nicht wahrscheinlich. Wir werden also, Alles zusammenfassend, sagen dürfen: in der vielleicht langen Zeit, deren Denkmäler uns bei Homer vorliegen, sehen wir die Feigen- und Olivenkultur erst fremd und unbekannt, dann sich ankündigen, dann in späteren Sätzen und in einem Gleichniss deutlich hervortreten, zunächst natürlich auf jonischem Küsten- und Inselboden. Auf diesem Boden blühte auch in der nachhomerischen Epoche der Oelbau. Die Insel Samos heisst bei Aeschylus (Pers. 884) *Ἑλαιήριος*, olivenbepflanzt; für Milet und Chios ist ein noch älteres Zeugniss in der Anekdote enthalten, die Aristoteles (Polit. 1, 4, 5) aus dem Leben des Thales berichtet. Thales nämlich schloss aus meteorologischen Gründen (*ἐκ τῆς αἰτιολογίας*), dass eine ungewöhnlich reiche Olivenerndte bevorstehe: er pachtete also für das kommende Jahr sämtliche Olivenpressen in Milet und Chios, zog dann, als der vorausgesehene Ueberschuss wirklich eintrat, beträchtlichen Gewinn aus der Altervermietung derselben und bewies so, dass auch ein Philosoph, wenn er wolle, aus seiner Wissenschaft irdischen Vortheil ziehen könne. Auf der Insel Delos, die von den jonischen Cycladen umgeben war, und wo schon in älterer Zeit Festzüge der Jonier sich vereinigten, hatte Latona bei der Geburt ihrer beiden Kinder entweder die delische Palme mit den Armen umfassen (so im homerischen Hymnus an den delischen Apollo 117 und Theogn. 4), oder sich an den Olivenbaum gehalten (Hygin. Fab. 110, Catull. 35, 7), oder an beide genannten Bäume sich gelehnt (Ael. V. H. 5, 4, Schol. zu H. 1, 9, Ovid. Met. 6, 335). Der Chor in der Iphig. T. des Euripides schnt sich nach Delos zur Palme, zum Lorbeer und zur heiligen Olive, die er als *Ἰωναῖς εἰδὼν ἄνθος* bezeichnet (v. 1102; Callimachus h. in Del. nennt erst die Palme v. 210, gleich darauf v. 262 das *πικρὸν ἔρπον Ἑλαίης* (wo die feste Formel *ἔρπον Ἑλαίης* nicht auseinandergerissen und *πικρὸν* in natürlicher Weise nur auf die Geburt der Leto gedeutet werden kann). Nach Strabo 14, 1, 20 ruhte die Göttin nach der Geburt unter dem Oelbaum nur aus, durch welche Wendung die abweichenden Gestalten des Mythus glück-



lich vereinigt wurden. Die Ephesier behaupteten später, nicht auf Delos, sondern bei ihnen sei die Geburt am Fusse des Oelbaums erfolgt, und jener Baum sei noch vorhanden (Tac. Ann. 3, 61. Strab. 14, 1, 20), wie es auch eine Quelle *Ἰτέλαια* „Unter den Oliven“ bei Ephesus gab, die in die Gründungssage der Stadt verflochten war (Strab. 14, 1, 4. Athen. 8, p. 361). Da der Oelbaum dem apollinischen Kultus sonst fremd ist, so mag vermuthet werden, die Olive auf Delos und der an sie geknüpfte Mythos sei dort nicht ursprünglich, sondern verdanke ihr Dasein erst den Athenern und dem übergreifenden Athenedienst; auf Rhodus aber, dieser einst ganz phönizischen Insel, die dann zum Gebiet der dorischen Colonisation gehörte, muss der Oelbau in hohes Alterthum hinautgehen. Dort besass die Stadt Lindos einen Tempel der Athene, den schon die Danaiden gebaut und in dem Kadmos Weihgeschenke zurückgelassen hatte, mit einem Olivenhain, gegen welchen die Oelbäume von Attika zurückstanden (Anthol. Pal. 15, 11). Auf dem griechischen Festlande finden wir in dem Kreise, den die Hesiodischen Gedichte beschreiben, also in äolisch-böotischer Sittensphäre, noch keine Spur von Olivenzucht; denn ein von Plinius (15, 3) angeführter angeblicher Ausspruch des Hesiodus über die Langsamkeit des Wachsthum der Olive ist sowohl in Betreff der Zeit als des wirklichen Urhebers desselben allzu unsicher. Bei den spätern Griechen galt Athen als der Ursitz dieser Kultur, ja es gab nach einem merkwürdigen Ausspruch des Herodot (5, 82) eine Zeit, und sie war noch nicht lange vergangen, wo es sonst nirgends auf Erden Oelbäume gab, als in Athen. Als nämlich die Epidaurier, von Misswachs heimgesucht, sich an das delphische Orakel wandten, gab dieses den Rath, Bildsäulen der Dania und Auxesia aus dem Holze der zahmen Olive aufzustellen; sie baten also die Athener um Erlaubniss, einen der attischen Oelbäume umbauen zu dürfen, da sie die dortigen für die heiligsten hielten, oder, wie auch gesagt wird, weil sonst nirgends Oelbäume existirten. Die Athener bewilligten die Bitte unter der Bedingung, dass die Epidaurier jährlich der Athene Polias und dem Erechtheus Opfer brächten. Damals waren die Aegineten Epidauros unterthan; seitdem aber (*αὐτὸ δὲ ἀπὸ τοῦδε*) fielen sie von ihrer Mutterstadt ab, raubten die beiden Bilder und geriethen, da sie die ausbedungenen Opfer unterliessen, mit Athen in Feindschaft. Ueber



den Zeitpunkt dieser Begebenheit berichtet Herodot nichts; nach Oured Müllers Vermuthung (Aeginet. p. 73) fiel sie etwa in Ol. 60, also in Pisistratus Zeit, doch darf man sie wohl in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts hinaufücken. Schon am Beginn des genannten Jahrhunderts hatte Solon gesetzliche Bestimmungen über Oliven- und Feigenbau erlassen (Plut. Sol. 23, 10, 24, 1), der also doch schon einige Wichtigkeit haben musste, wenn auch erst Pisistratus, der Schützling und Verehrer der Athene, direkt für Anbau des nützlichen Baumes auf der bis dahin kahlen und baumlosen Landschaft sich bemüht haben soll (Dio Chrysost. orat. 26, p. 281). In der Akademie standen die der Göttin geweihten unantastbaren Oelbäume, die *pegiai*, die einen reichen Ertrag geliefert haben müssen — anders als sonst heiliges Besitzthum zu thun pflegt —, da bei den grossen Panathenen, die Pisistratus gestiftet hatte, im gymnasischen Agon die den Siegespreis bildenden, in bedeutender Zahl gereichten Oelkrüge von daher gefüllt wurden. Diese Bäume in der Akademie stammten von der Mutterolive auf der Burg, die von Athene selbst geschaffen war und später nach der Verbrennung durch die Perser von selbst wieder aufsprusste. Da sie *auzygos* heisst, ist sie als ein blosser niedrig kriechender Wurzeltrieb zu denken. Dass die Attiker *ελάη* und *ξύμβρος*, den zahmen und den wilden Oelbaum, durch eigene Benennungen unterschieden, beweist schon, dass hier die Kultur des veredelten Baumes, der *felix olva* festen Bestand gewonnen hatte, wie auch Pindar in einem seiner Hymnen *ἄγριος κελός* (Fr. 19. Bergk.) sagte und Herodot in der oben angeführten Stelle das Orakel von dem Holze der zahmen Olive, *ἐμπερὶς ἑλάνης*, sprechen lässt. In Attika scheint die Oelkultur, wie der Dienst der Athene *Skiras*, von Megara aus, besonders aber von Salamis und dem gegenüberliegenden phalerischen Gestade allmählig vorgedrungen zu sein (August Mommsen, Heortologie, S. 51 f.); der weissliche Kalkboden, die γῆ ἀσπίς der attischen Halbinsel, der dem Getreidebau wenig förderlich war, kam ihr begünstigend entgegen, und sie gedieh hier — nach den Worten des Chors im Oedipus auf Kolonos — „wie nicht im Lande Asien noch auf der grossen dorischen Pelops Insel.“ Warum aber wurde gerade Athene die Schutzherrin der neuen Kultur, und warum verflocht sich Oel und Oelbaumzucht so innig und mannigfach mit dem Dienst der aus dem Haupte des Himmels unmittelbar hervorgegangenen Licht-



göttin? Nach Suidas weil das Öl zur Leuchte diene und der Ölbaum das Feuer nährte (*Ἴφιδας ὀψάριον δίδωμαι αὐτῇ — καὶ ἑλαιόν, ὃς καθάγονταίς οἰκίαις οἴοντες ποτὶς γὰρ ἔστι ἡ ἑλαια*) — woraus zugleich hervorginge, dass die Anwendung des Öls zum Brennen in der Zeitfolge die zweite war, wie die als Nahrungsmittel die dritte. Homer kennt noch keine Beziehung der Olive zu der Göttin, denn aus dem Beiwort heilig, welches an der einen Stelle Od. 13, 373: *ἱγῆς κατὰ ἱερῶν ἑλαιῆς* dem Ölbaum gegeben wird, lässt sich eine solche nicht erschliessen (das älteste mit Vers 184 schliessende Gedicht von Odysseus Rückkehr, aus dem der jüngere Fortsetzer sowohl den Ölbaum, als die Phrase *κατὰ ἱερῶν ἑλαιῆς* genommen hat, enthält auch das Adjectiv heilig noch nicht). Als seit den Pisistratiden der Ölbaum den Hauptreichtum und die auszeichnende Eigenschaft des attischen Landes bildete, als die Athener prahlten, vor noch nicht so langer Zeit sei nur bei ihnen und sonst an keinem Ort der Erde ein zahmer Ölbaum zu finden gewesen, als sie auf jedes Land, wo nur Getreide und Ölbaum wuchsen, als auf ihr Eigenthum Anspruch machten (Cic. de rep. 3, 9, 15: *Athenienses jurare etiam publice solebant, omnium suum esse terram, quae oleam frugescere prae*), da konnte dieser Segen und Stolz ihres Landes nicht anders als der unterdess immer mehr in der Bedeutung gestiegenen Landesgöttin geweiht und von ihr als Geschenk gespendet sein. Dass auf dem Burgfelsen einst wilde Ölbaum wuchsen, dass einer von diesen mit einem über Meer gekommenen oder an einem der Küstenorte gewachsenen edlen Zweige gepfropft worden und von diesem wieder andere Reiser und Setzlinge abstammten, dass die *olea oliva* nach dem persischen Brande wieder neu aus der Wurzel trieb: das Alles kann innerlich Wirklichkeit sein, doch bedurfte der Mythos solchen realen Anhaltes nicht. Als gegen Ende der Perserkriege der alte Nationalheld Theseus mit seinen Abentheuern und Thaten in verklärtem Licht ins Bewusstsein trat, da hatte auch er schon vor der Ausfahrt nach Kreta vom heiligen Ölbaum einen Zweig gebrochen, ihn mit weisser Wolle umwunden und bittend im Delphinion dem Apollo niedergelegt (Plut. Thes. 18, 1 — die sog. Eiresione). — Auch in Sicilien, welches aus gleichem Grunde, wie Attika, nämlich des günstigen Bodens wegen, als *olivifera* berüchtigt war und Oliventrüchte, *Sicyonias baccas*, reichlich her-



verbraachte, hatte der alte fabelhafte König Epopeus der Athene einen Tempel gebaut und die Göttin ihm zum Zeichen ihres Wohlgefallens vor dem Tempel eine Oelquelle entspringeln lassen (Pausan. 2, 6, 21), — ihm also unmittelbar das Oel geschenkt, das die Athener und überhaupt die späteren Zeiten sich erst durch Anpflanzung, Lese, künstliche Pressen u. s. w. erarbeiten mussten. — Als dann während des ersten Jahrhunderts der Olympiadenrechnung die Küsten des Westens, Italiens, Siciliens, Galliens, zahlreiche und bald aufblühende griechische Ansiedlungen empfingen, da öffnete sich für die Olive ein neuer, grosser Bezirk, den sie allmählig einnehmen und beherrschen und in dem sie sich heimisch fühlen sollte, fast wie im Mutterlande. Im Laufe des siebenten, sicher aber in dem des sechsten Jahrhunderts bedeckten sich nach und nach die herrlichen Hügellandschaften und Küstenabhänge der Inseln und Süditaliens mit jener truchttragenden immergrünen Waldung. Vielleicht aber war es keine griechische, sondern eine phönizische Hand, die hier im fernsten Westen den allerersten Olivenkern in die Erde senkte oder den ersten mitgebrachten Steckling pflanzte. Ein Mythos nämlich, der uns hier entgegentritt, der von Aristäus, scheint eine dunkle Erinnerung dieses Verhältnisses zu enthalten. Aristäus, ein alter arkadischer, thessalischer, böiotischer Hirtengott, den die ersten Ansiedler mit nach Sicilien gebracht hatten, galt bei ihnen Nachkommen später als der Erfinder der Olive und des Oeles, Cic. in Verr. 4, 57: *Aristaeus quo — inventor olei esse dicitur*. De nat. deor. 3, 18: *Aristaeus qui olivae dicitur inventor*. Plin. 7, 199: *oleum et trapetus Aristaeus Atheniensis (invenit)*. Diod. 4, 84, 2: τοῦτον δὲ καὶ τοῦ παλαιῦν παθόντα — τοῦ ἑαυτὸν τῆς κατασκευῆς διδάξαντος ἑσθίων τοῖς ἀρχαίοις τοῖς. Nach dem Schol. ad Theocr. 5, 53 berichtete auch Aristoteles, die Nymphen hätten dem Aristäus τῆς τοῦ ἐλαίου ἐργασίας gelehrt. Man bemerke, dass Aristaeus nicht, wie Athene, den Oelbaum erschaffen, sondern das Oel oder die Olive erfunden hatte, dass er die κατασκευὴ τοῦ ἐλαίου oder τοῦ ἐλαίου, also die Oelbereitung, gelehrt, zu der auch der Gebrauch der Oelpresse trapetum, trapetus, plur. trapetes, gehört, und dass er gerade bei der Lese der Früchte von den Bewohnern Siciliens göttlich verehrt wurde (Diod. 4, 82, 5). Nun war aber derselbe Aristäus, noch ehe er Sicilien betrat, Herrscher der den Griechen fremden Insel Sardinien



gewesen (Pausan. 10, 17. Arist. de mir. ansc. 100 (95). Serv. ad V. Georg. 1, 14), hatte auf derselben die Acker und Baumkultur eingeführt, da sie vorher nur von vielen und grossen Vögeln bewohnt gewesen war, und daselbst zwei Söhne gezeugt, den *Naugos* (Aristäus selbst ist bei Pindar Pyth. 9, 64 ἀνδράσι χάριμα φίλον ἀρχιστον) und den *Καλλισταριος* (bei Homer ist das Adjectiv ἀγλαίσταριος, da jenes nicht ins Metrum ging). Von Sardinien kommt er nach Sicilien, welches von Aeschylus Prom. 371 καλλισταριος genannt wird, wie auch Cyrene bei Strabo 17, 3, 21 καλλισταριος ist, humanisirt auch diese Insel und ertindet ausser andern ländlichen Künsten besonders das Oel und die Proceedur der Oelgewinnung. Wie nun Aristäus dem neuen, übermächtig und glanzvoll auftretenden Glauben an die ihm wesensverwandten Götter Apollon und Dionysos gegenüber sich nicht hatte halten können, sondern zu deren Sohn oder Erzieher wurde, so verschmolz er auch sichtlich mit einem libyphönizischen Gotte, den die griechischen Einwanderer schon vorfanden und in den Kreis ihrer Vorstellungen aufnahmen. Dieser Gott, der Sohn der Nymphe Cyrene, der auch in Cyrenäa zuerst das Silphion gepflanzt hat, kann nicht anders als von Afrika nach Sardinien gekommen sein; von Sardinien kam er nach Sicilien, sein Gewächs oder seine Erfindung muss denselben Weg genommen haben. Ueber die Zeit freilich sagt der Mythos nichts, und ob die Griechen in der Umgegend der phönizischen Handelsniederlassungen, die sie mit bewaffneter Hand besetzten, Olivengärten vorfanden oder nicht, muss zweifelhaft bleiben. Später, als auch im griechischen Mutterlande das Oel seine wichtige Stelle in der Oekonomie der Sitten eingenommen hatte, da begegneten sich in Sicilien beide Strömungen, die karthagische und die von dem Vorbild Attikas u. s. w. ausgehende. Wenden wir uns zum Festland Italiens, so tritt uns hier beim ersten Schritt eine Art chronologischer Notiz entgegen, ein Glückstall, der in der ältesten Kulturgeschichte so äusserst selten ist. Phinias nämlich berichtet nach dem Annalisten L. Fecestella, zur Zeit des Tarquinius Priscus sei in Italien noch kein Oelbaum vorhanden gewesen, Plin. 15, 1: *Fecestello cero (apud oleam) amena non fuisse in Italia Hispanique und Africa Tarquinius Priscus regnante ab annis populi Romam CLXXIII*. Wenn diese Nachricht nicht bloss ein Echo der oben angeführten Stelle des Herodot ist — und die Hinzu-



ftigung von Spanien und Afrika ist geeignet, diesen Verdacht zu wecken —, so dürfen wir sie positiv wenden und dahin auslegen, dass es die Zeit der Tarquinier, die Zeit lebhafter Verbindung mit den campanischen Griechen war, die mit andern griechischen Künsten auch die Olive nach Latium brachte. Vielleicht stammt die Notiz aus einer eumanischen Geschichtsquelle. Dass der Baum jedenfalls von den Griechen und nicht etwa auf andern Wege den Latinern zukam, beweisen die lateinischen Wörter *oliva*, *oleum*, die dem Griechischen entlehnt sind,<sup>21)</sup> und so viele auf Olivensorten und die Manipulation bei der Oelbereitung bezüglichen Ausdrücke, die gleichfalls griechische, im lateinischen Munde oft ein wenig entstellte Benennungen sind: *orchis*, *corotis*, *druppa*, *trapetum*, *amurea* u. s. w. Wenn auf dem Hute des flamen Dialis die oberste Spitze, der *apex*, aus einem Reize vom Oelbaum bestand (Fest. p. 10 *albogalerus: pileum capitis . . . adfixum habens apicem virgula oleaginis*) und dieses mit Wolle umwunden und befestigt war (Serv. ad V. Aen. 2, 683. 10, 270), so ergiebt sich, dass auch dieser sehr alte Gebrauch gleichwohl jünger ist, als die Ankunft der Griechen in Italien und der Verkehr der Latiner mit ihnen. Denn was ist der mit wollenen Fäden umwundene Oelzweig anders, als die entlehnte griechische *olepauis*? Vielleicht klingt eine Erinnerung davon in der Angabe nach, dass die *luna lunata* zuerst in Alba von Ascanius angeordnet sei (Serv. ad V. Aen. 2, 683: *quod primum constat apud Alham Ascanium statuisset*), sie war also weder etruskisch, noch sabiniſch. Bei Vergil freilich tritt der König Numa, so wie der marsische sacerdos (Aen. 6, 809. 7, 751) mit Oelzweigen geschmückt auf, aber hier hat die dichterische Phantasie, die auch sonst in der Aeneis vom Olivenlaube reichlich Gebrauch macht, die spätere griechische Sitte den Helden der Urzeit geliehen. Bei den Triumphen siegreicher lorbeergeschmückter Feldherren trugen die Diener oder die Anordner des Triumphs, die selbst nicht in der Schlacht gewesen waren, Kränze von Olivenzweigen (Paul. p. 114: *oleaginis coronis muneris triumphantium utebantur*. Geell. 5, 6, 4: *oleaginis corona, qua uti solent, qui in proelio non fuerunt, sed triumphum procurant*), also in griechischer Weise als Zeichen mehr friedlicher, als kriegerischer Beschäftigung. Auch bei der Oration, einer geringern Art des Triumphes, bestand der Ehrenkranz aus gleichem Laube (Plin.



15, 19 — wenn hier nicht ein Versehen vorliegt, da bei der *matio* sonst immer die Myrte, auch von Plinius selbst, 15, 125 genannt wird). Bei der jährlich am 15. Juli zu Ehren des Kastor und Pollux gefeierten *transvectio equitum* dienten gleichfalls Kränze aus Oelzweigen als Schmuck: die Verehrung der genannten Heroen war grossgriechischen Ursprungs (Preller, Röm. Mythol. 658 ff.). Dies alles sind Symptome der Bekanntschaft mit der Olive schon in den frühern Zeiten der Republik, aber noch nicht Beweise wirklichen Anbaues derselben. Letzterer musste sich von den verschiedenen griechischen Mittelpunkten aus überall hin verbreiten, wo nur der Boden dies zulies, zuerst an der Küste, dann in den innern Landschaften, in demselben Masse, als das natürliche Vorurtheil gegen den Oelgenuß bei den doch hauptsächlich vom Ertrage der Heerden lebenden Eingebornen sich minderte. Bei dem komischen Dichter Amphis, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, etwa in der Zeit von Philipp und Alexander von Mäcedonien lebte, wird das Oel von Thuri, also der Gegend des alten Sybaris, gerühmt (Meincke, tr. com. gr. 3, p. 318: *ἐν Θουρίαις τοῖζ' αὐτοῖς*. Athen. 1, p. 30). Von daher und von Tarent mochte die kalabrische Olive, die auch *oleastella* hiess (Colum. 12, 51, 3), und die *Sallentina*, die schon Cato nennt, stammen; die hochberühmte *Luciniana* oder *Lucina* im ager Venafranus in Campanien und die vom Berge Taburnus an der Grenze von Campanien und Samnium (Verg. G. 2, 38) wird zu allererst von den kampanischen Griechen eingeführt worden sein. Die sabinschen Berge trugen viel Oel: die Sorte *Sergia* aber, *quam Sabini Regiam vocant* (Plin. 15, 13), war eine grosse, der Kälte widerstehende, ölfreiche, aber nicht feine (Colum. 5, 8) — bei der also dasselbe eintrat, was bei dem in die kältern Gegenden des Nordens verpflanzten Weinstock, jenseit des Apennin, wo die herrlichen Kornebenen sich öffnen, duldet, wie auch heut zu Tage, das Klima keinen Oelbau mehr, der aber in Picenum, also der Gegend der heutigen Mark Ancona, die schon zu Süditalien gerechnet werden kann, noch blühte (Martial. 1, 43, 8, 5, 78, 19, 13, 36). Italien war im ersten Jahrhundert vor Chr. schon so reich an Oel und dies Produkt so vorzüglich und zugleich so wohltheil, dass die Halbinsel allen Ländern den Rang darin abließ (Plin. 15, 3. Id. 8: *principalium in his quaque bono obtinuit Italia toto orbe*). Von Massilia war,



wie der Wein, so auch die Olive, begünstigt durch Boden und Himmel der Provence, allmählig ins gallische Land vorgedrückt, doch natürlich ohne dem Wein bis in die Thäler der Marne und der Mosel zu folgen. Massaliotischer Herkunft waren ohne Zweifel auch die Oelpflanzungen an der ligurischen Küste, die noch heute zu Tage ein ungeheurer, üppiger Olivengarten ist. In kurzer Entfernung vom Meere, wo das Gebirge sich hebt, musste der Oelbaum verschwinden, daher die Reiser und Kränze, mit denen die Alpenbewohner dem Hannibal unter dem Schein der Freundschaft entgegenzogen (Polyb 3, 52, 3) keine Oelzweige gewesen sein werden, obgleich das von Polybios gebrauchte Wort *σάλλον* in der Regel diese Bedeutung hat. Zu Strabos Zeit lieferte Genua diesen Gebirgsvölkern Oel und bezog von ihnen dagegen Vieh, Häute und Honig (Strab. 4, 6, 2). Auf der entgegengesetzten Seite Italiens, im Gebiet der Pomtinungen, verbot der niedrige wasserreiche Boden die Einführung der Olive, so alt und lebhaft der Verkehr dieser Gegend mit den jonischen Inseln, mit Tarent, später mit Syrakus u. s. w. auch war. Umgekehrt verhielt es sich mit dem gegenüberliegenden Istrien und Liburnien, deren zum Meere absteigende, sonnige, kalkreiche Hügel, geschützt durch das hinter ihnen sich erhebende Gebirge, zum Anbau einladen und denselben reichlich lohnen mussten. Auch kam das Oel von Istrien oder vielmehr nur der westlichen Küste dieser Halbinsel — denn Istrien hat, der Krim vergleichbar, einen Meeresrand mit subtropischem Klima und Pflanzenwuchs und ein raubes, unwirthliches, von Nordwinden gepeitschtes Innere — in der Schätzung gleich nach dem italischen und weit eilerte mit dem von dem spanischen Baetien (Plin. 15, 8: *reliquum certamen inter Histriae terram et Baeticae par est*). Das Oel, welches Aquileja gegen Vieh, Häute und Sklaven in die illyrischen Donauländer einfuhrte (Strab. 5, 1, 8), wird eben diese histrische gewesen sein, wobei zugleich die Thatfache interessant ist, dass die Pannonier und Kelten der genannten Gegend zu Strabos Zeit nicht bloss den Wein, der allen Barbaren willkommen ist, sondern auch schon das Oel — wenn auch nur als Brennöl in Lampen — beehrten. Noch zur gothischen Zeit, nach so vielen Stürmen und Schrecken, hatte jene Region Ueberfluss an Oliven, wie wir aus Cassiodorus sehen, Varuar. 12, 22: *est enim praerogativa his cum super sinum maris Italia constituta*



*oleis referta*. Apicius 1, 5, Palladius 12, 18 und die Geoponica 9, 27 lehren durch allerlei gewürzige Zuthaten künstlich *oleum Laburneum* darstellen, welches also zur Zeit dieser späten Gewährsmänner im Rufe stand. Die so eben erwähnte Provinz Baetica führte auch nach Strabo nicht bloss viel, sondern auch das schönste Oel aus (Strab. 3, 2, 6: *ἐξήγεται δ' ἐκ Ταυρικήριας — εὐχαιρὸν οὐ κατὰ πόρον, αὐτὴ καὶ εὐχαιρὸν*) und das bithische Corduba übertraf oder erreichte die berühmten Olivengärten von Venetrum und Istrien, Martial. 12, 63, 1 (Schneidewin):

*Uncta Corduba lactior Venetris,*

*Histræ nec minus absoluta testa.*

Dass Spanien, ein stilles Land mit grosser Mannichfaltigkeit der Lagen und des Bodens, in demselben Masse als die fremde Civilisation sich erst der Küsten und dann des Innern bemächtigte und darin Bestand gewann, auch den Oelbau aufnahm, liegt in der Natur der Dinge. Als das römische Reich seine Vollendung erreicht hatte, war auch die edle Olive von ihrem Ausgangspunkt, dem südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres, über alle Länder verbreitet, die ihren heutigen Bezirk bilden, und gedeiht an manchen Punkten des europäischen Südwestens so gut als wäre sie dort geboren und immer dagewesen.<sup>92)</sup> Nach dem Volksglauben, der schon bei den Alten herrschte, trägt der Oelbaum in Europa nur alle zwei Jahre; davon aber ist nur so viel wahr, dass, wenn der Baum sich durch eine besonders reiche Fruchtbildung erschöpft hat, seine Kraft im nächsten Jahr zu einer gleichen nicht anreicht, es müssten ihm denn die allergünstigste Witterung oder ein ausserordentlicher Kulturbeitrag zu Hülfe kommen. Auch dass die Olive sich nicht weiter von der Küste als 300 Stadien (oder 7½ geogr. Meilen) entferne, wie Theophrast (h. pl. 6, 2, 1) meinte, ist nicht buchstäblich, sondern nur in dem Sinne richtig, dass sie den Anhauch des mittelländischen Meeres liebt, dass aber zu ihrem Gedeihen auch z. B. der Spiegel des Gardasees genügt. Obnehin fällt ihre Verbreitungssphäre ziemlich genau mit dem Oval der Ufergegenden des mittelländischen Meeres und seiner Buchten zusammen. Schön im Sinne der Romantik ist der Baum der Minerva nicht, aber nichts erweckt mehr das Gefühl der Kultur und friedlicher Ordnung und zugleich der Dauer derselben, als wenn er in offenen,



gereinigten Hallen mit dem kaum merklich flüsternden Laube an gewundenen Stämmen die Hügel ersteigt oder die geneigten Ebenen leicht beschattet, und gern gesteht man ihm dann mit Columella 5, 8, 1 das Prädikat *prima omnium arborum* zu. Indessen fehlt viel, dass das Produkt überall dem der Provence oder dem von Genua und Lucca gleichkäme. Das kalabrische, sicilische und sardinische Oel ist meistens unrein und nur zur Seifenbereitung und in Tuchfabriken anwendbar. Der Grund liegt in der mangelhaften Darstellungsart, und diese wieder erklärt sich aus den ungünstigen agrarischen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen. Besonders die Ernte erfordert die grösste Vorsicht im Einzelnen, die eben gereiften Früchte müssen Stück für Stück mit der Hand abgepflückt und ohne Zeitverlust unter die Presse gebracht werden; Schnelligkeit und Reinlichkeit sind dabei wesentliche Bedingungen. Zu all dem aber fehlt es in den genannten Gegenden an Kapital, an Einrichtungen und vor Allem an Händen. Man schlägt die von Natur zarten Früchte entweder mit Stecken ab oder, was noch übler ist, wartet, bis sie, überreift und halbtodt, von selbst abfallen (über Beides klagen schon die Alten, z. B. Plinius 15, 11); dann bleiben sie in Haufen liegen und gerathen in Gährung, ehe eine Oelmühle frei wird. Letztere ist auch meistens so unvollkommen construiert, dass sie Arbeitskraft verschwendet und einen beträchtlichen Theil Oel in den Tretern zurücklässt. Da der gemeine Mann das so gewonnene übelriechende Produkt als von kräftigerem Geschmack dem feinsten provencalischen Tischöl, welches ihm nichtssagend erscheint, vorzieht, so fühlt er sich natürlich auch nicht durch das Bedürfniss aufgefordert, auf die Herstellung des letztern besonderen Fleiss zu wenden. Bei all dem sind in neuerer Zeit die Fortschritte unverkennbar. Wenn erst in Folge eines natürlicheren Blutumlaufes im Volkskörper der gedrückte Stand der Pächter sich heben wird, dann muss in der Oelkultur eine Quelle des Wohlstandes für den gebirgigen Süden des neuen Königreiches sich öffnen. „Zwei Flüssigkeiten, sagt Plinius 14, 150, giebt es, die dem menschlichen Körper angenehm sind, innerlich der Wein, äusserlich das Oel, beide von Bäumen kommend, aber das Oel etwas Nothwendiges.“ Demokritus von Abdera, der berühmte Philosoph, der über hundert Jahr alt wurde, erwiderte auf die Frage, wie man gesund bleiben und seine Tage verlängern



künne, mit der diätetischen Regel: innerlich Honig, äusserlich Oel (Diophanes in den Geopon. 15, 7, 6 und Athen. 2, p. 17). Aehnlich war die Antwort des hundertjährigen Pollio Romilius auf die Frage des Kaisers Augustus, durch welches Mittel er sich so rüstig erhalten habe: „innerlich durch Wein mit Honig, äusserlich durch Oel“ *intus mulso, foris oleo* (Plin. 22, 114). Heut zu Tage dient das Oel nicht mehr zur äussern Körperpflege oder nur in Gestalt von Seife; aber eben die den Alten unbekannte Seife, eine nordische Erfindung (Grimm in Haupts Zeitschrift VII, S. 460 f.; Zeuss<sup>2</sup> p. 161; Beckmann, Beyträge, IV, 1), hat die orientalisirte-griechische Sitte, den Leib zu salben, die in Italien ohnehin nur bei den höhern Klassen herrschte, ganz und gar verdrängt. Nur die Salbung der Könige und Kaiser und die letzte Oelung sind noch ein verklingendes Echo der alten Römerzeit.

Wo die Kultur der drei genannten Gewächse, des Weines, der Feige und des Oelbaums, in grösserem Massstab sich festsetzte, da musste Lebensart und Beschäftigung der Menschen eine andere werden, das Land ein anderes Ansehen gewinnen. Die Baumzucht war ein Schritt mehr auf der Bahn fester Niederlassung: erst mit ihr und durch sie wurde der Mensch ganz ansässig. Der Uebergang vom unstäten Hirtenleben zur festen Ansiedelung ist nirgends ein plötzlicher gewesen, sondern führte immer durch zahlreiche Zwischenstufen, auf denen die Völker oft Jahrhunderte verharrten. Der herumziehende Hirte besät flüchtig ein Stück Land, das er im Herbst ebenso flüchtig aberndtet; er wählt im nächsten Frühling ein anderes, frisches, das er abermals liegen lässt, nachdem er ihm den Raub abgenommen. Hat die Horde an einem besonders fruchtbaren Fleck sich mit ihren leichten Häusern festgesetzt, so ist doch auch hier der Boden nach einigen Jahren erschöpft: die ganze Gemeinschaft bricht auf, lädt alles Bewegliche auf ihre Thiere und Wagen und baut sich an einem andern Orte wieder an. Auch wenn die Ansiedelung eine stätige geworden, ist der Begriff individuellen Eigenthums am Boden doch noch nicht vorhanden: wie die Weide eine gemeinsame war, wird auch das Ackerland, an welchem bei der geringen Bevölkerung kein Mangel ist, in jedem Jahr



an die Genossen je nach ihrer Zahl neu vertheilt. Dies war der Zustand der Germanen zu Tacitus Zeit, und dies ist der natürliche Sinn der Worte des genannten Schriftstellers, an denen patriotische Ausleger, die gern das Gegentheil erfahren hätten, nicht minder mühselig, als in ähnlichem Fall die Bibel-exegeten, gedeutet haben. Dieselbe communistische, noch halb nomadische Form des Ackerbaues, die mit dem Patriarchalismus eng zusammenhängt, herrscht noch heute in einem grossen Theil Russlands, bei Tataren, Beduinen und manchen andern Völkern. Viehzucht bleibt auf diesen ersten Stufen des Ackerbaus immer noch das vorherrschende Geschäft, Wandern und Raub die Leidenschaft, Fleisch und Milch die Hauptnahrung; die Häuser sind nur leicht gebaut, brennen häufig auf, ihr Material ist Holz; der Pflug besteht aus einem spitzen Baumast, ritzt den Boden nur leicht und wird von kriegsgefangenen Sklaven geführt; die Voransicht ist keine lange, sie geht nur vom Frühling auf den Herbst. Einen bedeutenden Schritt weiter bezeichnet schon die Winter-saat, aber den entscheidenden erst die Baumzucht. Erst mit der letztern ging das Gefühl irthlicher Heimath und der Begriff des Eigenthums auf. Der Baum muss Jahre lang erzogen und getränkt werden, ehe er Frucht giebt („den ich begte und pflegte wie eine Pflanze im Baumgarten“, sagt Thetis in der Ilias von ihrem Sohne Achilleus); dann giebt er sie jedes Jahr, indess der Bund mit dem einjährigen Grase, das die Demeter saen gelehrt, in dem Augenblick aufgelöst ist, wo die Frucht geerntet worden. Um den Weinberg, um den Baumgarten wird eine schützende Hecke gezogen, das Zeichen vollen Eigenthums; dem blossen Ackerbauer genügt im besten Falle ein Grenzstein. Das Saatfeld muss auf Thau und Regen harren: der Pflanze leitet die Quelle aus den Bergen herab und um seine Beete herum, und indem er dies thut, verwickelt er sich mit seinen Nachbarn in Rechts- und Eigenthumsfragen, die nur durch eine feste politische Ordnung gelöst werden. Auch das Haus, das von Fruchtbaumgruppen umgeben ist, wird, wie diese, auf lange Jahre berechnet, d. h. es ist von Stein erbaut und schmückt sich in seinem Innern mit dem Vermächtniss der Geschlechter und dem Erwerbe fortgehender Kultur. Das Eisen findet sich ein und wird allmählig das immer häufigere, zuletzt vorherrschende Material aller Werkzeuge. Auch die Götter werden edler: denen des



Hirten, der gewohnt ist, thierische Leiber aufzuschneiden, und dessen Poesie in der Vorstellung grässlicher, mit der Steinaxt aufgerissener Wunden schwelgt, wird blutig und roh geopfert, sanfter der Ceres mit geschrotetem Spelz und Salz, aber erst der Wein stimmte den harten Ackerbauer mild und heiter und machte ihn zu dramatischen Spielen aufgelegt, und erst die Olive, der Baum der Athene, der Göttin geistiger Helle, gab das Symbol des Friedens, der Bütte und der Freundlichkeit ab.

Schon die alten epischen Dichter unterscheiden genau die drei Arten der Bodenbenutzung: Thierweide oder Fleisch, Milch und Wolle, Ackerbau oder die süsse Halbmilch, die Nährerin des Menschengeschlechts; endlich Baumpflanzung oder Wein und Oel. Für die beiden letzten Stufen, von denen die dritte, je älter die entsprechende Dichterstelle ist, um so mehr nur auf die Weinkultur sich beschränkt, gelten die sich gegenüberstehenden technischen Ausdrücke: *ἀγῶν, ἀγῶνα* und *φυτεῖα, φυτεία*. II. 11, 121 (Diomedes erzählt, sein Vater Tydeus habe ein reiches Haus bewohnt und viel weizenreiche Felder, viele Baumgärten und viele Heerden besessen):

sein Haus war

Reich mit Schätzen gebillt; er besass viel Weizengefülle,  
Auch viel Gärten umher, von Baum und Rebe beschattet,  
Auch Schattheerden in Menge.

II. 12, 313 (Sarpedon spricht zu Glaukos):

Wesshalb laun wir den weiten Bezirk an den Ufern des Xanthos,  
Welcher mit Pflanzungen prangt und weizenergiebigem Saatfeld?

II. 20, 184 Achilles fragt den Aeneas, ob ihm die Troer etwa als Preis für die Tödtung seines Gegners ein Stück Land ausgesetzt, versehen mit Pflanzung und Acker):

Steckten die Troer vielleicht dir ab ein erlesenes Grundstück,  
Freiliche Saatengefüll' und Pflanzungen, dass du sie bauest,  
Wenn du noch todt hinsteckst?

Ganz ebenso bieten die Aetoler dem Melenger als Preis für die Theilnahme am Kampfe ein Grundstück, zur Hälfte Weinland, zur Hälfte Ackerboden. II. 9, 578:

Allda laussen sie ihn ein herrliches Gut sich erlesen,  
Fautzig Hufen umher, zur Hälfte ein Rebengelände,  
Halb ein troies Gefild, mit dem Pflug es zu schneiden genuet.



Od. 9, 108 (von den Cyclopen, die weder Feldbestellung noch Baumzucht kennen):

οἵ τε χειρεύουσιν χερσὶν ἔρπον, οἳ τ' ἀρόμεναι,

wo das *χερσὶν* bedeutungsvoll ist. Hesiod. Op. et d. 22.

ὅς σπείθει μὲν ἀρόμεναι ἰδὲ χειρεύει

Auch bei Tyrtäus, fr. 3 (Brgk.):

Μεσσηνίη ἀγαθὴν μὲν ἀρόν, ἀγαθὴν δὲ χειρεύει.

Auch die spätern Prosaisten pflegen das Ackerland, γῆ οἰόμενος, *φυλῆ*, und das beplante Land, γῆ πεποιημένη, als die beiden integrierenden Theile des Kulturbodens zusammenzustellen, z. B. Xenoph. Hell. 3, 2, 10: πολλὴν δὲ κάλαθον γῆν οἰομένην, πολλὴν δὲ πεποιημένην, παμικτήεις δὲ καὶ περὶ αὐτῆς νόμους ποταμὸς ποῖς χεῖρται. Demosth. adv. Lept. 115: ἐκείνῳ μὲν ἐν ἐρβοῖα πλέθρα γῆς πεποιημένης ἔδοσαν, ἐκεῖνῳ δὲ φυλῆς. In Xenophons Oeconomicus hat sich Sokrates längere Zeit mit Ischomachus über den Landbau, die γεωργικὴ τέχνη, unterhalten, da fragt Ersterer: gehört denn auch die Baumpflanzung, ἡ τῶν δένδρων γεμία, mit zum Ackerbau als ein Theil desselben? Freilich, erwiedert Ischomachus. Und darauf wird denn ausführlich über Tiefe und Breite der Gruben, die Bedeckung mit Erde, die Bewässerung, die Wahl des Bodens u. s. w. verhandelt, mit ausschliesslicher Beziehung auf die drei Gewächse ἑσπερίος, σικκί und ἑλιά. Wie Demeter die Göttin der Feldfrucht, so ist besonders Dionysos, der Gott mit hellorientalischem Charakter, Personification der gedeihenden Baumfrucht und des Segens, der daher kommt: Pindar. fr. 118 (Bergk.):

ἑσπερίον δὲ καὶ σικκίον αὐτογενὲς αἰχμαῖον.

ἀγνὸν γέγγος ὁ τέρας.

Plut. Symp. 5, 3, 4: καὶ Ἡσπερίῳ καὶ χειρῶν Ἡσπερίῳ δὲ δένδρῳ, τάντες, ὅς ἐστις αἰεὶν. Εὐφύας δῖοναι. Auch *ἑσπερίος* hiess der Gott nach dieser Seite seines Wesens, Hesych s. v. Wenn der Beiname der Demeter *καλὴν ἄγος* in einer Inschrift von Selinus so viel bedeutet als Spenderin von Baumtrüchten, nicht etwa von Schafen (O. Benndorf, die Metopen von Selinunt, S. 31), so wäre auch diese Göttin zuweilen als Vorsteherin der Gärten gedacht worden.

Nicht anders war das Verhältniss in Italien: auch dort sind Acker und Pflanzung coordinirte Kulturzweige. Dionysios Italiae



1, 37 preist Italien als keine Art des Anbaues ausschliessend: es sei baumlos, ἄδενδρον, weil es korntragend, σιτοφόρον, sei, es sei aber auch arm an Getreide, ἀλεγοχαρτον, weil es mit Bäumen bepflanzt, δένδρεον, sei u. s. w. Bei Eroberung Italiens, sagt Appian de bell. civ. 1, 7, wiesen die Römer das wüste liegende Land Jedem zu, der Lust hatte, es zu bebauen, „indem sie sich nur einen jährlichen Zins vorbehielten, den Zehnten von dem Ertrage des besäeten, den Fünftel von dem des beplanten Landes.“ Cic. de rep. 5, 2. (den Königen, denen die Rechtsprechung oblag, wurde Land zur Entschädigung gegeben): *ob casque causas agri, arvi et arbusti et pascui, lati atque uberes definiebantur, qui essent regii* — in welcher alterthümlichen Formel also der *ager arbustus*, die Baumpflanzung, dem *ager arvus* und *pascuus*, dem Saat- und Weidelande, als Glied der Dreitheilung gegenübersteht, ganz wie in der obigen Stelle des Xenophon. Lucret. 5, 933 ed. Laclm.:

*Nec robustus erat cunei moderator aratri  
Quisquam, nec scibat ferro molitur arva.  
Nec nova defodere in terram virgulta neque altis  
Arboribus vetera decidere falcebus ramos —*

also ohne Umschreibung: weder Ackerbauer noch Baumpflanzer. Daher auch Cn. Tremellius Scrofa bei Varro de r. r. 1, 7, 8 es als eine Sonderbarkeit anführt, dass er bei einem Kriegszuge ins innere Gallien gegen den Rhein hin Gegenden gefunden habe, wo es ganz an Weinstöcken, Oel- und Obstbäumen fehlte: *in Italia transalpina intus ad Rhenum, cum exercitum ducirem, aliquot regiones accessi, ubi nec vitis nec olea nec poma nascuntur; ubi agros stercorarent caudula fossicia creta: ubi saltem nec fossicorum nec maritimum haberent, sed ex quibusdam liquis combustis carbombus salsis pro eo uterentur.* So natürlich also schien einem Zeitgenossen des Varro und Bewohner des Südens die Verbindung des reinen Ackerbaues mit Anpflanzung des Weinstocks und fruchttragender Bäume, dass er die Abwesenheit der letztern mit der ihm unbekannten Mergeldüngung und dem Gebrauche der Asche statt des Salzes zusammenstellt.

Interessant ist, dass auch in den heiligen Schriften des Zendvolkes der Boden auf die dreifache Art benutzt wird, wie in Griechenland und Italien. Vendidad 3, 12–13 (nach Spiegel)



Uebersetzung: „Was ist zum Dritten dieser Erde am angenehmsten? Darauf entgegnete Ahura-mazda: wo am meisten durch Anbau erzeugt wird, o heiliger Zarathustra, von Getreide, Futter und speisetragenden Bitumen“ 76—77: „Wer erireut zum Vierten diese Erde mit der grössten Zufriedenheit? Darauf entgegnete Ahura-mazda: Wer am meisten anbaut Feldfrüchte, Gras und Bäume, die Speisen bringen, o heiliger Zarathustra.“ Aehnlich drückt sich auch der Perser Mardonius bei Herodot aus: als dieser den Xerxes zum Kriegszug gegen die Athener bereden wollte, da rühmte er ihm Europa als ein schönes Land, wo aller Art Fruchtbäume wüchsen und der Boden höchst kräftig (zum Getreidebau) sei, Herod. 7, 5: *ὅς ἐς ἑρρώτη περικαλλὲς χώραν, καὶ θέρδρα παντοία γέφυ τὰ ἔμμενα, ἀρετήν τε ἄνθρωποι*.

Wenn Vergil G. 2, 371 sagt: *Tendit sacpes etiam n. s. w.*, so ist dies nicht etwa ein neuerer Gebrauch, schon in der epischen Zeit Griechenlands werden solche Baumgärten als umzäunt, mit Graben oder Hecke und Mauer umgeben gedacht, während das Saatgefilde frei daliegt. Der Weinberg auf dem Schilde des Achilleus war mit einem Graben, *ζαττινα*, und einer Hecke, *ῥαυος*, verwahrt; Oineus, der Herrscher von Kalydon, tötete seinen eigenen Sohn Toxenos, d. h. den Schützen, weil dieser es gewagt hatte, den Graben, der die Weinstöcke umschloss, zu überspringen (Apollodor. 1, 8, 1). Das Material, das zu der Umzäunung gelesen wird, heisst mit einer etymologisch dunkeln Benennung *αἰκασία* — entweder Dornen oder Steine, vielleicht bald das Eine, bald das Andere, oder Beides zugleich, je nach der Gegend und ihrer natürlichen Beschaffenheit: der göttliche Sauhirt in der Odyssee wenigstens hat seinen Hof mit herbeigeschleppten Steinen verwahrt und diese dann mit Dornen besteckt, 14, 10:

Steine zusammengeschiebt und oben umfriedet mit Dornen

solche *ἄγροι, γὰρ ἄγροι*, wie Homer und Hesiod die umfriedigten Fruchtgärten, besonders die Weingärten, nach dieser ihrer Eigenschaft benennen (da diese Wörter doch wohl auf *ἄγροι* schliessen, zurückzuführen sind, *μετ' ἄγροι* = ein Getreidefeld zwischen zwei geschlossenen Gärten), bedecken und durchschneiden noch jetzt das südliche Italien, dessen Wege zwischen Mauern und Hecken von Stachelpflanzen dahinziehen und dem



staubbedeckten Reiter die Aussicht auf das Meer oder das Gebirge versagen. Auch gilt noch jetzt in jener Gegend ein Grundstüek, das mit Mauer oder Hecke umgeben ist, allgemein für werthvoller und an Ertrag reicher, als ein offenes.

Schon bei Homer sind es die Schwätchern, besonders die Greise, deren Obhut die Bäume anvertraut sind, und die niedergebekt im Garten pflanzen, graben und schneiden: mit dem Ochsesgespann Furchen ziehen und die Wiese mit der Sense, ἀγέροντες, abmähen, gilt, wie der Krieg, für das Werk der Jünglinge und Männer. Besonders deutlich ist in dieser Beziehung die Stelle Od. 18, 356 ff. Einer der Freier, Eurymachos, hat den Odysseus wegen seines Kahlkopfes verlacht und schlägt ihm darauf vor, als Arbeiter am Zaun und als Pflanze von Bäumen in seinen Dienst zu treten:

Dornengesträuch mir zu sammeln und stämmige Bäume zu pflanzen.

Hierauf erwidert ihm Odysseus: „Sollte ich mit dir auf der Wiese den ganzen Tag über um die Wette das Gras abmähen oder mit dem Joeh Oelsen vier Morgen fetten Aekers pflügen, dann würdest du sehen, ob ich eine Furche zu ziehen im Stande bin. Und hätte ich Waffen, wie sie sich für den Krieger schicken, du würdest mich unter den Ersten kämpfen sehen. Du aber scheinst dir gross und stark, weil du mit Wenigen und Bösen verkehrst.“ — So hat sich auch der greise Laertes zu den Gärten zurückgezogen, und sein Genosse ist der gealterte Sklave Dolios, den einst Penelope von ihres Vaters Hause in das des Ehegatten mithinübergebracht. Nicht anders im Hymnus an den Hermes. Dort treibt der Gott die gestohlenen Kinder hinweg, da sieht ihn ein Mann, der im Weingarten arbeitet: es ist ein Greis, der, zur Erde gebeugt, im Boden gräbt, v. 96:

ὦ γέρον, ὅτε γὰρ ἀνὰ τινας ἐπὶ τανύτοιο ὄμιλον.

Und als Tags darauf Apollon suchend an derselben Stelle vorbei kommt, da findet er den Greis, einen Zaun, ἔρνος ἀλώης, zum Schutz gegen die Strasse, auf der viel Wanderer ziehen, παρὲς ὁδοῖ, aus Dornen flechtend und redet ihn demgemäss an, v. 190:

ὦ γέρον, ὅττι γὰρ ἀνὰ τινας ἐπὶ τανύτοιο ὄμιλον.

Das in dem erstern Verse gebrauchte ἀνὰ τινας ist gleichfalls feste Bezeichnung für Arbeit im Wein- und Baugarten, wie Hesiod, Op. et d. 572:



τότε δὲ σάκος οὐκ ἐστὶν οὐδέ τι,

und wird gern dem ἀροῖν, dem Aekern auf dem Felde, gegen-  
übergestellt. So in dem Verse aus dem homerischen Margites:

Τὸν δ' οὔτ' ἔρ' ἄρ' οὐκ ἀροῖται θεοὶ θέσαν, οὔτ' ἀροῖται.

Auch lateinisch heisst es *fodere hortum* (Plaut. Pöu. 5, 2, 30), und  
*fodere* und *arare* stehen in Parallele, Terent. Heaut. 1. 1. 16:  
*quia te in fundo conspicer fodere aut arare*. Das Werkzeug  
dazu ist das *λίτρον*, daher Od. 24, 227 Odysseus seinen alten  
Vater *λιτρώοντα γερῶν* findet, die *μικέλλα* oder einzinkige Hacke,  
in der Ilus 21, 259 zum Aufgraben der Wasserrinnen im Garten  
gebraucht, die *διζέλλα* oder zweizinkige Hacke, in einem Fragment  
des Aeschylus in Gegensatz zum Pfluge gestellt, fr. 190 (Nauck):

Ἐβλίμης, ἔρ' οὔτ' ἄροισιν οὐκ ἐστὶν  
ἐμμετρίδιζέλλα ἄροισιν.

auch *σκαριάνη* (bei Theokrit, davon vielleicht das italienische  
*capponi*), in der spätern attischen Sprache *ἀρη*, und *ἀρηός* oder  
*σκαριός*, lat. *ligo*, *ludens*, französisch *pioche* (vermuthlich statt  
*picche*) u. s. w.

Mit der Baumzucht freilich wurden auch die Kriege furcht-  
barer, weil die Zerstörung mehr Gegenstände fand. Nach der  
urältesten Sitte, die auch bei Homer nicht fehlt, wie sie noch  
jetzt bei den Beduinen herrscht, ist das Wegtreiben der Heerden,  
der Raub der Pferde ein gewöhnlicher Kriegsvortheil und die an  
dem Feinde geübte Rache und Strafe; oft holt der Beschädigte  
den abziehenden Rauber wieder ein und nimmt sein Eigenthum  
zurück; in jedem Fall ersetzt sich die Heerde in nicht allzulanger  
Zeit wieder. Die Germanen zogen sich hinter ihre Wälder und  
Sumpfe zurück, und die Römer konnten sie nirgends empfindlich  
treffen. Noch in unserm Jahrhundert, im Jahre 1812, machten  
es die Russen ganz ähnlich: sie brannten sogar ihre Hauptstadt  
nieder, die doch nur grösstentheils aus Holz bestand, zogen sich  
immer weiter ins unwirthliche Innere zurück und liessen Entfer-  
nung, Wildniss, Klima die Vertheidigung führen. Anders da, wo  
der Mensch in dauernden Häusern unter Weinstöcken, Oel- und  
Feigenbäumen wohnt, da wüthet ein grausamer Feind schrecklich,  
und das Land ist auf Menschenalter verödet. Die Wasserleitungen  
werden zerstört und damit die eigentliche Lebensquelle abge-  
schnitten: sie wieder einzurichten, kostet viele Arbeit und mehr



**Kapital, als nach einem Kriege vorhanden ist.** Die Oelbäume werden niedergehauen und wachsen nur langsam wieder; auch der Weinstock fordert manches Jahr, ehe er tragfähig wird. Zwar das mosaische Gesetz verbot das Ausrotten der Fruchtbäume, Deuteron. 20, 19: „Wenn du für einer Stadt lange Zeit liegen musst, wider die du streitest, sie zu erobern, so sollst du die Bäume nicht verderben, dass du mit Aexten dran fahrest, denn du kannst davon essen, darum sollst du sie nicht ausrotten“; aber dass das Verbot in der Kriegswuth nicht beachtet wurde, lehrt das Alte Testament selbst. So verbrannte z. B. der hebräische Nationalheld Simson mittelst seiner Fuchse nicht bloss die Saaten des feindlichen Landes (die im nächsten Jahr wiederwachsen konnten), sondern auch die Wein- und Oelpflanzungen, die nicht so leicht wieder herzustellen waren. Als Alyattes, König von Lydien, die Stadt Milet nicht einnehmen konnte, bezog er alle Jahr regelmässig ihr Gebiet und verdarb Bäume und Feldfrüchte (Herod. 1, 17). Auf solche Art ist auch später der Orient wiederholt von hereingebrachten wilden Horden zur Wüste gemacht worden und hat die frühere Blüte nie wieder erreicht. Auch die Geschichte der Griechen und Römer ist voll von ähnlichen Barbareien vor und nach Plato, der sie in seiner Republik (5, p. 170) wenigstens unter Griechen nicht dulden will. Wie oft liest man beim Thucydides die verhängnissvollen Worte: *τῆς γῆς ἐδίδον* oder *ἐκείνων*, z. B. 3, 26: „sie verheerten Attika, sowohl die Gegenden, wo schon früher die Gewächse niedergemacht und jetzt etwa neu aufgesprosst waren, als diejenigen, die bei frühern Einfällen verschont geblieben waren.“ Wie die Peloponnesier besonders in den Oelpflanzungen Attikas gehaust hatten, ergiebt sich deutlich aus des Lysias Rede *περὶ τοῖς ὀρχοῖς*, wo unter andern z. B. folgende Stelle vorkommt: „Ihr wisst, dass damals viele Gegenden mit Oelbäumen bestanden waren, die jetzt grösstentheils niedergehauen sind, und dass das Land seitdem kahl geworden ist.“ Im ersten messenischen Kriege sollen nach Pausanias 1, 7, 1 zwar die Bäume verschont worden sein (*οὐδὲ δένδρα ἐπόρρον*), aber nur weil die Lacedaemonier das Land als ihr eigenes betrachteten: später übten sie das Verwüsten um so besser. Von dem Kriege, den sie gegen die Eleer führten und den Xenophon Hell 3, 2, 21 ff. beschreibt, heisst es auch: „da das Heer ins feindliche Gebiet eingedrungen war und



schon im Lande das Niederhauen der Bäume begonnen hatte, trat ein Erdbeben ein“ und später: „er marschirte gegen die Stadt, niederschlagend und sengend im Lande.“ Umhauen und ausrotten war auch im neuern griechischen Freiheitskriege das gewöhnliche Mittel, den Feind zu züchtigen, und in Unteritalien reden die mittelalterlichen Chroniken oft genug von der gleichen Behandlungsart feindlichen Gebietes (z. B. Muratori Scriptt. VIII, p. 546: *Obsedit itaque Princeps [Manfredus] civitatem Brundisii et cum civitas ipsa moribus et populo valide munita esset nec posset per insultum eam de facili capere, fecit fieri depopulationem arborum circum circa civitatem ipsam usque ad moenia*). Nach Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Reichsabschied, die Nordbrenner und Friedenstörer betreffend, Nürnberg 1187, sollen diejenigen, die Weinberge oder Fruchtgärten zerstören, der Strafe der Brandstifter verfallen, §. 11: *statuimus etiam, ut si quis vineas aut pomaria exciderit proscriptioni et excommunicationi incendiariorum subiacatur*. Umgekehrt verwirkte wohl auch der Rebell und Uebelthäter nicht nur sein Leben, sondern auch sein Haus wurde niedergeworfen, seine Fruchtbäume umgehauen, seine Reben ausgerottet<sup>33)</sup>.

Wie sich halber und ganzer Ackerbau oder Ackerbau mit nomadischen Gewohnheiten und Ackerbau verbunden mit Baumpflanzung unterscheiden, darüber haben die Franzosen in Algier Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu machen. Die flüchtigen Araber zu treffen, mussten die europäischen Kolonnen mit ihnen an Beweglichkeit und Schlaubeit wetteifern; denn, hatte das Dorf auch nur zwei Stunden vorher von der Annäherung des Feindes Nachricht, so fand man an der Stelle, wo man es zu überfallen gedachte, nichts als die oft noch warme Asche ausgelöschter Lagerfeuer. Der Stamm hatte sich weiter ins Innere gezogen, von da wich er, wenn er verfolgt wurde, immer weiter und weiter ins Innere bis in die unmaßbare Wüste. Man machte ihre Erndten ab, man trieb, so weit man derselben habhaft werden konnte, ihre Heerden weg; zuweilen unterwarfen sie sich dann demüthig, im nächsten Jahr aber konnte dieselbe Scene von Neuem spielen. Ganz anders verhielten sich die Kabylen des Djurdjurgebirges der Invasion gegenüber. Diese directen Nachkommen der alten Libyer sind nämlich ein gartenbauendes Volk mit bausteinernen Wohnungen, festem, durch Mauern und Hecken



über die überall fruchttragende Aeste herabhängen, bezeichneten Besitzthum und dem Gefühl der Anhänglichkeit an den Ort ihrer Geburt. Sie wohnen im Gebirge, und der Zugang zu ihnen ist schwer: ist dieser aber einmal erzwungen, dann hält sie die in ihrer Mitte angelegte kleine Festung mit der geringen Besatzung bleibend im Zaum. Sie zahlen regelmässig ihren Tribut und sind zufrieden, wenn man sie bei ihren alten Sitten und bei der eigenen Gemeindeverwaltung lässt. Einige Strassen werden durch ihr Gebirge gezogen, die ungewohnte Sicherheit belebt den Waarenaustausch und den Besuch der Märkte, und langsam und unmerklich, aber sicher dringt europäische Civilisation unter das bisher nach aussen abgeschlossene und misstrauische Volk. Auch die Dichtigkeit der Bevölkerung steht in gradem Verhältniss zu der mehr oder minder durchgeführten Abkehr vom Hirtenleben. Eine Beduinentaille bedarf zu ihrer Ernährung eines weiten Raumes, den sie immer nur streift, die Kabylen graben den Boden um und entlocken ihm zehnfachen Ertrag und, wo dort Quadratkilometer nöthig sind, genügt hier ein Garten von wenig Schritten.

Gleichzeitig mit der Aufnahme der neuen Kulturart, weil eng an sie geknüpft, war die Einführung des Esels, die Erzeugung des Maulthiers, die Verbreitung der Ziege. Der geduldige, arbeitsame (*plagiarum et pumiae tolerantissimus, laboris et fuitis mirum patiens*), zugleich sehr verständige Esel, der die Geschäfte des Hauses besorgte, die Mühle und den Brunnen trieb, die Erde in Korben auf die Anhöhe trug und beladen den Landmann zu den Märkten und Opfertesten begleitete, er bedurfte nicht wie das Kind fetter Wiesen und schattiger Gebüsch, überhaupt weiterer Strecken, er nahm mit dem Ersten Besten vorlieb, was am Wege wuchs oder was das Hauswesen abwarf, mit Stroh, Stengeln, Disteln und Dornen. Dass er aus dem semitischen Kleinasien und Syrien nach Griechenland gekommen sei — wobei immer wahr sein kann, dass Afrika, wo noch jetzt seine Verwandten leben, seine ursprüngliche Heimath ist —, lehrt die Sprachgeschichte<sup>94)</sup> und wird durch die ältesten Kultur- und Völkerverhältnisse bestätigt. In der epischen Zeit, in welcher Viehzucht und Ackerbau noch vorherrschten, ist der Esel noch gar nicht das gewöhnliche Hausthier: er kommt nur an einer Stelle der Ilias vor (in einem Gleichniss); in der Odysee, in deren zweitem Theil



Gelegenheit genug dazu vorhanden war, wird er gar nicht genannt und eben so wenig bei Hesiod. Da das lateinische Wort, *asinus*, eine alterthümliche Gestalt zeigt, die über die Zeit der griechischen Kolonisation hinauszuliegen scheint, so muss das Thier schon vorher auf dem Landwege durch Vermittelung der illyrischen Stämme in Italien eingewandert sein. Oder sollen wir annehmen, dass die Cumaner noch *ἄσινος* sprachen, als sie ihre Stadt auf der heutigen Insel Ischia anlegten? Im spätern Italien war der Esel, ausser den gewöhnlichen Haus- und Felddiensten, die er verrichtete, auch wichtig für den Aus- und Einfuhrhandel der gebirgigen Theile der Halbinsel. Der Waarentransport aus den innern Landschaften zu den Seehäfen geschah auf dem Rücken der Esel, und die Kaufleute hielten zu diesem Zweck eigene Heerden dieser Lastthiere. Varro de r. r. 2, 6, 5: *Greges sunt fere mercatorum, ut eorum qui e Brundisino aut Appulia asellis dassuarius comportant ut mare oleum aut vinum denique frumentum aut quid aliud.* Mit der Wein- und Oelkultur — die Grenze derselben nicht überschreitend — ging auch der Esel weiter nach Norden, mit ihm sein Name: in denselben Masse, wie das Hochwild der Wälder, der *bos arvensis* und der *bos primigenius* (der Auerochs und der Wisent) und der Riesenhirsch (der Scheuch, noch im Nibelungenliede genannt) ausstarben, bürgerte sich der aus der Fremde gekommene graue Langohr beim Landmann in Gallien ein, erhielt mannichtliche Namen und lebte in den Sitten, Scherzen, Sprichwörtern und Fabeln des Volkes. In Deutschland war es ihm schon zu kalt. — Das Maulthier, bei Homer schon nicht selten, stammte aus dem pontischen Kleinasien und zwar, wie Homer ausdrücklich sagt, von den Enetern, einem paphlagonischen Volke, II. 2, 852:

ἔξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἵππωνος γένος ἀνέστηκεν.

wozu der Scholiast bemerkt: „bei den Enetern wurde zuerst die Vermischung der Esel und Pferde erdacht.“ An einer andern Stelle sind es die Myser, die dem Priamus Maulthiere schenken, II. 24, 277:

Schirrten die Maulthiere an, starkkütige, kräftig zur Arbeit,  
Welche die Myser dem Greise verehrt als edle Geschenke.

Myser und Paphlagonier wohnen nicht weit von einander, und der Weg zu den letztern geht durch das Gebiet der erstern. In



einem Fragment des Anakreon werden die Myser gradezu als Erfinder der Maulthierzucht genannt (fr. 34. Bergk.):

ἰνὰ ποτόγονον δὲ Μυσοὶ  
τίθειν μῆξιν ὄνον πρὸς ἵππους.

Damit stimmt überein, dass auch im Alten Testament die Landschaft Thogarma d. h. Armenien oder Kappadocien die besten Manlesel lieferte (Ezech. 27, 14); den Israeliten selbst verbot das Gesetz diese Zucht. Auch später noch hören wir von kappadocischen und galatischen Maulthierern, und von den erstern wird berichtet, sie seien fruchtbar, also unter besonders günstige Naturverhältnisse gestellt: Pseudo-Aristot. de mirab. ausc. 69 (70): *ἐν Καππαδοκίᾳ φασὶν ἡμιότους εἶναι γονίμους*. Plin. 8, 173: *Theophrastus vulgo parere in Cappadocia tradit, sed esse id animal ibi sui generis*. Plut. de cupiditate divitiarum, 2: *ἡμιότοι Γαλατικαί* (als Gegenstand des Luxus).<sup>25</sup> Höchst merkwürdig, weil den israelitischen religiösen Vorstellungen (vielleicht auch denen anderer semitischer und halbsemitischer Stämme?) analog, ist das alte, in die mythische Zeit hinaufverlegte Verbot, im Lande der Eleer Maulthiere zu erzeugen. Der König Oenomaus, der Sohn des Poseidon und Vater der Hippodameia, sollte einen Fluch, *κατάρα*, über diese Zeugung ausgesprochen haben, und seitdem brachten die Eleer ihre Stuten ausser Landes, um sie dort von Eseln belegen zu lassen (Herod. 4, 30, Paus. 5, 5, 2); dass der Fluch von dem alten König Oenomaus herrührte, setzt Plutarch hinzu (Qu. graec. 52). Vielleicht war in diesem elischen Brauch nur die durch Religion festgehaltene älteste Zeit aufbewahrt, wo es in Griechenland keine anderen, als vom Orient eingeführte Maulthiere gab und das Volksgefühl sich gegen solche widernatürliche Mischung noch sträubte. Auch bei Homer besitzt der Ithakesier Noëmon in dem weidreichen Elis zwölf Stuten mit den dazu gehörigen Maulthiertüllen (Od. 1, 635 ff.). Im Uebrigen ist in der epischen Welt das Maulthier schon ein eigentliches Arbeitsthier, sowohl bei der Feldbestellung, als im Geschirr vor dem Wagen (*ἐπιστρωγοίς*), als beim Schleppen von Lasten, und es wird daher gern als vieldulidend und mühselig dargestellt (*παλαιργός*). Dass es als stärker dem Esel vorgezogen wurde, lehrt der bekannte Vers des Theognis 996:

γονίς χ' ὅσσον ὄνειν κρίσσαντες ἡμίονοι.



Auffallend aber ist die abstracte Benennung *ῥινόρος*. Halbesel, und *ῥέτις, οἰκέτις*. Bergthier, die sich in dieser doppelten Gestalt auch bei Hesiod findet und durch das ganze Alterthum fortwährt. Zur Erklärung von *ῥέτις* mag Il. 17, 712 dienen, wo das Maulthier Balken und Schiffsbauholz aus den Bergen mühsam hinabschleppt, oder Il. 23, 144 ff., wo die Männer mit Aexten, Seilen und Maulthieren in die hohen Schluchten des Idagebirges hinaufziehen, um Holz für den Scheiterhaufen des Patroklos zu holen, die Last aber den Maulthieren angebunden wird, die sie dann in die Ebene stampfend hinabtragen. — Nach Italien kam der *mulus* wie dieser Name beweist, aus Griechenland:<sup>56)</sup> das lateinische Wort diente dann allen Völkern, die das neue künstlich geschaffene Thier bei sich aufnahmen, zur Bezeichnung desselben. Wie noch heute, wurden auch zu Varros Zeit die Fuhrwerke auf den Landstrassen von Maulthieren gezogen, die neben der Kraft und Stärke auch durch Schönheit dem Auge wohlgefällig sein mussten, wie gleichfalls noch heut zu Tage, 2, 8, 5: *in grege mulorum parando spectanda aetas et forma, alterum ut vecturis suffere labores possint, alterum ut oculos aspectu delectare queant, hisce enim huius conjunctis omnia vehicula in eum ducuntur*. Auch die Griechen liebten ein solches *τεῖχος ῥέτιον*, und schon Nausikaa fährt in der mit Maulthieren bespannten *ἄναξα* oder *ἀνάξη*, zum Meeresufer und von diesem zur Stadt zurück. — Auch die Ziege ist das Hausthier des mehr gartenartigen Anbaues in südlichen Gebirgsgegenden: sie nährt sich von den aromatischen Stauden, die von selbst an den heißen Felsabhängen spriessen; sie nimmt auch mit hartblättrigem Gesträuch vorlieb und gibt eine fette, gewürzige Milch. Das dürre Attika, reich an Oel und Feigen, ernährte auch zahlreiche Ziegen: ja eine der vier alten attischen Phylen, die der *Διγζογία*, war nach den Ziegen benannt. Auch wenn die Ziege schon mit den ersten arischen Völkerzügen in Europa einzog und also den Hellenen und Italern nicht erst in ihrer neuen Heimath bekannt wurde, so fand sie doch erst hier und erst mit der adoptirten semitischen Kulturart ihre eigentliche Stelle und nützliche Verwendung.<sup>57)</sup>

Dass auch die eigentliche Bienenzucht erst mit der Baumpflanzung auftreten konnte, ist leicht einzusehen. Wer ein Olivenreis pflanzte, das ihm gehörte, und von dem er erst nach Jahren



Ernte erwartete, der konnte auch innerhalb eines unfriedigten Rannes Bienenstöcke hinstellen, sie zur Winterszeit pflegen, ihre Zahl durch Kolonien des Mutterstockes, wie die der Fruchtbäume durch Setzlinge, zu seinem Nutzen vermehren und zu rechter Zeit und in bestimmten Fristen in Gestalt von Honig und Wachs den Lohn für seine Bemühung einziehen. Aristäus, der *inventor apis*, erland auch die *κατασκευὴ τῆς ἀνθίς*, d. h. die Bienenwirtschaft, und als sein Bruder wird Anteechos genannt, d. h. der Selbstbesitzende. Homer weiss noch nichts von Bienenstöcken; wenn das zweite Buch der Ilias einmal die Achäer sich sammeln lässt, wie die Bienen aus einer Felsenhöhlung ausfliegen, so bilden die letztern also einen frei in der Wildnis lebenden Schwarm. Erst eine Stelle der hesiodischen Theogonie (v. 594 ff.), die eben darum nicht sehr alt sein kann, kennt die *αἰθήρ* und die *μήλισσις*, d. h. künstliche Bienenkörbe, und unterscheidet auch die Arbeitsbienen von den Drohnen, welche letztere mit den Weibern verglichen werden! Der Hirte beraubte wilde Bienenstöcke, die er im Walde fand, und bereitete, wenn der Fund reich war, Meth aus dem Honig; der Ackerbauer liess sein Mehl zu einer Art rohen Bieres gähren; der Weinbauer mischte oft den Honig, den er regelmässig gewann, in seinen Wein und nannte diesen dann *μεθυ* oder *melsum* und glaubte, der Genuss davon schaffe ihm langes Leben.<sup>25)</sup>

Schon im Vorhergehenden ist hin und wieder darauf hingedeutet worden, dass mit der grössern Stabilität des Lebens, die die Gartenkultur mit sich brachte, auch die Wohnungen der Menschen einen dauernden Charakter gewannen. In der That ging auch die Steinbaukunst vom südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres aus und verbreitete sich wie Wein und Öl schrittweise über die Küsten und Halbinseln des südlichen Europas und von da über die civilisirte Welt. Phönizier hatten in der Urzeit die Kunst des Mauer- und Terrassenbaues den Griechen gelehrt, Griechen brachten sie später den Etruskern und Lateinern zu, von Italien kam sie in einem ganz jungen Zeitalter zu den Völkern über den Alpen. Als die Indoeuropäer mit ihren Heerden vom Aralsee und kaspischen Meer — deren damalige Gestalt wir nicht kennen — westwärts zogen, da empfing sie



entweder unabsehbare Steppe oder zusammenhängender, endloser Wald. In der erstern, die zum Umherschweifen einlad, fehlte das Material zu dem Aufbau eines Hauses, und so lebten Scythen und Sarmaten an dem Wagen und unter dem hinsengeflochtenen Korbe, der diesen überdeckte, Hesiod. Fragm. 189 Götzl.:

πλακτωσάντων εἰς αὐτὸν ἄσπετος οἶκός ἐχούσαν.

Aesch. Prom. 708:

Σκῆθους δ' ἀσπίδων νομάδας, οἳ τέλειός στίχους  
Πεδάγουτοι νομόν' ἐκ' ἐνέχουσιν ὄχους.

Diese Wagen waren sehr gross und wurden nicht bloss von vier, sondern auch von sechs Rädern getragen. Hippocr. de aëre etc. 25, Ermer.: „sie heissen Nomaden, weil sie keine Häuser haben, sondern auf Wagen wohnen; von den Wagen sind die kleinsten vierräderig, die andern haben sechs Räder“ — so dass sie Häuser auf Rädern, *ἀποσπώμενα ὄκρον* bei Pindar, bewegliche Häuser genannt werden konnten. Und wirklich fährt Hippokrates fort: „diese Wagen sind mit Filz bedacht, sie sind gebaut wie Häuser, *ὥσπερ οἰκίσματα*, die einen zweifach, die andern dreifach; sie schützen wider Regen, Schnee und Wind und werden von Ochsen gezogen, bald von zweien, bald von dreien u. s. w., auf den Wagen leben die Weiber und Kinder, die Männer reiten. Die nördlich an die Sarmaten stossenden Slaven hatten viel von den Sitten der erstern angenommen, aber ein Reiter- und Wagenvolk waren sie nicht, sie schweiften als Räuber durch die Wälder, aber sie bauten Häuser. Tac. Germ. 16 (die erste genauere Erwähnung der Slaven und ihr Eintritt in die Geschichte, nachdem Plinius bloss ihren Namen genannt: *Veneti multum ex moribus traxerunt. Nam quicquid inter Penevius Fennosque silvarum ac montium exigitur, latrociniis pererant. Hi tamen inter Germanos potius referuntur quia et domos fingunt et scuta gestant.* Wie dies Älteste slavisch-deutsch-keltische Haus aussah, lehren uns noch heut zu Tage die Wohnungen der an den Grenzen von Europa und Asien umherschweifenden Völker, z. B. der Turkmenen (abgebildet bei Vambery, Reise in Mittelasien, deutsche Ausgabe, zu S. 253): das Gestell wird aus Stangen gemacht und ebenso das Dach; beides zusammen bildet einen oben abgerundeten Cylinder, das Ganze wird mit Filzdecken belegt, auch vorn die rechtwinkelige Thüröffnung durch eine Filzdecke ver-



hängt. In seiner spätern, wohl schon vervollkommenen Gestalt zeigen es uns die Darstellungen der Antennasale und die gelegentlichen Nachrichten der Griechen und Römer, denen die Zeugnisse des frühern Mittelalters nicht widersprechen. Auf der ersten bestehen die Vertheidigungswerke der Marcomannen und Quaden, die Marcus Aurelius stürmt, deutlich aus Flechtwerk, das ins Kreuz mit gedrehten Seilen umschürt ist; die Wohnungen bilden Cylinder mit rundgewölbtem Dach, ohne Fenster, mit rechteckiger Thür, sie scheinen mit Binsen oder Ruthen durchflochten und sind mit Schutten umwunden. Die Häuser der Kelten beschreibt Strabo 4, 4, 3 als *zwei*seitig, cylinderförmig, und aus Ruten und Ruthengeflecht, *ex arborum rami pectus*, bestehend, und ähnlich wohnen noch zu Jordanis Zeit die entfernten Kaledonier und Mäuten, als die Stammesgenossen auf dem Festland sich schon längst römisch eingerichtet hatten, Jord 2: *eniquas habent casas, communia tota cum pecore, atqueque illis saepe sunt domus*. Auch die Slaven erscheinen bei Procop in solchen geflochtenen Hütten, die sie in unstätem Wechsel leicht verlassen und am andern Orte wieder aufstellen, de bell. goth. 3, 14. *οἰκιστὰς δὲ ἐκ χαλκῆς καὶ περικνημῶν τοῖς πόρ- ται ἀλλήλων ἀντιθροῦς δὲ ἐκ τοῦ τοῖς πόρ- ται ἐκτετακτοῦ ξύλου*, ja ganz spät, als Helmold schrieb, war es noch nicht anders, 2, 13: *ut in construendis oedipedis speciosum sunt* (Schult), *quin potius casas de cingulis conficiunt, necessitati tantum consulentes adversus tempestates et pluvias . . . ut quinquam hostili patet direptioni nisi tuguria tantum, quorum amissionem facillimum putant*. Die Sueven, sagt Strabo, und die übrigen dortigen Stämme wohnen in Hütten, deren Einrichtung nur auf einen Tag berechnet ist, 7, 1, 3: *καὶ οὗτοι δὲ ἰστέον ἀπὸ τοῦ τοῖς πόρ- ται . . . ἐκ χαλκῆς καὶ περικνημῶν, ἐκτετακτοῦ ξύλου*. Die Germanen kannten, wie nachher Tacitus berichtet, den Gebrauch von Mörtel und Ziegel nicht, Germ. 16: *ne camentorum quidem apud illos aut tegularum usus; materia ad omnia utuntur in- formi* (Baumstämme, geflochtene Weiden, Schilt) *et cetera speciem aut delectationem*. Ungefähr dasselbe melden Herodian 7, 2, der von den Buden der Germanen den sprechenden Ausdruck *οἰκιστὰς* braucht, und Ammianus Marc., wenn er 18, 2, 5 die Wohnungen der Germanen poetisirend als *supplementa fragrum pen- tium* bezeichnet. Auf einem Fundament ruhten diese Hütten



nicht, denn ein Dieb konnte Nachts in sie eindringen, indem er sich unter der Erde durchgrub, l. Saxon. 1, 1: *qui noctu domum alterius effodiens vel effringens intraverit . . . capite puniatur*. Ueber den Untassungswänden lag das Dach, ohne innere Theilung des Raumes, denn das alemannische Gesetz bestimmte, ein Neugebornes habe gelebt, wenn es die Augen geöffnet und das Dach und die vier Wände erblickt habe, l. Alam. 92: *ut possit aperiri oculos et videri cubile domus et quatuor parietes* (das Haus war also nicht rund, sondern schon viereckig, gleich den Wohnungen der Dacier auf der Trajanssäule, die auch über der Thür schon ein Fenster zeigten). Wie leicht das Ganze gezimmert war, ersehen wir besonders aus dem Titel 10 der lex Bajuuv., obgleich doch der Einfluss aus Süden damals schon gewirkt hatte: dort wird z. B. mit Strafe gedroht, wer ein fremdes Haus auseinanderwirft — welches letztere folglich von lockerem Bestande war. Dass solchen Häusern ewig die Gefahr drohte, in Feuer aufzugehen, war natürlich! der Feind wart den Brand in das Schilddach, wie wir Marc Aurel auf seiner Säule wieder holt thun sehen, der Räuber legte heimlich Feuer an das Zimmerwerk, eine zufällig ausgebrochene Flamme verzehrte rasch die Stämme der Wände und das trockene Geflecht, mit dem sie verbunden waren. Schon das in der Mitte des Hauses auf dem Boden brennende Heerdfeuer, das seinen Rauch zum Dach hinaussandte und das Holzwerk andörrte, so wie die bei allen Nordvölkern herrschende Sitte, die langen Winterabende mit dem brennenden, in einen Spalt gesteckten Span zu erhellen, musste dem Hause oft Verderben bringen. Nicht selten mochten dann auch die schlafenden Hausgenossen in Rauch und Flammen ihren Untergang finden, aber, wenn sie sich retteten, stand ein neues Haus bald wieder da, das nicht, wie das alte, den Regen durchliess und von Rauch über und über geschwürzt war, und mit dem alten war glücklicher Weise auch alles Ungeziefer, von dem es bevölkert gewesen war, mitverbrannt. — Die Vordorsten des grossen indoeuropäischen Zuges, die Kelten, waren auf ihrer Wanderung nach Westen auf das Volk der Iberer gestossen, die, wenn die Vermuthung nicht trügt, ihrerseits das äusserste Glied einer grossen Völkerreihe bildeten, welche vom Nithal die Nordküste Afrikas entlang durch das heutige Spanien bis an den Kanal und den atlantischen Ocean reichte. Gehörte dieser Race



der Drang nach Aufrihtung jener Steindenkmale an, die wir unter verschiedenen Formen und Namen in Algier wie auf Sardinien, im westlichen Frankreich wie auf den britischen Inseln verbreitet finden (Noragen, Dolmen, Cromlech u. s. w.), und hatten die Kelten diese Sitte, wenn sie sie später auch übten, nur von diesen ihren Vorgängern geerbt? War es derselbe, nur hier im Nordwesten in den rohesten Anfängen verbliebene Zug, der in der Errichtung der Pyramiden Aegyptens waltete und fast bis an die Grenze des Schönen und wirklicher Kunst sich erhob? — Zuzolge ihrer geographischen Stellung traten die Kelten früher mit phönizischer, griechischer und römischer Kultur in Beziehung und lernten eine steinerne Grundlage in die Erde senken, den Stein fügen, schneiden, mit Mörtel verbinden und sich dadurch dauernd auf der heimischen Scholle niederlassen. Viel später lernten es die Germanen, die Slaven des Ostens haben es grossentheils noch heute nicht gelernt. Der blosse Ackerbau begnügte sich wohl noch mit hölzernen Häusern, mit geflochtenen Speichern (lit. *klētis*, altsl. *klēt*, Nebengebäude, Vorrathskammer; goth. *hleithra*, Zelt, Laube; im altkeltischen *clētā*, irischen *clath*, kymbrischen *cluit*, noch in der Bedeutung Flechtwerk, Hürde, mittell. *clatu*, französ. *clau*, provençalisch *clada* u. s. w.) und blossen Hürden für Pferde und Vieh; erst als der Weinstock kam, kam auch die Mauer (auch altirisch *múr*), die ihn umschloss, die steingewölbte Strasse, *via strata*, die an ihm vorbeiführte und die sternernen Weiler, *villas*, und die Klöster, die Dome und bald auch die Stülte mit einander verband. Könnten wir daran zweifeln, dass die eigentliche Baukunst vom Mittelmeer stammt, und dass sie vom Süden nach Norden und vom Westen nach Osten langsam vordrang, die Geschichte der gebräuchlichsten Wörter würde es uns beweisen. Das griechische *χάλξ* wurde von den Römern als *calx* entlehnt, aus dem römischen *calx* entstand unser Kalk: die französische und deutsche Chaussee ist die römische *via calcata*, die Kalkstrasse. Unser Ziegel ist das entlehnte lateinische *tegula*, unser Mörtel das lat. *mortarium*, unser Thurm das germanisirte *turris*, das goth. *teihon*, der Thurn, stammt aus dem Altgallischen (*celionon* in einer Inschrift, s. de Belloguet, *ethnogenie gauloise*, 1. p. 202 und Kuhn und Schleicher, Beiträge 2, 108), das mhd. *phisel*, *physel*, heizbares Frauengemach, ist das mittell. *pisalis*, *pisale*, unser Fenster und



Söller das lat. *fenestra* und *solarium*, die ahd. *cheminata*, ind. *kemenāte* die lateinische *caminata* u. s. w. Woher die Stube, ursprünglich ein heizbares, feuerfestes Gemach, besonders zum Bade eingerichtet, eigentlich stammt, ist dunkel: ital. *stufa*, schon in der lex. Alam. 82, 3 *stufra*, *stuba*, altslavisch *istuba*, *izba*, jetzt in allen slavischen Sprachen für Bauerhaus, *tuqurum*, gebräuchlich.<sup>59)</sup> Als die Slaven in die Oder- und Donaugegenden einwanderten, können sie keinerlei Mauerwerk gekannt oder betrieben haben, denn ihre Ausdrücke dafür stammen theils aus Byzanz, theils aus Deutschland, einige auch aus dem Bereich türkischer Sprachen. Für Kalk gilt altsl. und serbisch *klak* aus dem Deutschen, altsl. und russisch *izerst* aus dem byzantinischen *ἰστῆρος*. Für Ziegel sagen Polen und Böhmen mit dem germanischen Wort: *cegla*, *cedla*, während das altsl. *plinta*, *plita*, russ. *plita*, poln. *plyta* lit. *plyta* aus dem byzantinischen *πλῖθος* gebildet ist. Der Ursprung des altsl. *kamara* oder *komara*, des altsl. *kamna*, des russischen und polnischen *komnata*, Zimmer, liegt auf der Hand. Das griechische *καμάρα* wurde zu einem gemeinslavischen Wort, altsl. *kolba*, *koliba*, lit. *kabija*, das griech. *τέμενον* zu *trëmo*, Thurm, Schloss, das deutsche Mauer zum polnischen *mur*, kroatischen und serbischen *mir*, drang aber nicht bis zu den Russen tief im Osten. Das böhmische Prag an der Moldau ist eine hochgethürmte Stadt, denn es liegt dem europäischen Westen nahe und ist mit dessen Hülfe gebaut, das russische Moskau war bis 1812 und ist zum grossen Theil noch jetzt ein hölzernes Lager, ähnlich der Budinenniederlassung, von der Herodot berichtet, und wenn das russische Volk seinem Czarsensitz der wenigen Steinbauten wegen, die sich drin fanden und die von herbeigerufenen Italienern errichtet waren, in seinen Liedern den stehenden Beinamen die *welasssteinige*, *belokamennaja*, gab und giebt, so beweist dies nur, wie es solche Wunder sonst im Reiche seiner Erfahrung nicht fand. Der römisch-germanische Westen, nachdem er sich einmal der südlichen Bauweise benähigt, trieb im Mittelalter seine Thürme und Kreuzgewölbe sehnsuchtsvoll gen Himmel, fast bis zur Höhe der ägyptischen Pyramiden — ein dennoch barbarischer, krankhafter Drang, von dem sich das massvolle Gemüth des Griechen frei gehalten hatte. Auch die Städtearchitektur des Mittelmeers, horizontal, in Würfeln und Terrassen den mit der Burg gekrönten



Hügel von allen Seiten ersteigend oder amphitheatralisch gegen die Meeresbucht geöffnet, reicht nicht weiter als etwa der Bezirk der Olive; von da an nach Norden beginnt die von mystisch sinnenden Meistern der Bauzeit errichtete, gothische, in spitzen Giebeln aufwärts gedrückte mitteleuropäische Stadt. Wie hoch die assyrischen Terrassenbauten aus Leitziegeln sich erhoben, wissen wir nicht; was die Erde jetzt trägt, steigt etwa so weit empor, wie auch die höchsten Bäume, die Wellingtonien in Kalifornien und die Eucalyptus von Australien. — 4 bis 5000 Fuss —, so weit ist für Menschenkunst und für das organische Leben das Streben aufwärts von diesem Planeten möglich. Wie einst der hamitisch-semitische Stein das Urmaterial, das Holz, verdrängte hatte, so ist mit der neuesten technisch-mechanischen Civilisation das Glas und das Eisen als Baustoff aufgetreten, das Glas, ein fast unkörperliches Ding, das Eisen, spät gefunden und nur zu Werkzeugen erschaffen, — eine dämonische Zauberkunst, die den Alten so unbegreiflich geschienen hätte, wie Gebäude aus Wolkendunst, oder als eine Sinnestäuschung, wie die Perlenbrücke der Iris.

Als das römische Weltreich fertig war, fielen seine Grenzen ungefähr mit denen des Weines und Oeles zusammen; wo es nach Süden dem Weinstock zu heiss oder nach Norden zu kalt war oder wo das Olivenöl nicht mehr zur täglichen Nothdurft gehörte, da herrschte auch der Römer nicht oder nur vorübergehend und da endete der Boden der antiken Welt. Auch das heutige Europa lässt sich passend in das Wein- und Oelland und das Bier- und Butterland theilen; das Gebiet des erstern deckt sich etwa mit dem der Senkung zum mittelländischen Meere, der Bezirk des letztern etwa mit dem der Abdachung zur Nord- und Ostsee. In ältester Zeit war dies Verhältniss ein anderes. Sammelt man die in den Schriften der Griechen und Römer zerstreuten auf die Geschichte des Bieres und der Butter bezüglichen Stellen, so erstaunt man, wie ausgedehnt einst das Reich beider jetzt für nordisch gehaltenen Genussmittel gewesen ist und wie ganze Länder und Völker von ihm abgefallen sind. Bacchus Gabe verdrängte das alteinheimische aus Körnerfrüchten gekochte trübe Getränk und Minervens Geschenk trat an die



Stelle des Fettes, das der Hirte aus der Milch der Schafe, Rinder und Pferde abgeschieden hatte. Es war wie der Sieg einer aus der Fremde gekommenen neuen Religion und Sitte über barbarische Gewohnheiten, für welche letztere der Geschmack nur sehr allmählig, erst bei den Stammeshäuptern und Freien, zuletzt auch bei der Menge und dem Volke verloren ging. Dass bei den Aegyptern — diesem uralten, vorsemitischen Volk, das sicherlich schon vor der Zeit, wo indoeuropäische Schwärme sich über Europa ergossen, eine eigenthümliche Civilisation entwickelt hatte — ein Trank aus Gerste im Gebrauch war, berichtet schon Heratius, Athen. 10, p. 447 und 10, p. 118. Mull. Fragm. 290: τὰς χριθὰς εἰς τὸ πῶμα καταλίσσιν, und nach ihm Herodot, 2, 77: οἷον δ' ἐκ χριθέων τεταμμένα διαχρίσονται οἱ γὰρ σφι εἶναι ἐν τῇ χρίθῃ ἄμικτοι. Bei Aeschylus raft der König von Argos den aus Aegypten gekommenen Danaiden zu, hier würden sie eine männliche Bevölkerung finden, nicht Trunker von Gerstenwein, Suppl. 953:

ἀλλ' ἡγεμόν τις τιςδε γῆς οἰκίεργας  
εἰρήσεται μὲν αἰετῆρας ἐκ χριθέων μέθῃ.

Der Gott Osiris selbst hatte da, wo die Landesnatur der Erzeugung des Weins sich widersetzte, zum Ersatz die Bereitung eines Getränkes aus Gerste gelehrt, welches an Wohlgeschmack und Kraft sich fast mit dem Weine messen konnte (Diod. Sic. 1, 20). Auch in dem erst seit der macedonisch griechischen Zeit bestehenden und von sehr gemischter Bevölkerung bewohnten Alexandrien genoss die Menge zu Strabos Zeit meist jenes altägyptische Getränk (Strab. 17, 1, 14). Den Namen desselben meldet zuerst Theophrast, de caus. pl. 6, 11, 2: οἷον ὅς οἱ τινες οἶνον αὐτοῦντες ἐκ τῶν χριθέων καὶ τῶν ἰσθῶν καὶ τὸ ἐν Ἀίγυπτῳ αὐτοῖς μάρτυς ᾤοντο, und unter diesem Namen ᾤον (auch ᾤονος geschrieben, bald als Masculinum, bald als Neutrum, lat. *zythum*) wird das Getränk seitdem oft von griechischen und lateinischen Schriftstellern erwähnt. Das Wort wäre wohl aus griechischem Sprachmaterial zu deuten, wenn es nicht ausdrücklich als ägyptisch bezeichnet würde, z. B. von Diodor 1, 34. „die Aegypter bereiten auch aus Gerste ein Getränk, welches sie ᾤονος nennen“ (ὁ ζυθοῖον ᾤονος). (S. Jablonskii Opera ed. Te Water 1, p. 76—79). Begreiflich ist, dass auch die Aegypter den



schleimigen süßlichen Trank durch beissende Zuthaten genussbarer zu machen suchten, wie denn auch bezeugt wird, Colum. 10. 114:

*Jam rarer Aegyptioque venit quae semine radix  
Sectaue praebeatur candido asiatica lupino  
Et Pelusiaci praeferit pocula zythi.*

Selbst von den oberhalb Aegypten wohnenden Aethiopen berichtet Strabo 17. 2. 2. sie lebten von Hirse und Gerste und bereiteten sich aus dieser Feldfrucht ein Getranke. Noch jetzt fanden die von verschiedenen Ausgangspunkten zu den Nilquellen vordringenden englischen Reisenden bei den Halbnegerstämmen jener Gegend ein rohes, berauschendes Bier im Gebrauch, das aus Kärbisschalen getrunken wurde. Ueber die Biere und Biernamen der frühern und der spätern Araber in Aegypten s. die Abhandlung von S. de Saey in seiner *Chrestomathie arabe* II, 437 ff.; einer der letztern *jokka* ging als *qorxâc* zu den Byzantinern über, s. Ducange s. v. und die daselbst angeführten Stellen des Simeon Seth und des Matthaeus Silvaticus. - Wie in Afrika, ist auch in Spanien bei vor-indoeuropäischen, mit den Libyern Afrikas genealogisch oder culturhistorisch sich berührenden iberischen Stämmen das Bier seit alter Zeit üblich. Spanien gilt bei Plinius als ein vorzügliches Bierland, wo man das Produkt lange aufzubewahren - was in warmem Klima doppelt schwierig ist. - ja wohl gar durch Alter zu veredeln verstand, 14, 149: *Hispaniae jam et vetustatem ferre ea genera docuerunt*. In den von Strabo geschilderten Sitten der eutrierter nach den Küsten des Oceans zu wohnenden iberischen Stämme findet sich so viel Fremdartiges, Wildes und Isolirtes, dass, wenn derselbe Schriftsteller von den Lusitanern berichtet, sie bedienten sich des *ζυθος* (3. 3. 7: *ζυθοῦ δὲ καὶ ζυθοῦ*), wir diesen Gebrauch nicht von keltischem Einfluss ableiten, sondern für altlusitanisch halten werden. Der Wein aber, fügt Strabo hinzu, ist bei ihnen selten (*οἶνον δὲ σπανίζοντα*) - der also damals schon in das Land des Portweins vorzudringen begann und jetzt auf der Halbinsel die Alleinherrschaft behauptet. Einen charakteristischen Zug der Anhänglichkeit an das nationale Getränk berichtet Polybius (bei Athen. 1. p. 16) von einem halbgraeisirten und also halbcivilisirten iberischen Könige: er ahnte im Uebrigen in seinem Palaste den des Königs der Phäaken bei Homer nach - schon dies war har-



barisch, — liess aber eine Ausnahme zu: in der Mitte des Gebäudes standen silberne und goldene Gefässe, gefüllt mit Gerstensaft. Einen ähnlichen Eindruck macht es, wenn wir von den heldenmüthigen Numantnern lesen, dass sie aufs Aeusserste gebracht, im Begriff einen Ausfall auf Tod und Loben zu machen, sich vorher bei einem Schmause mit halbrohem Fleische füllen

also wie heutige Engländer — und mit der *indigena ex frumento potio* oder dem *succus triticeus per artem confectus* begeistern (Flor. Epit. I, 34 ~ 2, 18; ausführlicher Paul. Oros. 5, 7). Den Namen dieses spanischen Getränkes erfahren wir zuerst durch Plinius 22, 164: *ex visdem (frugibus) paut et pulus, zythum in Aegypto, caelia et cerca in Hispania.* — Auch die Ligerer, vielleicht ein Seitenzweig der Iberer oder ihr äusserster Vortrapp nach Osten, nähren sich bei Strabo 4, 6, 2, vom Ertrage der Heerden und trinken Gerstenwein. — Eine andere Reihe ursprünglich hiertrinkender Völker im Südosten gehört schon in die grosse Gruppe der Indoeuropäer. Phryger und Thraker, auch sonst unter einander nahe verwandt, erscheinen schon bei Archilochus, also um das Jahr 700 vor Chr., als *βῆτορ* trinkend, Athen. 10 p. 447. Fragm. 32 Brgk.:

ὄνταρ παρ' αὐλῆς βῆτορ ἢ Γρηῖς ὄνιρ  
ἢ Φριξ' ἐβῆρε· τίβδα δ' ἔρ ποτιμένη.

Dasselbe Wort *βῆτορ* brauchten auch Aeschylus in seinem Lykurgos (Nauck, Fragm. trag. graec. p. 29) und Sophokles in seinem Triptolemos (Nauck, l. l. p. 211). Hecataeus berichtete, die Päoner, ein Volk in Thrakien, tranken *βῆτορ* aus Gerste und *παράβι*, aus Hirse und dem beigemengten Würzkraut *χορίζι* (Athen. 10. p. 447. — Mull. fr. 123), und der etwas spätere Hellanicus hatte in seinen *Ἀττικαί* die Notiz gegeben, *βῆτορ* werde auch aus Wurzeln bereitet, wie bei den Thrakern aus Gerste (Athen. l. l.). An die Phryger schlossen sich als nächstes Glied nach Osten die Armenier, und von dem Gebrauch des *αἶνος ζυθίου* auch bei diesen berichtet Xenophon, also ein Augenzeuge, ausführlich in der Anabasis 4, 5, 26 f. Die Zehntausend waren vom kardu-chischen Gebirge gekommen und rasteten in armenischen Dörfern, auf dem Wege zu den Chalybern. Ausser anderen Vorräthen fanden sie hier Kübel, *χαλῆρες*, mit Gerstenwein, die Gerste lag noch darin, bis an den Rand des Gefässes (*ἐφ' ὅσον δε καὶ αἰται αὖ χαλῆαι δαυχελῆς*); zum Trinken dienten grössere und



kleinere Rohrhalme, durch die der Trinker den Saft in den Mund sog; das Getränk war stark und berauschend (πάρν ἀζχαρὸς), wenn man nicht Wasser zugoss, im Uebrigen aber für den, der sich daran gewöhnt hatte (ἀρμασθῆναι), sehr lieblich (καλὰ ἰδί). Wie die Eingebornen — die der Heimath des Weines so nahe wohnten — diesen ihren Trank benannten, sagt Xenophon leider nicht: dass man aber den Biergenuss lernen muss, ἀρμασθῆναι, kann man noch heut zu Tage an Südländern beobachten, denen Anfangs der braune Trank widersteht, die aber nach einiger Gewöhnung oft leidenschaftliche Freunde desselben werden.<sup>40)</sup> Westlich und nördlich von den Thrakern, bei den ihnen cultur- und stammverwandten Illyriern und Paunoniern, finden wir das Bier unter dem Namen *sabaja*, *sabajum*, aber, da unsere Nachrichten darüber aus später Zeit stammen, nur noch als schlechtes Volksgetränk, während bei den Vornehmen, die schon lateinisch und griechisch sprachen, ohne Zweifel schon längst der Wein an die Stelle getreten war: Amm. Marcell. 26, 8, 2 (der Kaiser Valens belagert Chaleedon; von den Mauern rufen ihm die Belagerten Schimpfreden entgegen und nennen ihn einen Sabaiarius; der Autor führt zur Erklärung dieses Wortes fort): *est autem sabaja ex ordeo vel frumento in liquorem concessis paupertinus in Illyrico potus*. Ähnlich der aus eben jener Gegend gebürtige h. Hieronymus, Comment. 7. in Isaiam cap. 49: *quod genus est potionis ex frugibus aqueque confectum et vulgo in Dalmatiae Pannoniarumque provinciis gentili barbaroque sermone appellatur sabajum*. Die Pannonier schildert auch Cassius Dio, 49, 36, der sie kennen musste, da er selbst als Legat Dalmatien und dann Oberpannonien verwaltet hatte, als ein armseliges nordisches Volk in winterlichem Klima, das weder Oel noch Wein erzeugt und seine Gerste und seinen Hirse nicht bloss isst, sondern auch trinkt. Mehr als zwei Jahrhunderte später erhalten wir durch den merkwürdigen Bericht des Priscus, der im Jahr 448 nach Chr. mit der griechischen Gesandtschaft auf dem Wege zum Hunnenkönig Attila die pannonischen Ebenen durchstrich, ein anschauliches Bild des Landes, der Sitten, des Völkergemisches u. s. w. Statt Weizens erhielt die Gesandtschaft überall Hirse, statt des Weines den von den Eingebornen so genannten Meth; auf den Antheil der Dienerschaft und des Getolges aber fiel gleichfalls Hirse und ein aus Gerste bereitetes Getränk, von den Barbaren *χάριον*



genannt (Müller Fragm. IV p. 83). Welche Barbaren ihr Bier *cannum* nennen, wird uns nicht gesagt; gewiss aber waren es nicht die Hunnen, denn das Wort ist älter, als die Ankunft dieser Horde in Europa. Bei Ulpian Dig. 33, 6, 9 (also am Anfang des 3. Jahrh.) soll bei Vermächtnissen das *cannum* nicht als Wein gerechnet werden, und im sog. *Edictum Diocletiani* vom Jahre 301 wird II. 11 (ed. Waddington) neben dem Maximalpreis verschiedener Lebensmittel auch der des *cannum* vorgeschrieben. Das Wort scheint keltisch (s. *Dicrange* s. v. *camba*) und konnte seit den Zeiten der grossen keltischen Wanderung in Pannonien beimisch geworden oder auch durch römische Soldaten dahin gebracht sein. — Auch im heutigen Ungarn also, in Illyrien und Thrakien d. h. in der grösseren nördlichen Hälfte der türkisch-griechischen Halbinsel, in Phrygien, Armenien, Aegypten, in Portugal und Spanien bis an die Gebirge der genuesischen Küste — war einst das heute in jenen Ländern bei der Masse des Volkes fast unbekannte Bier im allgemeinen Gebrauch. Wenn wir uns zu den Völkern von Mittel- und Nordeuropa, den Kelten, Germanen, Litauern und Slaven — sämtlich indoeuropäischen Blutes — so erhalten wir den ältesten Bericht über Nahrung und Getränk der Erstgenannten durch Pytheas von Massilia, dessen Zeit zwar nicht ganz sicher ist, indessen mit Wahrscheinlichkeit bald nach Aristoteles angesetzt werden kann. Er erzählte nach Strabo I, 5, 5 von den Völkern, die er bei seiner Küstenfahrt ins Nordmeer kennen gelernt hatte, „an Gartenfrüchten und Hausthieren (*καταβολὴν τῶν καρπῶν καὶ ζῴων*) sei bei ihnen gänzlicher oder fast gänzlicher Mangel, sie nährten sich von Hirse und andern Kräutern und Beeren (*ἀροῖαν καὶ καρποὺς*) und Wurzeln; diejenigen, die Getreide und Honig erzeugten, bereiteten sich daraus auch ihr Getränk“ (also Bier und Meth). Den Winter der Scythen d. h. der Nordvölker überhaupt, die Pelzbekleidung, die Wohnungen unter der Erde, die langen Nächte, endlich auch das gegohrene Getränk statt des Weines schildert auch Vergil Georg. 3, 474, fast mit den Worten des späteren Tacitus:

*Ipsi in defossis specubus vincta sub alta  
 Omnia quod terra, congelataque cubora totaque  
 Adolere focis ulmosque unguis dedere  
 Hic noctem ludo ducunt et perula laci.*



*Fermento atque acidia imitantur vitru sorbis.*

*Talia Hyperborae Septem subjecta lyoni*

*Gens effrena virum Ithipaeo laudatur Euro,*

*Et pecudum fuleis celatur corpora vastis.*

Insbesondere bei den Kelten des mittleren Frankreichs war zur Zeit des Posidonius (gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr.) das Bier unter dem Namen *κόρυα* noch das eigentliche Volksgetränk, während die oberen Klassen schon massahotischen Wein tranken, Athen 1 p 151: *ισοὰ δὲ τοῖς ἰσοδοσιέτοις ζῆθος τίρηνι πατὴρ μάλιστα ἐκτεταμένον, παρὰ δὲ τοῖς πολλοῖς κατ' αἰτὴν καλεῖται δὲ κόρυα, ἀπορροροῖσι δὲ ἐκ τοῦ αἰτοῦ τριηρία στα μακρόν, οἱ πλείον χυάθων τιχότερον δὲ τοῦτο ποιοῦσι· τριηρία δὲ ὁ τοῦ ἐπὶ τὰ δεξιὰ καὶ τὰ αὐτὰ —* Letzteres etwa in heutiges Deutsch übersetzt: Aus demselben Fasse (ἐκ τοῦ αἰτοῦ ποιεῖται) wird fleissig (εκτεταμένον) Seidel nach Seidel (οἱ πλείον χυάθων) gezapft und von dem Kellner (οἱ τριηρία) rechts und links ausgetheilt. Bei den Späteren wird dann das keltische Bier nicht selten erwähnt; es erhielt sich in Nordfrankreich, Belgien, den britischen Inseln während des römischen Kaiserreichs bis zum Mittelalter und von da bis auf den heutigen Tag. Kaiser Julian, der es mit eigenen Augen gesehen und gewiss mit eigener Zunge gekostet hatte, der aber an der klassischen Denkart und Sitte hielt und sich gegen das Barbarische des Nordens wie gegen das Orientalische sträubte, verhöhnte den Pariser Pseudo-Bacchus in einem bekannten Epigramm:

*Εἰς οἶνον ἀπὸ χυῖτης.*

*Τίς πόθεν εἰς Ἰόνιον; μὴ γὰρ τὸν ἀληθέα Βάκχον*

*οὐδ' ἐπιγινώσκω· τὸν Ἰὼς οἶδα μόνον.*

*Ζεῖνος ῥέχεται ἄδαδ'· σὺ δὲ τράγον· ἢ ῥέ σε Κελτοὶ*

*τῇ πενίᾳ παύρεον τιῆσαι ἀπ' ἀσταχίων.*

*Ἐγὼ σε χοῖ καλέειν ἡμῖν ἐστίν, οὐδ' Ἰόνιον,*

*περγανὴν μῦλλον, καὶ βρώμην, οἱ Βρόμιον —*

— das sich mit Weglassung der unübersetzbaren Wortspiele etwa so wiedergeben lässt:

Auf den Wein aus Gerste

Du willst der Sohn des Zeus, willst Bacchus sein?

Was hat der Nektarluftende gemein

Mit dir, dem Stinkenden? Des Kelten Hand,



Dem keine Traube reißt im kalten Land,  
Hat aus des Ackers Früchten dich gebrannt  
So heisse denn auch Dionysos nicht,  
Der ist geboren aus des Himmels Licht,  
Der Feuergott, der Geistige, frohlich laute,  
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute.

Auch Ammianus Marcellinus kennt die Gallier als ein Trinker  
volk, das sich in Ermangelung des Weins mit Surrogaten halt,  
15, 12, 4: *vinu avidum genus, adfectans ad vinu similitudinem  
multiplices potus* also Cider und Bier. Der von Posidonius  
gebrauchte Name *σίγμα*, der bei Dioscorides 2, 110 in der Form  
*σίγμα* erscheint, ist mit regelrechtem Uebergang des *m* in *n* und  
*j* noch in den heutigen keltischen Sprachen lebendig (Zeuss<sup>2</sup>  
p. 115 und 821). Vielleicht ist das Wort dem Stamme nach  
identisch mit dem oben aus Plinius angeführten spanischen *cerea*  
(nur mit anderem Ableitungssuffix), wo dann die Wahl bliebe,  
das Wort und folglich auch die Sache aus Spanien zu den Kelten  
(wofür wir uns oben entschieden haben) oder mit den Kelten aus  
Gallien nach Keltiberien wandern zu lassen. Frühzeitig und  
allmählig immer häufiger erscheint die durch Derivation erweiterte  
Namenform *cervisia*, *cervisia* (wie *marisia* von *mare* Ross),  
zuerst bei Plinius (in der o. a. Stelle am Schluss des Buches 22),  
dann in häufigem Gebrauch durch das ganze Mittelalter (s. Du  
cange s. v.) und noch in den heutigen romanischen Sprachen  
erhalten. Ein anderes sehr merkwürdiges keltisches Wort ist  
*bracc* bei Plin. 18, 62, zuerst Name einer Getreideart, des Spelzes,  
dann übergehend in die Bedeutung Malz, Bierwürze, Bier selbst,  
in mannichfachen Formen, Ableitungen und Anwendungen, mit  
dem dazwischenspielenden Sinn von *germinare*, *fermentari*, im  
Mittelalter, in den nordromanischen und in den heutigen kel-  
tischen Sprachen reich entwickelt und auch ins Deutsche über-  
gegangen (s. Dietenbuch, O. E. p. 265 ff.), woselbst auch die  
bemerkenswerthe Form *beacisa*, analog der Bildung *cervisia*, *cer-  
vesa*, *cervise*, im Capitulare de villis 61 ist *bracc* offenbar Malz,  
nicht ein bierartiges Getränk — der *judex* soll die *bracc* zum Pala-  
tium schaffen und Lente, die es verstehen, mitkommen lassen,  
damit sie dort gutes Bier daraus brauen. Einen Beweis von der  
in der Sitte tief gewurzelten Kraft des Bieres bei den britischen  
Kelten liefert unter vielem Anderen die Lebensgeschichte der



b. Brigitta: diese Heilige nämlich wiederholte das Wunder der Hochzeit zu Cana, doch so dass sie, den Durst der Bedürftigen zu stillen, das Wasser in Bier verwandelte (Acta SS. Febr. 1. Vita IV. S. Brigidae, cap. 10: *quidam de quidam leprosi sitientes de via cererisiam amice a B. Brigida postulaverunt. Christi autem ancilla, videns quia tunc illico non poterat inveniri cererisiam, aquam ad balneum portatam benedixit; et in optimam cererisiam conversa est a Deo, et abundanter sitientibus propinata est*), auch mehrte sie durch den blossen Blick ihrer Augen den vorhandenen Vorrath von Bier, Milch und Butter. Auch die ostlichen Nachbarn der Kelten, die Germanen, zeigen sich allmählig, je mehr sie aus dem Nebel hervortreten und je mehr sie sich dem Ackerbau zuwenden, als dem berauschenden Gerstensaft ergeben. Cäsar erwähnt das Bier noch nicht als germanisch, wohl aber anderthalb Jahrhunderte später Tacitus, Germ. 23: *Potui humor ex hordeo aut frumento in quendam similitudinem vini corruptus*, während Plinius an den Stellen, wo er des Bieres mehr oder minder ausführlich gedenkt, über Germanien schweigt. Die gegen die gallischen Grenzen drängenden Deutschen am Niederrhein und im Quellgebiet der Donau mussten bald von den Kelten den Biergenuss überkommen; die an die Niederdonau gewanderten fanden bei der thrakischen und pannonischen Urbevölkerung den Trank aus Kornertrechten vor, den sie in ihren früheren Sitten an der Ostsee vielleicht nicht gekannt hatten; von allem Ausländischen aber nehmen Barbaren überall nichts so gern und willig an, als Berauschungsmittel. Das deutsche Wort Bier hat Grimm nach Wackernagels Vorgange aus dem mittellateinischen *bibere*, das nordgermanische *Alu* (welches auch zu Finnen und Litauern übergegangen ist) aus dem lateinischen *aleum* abgeleitet. Diejenigen, die darüber erschrecken, sollten bedenken, dass das Bier ein Erzeugniss und ein Genuss des Ackerbauers ist und zu seiner, wenn auch rohen Herstellung eine Technik fordert, die nur bei vorherrschendem Ackerbau möglich ist; dass eine Zeit war, wo die Germanen als Hirtenstamm in Europa einwanderten und in den neuen Landstrichen umherzogen; dass sie in dem Augenblick, wo wir sie kennen lernen, erst im Begriffe sind, zu völlig sesshaftem Leben überzugehen; dass es folglich thöricht ist, das Bier und das Biertrinken als urgermanisch oder als von Wesen und Begriff des Germanismus unzertrennlich anzusehen;



dass, wenn der Genuß und die Bereitung des Bieres bei den Germanen allgemeine hervorstechende Sitte gewesen wäre, die Alten nicht so spärlich davon Meldung gethan und die Namen Bier und Ale uns nicht vorenthalten hätten, wie sie uns ja auch thrakische, spanische, keltische Benennungen der ihnen fremden und anfallenden Sache überliefert haben; dass endlich die nächsten Nachbarn der Germanen, die Preussen, zu Wulstans und König Alreds Zeit nur Meth und gegorene Pferdemicke tranken, das Bier aber nicht kannten (*Antiquities russes* 2 p. 169. *ceresim apud Estos non capitur*) — was einen sichern Rückschluss auf die Germanen in ihrer frühern Bildungsperiode erlaubt. Auf jeden Fall würde das rohe *fermentum*, das in den *saburrae specus* der Deutschen des Tacitus getrunken wurde, dem heutigen phantasievollen Urenkel sehr ungeniessbar vorkommen. von allem Anderen abgesehen, erinnerte man sich nur, dass der Hopfen erst in Folge der Völkerwanderung, wie es scheint, von Osten nach Deutschland gedrungen, obgleich jetzt vielfach verwildert ist, und dass die Beimischung dieser narkotischen Pflanze zum Bier erst im Mittelalter allmählig Sitte wurde. Der heil. Columbanus traf zwar um das Jahr 600 bei den Sueven einst eine *cupa* mit Bier gefüllt, die ungefähr 26 modii enthielt, und mit der sie ihrem Wodan ein Trankopfer bringen wollten (Grünm. DM'S. 49), und schon in der *lex Alamann.* 22 sollen die Knechte der Kirche richtig ihr Quantum Bier steuern, aber im weiteren Verlauf des Mittelalters war das Bier in Süddeutschland ganz oder fast ganz aus dem Gebrauch gekommen, unter denselben Modalitäten, wie etwa ehemals in Süd- und Mittelfrankreich, und Baiern durchgängig ein Weinland geworden (Wackernagel in *Haupts. Zeitschrift* 6, 261 ff.), bis in neuerer Zeit das norddeutsche Bier, unterstützt durch vervollkommnete Bereitungsmethoden, besonders durch die Kunst es haltbar zu machen, und durch Wohltheilheit des Preises das verlorene Terrain von Neuem eroberte. Jetzt gilt das Bier, welches bei Beginn der europäischen Geschichte das vorzugsweise keltische Nationalgetränk gewesen war, für das Erkennungszeichen des Deutschen und deutscher Sitte: so rückt die Kulturgeschichte im Laufe langer Perioden von Land zu Land und von Volk zu Volk, und so leicht täuscht sich der, der nur die Gegenwart im Auge hat! Räumen wir indess ein, dass Malz d. h. das Geschmolzene, Erweichte, ein



nicht deutsches Wort ist (und also auch der allheilende Malz extract wenigstens zur Hälfte deutsch). Brauen dagegen, *ahd. bruccan*, ist ein Wort, über dessen Urgestalt und Herkunft sich nichts Sicheres aussagen lässt; es erinnert lebhaft an das thracische *deutor* (mit participialem *t*); das litauische *braucle* der Brauer steht vereinzelt und wird aus dem Deutschen stammen. Das gothische *leithus* (für *sicera*, berauschendes Getränk), in den übrigen deutschen Sprachen wiederkehrend, im jetzigen Neuhochdeutsch erst seit Kurzem erloschen, scheint eins und das selbe mit altirischem *lind* (*cerevisia*), heut zu Tage je nach den Mundarten *linn*, *lionn*, *leann*, *llyn* (Stokes, Jr. gl. 221), so dass also *leithus* für *linthus* steht (wie *seiteins* für *sintains*). Wohl ein Lehnwort aus dem Keltischen, zumal auch im Slavischen und, wie es scheint, im Altnordischen fehlend. — Weiter nach Osten haben die Litaner ihr *alus* Bier, wie gesagt, von ihren deutschen Nachbarn entlehnt (es stimmt ganz mit dem altn. *öl*, wie dieses vor Eintritt des Umlauts lautete), die Slaven aber ihr *pivo* ganz abstrakt aus dem Verbum *pi* trinken gebildet. Wir holen hier eine oben absichtlich übergangene Notiz des Aristoteles nach, der in der verloren gegangenen Schrift *περι inθρας* auch über die Wirkungen des Gerstenweins gesprochen und diesen als das sogenannte *πῖνον* bezeichnet hatte (*τὸ λεγόμενον πῖνον*, bei Athen 10, p. 447). Den Namen (auch von Eustathius, Il. 11, 637 p. 871 erwähnt, aber in der Form *πῖνος*) hatte Aristoteles ohne Zweifel aus dem Norden: er gleicht dem slavischen *pivo*, nur mit anderem Suffix; denn Meinekes Conjectur zu Fr. 43 des Hippomach, wonach schon dieser kleinasiatische Dichter das Wort gebraucht hätte, ist allzu unsicher. Eine dritte Ableitung ist das slavische *para*, Schmaus, Gelage, welches buchstäblich mit dem albanesischen Partic. pass. *pari* (als Substantiv: Getränk) von *pi* trinken zu sammenfällt (v. Halm, Albanesische Studien, 2, 76 und 3, 101). Wer das deutsche Bier mit diesem *para* und also mit *πῖνον*, *potus* u. s. w. identifiziert, muss im deutschen Wort einen verdorbenen Anlaut statuieren, also die Grundlage der Vergleichen aufheben. Das altslav. *alu*, *alovina sicera*, neosl. *ol cerevisia*, walach. *alovin* idem hat denselben Ursprung wie das deutsche *ale*, *ol*. Ein anderes slavisches Wort *braga*, *braha*, *brayn* (Maische, Schlampa, Trester, ein bierartiges gemeines Volksgetränk, litauisch *braga*) weist auf das keltische *bruce* zurück. Da es in den ger



manischen Sprachen fehlt — ein Zeichen später und fremder Herkunft — und da es von den Litauern aus dem Slavischen entlehnt sein kann, vielleicht erst nach Einführung der Branntweinbrennerei, so mag es auch der Zeit zu den Slaven gelangt sein, wo keltische Stämme in den Südosten, nach Böhmen und Pannonien und in die Donau Gegenden zurückgewandert waren. Von den beiden finnisch-estnischen Ausdrücken für das volkmässige Dillmbier, *potus vilissimus ex hordeo*, *kadja*, *kall* und *tauri*, *taur* erinnert der erstere an das spanische *cuba*, ohne dass wir uns erlauben, daraus für eine iberisch-finnische Verwandtschaft oder Berührung Schlüsse zu ziehen. In den lindenreichen Wäldern des europäischen Ostens, selbst noch hinter den slavischen Stämmen bei den Nomaden und Halbnomaden der Wolgagegenden, spielte indess der berausende Honigtrank eine grössere Rolle und war gewiss daselbst älter, als das Bier. Ja man darf vermuthen, dass der Meth das Urgetränk der in Europa einwandernden Indogermanen war und sich im Osten des Welttheils, wie so vieles Andere, nur länger erhielt. In Griechenland, wo das Bier immer nur für barbarisch galt, taucht doch von einem der Weinzeit vorausgehenden Honigtranke hin und wieder eine verlorene Spur auf. Der Dichter Antimachos aus Kolophon liess in seiner Thebais, — deren Sagen in ein höheres Alterthum hinaufreichen, als die der Ilias, — den Adrast die schmausenden Helden mit einem Trank aus Wasser und unversehrtem Honig bewirthen, Athen. 11, p. 168:

Ἦεντο γὰρ, ὅσσ' Ἀδραστοῖο, ἰσχυροῦς, ἀνδρῶν,  
 ἔπειτα δ' αὖτις ἰδὼν, ἦ δ' αὖτις αὖτις αὖτις  
 ἔπειτα ἔπειτα, ἔπειτα δὲ καὶ ἔπειτα

In dem Orphischen Fragment 19 aus Porphyri de antro Nymphar., Orph. ed. Hermann p. 500) giebt die Nacht dem Zeus den Rath, den Vater Kronos, wenn er honigberauscht unter den Eichen liege, zu binden und zu entmannen.

Εἴς τ' αὖ δέ τις ἰδὼν τὸν ἀπὸς ἐπὶ κρηναῖς  
 ἔπειτα αὖτις αὖτις αὖτις αὖτις αὖτις  
 ἔπειτα καὶ ἔπειτα

wo also die Zeit des Kronos und des Waldlebens als weithrinkend gedacht ist. Die Tanlantiar, ein illyrisches Volk, verstanden es nach Aristot. de mirab. auscult. 22 (23) aus Honig Wein zu



machen: „nachdem der Honig aus den Waben gepresst worden u. s. w. (wir übergehen das weitere Verfahren), ergibt sich ein weinartiges, liebliches und kräftiges Getränk (*οἶνός τις καὶ αἰτός* *ἔστι καὶ εἰς τὸν οἶνον*); auch in Griechenland soll dasselbe Einigen gelungen sein, so dass sich das Product in nichts von altem Wein unterschied (*οὐκ ἔστιν ἀλλὰ διαφέρει οἶνον παλαιόν*) nachher aber konnten sie trotz aller Bemühung die richtige Mischung nicht mehr finden.“ Auf reiche Honiggewinnung in den Landstrichen jenseits des Ister deutet es vielleicht, wenn die Thraker zu Herodots Zeit berichteten, die genannte Gegend stecke voll von Bienen, die ein Vordringen dahin unmöglich machten (Herod. 3, 10). Weiter wird der Meth direkt als skythisches Getränk bezeichnet, das die Skythen aus dem Honig der wilden in Felsen und Eichen wohnenden Bienen bereiten, Maxim. Tyr. 27, 6: *τοῖς δὲ (unter den Skythen) αἱ μέντοι καὶ δύνανται τοὺς οἶνους, ἐκ τῶν ἑνὸς καὶ τοῦ ἑτέρου διακρίνοντες τοὺς αἰσθητοῦς*. Hesychius: *μέθυρος οἶνος καὶ Σκεδιστὸν μέθυρος οἶνον καὶ οἶνον καὶ τοὺς οἶνους*. Der byzantinische Gesandtschaftsattaché Prisenus endlich giebt in der o. u. Stelle den in Pannonien einheimischen Namen *μέθος*, welcher sowohl mit dem griechischen *μέθυ* - in den Landstrichen nördlich von Griechenland wurde die Aspirata als Media gesprochen - als mit dem slav. *meda* zusammenfällt, welches letztere Wort nicht bloss Honig und Meth bedeutet, sondern auch, wie das griechische *μέθυ*, gradezu *vinum* übersetzt (*medari* = *οἶνον ποιεῖν*, *pancerna*; *medvinza* = *cella vinaria* u. s. w.). Die heutigen Litauer unterscheiden *medus* Honig von *medus* Meta: in dem entsprechenden deutschen Wort ist die Bedeutung Honig ganz verloren, für welche gothisch das wahrscheinlich an der Niederdonau entlehnte *medith*, in den anderen Mundarten das räthselhafte Honig gilt. Auch heut zu Tage ist das Bier in slavischen Landen nicht das populäre, unentbehrliche, altüberlieferte Getränk, der Meth ist freilich auch in Gross- und Kleinrussland und in Polen mit jedem Jahr seltener geworden, hauptsächlich weil der Zucker die Bienenzucht zerstört hat: an seine Stelle ist die Erfindung der Hölle, der Brauntwein, getreten, der das gegenwärtige Geschlecht decimirt und die Lebensquelle des künftigen vergiftet.

Die Geschichte der Butter geht der des Bieres parallel. Die Butter kann eine Kunst und Gewohnheit des Hirten genannt



werden, wie das Bier die des Ackerbauers ist. Die Milch in Schläuchen musste beim Reiter oder auf dem Wagen — und alle Nordvölker zogen auf Wagen herum, mit denen sie gleich den Cimbern und Teutonen ihre Lager bildeten — leicht das in ihr enthaltene Fett als Butter ausscheiden, und ähnlich war die Wirkung, wenn die abgeschöpften fetteren Theile der Wärme des Ofens ausgesetzt wurden. Die so gesonderte Butter konnte zum Essen, zum Salben des Haares und zum Bestreichen der Wunden dienen. Griechen und Römer der guten Zeit wissen von Butter nichts; dass sie ihnen vor der Einführung des Olivenöls bekannt gewesen, dafür giebt es keine Spur oder Andeutung. Dennoch werden uns in ziemlich frühen Zeugnissen die Völker rund um die beiden klassischen Länder als butterbereitend geschildert und müssen dies Produkt also nach der Volkertrennung kennen gelernt haben. Schon vor Herodot berichtete Hecataeus von den Pionern am Strymon, denselben, die in Pfahldörfern wohnten und eine doppelte Art Bier brauten: „sie salben sich mit einem aus Milch gewonnenen Oel“, Athen. 10, p. 117: *ἀλειφονται δὲ ἑαυτοὺς ἀπὸ γάλακτος*. Bei dem komischen Dichter Anaxandrides (blühte um die Mitte des 1. Jahrhunderts, etwa Ol. 101 – 108) sitzen an der Tafel des thrakischen Königs Kotys, der seine Tochter dem Iphikrates vermählte, strupphaarige butteressende Männer, Athen. 4, p. 131:

*δεικνύντες ἄνδρας βοτρυχομήτας  
αἰχμηροκόμους μιστολήτας.*

Von einer skythischen Art, die Pferdemilch zu behandeln, hat Herodot 4, 2 gehört, aber noch in ganz unbestimmter Weise: nachdem er angegeben, die nomadischen Skythen blendeten ihre Sklaven, fährt er fort, sie setzen sie um die hohlen hölzernen Milchgefässe und lassen sie diese rühren (oder schwingen, *δορύνειν*); was dann sich oben ansetzt, *τὸ ἐπιτάμιον*, wird abgeschöpft und ist höher geschätzt, das sich zu Boden Senkende, *τὸ ἐπιτάμιον*, gilt für geringer als Jenes. Näher beschreibt das Verfahren der auctor Hippocrat. de morbis 4, 20 (ed. Ernesti, II. p. 461), indem er zugleich das Wort *βοτρυχος* — ohne Zweifel zum Behute der Bedeutsamkeit in griechischem Munde mehr oder minder umgestaltet — als skythisches überhehrt: die Skythen, sagt er, giessen Pferdemilch in hölzerne Gefässe und



schütteln diese: dadurch sondern sich die Theile, und das Fett, welches sie Butter nennen, schwimmt oben, da es leicht ist: καὶ τὸ μὲν λίον, ὃ βοῦτερον καλεῖται, βαρύτερον ἔσται ἐλαφρόν ἑόν; die schwereren Theile senken sich herab, werden herausgenommen, getrocknet und verdickt und heissen dann *πηλίκαι* (Pferdekäse, auch bei Aeschylus Fr. 192 Nauck, und bei Hippocrates de aëre n. s. w. genannt); in der Mitte ist der ὀρός (Molken). Diese Kenntniss der Sache und des Namens stammte ohne Zweifel von den griechischen Kolonien an der pontischen Küste.<sup>41)</sup> Trotzdem scheint Aristoteles den Gebrauch der Butter im Grossen und als Volkssitte nicht gekannt oder nicht beachtet zu haben: wenigstens kommt in der langen Auseinandersetzung über die Milch der Thiere, die wir Histor. animal. 3, 20 lesen, weder der Name noch die Gewinnung und Anwendung der Butter vor, höchstens deuten darauf die im Vorübergehen gesprochenen Worte: ἐπιρροῖ δ' ἐν τῷ γάλακτι λευκώτης, ἣ καὶ ἐν τοῖς πεληγαῖσι γίνεται ἐλευδής. Bei den Aerzten ist βοῦτερον, butyrum, ein hin und wieder genanntes Medicament, aber noch Plinius 11, 239, ja sogar Galenus de alim. facult. 3, 15 halten für nothig, ihren Lesern das Wort wie die Herkunft und den Gebrauch der Sache zu erklären. Da die Thraker und Skythen Butter bereiteten, so dürfen wir das Gleiche bei den Phrygern voraussetzen. Wirklich findet sich bei Hippokrates ein Ausdruck *μυζήριον*, der auf phrygische Butter hindeutet. Dies Wort nämlich, welches Galenus und Erotianus in ihren Glossaren zu Hippokrates als *βοῦτερον* deuten, wird von dem Letzteren zugleich nach einer älteren Quelle für phrygisch erklärt, Erotian s. v.: οὐ γάρ οὐκ ἔστιν ἰστροῦ τι παρὰ Φρυγί μυζήριον καλεῖσθαι τὸ βοῦτερον. Es scheint wurzelverwandt mit *λίον*, *pinquus*. Auch unter den täglichen Lieferungen für den persischen Hof sind *ἐλαῖον ἀπὸ γάλακτος* *λίον* *μύριον* aufgeführt (Polyaen. strat. 1, 3, 32) — eine sehr geringe Quantität verglichen mit den Ansätzen für die übrigen Bedürfnisse der königlichen Tafel. Auch steht die Butter mitten zwischen dem Sesam- und dem Terebinthenöl, während das Olivenöl in dem Verzeichniss charakteristischer Weise ganz fehlt. Dass den Juden die Butter nicht unbekannt war, wenigstens zu einer gewissen Zeit, ist aus Sprichw. 30, 33 mit Sicherheit zu schliessen: „wenn man Milch stösset, so machet man Butter draus;“ für die halbsemitische Insel Cypern scheint



ein Gleiches aus der Glosse des Hesychius hervorzugehen: *ἄνος ἀνέπος, Ἀναπίος* (vgl. bei demselben: *ἄνος Ἰταῖος, ἀνέος*) Giesenius Monum. p. 389 deutet dies cyprische Wort aus dem Semitischen, aber dass es den griechischen Wörtern *ἀνία, λίνα* u. s. w. nahe steht, liegt auf der Hand. — Nach dem Periplus maris Erythraei (der unter den Kaisern Titus und Domitian geschrieben ist) kam Butter aus Indien in die Häfen des rothen Meeres, und das heisse Land wird reich an Reis, Baumwolle, Sesamöl und Butter genannt (11 und 11); wie auch verwundete Elephanten daselbst durch eingegebene Butter (Strab. 15, 1, 13) oder durch Bestreichen der Wunde mit Butter (Ael. H. A. 13, 7) geheilt wurden. — Durch Strabo hören wir, dass bei den Aethiopiern im äussersten Süden Butter und Fett die Stelle des Oeles vertrat, die Lusitanier im äussersten Westen statt des Oeles sich der Butter bedienten (an den schon oben citirten Stellen: 17, 2, 2 und 3, 3, 7). Sicher war diese indische, äthiopische und lusitanische Butter ein flüssiges Fett, wie auch die heutigen Beduinenaraber gierige Trinker von Butter sind, die sie aus der Milch ihrer Schafe und Ziegen abseiden. — Am Fest der Rückkehr der erycinischen Aphrodite in Sicilien duftete die ganze Gegend um den Tempel nach Butter, zum Beweise, dass die Göttin wirklich aus Afrika wiedergekehrt sei, Athen. 9, p. 395: *ὅταν δὲ πᾶς ὁ τόπος τότε θυμίσκῃ, ἣ δὲ, ἡρώδης γράσσει τῆς θεῆς ἱερὰν ὁσμὴν*. Das Heiligtum auf dem Eryx gehörte ursprünglich den Elymern, einem Volke, dessen Herkunft streitig und in Sagen gehüllt ist. Mögen sie ein Rest des über die Inseln des westlichen Mittelmeeres verbreiteten iberischen Volksstammes oder wirklich von Asien eingewandert sein, — sie werden als Rinderhüter gedacht und verehren einen entsprechenden Gott, dessen Gegenwart durch die Butter — entweder als Leib- und Haarsalbe oder von den Pfannen dampfend — kund gethan wird. Klausen, Aeneas, 188: „von dem segnenden Schutz des Butas oder des Rinderflursten Anchises zeugt dann der durch den ganzen Ort verbreitete Buttergeruch.“ — Ganz allgemein aber heisst es dann bei Plinius 28, 133: *et lacte fit et butyrum, barbararum quoniam butyrosus eibus et qui divites a plebe discernat*. Unter den *barbarae gentes* sind hier dem Gesichtskreis des Plinius nach hauptsächlich Germanen zu verstehen. Die Reichen erkrübigten Butter, da sie die Milch ihrer grosseren



Heerde nicht sogleich verzehrten, und der Genuss derselben unterschied folglich den Begüterten von dem Armen. Die bei Plinius gleich folgende Beschreibung der Bereitung sowohl der Butter als des Quark (*oxygala*) leidet übrigens an Confusion und ist wenig sachgemäss — ein Beweis mehr, wie fern diese Speise der klassischen Welt lag. An einer anderen Stelle hat Plinius die Notiz, auch die *gentes pacatae* d. h. die schon polierten und halb romanisirten Stämme wendeten die Butter, wie Eier und Milch, zu künstlicherem Backwerk an, 18, 105, *quidam ex avis aut lacte subigunt (panem), butyro vero gentes etiam pacatae, ad operis pistorii genera transcurrunt cura*: also die Kuchenbackerei trat auf, die bei Griechen und Römern wegen Mangels an Butter und beschränkter Anwendung der Hefe die letztere ist gleichfalls ein nordischer Gebrauch, unentwickelt geblieben war. Merkwürdig genug ist es, dass das Wort Butter auf dem weiten Umwege vom Pontus Euxinus über Griechenland und Italien zwei Länder, die das damit Benannte kaum kannten und wenig schätzten — zu den meisten Völkern des westlichen und des mittleren Europa gekommen ist. Vielleicht ist eine Spur seiner Herkunft in dem ungarischen *vaj*, lappischen *uuij*, finnischen und estnischen *uoi* im Accusativ mit wieder hervortretendem Dental der Wurzel: *uoid*), *uoid-ma* salben, lapp. *uuiitet*, *uuiotas*, finn. *uoihtaa*, *uoihtelen* u. s. w. erhalten. Die Erfindung, die Butter durch starkes und wiederholtes Waschen, Kneten und Salzen so rein und fest zu machen, wie wir sie jetzt kennen, scheint von den nordgermanischen Stämmen ausgegangen. Noch jetzt besteht der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland, dass in dem ersteren die Butter gesalzen wird (wie auch in Scandinavien und England), das letztere aber süsse Butter isst und die Speisen mit Schmalz d. h. flüssiger Butter bereitet. Dieses Butterschmalz nennt der Alemanne (nicht der Schwabe) Anke (nach Grimm wurzelverwand mit *angere*, *angere*; vielleicht gehört auch das altpreussische *aufen*, *aute* und das keltische *imb* dahin, wenn in letzterem *b* aus *g* entstanden ist, *stockes*, ir. glosses 781): bei den Scandinaven heisst die Butter Schmeer (von *schmieren*, wie ahd. *anhuismëro*, *anesmëro*). Vielleicht war in der Urzeit auch Salbe ein deutsches Wort datur, wenigstens hat das entsprechende albaunische Wort *yppe* noch jetzt die Bedeutung Butter (alban. *y* ist gleich *s*, vergl.



*qjaschte* mit *sa*, *sahts*, *qjak* Blut mit *sanguis* u. s. w., Kuhn's Zeitschrift 11, 235). Die Slaven benennen die Butter mit demselben Wort wie das Oel: *masln*, wörtlich Mittel zum Salben, also übereinstimmend mit den obigen germanischen Ausdrücken. Beide Völker, Germanen und Slaven, schmierten sich also das Haar mit flüssiger Butter, die dann, wenn sie ranzig geworden, nicht den besten Duft verbreitete, Sidon. Apoll. carn. 12, 6:

*Quod Burgundio cantat exculentus,  
Infundens a cado comam butyro.*

Dass auch die Kelten, wenigstens die Galater in Kleinasien, sich mit Butter salbten, die sich dem Geruchssinn merklich machte, geht aus einer Anekdote hervor, die Plutarch adv. Colot. 1, 5 erzählt: zu der Beronike (Berenice), der Frau des Deiotarus (Dejotarus) soll eine Lacedämonierin gekommen sein: als sie einander nahe standen, sollen sich beide augenblicklich und gleichzeitig abgewandt haben, indem der einen, wie es scheint, der Geruch der Salbe, *inquit*, der anderen der der Butter zuwider war. In entlegenen Dörfern nordischer Länder ist diese Sitte bei Weibern und Mädchen auch jetzt noch nicht ausgestorben, im Uebrigen aber ist sie durch die Pommade, ital. *pomata*, verdrängt worden, in der, wie der Name sagt, irgend eine duftende Frucht, *pomo*, beigemischt war. Ursprünglich diente sie zugleich als Haarfärbemittel und schied sich erst später aus demselben als reine Salbe aus. Die Erfindung scheint wie die der Seife, eine althelgische zu sein, denn Toilettenkünstler waren schon die alten Gallier, wie es ihre heutigen Pariser Nachkommen noch sind.

Indem wir hier die drei Urgewächse der irdlichsten höheren Civilisation, Wein, Oel und Feigen verlassen, womit könnten wir passender schliessen, als mit der sinnvollen Parabel im neunten Kapitel des Buches der Richter? Wir setzen sie her, da das Buch, in dem sie steht, doch heut zu Tage wenig mehr gelesen wird. „Die Bäume gingen hin, dass sie einen König über sich salbten, und sprachen zum Oelbaum, Sei unser König. Aber der Oelbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit lassen, die beide, Gotter und Menschen, an mir preisen, und hingeben,



dass ich schwebe über den Bäumen? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm Du und sei unser König. Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen und hingehen, dass ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm Du und sei unser König. Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht, dass ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm Du und sei unser König. Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist's wahr, dass Ihr mich zum Könige salbet über Euch, so kommt und vertrauet Euch unter meinen Schatten, wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern Libanon.“ Welch ein Bild syrischer Natur und semitisches Lebens! Jene ungeheuren Dornhecken und Stachelpflanzen der Wüste, die Paliurus-Büsche, denen man nicht anders nahen kann, als mit langen schneidenden und zusammenraffenden eisernen Stangen bewaffnet, — sie werden in der Sommerglut dürr wie Gerippe und werfen keinen Schatten, und wenn sie sich zufällig entzündeten, dann geht der Brand verheerend, so weit der Horizont reicht, und ergreift die Fruchtbäume mit, die sich auf seinem Wege finden. So liefen die Feuer des Despotismus und der Eroberung vernichtend über ganz Asien und verzehrten alles Privatglück, alle stille Kulturthätigkeit. Die furchtbare Majestät der Herrscher von Ninive und Babylon glühte erbarmungslos wie die Sonne im Sommer und braunte die Völker nieder, wie der Dornbusch die Cedern Libanon; Oelbaum, Feigenbaum und Weinstock aber glichen dem Manne, der in begrenztem Kreise Werke des Friedens schafft und Wohlthaten spendet. Und bis auf den heutigen Tag sind Politik und Musik — im griechischen Sinne — feindliche Gegensätze geblieben: unser Dichter erfuhr es, als er unternahm, über den Bäumen zu schweben, und Wahrheit und Liebe, vor Allem aber die Poesie, die Götter und Menschen fröhlich macht, in seinem Innern zu versiegen drohte. Seitdem hasste er in der Revolution den flammenden Dornbusch, der die Gärten und Pflanzungen verheerte.



## DER FLACHS,                      DER HANF,

(*linum usitatissimum*)

(*cannabis sativa*).

In welcher Gegend der Erde der Flachse autochthon ist, ist eine noch nicht mit Sicherheit beantwortete, bei so vielen Kulturpflanzen wiederkehrende Frage. Da der dürre Felsboden der Länder um das Mittelmeer, die lange Sommerhitze, die oft plötzlich niederstürzenden Regengüsse u. s. w. dem Flachse nicht zusagen, so hat man seine Heimath wohl in den kälteren und feuchteren Strichen des mittleren Europas gesucht. Allein Aegypten und Kothis lehren, dass nicht die Wärme des Südens, nur die mangelnde Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanze in den klassischen Ländern hinderlich ist. Wenn neuere Reisende den Flachse in Nordindien oder am Altai oder am Fusse des Kaukasus wild wachsend gefunden haben, wenn Grisebach, *Spielmann*, I p. 118 vom Flachse sagt: *spont. crescit in Macedonia Thraciaque omni*, so liegt bei einer so alten Kulturpflanze die Möglichkeit nahe, dass sie auch da nur der Getanzenschaft des Menschen entschlüpft d. h. nur verwildert sei. Von Wichtigkeit bei der Geschichte sowohl des Flachses, als des Hantes, ist auch ihre doppelte Anwendung: die Benutzung der öligen Frucht zur Nahrung und die der Fasern des Stengels zu Stricken und Geweben, beide finden sich nicht immer gleichzeitig auf demselben Boden und bei demselben Volke, und es ist noch die Frage, welche von beiden den Anbau zuerst veranlasst hat. Das heutige Indien presst die Leinsaat zu Oel, verarbeitet aber die Pflanze selbst nicht; Herodot erzählt 4. 73 ff. von den Skythen, wie sie bei Todtenbestattungen mit dem Dampf der am glühende Steine geworfenen Hantsaat sich reuigten und zugleich berauschten; dass sie aber die Benutzung des Hantes zu Geweben nicht kannten, geht aus der Notiz hervor, die Herodot sogleich hinzutügt die Thrakier (also nicht die Skythen) verstanden aus dieser Pflanze auch Kleider zu weben, die dem Linnen sehr ähnlich seien. Eben so finden wir bei den Griechen zeitig neben den Mohr- und Sesamkörnern auch die Leinsaat mit Honig eingekocht zum Gebaekc dienend: zuerst im siebenten Jahrhundert bei dem Lyriker Alkman, Fr 71 Bergk.



εἶναι μὲν ἐν ταῖς καὶ τόσαι ἐργασίαι  
μαζενώδων ἄρτων ἐπιτείνουσαι  
λίαν τε σπυρίαν τε.

Im peloponnesischen Kriege, als die Insel Sphakteria von den Athenern belagert wurde, brachten Taucher unter dem Wasser in Schlüchchen Mohnsaat in Honig und zerstoßene Leinsaat den Belagerten zu, Thucyd. 4, 26: *λίαν σπυρίαν ζεζωμένην*. Auch in Italien jenseits des Po gab es nach Plinius 19, in. einen *abus rusticus ac providens* aus Leinsaat, der aber jetzt nur noch bei Opfern vorkomme: nach der Örtlichkeit und dem Opfergebrauch zu schliessen wohl ein altkeltisches oder altligurisches Gericht. Reicher als die Geschichte der Leinsaat als Speise ist freilich die des Flachses als technischen Gewächses.

Die Linnenkultur geht in Aegypten und Vorderasien in's höchste Alterthum hinauf. Linnene Stoffe und Kleider, Tücher und Binden, Zelte und Netze, Tane und Segel sind bei den Aegyptern, den Phöniziern, im Alten Testament in allgemeinsten Anwendung. Altägyptische Wandmalereien zeigen uns den ganzen Prozess der Bearbeitung des Flachses, das Rosten, Bläuen, Kämmen u. s. w. desselben (Wilkinson, III, p. 138. No. 356, p. 140. No. 357). Dass die Mumien in Leinwandbinden gewickelt sind, haben nach der entgegengesetzten Behauptung Rosellini's, der gegen zweihundert Mumien untersucht und nie andere als baumwollene Binden gefunden haben wollte (Monumenti, II. 1. p. 333 ff.), neuere auf die Anwendung des Mikroskops gestützte Forschungen unzweifelhaft festgestellt (Brugsch in der Allgemeinen Monatschrift 1861, August, S. 633)<sup>42</sup>. Bedenkt man die Länge der so verwendeten Leinwandstreifen und die natürliche Zahl der Todten — einen Leichnam in Wolle zu bestatten, wäre ein Grauel gewesen —, ferner die allgemeine Anwendung der Leinwand auch bei der Tracht der Lebenden und die Satzung, nach der die Priester nur reine linnene Unterkleider trugen (Herod. 2, 37 von den Aegyptern: *ἀπὸτα δὲ λίντα φορέουσι αὐτὸν νύκτα, ἐπιτιθέντες τοῖτο μακίστα*, und von den Priestern: *ἐσθίοντα δὲ φορέουσι οἱ ἱερεῖς λινὴν παντὶν . . . ἄλλῃ δὲ ἀπὸ ἐσθίοντα οὐκ ἔχουσι λινὴν*) und höchstens ausser dem Tempel einen wollenen Mantel überwerfen durften, endlich den Betrag der Ausfuhr, der zu jeder Zeit bedeutend war, so muss man über den Umfang



und die Masse dieser Production in dem Niltale erstaunen. Dass die ägyptische Linnenindustrie auch die feinsten und kunstreichsten Luxusgewebe lieferte, beweist nicht nur ihr Ruf im ganzen Alterthum, sondern auch der Befund mancher Mumienhüllen. So schenkte König Amasis den Lacedämoniern und dem Tempel der Athene zu Lindos auf der Insel Rhodus je ein leinenes Panzerhemd mit eingewebten Thierbildern, mit Gold und Baumwolle gestickt, von solcher Feinheit der Fäden, dass dreihundert sechszig derselben wieder einen Faden bildeten (Herod. 3, 17; 2, 182. Plin. 19, 12)<sup>43</sup>. — Dass die Phönizier frühe den Anwohnern der Küsten des Mittelmeeres linnene Kleider als Tauschwaren anbrachten, geht aus der Identität des griechischen Wortes *χiton*, *ziton* mit dem phönizischen *kitonet*, *ketonet* Leinwand (Movers. 3, 1, S. 97), so wie aus dem homerischen *ὄσσην* (s. u.) hervor. Sie bezogen jenen Stoff ihrerseits, ausser aus Aegypten, besonders aus ihrem palästinensischen Hinterlande, wo nach den Zeugnissen des Alten Testaments der Flachs allgemein in den Häusern von der Hand der Frauen gesponnen und zu Kleidern, Gürteln, Schürren, Lampendochten u. s. w. verarbeitet ward. Da in einzelnen wärmeren Gegenden Palästinas auch die Baumwollstaude, *gossypium herbaceum*, wuchs, so mögen auch hier, wie bei der ägyptischen Waare, Baumwollstoffe und feines Linnen in Sprache und Verkehr nicht immer unterschieden worden sein. Die Schiffe der Phönizier wurden nicht bloss von Rudern fortbewegt, sondern führten auch linnene Segel: woraus aber bestand das Tauwerk, das die Masten hielt und an dem die Segel hingen? Vielleicht aus ägyptischem Byblus, da der Flachs dazu zu schwach scheint. Als viele Jahrhunderte später Xerxes seine grosse Schiffsbrücke über den Hellespont schlug, hatten die Aegypter die dazu nöthigen Seile aus Byblus, die Phönizier aus weissem Flachs, *λεζόλιον* zu liefern (Herod. 7, 25 und 31). Unter dem weissen Flachs verstand Salmasius (Plin. Exercitat. p. 538) bearbeiteten, *limum maceratum*, da der Flachs durch Rosten, Wänen u. s. w. weiss wird, im Gegensatz zu dem rohen Flachs, *crudeum*, *crutum*. Allein bei Seilen, an denen eine Brücke hängen soll, kommt es nicht auf Weisse und Zartheit, sondern vor Allem auf Haltbarkeit an. *λεζόλιον* ist nichts anderes, als die *lexia*, *lexia*, die nach Athen. 5, p. 206 Hiero zu den Tauen seines Prachtschiffes aus Spanien, *ἔξ Ἰβηρίας* bezog, also Spartgras, *stipa*



*temuissima*, welche spanische Pflanze die Phönizier zu Xerxes Zeit längst kennen und benutzen gelernt hatten. — Tiefer in den Continent hinein trugen auch die Babylonier lange linnene Kittel (Herod. 1, 195: *ἐντήρι δὲ τοῖσδε χροῦνται, μέγιστον ποδηγετὴν λινόν* . . .); Strabo 16, 1, 7 zeichnet besonders die babylonische Stadt Borsippa als *λινουργίων μέγα* aus, und was für seine Zeit galt, wird bei der Stabilität des Orients in localen Gewerben auch für eine viel frühere richtig sein. Weiter nach Norden blühte die Flachskultur in Kolchis d. h. in den sumpfigen Niederungen am südwestlichen Fuss des Kaukasus, in solcher Fülle und Vollkommenheit, dass Herodot 2, 105 darin einen weiteren Grund sieht, die Kolchier und Aegypter für eines Stammes zu halten. Kolchisches Linnen hiess nach Herodot bei den Griechen sardonisches, *Σαρδονικόν*<sup>44</sup>), und war auch später noch ein Ausfuhrartikel von Ruf, Strab. 11, 2, 17: (Kolchis) *λίνον τε τοῦ πολὺ καὶ κάνασθιν καὶ χιτῶν καὶ πέπλων, ἢ δὲ λινουργία καὶ τεθρίληται· καὶ γὰρ εἰς τὰς ἐξω τόπους ἐξεζόμενον*. Zu allen Arten Netze, lehrt Xenophon de ven. 2, 4, dient phasianischer (d. h. kolchischer) oder karthagischer feiner Flachs (ähnlich Poll. 5, 26). Der ganze Orient wusste die Leinwand zugleich bunt zu färben, glänzend zu durchwirken, arabeskenartig oder in Form von Bildern mit Goldfäden u. s. w. zu sticken, und linnene Gewänder, auf die angegebene Art verziert und wegen der höchsten Feinheit halb durchsichtig, bildeten an den Höfen und im Harem der Könige und Satrapen die dem Mächtigen und Göttergleichen und seiner Umgebung zukommende Tracht. Wie in Aegypten hüllten sich auch in den vorderasiatischen Cullen, die Jehovareligion nicht ausgenommen, die Priester in zartes, weisses Linnen, Symbol des Lichtes und der Reinheit: Joseph. Ant. 3, 7, 2: *λίνον ενδύμα διατλήει φορεῖ σινδόνης βισσίνης (ὁ ἱερεὺς)*. *Λεθομένη μὲν καλεῖται, λίνον δὲ τοῦτο σημαίνει· χειρὸν γὰρ τὸ λίνον ἱμαίω καλοῦμεν*. Nach Philo wart der Hohepriester, wenn er das Allerheiligste betrat, das bunte Gewand ab und legte das linnene von weissem Byssus gewebte an, de somn. 1, 37: *ὅταν εἰς τὰ ἱερὰτάτω τῶν ἁγίων ὁ αὐτὸς οὗτος ἀρχιερεὺς εἰδῇ, τὴν μὲν ποικίλην ἐσθῆτα ἀπομφίσκεται, λινὴν δὲ ἱμάτιον, βένδου τῆς καθαρονείας πλεομεμένην, ἀνυλινμένην*. Diese ägyptisch asiatische Kultus- sätte ging dann später auch in Europa auf die Pythagoreer, die Orphiker, die Isopriester, auf Betende und Büssende überhaupt



über, wie Tibullus Delia sich bei solcher Gelegenheit in Leinwand hüllte, 1, 3, 29:

*Ut men notius perstricta Delia rurea*

*Inde sacras lino tecta facis sedeat,*

ja erhielt sich als weisses Uborhemd, *alba sacerdotalis*, *φανερά*, *αube*, in der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag — Auch buntgewirkte Segel und Flaggen aus Linnen mit Gold- und Purpurbesatz und eben solche Zeltdecken werden an den Schiffen und Barken der orientalischen Despoten gerühmt, von denen die griechischen Könige, wie so vieles Andere, auch diesen halbbarbarischen Luxus annahmen. Sohen Theseus hütte, aus Kreta heimsehlend, zum Zeichen seiner Rettung ein purpurnes Segel aufgezogen (eine Wendung der Sage, welcher Simonides gefolgt war, Plut. Thes. 17), und so wagte es auch Alkibiades, als er nach der Verbannung triumphirend in seine Vaterstadt zurückkehrte, auf einer Trirème mit purpurnem Segel, *πυρίπυρον*, in den Hafen einzufahren (Plut. Alc. 32 und Athen. 12, p. 535, beide nach Duris von Samos). Auch Kleopatras Schiff führte bei Actium ein solches Segel, mit dessen Hülfe sie gegen Ende der Schlacht eilig das Weite suchte. Eine weitere, in Asien gewiss seit alten Zeiten gebräuchliche Anwendung des Flachses war die zu linnenen Panzern, durch welche der scharfe Pfeil des Feindes und auf der Jagd der Zahn und die Krallen des Raubthieres, des Löwen und Pardels, abgestumpft wurde. Die Bemannung der phönizischen und philistäischen Schiffe im Kriegezuge des Xerxes trug linnene Panzer (Herod. 7, 89: *ἐνδεδυμένοι δὲ πομπὰς λινέας*), ebenso die Assyrer (Herod. 7, 63); Abrudatus, König der Susier, legt bei Xenophon, Cyrop. 6, 4, 2, den ländesüblichen linnenen Harnisch an (*ἀνὰ πᾶσι δὲ χιτῶνας ἐκ λίνου*); bei den Chalybern in Armenien fanden die Zehntausend dieselbe Art Kriegsbekleidung (Xen. Anab. 4, 7, 15), und auch die Mossyniken, ein pontisches Volk, trugen Kittel bis über das Knie, von der Dicke wie die Leinwandstücke, in welche man im damaligen Griechenland die Bettpolster beim Wegräumen oder auf Reisen zu stopfen pflegte (Xen. Anab. 5, 4, 13).

Dass nun ein durch ganz Asien von Alters her so allgemein verbreitetes Produkt den Griechen der epischen Zeit nicht unbekannt sein konnte, ergibt sich von selbst. Es fragt sich nur,



ob die bei Homer erwähnten linnenen Gewänder auf dem Wege des Handels eingeführt oder der Rohstoff daheim gewonnen und von den Frauen mit der Spindel und am Webstuhl zu Zeugen verarbeitet worden? Die *odōrē* wenigstens, ein feines linnenes Frauenkleid von weisser Farbe<sup>42)</sup>, war, wie der Name lehrt (Movers, 2, 3, S. 319), und der Zusammenhang der Stellen, in denen sie erscheint, wahrscheinlich macht, ein Erzeugniss asiatischer, nicht griechischer Kunstfertigkeit. Helena, die auch sonst mit semitisch phrygischem Luxus umgebene Königin, die eben ein Gewand gewebt hat, doppelt und purpurn, in welchem die Kämpfe der Troer und der Achäer zu schauen waren, eilt aus dem Gemache, in weisse *ōdōra* gehüllt (Il. 3, 141). Auf dem Schilde des Achilles sah man tanzende Junglinge in *χαιῶντι* gekleidet, die Jungfrauen aber in zarte *ōdōra* gehüllt (Il. 18, 595). Bei den Phäaken, in dem Wunderschlosse, sitzen die Mägde webend und die Spindel drehend, gleich den Blättern der Pappel, gekleidet in dichtgewebte *ōdōra*, die von Oel trafen (Od. 7, 107), wo das Adjectiv *καρποῖον*, die von Aristarch (statt *καρποῖον*, mit Troddeln versehen) eingeführte Lesart, zur Aufhellung der Natur des Stoffes nichts beiträgt, da es selbst dunkel ist. Auch die feinen Bettflücher, für welche Homer den europäischen im Orient sich nirgends findenden Namen *λίον* (mit kurzem Wurzelvocal) braucht, könnten immer noch fremder Herkunft sein. Zum wohlbereiteten Lager gehört ausser Vliesen und Wollstoffen auch der zarte Flaum des Linnens (Il. 9, 600), so bei dem Lager, das die Phäaken dem Odysseus auf dem Schiffe bereiten (Od. 13, 73) und mit dem sie ihn schlafend an's Land tragen (118). Aus welchem Stoffe die Segel der homerischen Schiffe bestanden, ergiebt sich aus der stehenden Formel der Odyssee: *ἰαία λευά*: sie waren weiss und folglich von Leinwand, und wenn Kalypso dem Odysseus *γάρα*, Tücher, bringt, damit er für sein frisch gezimmertes Fahrzeug Segel daraus mache (Od. 5, 258), so lehren die Beiwörter, mit denen kurz vorher das Gewand oder der Umwurf, *γάρος*, der Kalypso geschildert worden, dass auch dieses als linnen Gewand zu denken ist (Od. 5, 230; danach wiederholt 10, 543). Zum Tauwerk dagegen konnte auch in der homerischen Schifffahrt der Flachs nicht dienen, woraus es hergestellt war, darüber geben glücklicher Weise Anzeigen des Textes selbst hinreichende An-



kunft. Od. 12, 422 wird der Mast von den Wogen niedergebroschen; an dessen Spitze war das Tau, *ταύρος*, umgeschlungen, welches aus Rindsbaut verfertigt war (*ταύρος ὅμοιον ταύρου*) und das daher auch gradezu *ταύρος* genannt wird (Od. 2, 126 und in der Parallelstelle 15, 291), wo zugleich das Adjectiv *ταυρέπιον* lehrt, dass ein solches Tau aus zusammengedrehten schmaleren Lederstreifen bestand. Neben den Riemen aus Ochsenhaut aber findet sich im zweiten Theil der Odyssee auch schon *τέβανος* als Prädikat eines Schiffsseiles: unter der Vorhalle des Palastes liegt ein von einem Schiffe stammender Strang aus Byblus und Philoities bindet damit die Ausgangsthür zu (21, 390). Wie nun solche Seile aus ägyptischem Bast den Griechen ohne Zweifel durch semitische Schiffer zugebracht waren, so konnten auch die Tücher der Kalypso und überhaupt das Segeltuch aus fremden Regionen auf dem Wege des Handels bezogen worden sein. Der obige Name *λίον* dient aber wieder bei Homer auch für die Angelschnur, das Fischernetz und den Faden an der Spindel. Patroklos hat den Thestor mit dem Schwert in die Zähne getroffen und zieht ihn vom Wagen, wie der Fischer den heiligen Fisch an der Leinschnur aus dem Wasser zieht (Il. 16, 406). Sarpedon ruft dem Hector scheltend zu, er möge sich hüten, mit den Seinigen eine Beute des Feindes zu werden, gleichsam gefasst von den Maschen des allfängenden Leinnetzes (Il. 5, 487). An der Spindel zum Faden gezogen erscheint das *λίον* in dem religiösen Bilde von dem zugesponnenen Lebensschicksal. Achilles wird dasjenige erdulden, was ihm die Schicksalsgöttin bei der Geburt mit dem Leinenfaden zugesponnen (Il. 20, 128; danach auch 24, 209; ähnlich auch Od. 7, 198). Bedenkt man, dass noch jetzt der rohe Flachs in ganzen Schiffsladungen in die Länder des Südens geht, um dort von Frauen und Mädchen im Freien, vor den Häusern, auf der Weide der Schafe und Ziegen an der Kunkel versponnen zu werden, so konnten auch die homerischen Weiber und nach ihrem Vorbild die Moren ägyptischen, palästinensischen oder kolchischen Flachs zu Fäden gedreht und zu Netzen gestrickt haben. Eine andere Frage wäre die, ob nicht *λίον* in Europa ein sehr altes Wort ist, das über die Zeit des Flachses hinausgeht und nur den Faden und das daraus Gestrickte überhaupt bedeutet? Fischfang mit Angel und Netz ist eine sehr primitive Beschäftigung und Natur-



völker wissen aus allerlei wildwachsenden Pflanzen, besonders denen aus dem Nesselgeschlecht, und aus dem Bast gewisser Bäume Fäden zu drehen und gewandartige Matten zu flechten. Warum sollten auch die Parzen bei Homer gerade den Lein und nicht lieber die Wolle des Schirksals abspinnen, wie sie doch später thun? (S. darüber unten). Asiatische Waare mögen auch die Leinwand-Panzer gewesen sein, die an zwei Stellen des Schiffskatalogs erwähnt werden, Il. 2, 529 und 830. An der einen (die freilich ganz wie ein junges Einschießel aussieht) wird Ajax, Führer der Lokrer, *λευκώρις* genannt, an der anderen gleicher Weise Amphius, Sohn des Merops, einer der troischen Bundesgenossen. Dass der Letztere, ein halbbarbarischer Asiate, in der Tracht erscheint, wie die Chalyber des Xenophon, hat nichts Auffallendes; bei dem Führer der Lokrer hängt das Prädikat offenbar mit der Kampfweise dieses den Lelegern blutsverwandten Stammes zusammen: die Lokrer standen nicht Mann gegen Mann in der Schlacht, schwangen nicht den Speer und trugen nicht eherner Helme und Schilder, sondern führten Bogen und Schleuder, schossen aus der Ferne und deckten sich also zweckmässig durch leichtere gewebte oder gesteppte Kittel (Il. 13, 373 ff.). Der linnene Harnisch wird von da an durch das ganze griechische Alterthum hin und wieder erwähnt. In dem um die Mitte des siebenten Jahrhunderts an die Aegier (nach Anderen an die Megarer) ergangenen sehr berühmten und sprichwörtlich gewordenen Orakel heissen die Argiver leinwandbepanzert, Anth. Pal. 14, 73:

*Ἀργεῖοι λευκώριδες, ζήντα πολέμοιο.*

In einem Fragment des Alcäus (blühte um 600 vor Chr.) wird unter andern Kriegswaffen auch der *θώραξ* aus *λίνο* aufgeführt (Fr. 15 Bergk.); in Olympia lagen drei linnene Harnische, Weihgeschenke des Gelon und der Syrakuser nach ihren Siegen zu Lande und zu Wasser über die Karthager (Paus. 6, 19, 4), und auch sonst sah Pausanias Panzer dieser Art an heiligen Stätten aufgehängt, z. B. im Heiligthum des gryneischen Apollo (1, 21); Iphikrates gab den athenischen Kriegern, um sie beweglicher zu machen, linnene statt der frühern ehernen und Kettenpanzer (Corn. Nep. Iphicr. 1, 4: *pro sertis atque acutis linteas dedit*). In der Gruppe der Aegineten trägt Teucer, des Ajax Bruder, über einem ärmellosen reich gefalteten Unterhemd den linnenen



Harnisch mit doppelten *πρέπτες*, dessen Enden nach vorn über beide Schultern fallen; auch Hercules hat über einem Unter-  
gewand mit gefälteltem Saum den Linnenpanzer, aber nur ein Ende hängt über die linke Schulter. Dass der Lokrer diese Art Rüstung erhielt, geschah nach homerischem Vorgang und nach der Sitte dieses gewissermassen vorhellenischen Stammes; bei Hercules, dem mit Keule und Bogen bewaffneten Helden, erscheint natürlicher Weise neben dem Fell des erlegten Thieres auch die älteste leichte Kriegstracht, noch nicht der Stahlpanzer und die dorisch-ritterliche *χαλαρία*. — Im Uebrigen herrscht das wollene Kleid bei den Griechen vor; die Leinwand gilt für üppig und weiblich, sowohl wenn sie weiss und glänzend wie Schnee, als wenn sie mit Farben, Bildern und Franzen geschmückt war. Die Jonier in Asien hatten das lange fließende Kleid aus Leinwand von ihren karischen Unterthanen und reichen Nachbarn angenommen: schon bei Homer heissen sie *ἰόνες ἰλκεσίτμονες*, wie die Troerinnen *ἰλκεσίτμοι*; von den Joniern war dieselbe Tracht zu den blutsverwandten, frühe der orientalischen Civilisation geöffneten Athenern übergegangen. Herodot erzählt 5, 87 die angebliche Veranlassung zu dem Letzteren: da nach einem unglücklichen Kriegszuge gegen die Aegineten der einzige entronnene athenische Krieger von den wegen der Unglücksbotschaft und des Verlustes ihrer Männer wüthenden Weibern mit dem Dorn der Schminnen, die ihre Gewänder festhielten, erstochen worden, wurde zur Strafe dafür die weibliche Tracht durch Volksbeschluss geändert: die Frauen mussten das dorische, wollene, bloss ungeworfene Kleid ablegen und den jonischen oder, wie Herodot hinzusetzt, eigentlich altkarischen, ganz genähten und folglich keiner Spange bedürftenden Linnenen *χιτών* annehmen. Später kam indess in Athen die jonische Leinwandtracht wieder ab. Thucydides berichtet in einer nicht ganz klaren und viel bestrittenen Stelle (1, 6), gegen die Zeit des peloponnesischen Krieges sei auch bei den Athenern das altgriechische wollene Gewand wieder Gebrauch geworden: nur unter der Klasse der reichern Bürger hätten die ältern am Hergebrachten hängenden Leute den gewohnten Prunk nicht aufgeben wollen. Seitdem trugen nur die Weiber noch Stoffe aus Flachs, deren feinere Sorten aus fremden Ländern eingeführt wurden. Bei Aeschylus Sept. 1038 trägt Antigone ein *χιτώνον χιτῶνα* und in Euripides



Bacchen 820 sind *πίδαφοι χιτῶνες* soviel als Frauenkleider. Lieber einen Anbau der Pflanze selbst auf griechischem Boden liegt aus älterer Zeit kein bestimmtes Zeugniß vor. In den hesiodischen Gedichten ist nirgends vom Flachs die Rede; auch später sagt Theophrast nur einmal im Vorbeigehen, der Flachs verlange einen guten Boden (*de caus. pl.* 1, 5, 4); ganz spät berichtet Pausanias (6, 26, 4) von den Bewohnern der Landschaft Elis, sie säeten je nach der Beschaffenheit des Bodens, Hanf, Lein und Byssos. Elis trägt nach Leake, *Morea*, 1, 8. 12. noch heut zu Tage einigen Flachs, der aber nur ein grobes Produkt giebt. Jedemalls nahm der Flachs zu keiner Zeit in der griechischen Bodenwirthschaft die hervorragende Stelle ein, wie in manchen Gegenden des asiatischen Continents.

Es konnte nicht fehlen, dass linnene Tücher, Kleider und Stoffe frühzeitig auch nach Italien hinübergebracht wurden. Freilich, wenn Diogenes von Laerte Recht hätte, so wäre zu Pythagoras Zeit, also in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, die Leinwand in den grossgriechischen Städten noch unbekannt gewesen (8, 1, 19: *τὰ γὰρ ἑνὰ αἴματα εἰς ἑξέτων; ὑφίστατο τοῖς κρότωνι*), daher der Meister, anders als seine spätern Nachfolger, gezwungen war, sich in reine weisse Wolle zu kleiden, allein die Nachricht hat wenig Gewähr und besagt wohl nur, dass das jonische linnene Kleid bei den Krotoniaten, wie natürlich, nicht im Gebrauch war und Pythagoras in Kroton sich trug, wie alle Uebrigen. Das lateinische Wort *linum* stimmt in der Quantität nicht mit dem homerischen *λίον* überein, wohl aber mit dem Gebrauch attischer Komiker und wanderte also, wenn es Lehnwort war, aus einer Gegend ein, deren Volkssprache jener attischen nahe stand. Aus früher Zeit hören wir von altrömischen Büchern auf Leinwand, *libri linte*, auf deren Auctorität sich noch einzelne Annalisten berufen: dem Namen nach vermuthen wir, dass sie auf Bast geschrieben waren; an wirkliche Leinwand ist wohl desshalb schon nicht zu denken, weil die Alten nicht, wie wir, lange, zusammenengerollte, später zu verschneidende Stücke dieses Stoffes webten, sondern immer schon fertige, zu unmittelbarem Gebrauch bestimmte Kleider, Tücher u. s. w. Dass die veientischen Etrusker nach der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. sich linnener Harnische bedienten, oder dass wenigstens ihr König, wenn er zu Pferde in die Schlacht zog, einen Thorax



von Leinwand trug, geht aus Livius 4, 20 hervor: damals nämlich tödtete A. Cornelius Cossus den Vejenterkönig Tolumnius in der Schlacht und weihte dessen *thorax luteus* im Tempel des Jupiter Feretrius auf dem Kapitol, Kaiser Augustus aber, als er den genannten Tempel, der verfallen war, wieder herstellte, las noch die Weihinschrift auf dem thorax selbst, an dessen Aechtheit also nicht zu zweifeln war. Dem Volk der Falisker, das den Vejentern blutsverwandt und benachbart war und an der erwähnten Schlacht Theil genommen hatte, schreibt der Dichter Silius Italicus linnene Tracht zu, als bei ihnen hergebracht, 4, 223:

*Inductosque simul gentilia lina Faliscos.*

Eine andere etruskische Stadt, Tarquinii, die gleichfalls nicht sehr fern lag, liierte gegen Ende des zweiten punischen Krieges, als die Bundesgenossen *pro suis quisque facultatibus* d. h. Jeder nach den Naturerzeugnissen oder der Industrie seines Landes zur römischen Flotte beisteuerten, Leinwand zu Segeln (Liv. 28, 45). Ja die ganze Gegend, wo der Tiberfluss durch buschige Wildnis dem Meere zuströmte, wird von Grätius Faliscus als Flachs tragend geschildert, 36:

*et aprico Tuscorum stupa campo  
Messis, contiguum sorbens de flumine rorem,  
Qui cultor Latii per opaca extendit Tiberis  
Labitur inque sinus magnus, cernit ore marinae.  
At contra nostris imbellia lina Faliscis.*

Und nicht bloss feucht, setzen wir hinzu, war der Landstrich am untern Tiber und darum für die *stupa messis*, d. h. die Flachs-erndte geeignet, sondern auch Schauplatz eines sehr alten Handelsverkehrs. Dass die Samniter gegen Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. von der Leinwand schon ausgedehnten Gebrauch machten, wie sie auch an Gold und Silber nicht arm sein konnten, erhellt aus dem Bericht des Livius 9, 40: danach stellten sie ein doppeltes Heer auf, das eine mit vergoldeten, das andere mit silbergeschmückten Schildern, beide mit Buschen auf den Helmen; die goldene Schaar trug bunte, die silberne weisse leinene Tuniken; auch die bunten bestanden wohl aus gefärbter Leinwand, die vielleicht im fernem Osten gewebt war, wie ja auch der Besitz kostbarer Metalle auf Tauschverkehr mit dem Auslande hinweist. Noch bedeutungsvoller ist ein anderer Vorgang, von



dem Livius 10, 38 erzählt und der die Aufmerksamkeit der Mythologen noch wenig erregt hat. Im Jahre 293 versammelten die Samniter bei Aquilonia mit Aufgebot aller Kräfte ein Heer von vierzigtausend Mann. Mitten im Lager war ein Raum von zweihundert Fuss nach allen Seiten mit Flechtwerk und Brettern umgeben und mit Leinwand bedeckt. Dort wurde nach verschollenem Brauch der Väter und dem Text eines alten liber lintens ein Opfer gebracht und dann die Edelsten des Volkes einer nach dem andern hereingeführt. Der Anblick des nach ungewohnter Form vollzogenen Opfers, der Altar mitten in dem ganz bedeckten Raum, die frisch geschlachteten Opferthiere ringsum, die mit gezückten Schwertern dastehenden Centurionen: Alles ergriff das Gemüth des Eintretenden, der sich mehr wie ein Schlachtopfer, als wie ein Opferer vorkam. Erst musste er schwören, nichts von dem zu verrathen, was er hier sehen oder hören würde, dann leistete er nach einer grausigen Formel, mit Anrufung des Verderbens auf sich, sein Haus und sein Geschlecht, einen Eid, durch den er sich verpflichtete, den Führern in die Schlacht zu folgen, nimmer aus der Schlacht zu fliehen und Jeden, den er fliehen sähe, augenblicklich zu tödten. Als Anfangs Einige sich weigerten, diesen Schwur zu leisten, wurden sie am Altar selbst niedergemacht, welcher Anblick darauf die Folgenden willig machte. Nachdem so der Adel durch den Eidschwur sich gebunden, befahl der Feldherr zehn von ihm Ernannten, sich Jeder einen Genossen zu erwählen, und diesen wieder dasselbe, bis so durch fortgehende Wahl ein Heerhaufe von sechszehn tausend Mann beisammen war. Diese Legion hiess die *legio linteata*, von der Umhüllung des Raumes, in welchem der Adel sich dem Siege oder Tode geweiht hatte. Sie erhielt hervorleuchtende Waffen und Helmbütsche, wurde aber trotz Allem von den Römern an einem blutigen Schlachttage völlig aufgerieben. Warum aber war der Raum, wo die Verschwörungshandlung vor sich ging, grade mit Leinwand überspannt und die Legion grade nach diesem Umstand *linteata* geheissen? Vielleicht wirkten hier pythagoreische religiöse Vorstellungen ein, von denen die Samniter, wie sich auch sonst beobachten lässt, nicht unberührt geblieben waren. — Als die Römer in die Erbschaft der Samniter und der Griechen eintraten, waren *vestes lintae*, wie im Orient und in Griechenland, eine kostbare üppige Tracht:



Cicero in Verr. 5, 56 führt unter den Luxuswaren des Orients, wie Purpur von Tyrus, Weihrauch, wohlriechende Essenzen, teure Weine, Gemmen und Perlen, auch leinene Kleider auf, etwa wie wir sagen: Diamanten und Spitzen. Dienende Knaben bei schwelgerischen Gastmälern trugen, um flüchtiger in der Bewegung zu sein, leichtes anschliessendes Linnen; die Reize schöner Libertinen wurden durch florartige, purpurfarbige, goldgestickte kaische und amorgische Gewebe — zu denen auch der feinste Flachs diente, Poll. 7, 71 — mehr verrathen als verhüllt; reiche Magistrate und Cäsaren spannten, um das schauende Volk und Richter und Gerichtete vor der Sonne zu schützen, ein Leinwanddach über das Theater und das Forum. Bei dem Wechsel der Mode, über den schon frühe noch zur Zeit der Republik geklagt wird, erschienen neue Kleiderformen, Tücher, Binden u. s. w. aus linnenem Stoff: so der *suppareus* (ursprünglich Name eines Segels und zwar eines kleinen oder Hüllsegels, dann ein Frauengewand, schon bei den Komikern, Novius (bei Ribbeck, Com. lat. reliq. p. 224):

*Supparum purum Velutem linteum.*

Afranius (p. 154):

*tace!*

*Puella non enim, suppareo et induta non:*

nach Varro l. l. 5, 30 Spengel. ein oeseisches Wort, das aber wohl aus dem Orient stammte, Paul. p. 311 Müller setzt es gradezu dem spätern *camisia*. Heinde, gleich), das *sularium* (eine Art Handtuch oder Taschentuch, das von Leinwand gewesen sein muss, da Catullus es an zwei Stellen 12, 14 und 25, 7 von Saetabis in Spanien, dem berühmten Flachsbezirke, kommen lässt und Vatinus bei Quintilian 6, 3, 60 ein *cardulum sudarium* führt, später *marium* genannt und als solches zur christlichen Messkleidung gehörig) u. s. w. Linnene Fäden dienten zur Angelschnur, zum Verbinden der Briete, dickgewebte Leinwandtücher zum Abreiben in den Bädern, als Tischdecken, letztere unter den Namen *mantela*, *mantela*, dazu bestimmt, den aus kostbarem Holz bestehenden Tisch gegen die Eindrücke der aufgetragenen Schlüssel zu schützen, Mart 14, 138. *Mantela*:

*Nobilis villosa tegant tibi lintea cistam,  
Utibus in nostris circulus eam potest*



Die Pflanze selbst aber wurde in dem Italien südlich von Rom — und dieser Theil der Halbinsel war in den ersten Zeiten der römischen Weltherrschaft der civilisirte, der gebende und empfangende, der Weg in die alte Welt, auf ihn gleichsam das Gesicht der Hauptstadt gerichtet — kaum oder nur in geringem Masse angebaut. Cato erwähnt des Flachses in seiner Landwirthschaft ganz und gar nicht, Varro nur flüchtig. Auch Columella legt auf diese Kultur kein Gewicht, einmal, 2, 7, 1, zählt er unter Bohnen, Linsen, Erbsen und andern Arten *legumina* auch den Flachs mit auf, woraus sich ergibt, dass in Krutgärten wohl auch ein Stück Land zur Erzeugung von Leinsaat bestimmt wurde. Ein ganz anderer, weiter, über die griechisch-römische Welt hinausführender Blick aber öffnet sich in dem Kapitel, welches Plinius am Anfang des 19. Buches dem Flachse und seiner Kultur in der Welt widmet. Wir erkennen hier, dass, wenn die am Nil und im Herzen Asiens frühe blühende Linnenkultur bei ihrer Wanderung nach Europa in den warmen Gebirgslandschaften der beiden klassischen Halbinseln keine rechte Stätte fand, sie in den feuchten, nebligen Ebenen der Barbaren, auf humusreichem Waldboden, in den Ländern frischen Anbruchs sich bald üppig entfaltete. Schon Herodot 5, 12 lässt ein Mädchen vom Stamme der Päoner in Thrakien mit dem Flachs an der Spindel auftreten; am entgegengesetzten Ende Europas wird Spanien in früher und in später Zeit als leinproducirend gerühmt: in der Schlacht bei Cannä trugen die Iberer purpurverbrämte linnene Kittel nach Landes-sitte (*zarè tà πόρτα*, Polyb. 3, 114, 4 und nach ihm Liv. 22, 46: *Hispani lentis praeditis purpura tunica*); die feinen Siebe aus Flachstäben sind eine ursprünglich spanische Erfindung (Plin. 18, 108); die Emporiten treiben Leinwandindustrie (Strab. 3, 4, 9); das feine Produkt von Tarraco (dort mit dem phönizischen Worte *carbassus* benannt, welches selbst wieder für den indischen Namen der Baumwolle gehalten wird) und Saetabis stand in hohem Rufe und wird oft erwähnt, z. B. Sil. Ital. 3, 374:

*Saetabis et telas Atrahum speciosas superba  
Et Pelusiaco flum componere lino —*

und wenn uns dies von Orten an der Küste des mittelländischen Meeres, die von frühe an mannichlichem Kultureinfluss geöffnet war, weniger wundert, so hören wir doch auch von dem Flachse



der fernern Stadt Zoelae im Lande der rohen Asturer am Strande des atlantischen Oceans (Plin. 19, 10) und von den linnenen Harnischen der wilden und räuberischen Lusitanier im hintern Land (Strab. 3, 4, 6). Daher es von Spanien ganz allgemein heisst, Just. 14, 1, 6: *jam lini spartique vis (in Hispania) ingens*; Pomp. Mel 2, 6, 2: *(Hispania) adeo fertilis, ut, sicubi ab penuriam aquarum effeta et sui dissimilis est, linum tamen aut spartum alit*. In Italien selbst aber bilden alle die von der innern Adria her zugänglichen Gegenden, die wasserreichen, von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Ebenen, der Landstrich, den einst Etrusker, dann keltische Völker besetzt hielten, und das von entgegengesetzten Seiten daran stossende ligurische und venetische Gebiet von Alters her eine Zone der Flachskultur. Plinius kennt in Oberitalien Flachssorten, die nach den spanischen für die besten auf europäischem Boden galten, den von Faenza in der Romagna (*in Aemilia via Faventina*, noch heut zu Tage geschätzt), den von Retovium (bei dem heutigen Voghera) und den in der *regio Atriaca* zwischen Po und Tessin (beide letztere auf altligurischem Boden). Eine in der Umgegend Ferrara's, also gleichfalls in der Romagna, gefundene, freilich verdächtige Inschrift (Orelli 1614) ist dem *Silvanus cannabifer et linifer* geweiht. Dass die Etrusker frühe Flachsbau trieben, ist schon oben erwähnt und bildet ein Symptom mehr für den Zusammenhang, der dies Volk mit dem Norden verknüpft, und für die Kulturscheide, die der Tiberfluss abgab. Jenseits der Alpen beschreibt Plinius ganz Gallien als Leinwand webend, besonders die Cadurei (Strab. 4, 3, 2: *αὐτὰρ δὲ τοὶ Κεδρωποὶ λινοπλάται*), die Caleti, Ruteni, Bituriges, und die für die Aussersten der Menschen geltenden Morini, d. h. die keltischen Bewohner der Niederlande, so dass also belgischer Flachs und flämische Leinwand ihren Adel bis wenigstens zum ersten Jahrhundert nach Chr. hinaufdatiren können. Ein Denkmal davon bewahrt die italienische Sprache in dem Wort *renso*, feiner Flachs, von der Stadt Rheims, woher er bezogen wurde. Selbst bis zu den Germanen jenseits des Rheins, führt Plinius fort, ist diese Kunstfertigkeit gedrungen, das germanische Weib kennt kein schöneres Kleid als das linnene; sie sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort (*sub opus agunt*). Ungefähr dasselbe sagt Tacitus, German 17: die Frauen kleiden sich wie die Männer, nur dass die erstern bäutiger sich



in linnene Tücher hüllen, die sie mit Roth verzieren (*purpura variant*). — Finden wir so den Flachs bei allen Völkern Mittel-Europas unter den frühe ergriffenen, weil dem Boden und Himmel zusagenden Kulturzweigen, bei den Keltiberern am hispanischen Meerbusen, den Ligurern am obern Po, den Thraken, Kelten, Germanen, so lehrt zugleich das Wort Lein, dass ihnen Allen das Gewächs von den klassischen Völkern zugekommen war: dieser Name geht nämlich durch den ganzen Welttheil, von den Basken am Fuss der Pyrenäen durch alle keltischen und germanischen Völker bis zu den Litanern und Slaven, den Albanesen, Magyaren und Finnen, und findet sich in den Sprachen verschiedenster Herkunft wieder.<sup>46)</sup> Bei den Barbaren aber wurde Leinwand nicht bloss allgemeines Lebensbedürfniss und fand mannichfache neue Anwendung, sondern gewann von dort auch Eingang in die Sitten der im Abscheiden begriffenen antiken Welt. Leinwand als Volkstracht ist nordischen Ursprungs. Wie der Gebrauch gestopfter, mit Leinwand überzogener Polster und Kissen aus Gallien, namentlich von den schon oben genannten Cadurei, nach Italien kam (*culcitae, tomenta*, bei Martialis *Leucomica* oder *Lingonica* genannt) — denn das frühere Alterthum bediente sich der *stramenta*, d. h. blosser Lagen von Decken und weichen Stoffen (Plin. 19, 13) — so ging auch das linnene Unterkleid, das eigentliche Hemd, das die Griechen und Römer in der Weise, wie die heutigen Europäer, nicht kannten, von den Barbaren aus, mit ihm der neue, zuerst bei dem heiligen Hieronymus vorkommende, gallische Name *camisia* (Zeuss \* p. 787). Früher hatten höchstens die Weiber vornehmen Standes Leinwand unmittelbar am Körper getragen; Plinius bemerkt, in der Familie der Soranner sei auch zu seiner Zeit das Hemd als weibliches Kleidungsstück nicht üblich: ohne Zweifel in conservativer Anhänglichkeit an die ältere Sitte. Nicht mehr südlich-klassisch, schon nordisch-barbarisch war es, wenn der Kaiser Alexander Severus, wie sein Biograph Aelius Lampridius 40 berichtet, frische, weisse Leinwand liebte, weil sie nichts Rauhes habe (wie die Wolle), und die purpurgestreifte oder gar mit Goldfäden gestickte, also das orientalische Luxusgewand, verschmähte. Einige Decennien später schenkte Kaiser Aurelian schon dem *populus Romanus* weisse, mit Aermeln versehene Tuniken, die in verschiedenen Provinzen angefertigt waren, darunter auch ungefärbte linnene aus Afrika



und Aegypten, Vopisc. Anr. 18. Aus dem Edictum Diocletiani vom Jahre 301, Cap. 17 und 18, erschen wir, dass die altberühmten syrischen Leinwandfabriken schon grobe Zeuge für den gemeinen Mann und für Slaven (*τὰ χεῖστα τῶν ἰδιωτῶν ἵματι παυλάκιον*) lieferten, darunter Caracallae, Leinwandmäntel gallischen Schnittes, mit Kaputze in Weise der noch heute geltenden Mönchstracht, *μαστίνα* oder *μαστίνα*, Binden, die Füsse zu umwickeln, an Stelle der heutigen Strümpfe, *σινδώνια κοτυλῖαι*, Bettlaken, *τίλαι* und *πορνεύματα* oder Matratzenüberzüge und Kissenbühren u. s. w., lauter im Laufe der Kaiserzeiten von Gallien her, wie wir glauben, bei den untern Volksklassen herrschend gewordene Bedürfnisse. Noch ein Jahrhundert später endlich sagt der h. Augustinus Sermon. 37, 6, schon geradezu und ganz allgemein: *interna sunt etiam linea vestimenta, linea exteriora*, also: über Leinwandhemden trägt man Riecke von wollenem Tuch (der Kirchenvater findet desshalb, mit dem aberwitzigen Tiefsinn des christlichen Mittelalters, in der Wolle etwas Fleischliches, *carnale aliquid*, im Lein aber etwas Geistliches, *spirituale*).

Weder Plinius noch Tacitus sagen uns, ob der rothe Flachsbau, der den germanischen Frauen zu ihren Leingeweben diente, wie die rothe Farbe, etwa aus Gallien eingeführt, oder der Anbau schon ins innere Land eingedrungen war, oder ob er sich auf die Rheingegenden, die an gallischer Kultur am frühesten Theil nahmen, beschränkte? Aus der Tracht der heiligen Prophetinnen bei den Cimbem, welche Strabo 7, 2, 3 als grauhaarig, bartuss, mit ehernen Gürteln und spangengebundenen Mänteln aus feinem Flachsbau (*χαλασίναις ἐλατρίδας ἐλατρίδας ἡμῶν*) schildert, lässt sich nicht etwa auf Flachsbau an der untern Elbe in so früher Zeit schliessen, da die Cimbem, wenn sie wirklich germanischen Stammes waren, vor ihrem Untergang durch die Römer weit in keltischen, ja in keltiberischen Ländern umhergezogen und in jeder Beziehung nicht ohne keltische Beimischung geblieben waren. Paulus Diaconus 1, 20 berichtet aus der älteren, d. h. voritalischen Geschichte der Longobarden eine zugenähte Begebenheit, die auf germanischen Flachsbau deuten konnte. Die Herniker, von den Longobarden besiegt, hielten auf der Flucht ein blühendes Leinfeld für einen See (Gotho, Italien. Reise, Palermo, 13. April 1787: Man glaubt in den Gründen kleine



Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten), stürzten sich hinein, als ob sie schwimmen wollten, und wurden so von den verfolgenden Siegern ereilt und niedergemacht. Allein die Scene dieser Sage ist die pannonische Theissgegend, wo die Flachskultur alt sein mochte, und ohnehin die vorausgesetzte Zeit eine späte, etwa das Jahr 500 nach Chr. Im Laufe der Völkerwanderung hatte sich indess das Leinkleid bei den aus ihren Sitzen aufgebrochenen Stämmen immer allgemeiner verbreitet und wird gegen Ende derselben ausdrücklich als gewöhnliche germanische Volkstracht genannt, Paul. Diae. 4, 23: *Vestimenta vero eis (Langobardis) erant laca et maxima linea qualem Anglosaxones habere solent, ornata insitis latoribus, vario colore contextis*. Als die Gothen unter Kaiser Valens über die Donau setzten, um in römisches Gebiet aufgenommen zu werden, da reizten ihre linnenen Gewebe mit troddelartigem Besatz die Habsucht der Griechen (Eunap. 6 ed. Bonn. p. 50). So tragen auch die Franken bei Agathias 2, 5 theils lederne, theils linnene Hosen und die westgothischen Aeltesten bei Sidonius Apollinaris c. 7, 455 schmutziges Linnen und kurze Pelze. Nach dem monachus Sangallensis 1, 34 gehörte früher zu der Tracht der vornehmsten Franken ausser den rothen leinenen Hosen, *tibiata vel coactia linea*, auch die *camisia chzana*, d. h. das Hemd aus Glanzleinswand; zu Karls des Grossen Zeit aber zogen die jungen Prinzen schon das gallische kurze gestreifte *sagum* vor, während der Kaiser selbst bei der väterlichen Tracht blieb, Einh. vit. 23: *vestitu patrio id est franco utebatur. Ad corpus camisam lineam et femoralibus lineis induebatur*. Wenn die Germanen, die viele Jahrhunderte lang ruhige Anwohner des Meeres gewesen waren und Anfangs nur in leichten Kähnen *dentres*, Tac. Ann. 11, 18) oder ausgehöhlten Baumstämmen (*singulis arboribus cavatis*, Plin 16, 203) die benachbarten belgischen Küsten zu plündern gewagt hatten, plötzlich in weiten See- und Raubzügen als kühne Schiffer erscheinen, die Sachsen seit dem vierten, die Dänen seit dem sechsten, die Normannen seit Beginn des achten Jahrhunderts, so mag ausser der allmählichen Bekanntschaft mit dem Eisen und mit dem römischen Schiffsbau überhaupt keinen sprechenden Fall solcher Aneignung erzählt Eumenius in seinem Panegyricus an den Kaiser Constantius, cap. 12), vielleicht auch die steigende Verbreitung des Flachsbauers und die Gewinnung



The first of these is the fact that the  
 government has been unable to  
 maintain a stable currency. The  
 value of the dollar has fallen  
 sharply since 1929, and this  
 has led to a loss of confidence  
 in the government's financial  
 policy. The second is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 budget. The government has  
 run a large deficit for many  
 years, and this has led to a  
 loss of confidence in the  
 government's financial policy.  
 The third is the fact that the  
 government has been unable to  
 maintain a stable foreign  
 policy. The government has  
 been unable to maintain a  
 consistent policy towards  
 other nations, and this has  
 led to a loss of confidence  
 in the government's foreign  
 policy. The fourth is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 domestic policy. The government  
 has been unable to maintain  
 a consistent policy towards  
 its own citizens, and this  
 has led to a loss of confidence  
 in the government's domestic  
 policy. The fifth is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 international policy. The  
 government has been unable to  
 maintain a consistent policy  
 towards the world, and this  
 has led to a loss of confidence  
 in the government's international  
 policy. The sixth is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 economic policy. The government  
 has been unable to maintain  
 a consistent policy towards  
 the economy, and this has  
 led to a loss of confidence  
 in the government's economic  
 policy. The seventh is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 social policy. The government  
 has been unable to maintain  
 a consistent policy towards  
 social issues, and this has  
 led to a loss of confidence  
 in the government's social  
 policy. The eighth is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 cultural policy. The government  
 has been unable to maintain  
 a consistent policy towards  
 cultural issues, and this has  
 led to a loss of confidence  
 in the government's cultural  
 policy. The ninth is the fact  
 that the government has been  
 unable to maintain a stable  
 environmental policy. The  
 government has been unable to  
 maintain a consistent policy  
 towards environmental issues,  
 and this has led to a loss of  
 confidence in the government's  
 environmental policy. The  
 tenth is the fact that the  
 government has been unable to  
 maintain a stable policy  
 towards the future. The  
 government has been unable to  
 maintain a consistent policy  
 towards the future, and this  
 has led to a loss of confidence  
 in the government's policy  
 towards the future.



unterdrücktem gutturalen Inlaut). Litauer und Polen entlehnten wieder das deutsche Segel, litauisch *zeglus*, polnisch *zopel*, die Böhmen halten sich mit der Wendung Stück Leinwand oder Windfang, die Sudslaven brauchten Schoss für Segel, die Russen nahmen das griechische *γάρος* in der Form *garus* an — lauter späte Sprachprodukte. — Bei den Germanen wurden übrigens seit jenen Zeiten Gewebe aus Flachs für immer eine Lieblingskleidung. Der Südländer, mehr im Freien lebend, bedurfte zum Schutz gegen die wechselnde Temperatur der Umhüllung mit Wolle; der Germane, besonders der Nordgermane, im winterlichen Klima zur Gefangenschaft im Hause gezwungen, dabei mit angeborenem Sinn für Reinlichkeit begabt, zog das leichte glatte Linnen vor, das Abends und Nachts in der geheizten dampfen Hütte sich kühl an den Leib legte, an dem jeder Fleck gleich sichtbar wurde, das häufig gewaschen werden konnte und immer weicher und schmiegsamer aus der Wäsche kam. Ganz dieselben Eigenschaften rühmt schon Plutarch de Isid. et Os. 1 an der Leinwand: sie gewährt, sagt er, ein glattes und immer reines Kleid, beschwert den Tragenden durch kein Gewicht, ist passend zu jeder Jahreszeit und beherbergt keine Läuse — in der That ist die letztgenannte Plage, an der die gepriesene Leinwand gewiss in einem Masse litt, von dem sich unsere Idealisten nichts träumen lassen, ein Charakterzug aller pelztragenden Völker. In einer altnordischen Sage (die wir Weinhold, Altnordisches Leben, S. 160, entnehmen) wird ein Meermännlein von einem König gefangen: von Allem, was es im menschlichen Leben erfährt, gefällt ihm dreierlei am meisten: kalt Wasser für die Augen, Fleisch für die Zähne und Leinwand für den Leib. Dies ist aus dem Innersten germanischer Empfindung geschöpft. Die dämonische Frau Berchta und die gleichbedeutende Holla, die als spinnende Frau gedacht wird und der der Flachsban angelegen ist (Grimm DMZ S. 247, bezeugen gleichfalls als mythische Gegenbilder der fleissigen spinnenden Hanstrau den Werth, den das Volkgefühl auf dies Geschäft und auf dessen Produkt legt. Nicht bloss Silbergeräth, sondern auch Leinwand in Fülle ist in einer Zeit, in der es weder Werthpapiere noch Sparkassen gab, das Zeichen des Reichthums, der Stolz und die Vorliebe der Mutter und eine Mitgift für die Töchter. Mit treffendem Scherz behauptet Jean Paul irgendwo, wenn der Teufel eine deutsche



1. The first step in the process is to identify the problem or issue that needs to be addressed. This involves gathering information and understanding the context of the problem.

[illegible]

1. The first step is to identify the problem or goal. This involves understanding the current situation, identifying the problem, and setting a clear goal.

[illegible]

1. The first step is to identify the problem. This involves understanding the situation, gathering information, and defining the problem clearly.

[illegible]



von J. von Klaproth. Berlin 1815, S. 25: „Die Dugoren verlangten für jeden Mann meiner Begleitung fünf Hemden oder vierzig Ellen Leinwand und zwei Hemden für jedes Pferd als Zoll und noch für jeden Gehülften, den ich zum Uebertragen nöthig haben würde, fünf Hemden: so stark war aber mein Vorrath von Leinwand nicht.“ Mit dem geregelten Ackerbau drang die Flachskultur in das Innere des grossen osteuropäischen Flachlandes ein, wo der Pflanze der Ueberfluss an frischem Boden in der See- und Waldregion günstig entgegenkam. Ganze Bauernhöfner im Herzen Russlands legten sich auf Leinwandweberei und wussten ihren Handtüchern und Laken denselben rothen Rand zu geben, wie die Germanen des Tacitus. Segeltuch wurde seit Eröffnung des Landes ein bedeutender Ausfuhrartikel, bis vor einem halben Jahrhundert das Schutzzollsystem diesen Industriezweig tödtete und die Kapitalien vermochte, sich auf die naturwidrige und also theure und kränkelnde Baumwollfabrikation zu werfen. Besonders in den feuchten Ostseestrichen gedieh der Flachs, den wohl die deutschen Eroberer und Kolonisten dort einführten, wie in seinem eigentlichen Vaterlande, und rigaischer Lein und Werg und die von dort kommende Leinsaat ist Jahrhunderte lang eine in Westeuropa unter diesem Namen gesuchte Handelswaare gewesen.

Die Geschichte des Flachses bei den neuuropäischen Völkern bis zum industriellen neunzehnten Jahrhundert hinab zu verfolgen, überlassen wir dem historischen Theil der Technologie und Volkswirtschaft und wollen nur erwähnen, dass eine der wichtigsten Erfindungen, die des Papiers aus linnenen Lumpen, nur durch die allgemeine Verbreitung und Anwendung dieser Pflanze in Europa möglich war. Die Alten vertieften nicht darauf, da damals keine massenhafte Abfälle zu weiterer Verarbeitung aufforderten: hätten die Lumpen linner Kleider, Betttücher, Tischdecken u. s. w. sich gehäuft, etwa wie die Scherben der Töpfe, die in Rom angeblich einen ganzen Berg gebildet haben, vielleicht wäre schon damals diese neue Art *lino luto* aufgetreten. — da doch z. B. die Charpie aus altem Linnen den griechischen und römischen Wundärzten nicht unbekannt war. Mit dem Aufbau der Baumwolle in Westasien hatte sich auch die Kenntniss des baumwollenen Papiers von China nach Samarkand, von da durch die Araber mit Beginn des achten christlichen Jahrhunderts nach



Mekka, von Mekka nach Spanien verbreitet. In Spanien muss dann auch die erste Anwendung alter Leinwand statt baumwollener Lumpen zur Papierfabrikation zuerst versucht worden sein: interessant ist, dass schon seit dem 12. Jahrhundert die Ortschaft Nativa, das alte durch seinen Flachsbau bei den Römern berühmte Saetabis, unvergleichliches Papier lieferte, das in den Orient und Occident versandt wurde, s. Edrisis *Geographie* von Jaubert II. p. 37. Von Spanien gelangte dann diese Kunst allmählig weiter nach Frankreich, Burgund, Deutschland und Italien. (Ausführlich handelt darüber W. Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter, Leipzig 1871, S. 92 ff.) Da aber das Linnenpapier wiederum die spätere Erfindung der Buchdruckerkunst erst fruchtbar machte, da auf der Wohltheilheit und Zweckmässigkeit dieses Materials die allgemeine Anwendung der Schrift im Leben, Verkehr und Staat und damit die ganze neuere Kultur beruht, so steigt die Bedeutung der Leinpflanze in den Augen des Kulturhistorikers so hoch, dass er ihr in antiker Weise das Prädikat heilig oder göttlich geben möchte, das ihr die Alten, die sie nur halb kannten und nutzten, beizulegen versäumt haben. Vergessen wir auch die Malerei auf Leinwand nicht, die erst im späteren Alterthum und auch da nur spärlich sich findet, so wie die Anwendung des Leinols zur Malerei, die in den Niederlanden, der alten Heimath des Leinbaues, wenn auch nicht zu allererst ertunden, doch vervollkommenet und zu einem edlen neuen Kunstzweige erhoben worden ist. Der Orient mochte in alter Zeit teine Gewebe liefern und sie mit glänzenden Farben, wie sie in jenen Sonnenländern erzeugt werden und den Menschen gefallen, trinken und verzieren: unsere Batiste, braunter Spitzen, thamischen Tadelzeuge, hervorgebracht unter Sturm und Nebel in den Umgebungen des Ozeans, können sich mit jenen wohl messen. Auch wissen wir unsere weissen Kleider mit Laugenseife, einer gleichfalls altheidnischen Erfindung, wirklich zu waschen: Nausikaa und das frühere Alterthum verstand sie nur in fliessendem Wasser zu spülen, während die halb abergläubische, halb zweckmassige Technik der *fullones* in Rom nur mit Surrogaten operirte. Wie aber im Mittelalter das linnene Segel, „das sich für alle beuht“ (Goethe), die Ruderbanke entfernte und die daran geschmiedeten Schaven betrete, so hat in neuester Zeit der Dampf das Segel mit seinen vielen Tauen, das immer noch



so viel Hände forderte, immer mehr zur Seite gedrängt und die Zahl der dienenden Matrosen vermindert. Dann ist die Baumwolle gekommen, die die Alten nur aus der Ferne kannten, und hat tausend Fabriken in Bewegung gesetzt und Millionen Menschen bekleidet: ihr erster ernsthafter Zusammenstoß mit der Leinfaser führte zu der wichtigen Erfindung der mechanischen Flachsspindel. Wiederum trat eine Zeit der Baumwollenoth ein, wo der *king cotton* seiner Herrlichkeit entkleidet zu sein schien und Wolle und Flachs wieder den ersten Rang einnehmen wollten. Doch ging die Krisis wieder vorüber und, statt die Baumwolle fallen zu lassen, hat die europäische Arbeit angefangen immer mehr aus dem Reichthum der Tropenländer zu schöpfen und dort entdeckte neue Gespinnstpflanzen durch chemische und technische Wissenschaft nutzbar zu machen. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die Jute und den bedenkenden Rang, den dieser Stoff schon in der heutigen Industrie einnimmt. In den klassischen Ländern, um zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren, hält sich die Flachskultur ungefähr auf der Stufe des Alterthums. In Griechenland ist sie fast null; die fluss- und kanalreichen Ebenen der Lombardei und Veneziens bringen geschätzte Sorten von Sommer- und Winterflachs hervor, der durch eigenthümliche, sorgfältige, vielleicht aus dem Alterthum stammende Behandlung ein sehr weisses und dauerhaftes Produkt giebt; auch Toskana, das alte Etruskerland, die Romagna und die Marken haben noch ziemlich viel Flachs; je weiter nach Süden, desto sporadischer wird der Anbau und Samen- und Oelgewinnung der Hauptzweck. Im Ganzen ist auch das heutige Italien, trotz der zahlreichen Webstühle der Lombardei, im Punkte der Leinwand den nördlicher gelegenen Ländern, der im Nebel sich verbergenden Insel Hibernia, dem Lande der Bataver, dem Cheruskersitze Westphalen, dem Lygierlande Schlesien u. s. w., nicht ebenbürtig. Wie die Baumwolle erst durch ihre Verpflanzung nach Amerika ein Weltprodukt wurde, so auch der Flachs erst im Norden Europas, welcher für diese altägyptische und babylonische Pflanze das Colonialland bildete, wie Amerika für jene ostindische.



Der Zwillingsbruder des Flachses, der Hanf, *cannabis sativa*, gehört doch einer anderen Familie an, der der Urticeen, und hat sich auf anderen Wegen und viel später über die Welt verbreitet. Die Aegyptier kannten ihn nicht — in der Umhüllung der Mumien hat sich keine Spur von Hanfasern gefunden, — eben so wenig die Phönizier<sup>17)</sup>, und auch das Alte Testament erwähnt seiner nirgends. Dass die Pflanze zu Herodots Zeiten in Griechenland unbekannt war, geht aus der schon oben angeführten Stelle dieses Geschichtsschreibers (I, 71) hervor, wo er sie seinen Lesern als eine neue beschreibt. Die Skythen aber bauten den Hanf an und reinigten und herauschten sich mittelst der Saat: er war also bei medopersischen Stämmen, gleichsam im Rücken der Vorderasiaten, im Gebrauch und stammte aus Baetrien und Sogdiana, den kaspischen und Aralgegenden, wo er noch jetzt mit Leppigkeit wild wachsen soll. Auch der Gebrauch des Haschisch d. h. die Betäubung durch einen Extract aus *cannabis indica* findet ein Analogon schon bei den Skythen Herodots. Hesych. *ζώνητος*: *οὐκ ἔστιν ἰσχυρὰ ὁ τοιαύτη ἐκ δέρας ἔστι ζώνητος ὡς τὰς τὰς καπνιστῆρα*. Die Thraker webten Kleider aus dieser Pflanze, die sie diesmal nicht aus Kleinasien — denn sonst wäre sie auch den Griechen bekannt gewesen, — sondern von ihren Nachbarn im Nordosten an Tyras und Borysthenes überkommen hatten. Vom Pontus und aus Thracien wird denn auch dies vorzügliche Material zu Seilerarbeiten den Griechen zugekommen sein, wie noch heut zu Tage die griechische Seemannschaft ihren Hanfbedarf aus Russland bezieht. Unter dem unveränderten Namen *cannabis cannabina* wanderte das Gewächs in verhältnissmässig später Zeit auch nach Sicilien und Italien. Als Hiero von Syrakus sein bei Athenaus 5 p. 206 beschriebenes ungeheures Prachtschiff baute, zu dem er von allen Ländern je das Beste in seiner Art kommen liess, wurden Hanf und Pech vom Euphrat-Rhodanus in Gallien bezogen. Dort also gedieh er besonders schon — war er von Italien aus dahin verpflanzt oder langs der grossen keltischen Volkerkette, die damals schon von Gallien bis Pannonien und an den Rhenus reichte, so weit vorgefrungen. Von den römischen Schriftstellern ist der Satiriker Lucilius um 100 vor Chr. der älteste, der des Hanfes Erwähnung thut (Lucilius p. 166 Müller: *colimus tantum thamus cannabina* mit einem handenen Strick). Cato nennt weder



Flachs noch Hanf: das seit dem zweiten punischen Kriege aufgekommene spanische *Spartum (stipa tenuissima)* schränkte den Hanf ein, der nicht oft genannt und also wohl auch sparsam angebaut ward. An einzelnen fruchtbaren Stellen indess gedieh er üppig, so in dem berühmten Landstrich um Reate im Sabinerlande, wo er Baumeshöhe erreichte, Plin 19, 174: *rosae agrum Sabini arborum altitudinem aequat*. Der griechisch-römische Name für die Pflanze, der ursprünglich medisch gewesen sein wird, aber auch in der Sprache der alten Indier vorkommt (\*), geht zum Beweise ihrer Herkunft unverändert durch alle europäischen Sprachen, im Deutschen lautverschoben, ahd. *hanaf*, ags. *hanap*, altn. *hanpr*. Auch die deutschen Benennungen des männlichen und weiblichen Hanfes, Fimmel und Mätschel, sind lateinischen oder italienischen Ursprungs, Fimmel *femella*, Mätschel *masculus*, freilich mit umgekehrter Anwendung, denn der Fimmel ist gerade der männliche Hanf, der aber, weil er kürzer und schwächer ist, in der Vorstellung des Volkes als der weibliche erschien. Jetzt ist der Hanf durch ganz Europa ausgebreitet und spottet so sehr aller klimatischen Unterschiede, dass Ostindien und die russischen Häfen an der Ostsee, ja Archangel in der Nähe des Polarkreises in Betreff dieses Produktes in den englischen Markt sich theilen. Im heutigen Italien sind die Gegenden südlich vom unteren Po ein reicher Kulturbezirk für diese Pflanze, in welchem sie oft doppelte Manneshöhe erreicht; die Ernte wird theils im Lande selbst zu Tauen und Segeltuch verarbeitet, theils über das adriatische Meer in's Ausland verschifft. Der Betrieb auf Saat, der in Russland, wo während der langen und strengen griechischen Fasten das Hanföl allgemein zur Nahrung dient, eine Hauptstelle einnimmt, ist im Süden nicht gewöhnlich. Wir bemerken noch, dass der auf den europäischen Märkten unter dem Namen Kantonhanf oder Manilabant bekannte Faserstoff kein wirklicher Hanf ist, sondern aus dem Schaft einer tropischen Pflanze, einer Art Banane, gewonnen wird; er soll viel biegsamer, elastischer und leichter sein, als der gemeine Hanf, ferner auf dem Wasser schwimmen und im nassen Zustande, auf Reisen in den nördlichen Gegenden, nicht getrieren, s. J. W. von Müller, Reisen in Mexiko, I, 218, und Jagor, Reisen in den Philippinen, S. 215 ff.



## LAUCH. ZWIEBELN.

Neben den Nahrungspflanzen und dem Fleisch und der Milch der Jagd und der gezähmten Thiere griffen schon die Urvölker mit Begierde nach anregenden Gewürzen, unter denen das Salz bis auf den heutigen Tag die erste Stelle einnimmt. Das Pflanzenreich bot mancherlei scharfe, bissende Säfte, auf deren Entdeckung der Zufall führte, und die dann auf den Bergen eifrig gesucht wurden. Je nach ursprünglicher Anlage und dem Grade der Bildung wirkten solche Reizmittel freilich sehr verschieden auf die feineren oder roheren oder auch nur anders organisirten Geschmacksnerven der sich folgenden Menschengeschlechter. Das Silphium, das die älteren Griechen für die kostlichste Beigabe jeder Speise hielten, gerieth später in Vergessenheit, angeblich weil es nicht mehr aufzutreiben war, in der That, wie wir glauben, weil sich der Geschmack veränderte; denn bei starker Nachfrage wäre es entweder mehr im Innern Afrikas noch zu finden gewesen oder, wenn die Pflanze endemisch war, im Gebiet von Cyrene durch Anbau künstlich erzeugt worden. Das *laserpitium*, das die Römer Jahrhunderte nachher für einerlei mit dem griechischen Silphium hielten und aus Asien bezogen, obgleich nachbildende Dichter und alterthümelnde Literatoren dabei Cyrene zu nennen liebten, war wahrscheinlich *ferula asa foetida*, deren Beimischung die verschlemmte Zunge vornehmer Wüsthinge trenndartig reizte. Auch den Zwiebeln gegenüber reagirt noch jetzt die Volksempfindung sehr verschieden. Dem Germanen ist der Knoblauchdunst des Orientalen ganz unerträglich und der Zwiebelathem des Russen eine Scheidewand, die keine Gemeinschaft zulässt. Ja, man könnte nach diesem Kriterium die Völker in zwei grosse Gruppen theilen, in die der *allium*-Verehrer und der *allium*-Hasser, die nach der Weltgegend zugleich als die nordwestliche und die südöstliche oder in Europa als die des Mittelmeeres und die der Nord- und Ostsee zu bezeichnen wären.

Wenn es wahr ist, dass die in Rede stehenden Pflanzen ursprünglich im innern Asien zu Hause sind, auf dessen Steppen Botaniker sie wildwachsend gefunden haben wollen, dann hat sie



schon in grauer Vorzeit Verkehr und Wanderung nach Südwesten weiter verbreitet, zum Beweise, wie sehr diese derbe Würze dem Naturmenschen bekehrungswerth schien. Denn in Aegypten, dessen Sitten sich in einer Epoche festsetzten, als es vielleicht noch gar keine Indogermanen gab, finden wir Zwiebel und Knoblauch von jeher als Bestandtheil der allgemeinen Volksnahrung. Nach den Lauchgewachsen des Niltalles sehnten sich in der Wüste die Israeliten zurück. Num. 11, 5: „Wir gedenken - der Pfeben, Lauch (*chazir*), Zwiebeln (*bozalm*) und Knoblauch (*schumm*).“ Beim Bau der grossen Pyramide des Cheops, so erzählt Herodot 2, 165, wurden allein für die Rettig-, Zwiebel- und Knoblauchkost der Arbeiter 1600 Talente Silber aufgewandt, wie auf der Pyramide selbst in ägyptischen Schriftzeichen zu lesen stand. Da die Aegypter alle Dinge, auch das Einzelnste und Greiflichste der realen Welt in das Dunkel der Religion versenkten, so konnte es nicht fehlen, dass diese Lieblingsgewächse auch als heilige und geweihte, als Götter mit Sehen verehrt und demgemäss von Priestern und Frommen nicht berührt wurden. Die Aegypter, sagt Plinius, schwören unter Anrufung des Knoblauchs und der Zwiebel, 19, 101: *Allium cepasque inter deos in jure juranda habet Aegyptus*. Juvenal spottet darüber, dass auf solche Art die Götter der Aegypter im Küchengarten wüchsen, 15, 9:

*Porrum et caepe nefas violare ac frangere moras.  
O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis  
Numina! —*

während der Christ Prudentius darüber entrüstet ist, contra Symmach. 2, 465:

*Sunt qui quadrivis brevioribus ire parati  
Vilia Nilivae venerantur oluscula in hortis,  
Porrum et cepe Deos inponere nubibus ausi,  
Alliaque et Scirapin caeli super astra locare.*

und Peristeph. 10, 259:

*Adpone porris religiosa arulas,  
Venerare acerbum cepe, mordax allium*

Für die Enthaltung der Priester vom Zwiebelgenuss führt Plutarch deren eigene Erklärung an, es geschehe, weil diese Pflanze nur bei abnehmendem Monde wachse, sucht aber seine eigenen ver-



nützigen Gründe geltend zu machen: in der That schicke sich die Zwiebel weder für fastende Blüßer noch für die, die trübliebe Feste begreifen; den ersteren wecke sie Begierden, den anderen locke sie Thränen in's Auge (de Is. et Osir. 8). An einer anderen Stelle hatte Plutarch, wie wir aus Gellius ersieht, unter Anführung desselben astro-phytologischen Motivs die Scheu gegen die Zwiebel auf die Priesterschaft von Pelusium, also auf den Localkultus der den semitischen und philistäischen Landen zunächst gelegenen und mit diesen durch Handel und Verkehr eng verbundenen Stadt beschränkt, 20, 8: *quod apud Plutarchum in quarto in Hieraculum commutatum legitur: „cepe tam convalescit et congerminat decedente luna, contra autem intersest utol-scendo, tam causam esse dicunt sacerdotes Aegyptii, cui Pelusiacae cepe non edunt, quia solum alerum omnium contra lunae augmentum atque diminuta vixit minuendi et augendi habent contrarias* und dies wird durch Lucian bestätigt (Jup. Tragöed. 12), während wir noch näher durch Sextus Empiricus erfahren, dass es der Dienst des Zeus Kastor bei Pelusium war, der die Zwiebel ausschloss, wie der der libyschen Aphrodite den Knoblauch (Pyrrh. hypot. 3, 24, p. 184). In dem nahen Philistia wird Zwiebelbau und also Zwiebelverbrauch durch die berühmte Zwiebel von Askalon verbürgt, die schon Theophrast, h. pl. 7, 4, 7, 8, beschreibt, und nach der bis auf den heutigen Tag die Schalotte, *eschalotte*, *schalotte* in Deutschland vom Volksmunde zu Aschlauch, Eschlauch germanisirt, benannt ist. Die kretische Zwiebel war der askalonischen ähnlich oder mit ihr eins und dasselbe (Theophr. l. l. 9.)

hatten die Philister diese Zwiebel auf ihren trüben Wanderungen und Seezügen von einer Küste zur anderen gebracht? Wie die libysche Aphrodite schloss auch die Mutter der Götter den Knoblauchesser von ihrem Tempel aus. Denn als der witzige und gottlose Philosoph Stilpo einst sich mit Knoblauch gesättigt und dann in dem genannten Heiligthum sich zum Schlaf nieder gelegt hatte, erschien ihm die Göttin im Traum und sagte: du bist doch ein Philosoph und scheust dich nicht, das Gesetz zu übertreten? Worum er antwortete: Gib mir was Anderes zu essen und ich will mich des Knoblauchs enthalten (Athen. 10 p. 322). Die Israeliten, seit sie im Wüstensande sich des ägyptischen Knoblauchs wohnthig erinnerten, blieben alle Zeit unerschütterliche Freunde desselben, sowohl vor als nach der



Zerstörung Jerusalems, wie einst daheim in Palästina, so in der Diaspora unter der Herrschaft des Talmuds und der Rabbinen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Sage von dem *factor judaeus*, wegen dessen die Juden von allen Nationen alter und neuer Zeit verhöhnt und zurückgestossen wurden, von dem unter ihnen allgemein verbreiteten Genusse dieses streng riechenden Gewürzes zu allererst herrührte. Ein komischer Zug, den Ammianus Marcellinus aus dem Leben des Marcus Aurelius erzählt, beweist, dass schon damals die Juden in dem erwähnten bösen Rufe standen: als dieser Kaiser, der Sieger über die Markomannen und Quaden, auf einer Reise nach Aegypten durch Palästina kam, da wurde ihm Gestank und Lärm der Juden so lästig, dass er schmerzlich ausgerufen haben soll: o Markomannen, Quaden und Sarmaten! habe ich doch noch schlummere Leute, als ihr, getunden. 22, 5, 5: *Illi enim cum Palaestinam transiret, Aegyptum petens, foetentium Judaeorum et tumultuantium* (durch einander schreiend, etwa wie in den heutigen Börsenhallen oder den sprichwörtlich gewordenen Judenschulen) *saepe taedia perculsus dolenter dicitur exclamasse: o Marcomanni, o Quadi, o Sarmatae! haudem alios vobis meliores inven.* (Wenn in Griechenland eine Abtheilung der Lokrer Ozolae d. h. die stinkenden genannt wurden, so rührte dieser Beiname vermuthlich nicht von einem Nahrungsmittel, sondern von ihrer Kleidung her: sie trugen in alterthümlicher Weise Ziegenfelle und verbreiteten daher, wo sie erschienen, eine Art Juchenduft). Aus dem Verzeichniss täglicher Lieferungen an das Oberkirchenmeisteramt des persischen Hofes sehen wir, dass der Verbrauch von Knoblauch und Zwiebeln an der Tafel des grossen Königs und seines Gesindes kein unbedeutender war: ausser Kummel, Silphium u. s. w. ist als tägliches Bedürfniss ein Talent Gewicht Knoblauch, ein halbes Talent Zwiebeln, letztere von der scharfen Art, angesetzt (Polyaen. Strat. 1, 3, 32). Das hohe Alter der Zwiebel wird dann weiter durch Homer bestätigt, der diese Pflanze bereits unter dem Namen *ζαῖνον* kennt, und zwar sowohl in der Ilias als in der Odyssee. In der ersten heisst die Zwiebel 11, 630, *ζαῖνον ὄνον*. Beissen zum Mischtrank, den die schonlockige Hekamede dem durstig aus der Schlacht heimgekehrten Nestor bereitet, in der andern, 19, 232, trägt Odysseus eine glänzende Tunika, fein wie das Häutchen um die trockene Zwiebel. Ebenso alt oder noch







fortdauern und, als der Kopflauch oder die Zwiebel vom Orient kam, auf diese angewandt worden sein. Die von Polybios 12, 6 berichtete Ursprungssage der italischen Lokrer zeigt deutlich, dass unter ihnen *κεφαλή* auch den Kopf der Zwiebel bedeuten konnte. Als sie zu allererst in Italien gelandet waren, gaben sie den Ureinwohnern, den Siculern, das eidliche Versprechen, in Frieden und Freundschaft mit ihnen das Land gemeinsam zu besitzen, so lange sie diese Erde betreten und ihre Köpfe auf den Schultern tragen würden. Sie hatten aber Erde in ihre Schuhe geschüttet und trugen Zwiebelköpfe, *αζόροδον κεφαλῆς*, heimlich unter den Kleidern auf den Schultern; nachdem sie sich beider entledigt, waren sie frei vom Schwur und nahmen das Land für sich allein in Besitz. Und daher kam das Sprichwort *ἀζόρον ἀνέθιμα*.<sup>49)</sup> — Das griechische *αζόροδον*, *αζόρον* ist als „übel machend“ erklärt und mit dem slavischen *sharedu* verglichen worden (Fick's S. 203); die lateinischen Namen *allium*, *allium* und *ulpium* (schon bei Plautus und Cato) wissen wir nicht zu deuten. *Ἡράρον* hiess ursprünglich, wie das hebräische *charin*, Kraut, Gemüse überhaupt; das davon abgeleitete *ἡράριον* Gartenbeet braucht schon der Dichter, der in der Odyssee die Gärten des Alcinous beschrieb, und giebt ihm das Beiwort *κοσμητικόν* d. h. durch Kultur geschaffen, Vernunft und Zweck offen an sich tragend; ein attischer Demos hiess *Ἡράραι*, ebenso eine lakonische Stadt; in der Bedeutung Lauch ging das Wort zu den Lateinern über, in deren Munde es *porrum* lautete, ganz so wie durch Metathese und Assimilation *ἡράριον* sich in *ῥόγγον*, lat. *porro* verwandelte. Der durch Herodot berühmte See Prusias trägt seinen Namen wohl eben daher, woher in derselben Gegend der von Aeschylos und Thucydides *Βολβή* genannte See so hiess, nämlich von einer am Ufer wachsenden Zwiebelart, vielleicht der sogenannten Meerzwiebel, *scilla maritima*. Unter den andern griechischen Benennungen *ζιδαλον* (bei Hesychius), *ἄγλις*, *γέλις*, *αἱ γέλις*, *γέλιδασθαι* (bei Theophrast), Gen. *γέλιδος*, *γέλιδος*, *βοιτὸς*, *ακίλλα*, *γέλιον*, *γέλιον*, *γέλιλλος* (schon bei Epicharmus) — nimmt die letzte, *γέλιλλος*, ein besonderes Interesse in Anspruch, weil sich ein religiöser Brauch an sie knüpft und ihr daher ein relatives Alter verbürgt. Am Fest der Theoxenien in Delphi nämlich, das als eine Bewirthung sammtlicher Götter durch Apollo gedacht war, erhielt derjenige, der die grösste







andere, *ζεφύριον ἀγρίον*, verbreitete den *lucrimosus odor* und konnte von Ennius *cepe murstum*, von Varro und Lucilius *plebile cepa*, von letzterem die *tolla* oder *tula* (Zwiebelhülle) *lucrimosa* genannt werden. Bei einem komischen Dichter setzen die Athener den Dioskuren Käse, Oliven und Lauch nach alter Sitte zum Frühstück vor (Athen. 4, p. 137) — und dasselbe wendet Varro in mehr römischer Weise an, die Worte der Vorfahren hätten wohl nach Knoblauch gedumet, um so edler sei aber der Hauch ihres Geistes gewesen, bei Non. Marc. 3, p. 201: *ari et atari nostri, cum alium ac cepa eorum verba olerent, tamen optime animati erant*. Schon bei Plautus ist, wie bei Aristophanes, Knoblauchgeruch das Zeichen des Armen und erregt dem Edlen heftigen Ekel, Mostell. 1, 1, 38:

*At te Jupiter*

*Diique omnes perdant: fu, obolasti alium,*

worauf später der Andere sagt:

*Tu tibi istos habebas turtures, picas, avis.*

*Sine me aliatum fungi fortunae meae*

und bei Naevius (in Apella, Prisc. 6, 11, p. 681) kam der Vers vor:

*ut illum di ferant, qui primum huius cepam protulit.*

Bekannt ist die an Mäcenas gerichtete dritte Epode des Horaz, in der der nervös organisirte Dichter seinem ganzen Abscheu gegen den Knoblauch halb ernst, halb scherzend Luft macht. Hart ist das Eingeweide der Schnitter, rutt er aus, — deren Arbeit in der That bei der Sommerglut des Südens zu den aller-schwersten gehört, die darum viel vertragen können, und die auch bei Vergil sich mit Knoblauch stärken, Ecl. 2, 10:

*Thestylis et rapida fessos membrisibus aestu*

*Alia xerpyllumque herbas contundit olentis*

Mir scheint es, fährt er fort, ein Gift, das eine böse Hexe mir beigebracht hat! Gebt es künftig den Verbrechern statt des Schierlingsbechers! Es versengt mir die Glieder, wie die Sonne Apuliens, wie das Nessusgewand den Körper des Herkules! Sollte jemals, o Mäcenas, eine Liane dich verführen, von diesem Kraut zu genießen, dann möge die Geliebte deinen Kuss abwehren und fern von deiner Umarmung an das unterste Ende des Lagers sich flüchten! Der letztere Gedanke: „das Mädchen küsst dich nicht, wenn du Lauch gegessen hast“ (man konnte



in moderner Weise sagen: wenn du Tabak rauchest oder schnupstest, — aber die heutigen Damen rauchen selbst!), dieser Gedanke kehrt bei griechischen und römischen Dichtern auch sonst wieder, z. B. bei Martial 1, 3, 18:

*Fila Tarentina graviter redolentia porri*

*Edisti quaterna, oscula clusa dato*

und in einer Komödie des Alexis oder Antiplanos enthält sich der *αἰσχυρὸς*, wenn er mit guten Gesellen speist, des Lachens, um dem Geliebten keinen unreinen Athem entgegenzubringen (Athen 13, p. 372). Umgekehrt that Niceratus seiner eifersüchtigen Frau wegen, bei Xenophon Symp. 4, 8: „Charmides sagte: Hochgeehrte Herren, der Niceratus hier liebt es mit einem Zwiebelathem nach Hause zu kommen, damit seine Frau überzeugt sein könne, es habe Niemand es sich entfallen lassen, ihm einen Kuss zu geben.“ Auch bei Aristophanes Thesmoph. 493 kaut die angetrene Frau gegen Morgen Knoblauch, um dem von der Wache heimkehrenden Manne dadurch ihre Unschuld zu beweisen.

Nach einer anderen Seite hin schaffte der durchdringende Geruch und Geschmack der Zwiebel und dem Knoblauch auch abergläubische Heilkraft, besonders die Kraft, bösen Zauber zu brechen und eingeflossenes Gift unwirksam zu machen. Denn alles Starkriechende hat diese abwehrende, das Feindselige erstickende Macht, wie auch der dampfende Schwefel als *σοφείων ἕως* die durch Mord bedeckte Halle reinigt. Eine Schritt über die Heilkraft der *bulbi* wurde auf Pythagoras zurückgeführt, Plin 12, 94: *unum de us (bulbus) volumen condidit Pythagoras philosophus, colligens medicas vires*, und der Knoblauch war Bestandtheil vieler Arzneien, besonders bei dem Landvolk, ibid. 111: *alium ad multa curis praecipue medicamentis prodesse creditur*. Da in der bei allen Griechen berühmten Stelle der Odyssee das Kraut *μαῖδα* — von den Göttern so benannt, mit schwarzer Wurzel und milchweisser Blüte, den Menschen schwer zu graben, den Göttern, die Alles können, leicht zugänglich — den Odysseus stark macht, die Künste der Circe zu vereiteln, so wurden später in den verschiedenen Landschaften bald diese bald jene zu Gegenzauber dienende Kräuter und Wurzeln mit dem schon zur Zeit des Dichters der Abenteuer mit der Circe nur in der Göttersprache noch vorhandenen, nachher ganz verschollenen Namen *μαῖδα* bezeichnet, darunter auch die aus der



Gattung *allium*. So wuchs in gewissen Gegenden Arkadiens, wie Theophrast in dem für die populäre d. h. älteste Heilmittellehre überaus wichtigen 15. Kapitel des 9. Buches seiner Pflanzen- geschichte berichtet, ein Kraut *αἰζι*, mit runder zwiebelähnlicher Wurzel, mit Blättern denen der Meerzwiebel ähnlich, als Gegen- gift und zur Abwehr von Zauber dienlich, sonst ganz zu Homers Worten passend, nur im Widerspruch mit ihnen ganz leicht zu graben. Im Norden Kleinasiens und in der Pontusgegend, dem Gebiet der Güte und Gegengüte, der Zauber und Gegenzauber, der blutstillenden und gegen Schlangenbiss feienden Wurzeln, an dessen Aberglauben und magischen Verrichtungen auch die Nach- barländer, Thessalien und Thrakien auf der einen, Kolchis auf der andern Seite Theil nahmen, in dem kleinasiatischen Galatien und in Kappadocien trug die Bergraute, *αἰζιον ἄγρον*, *ruta graveolens* oder *montana* L., den homerischen Namen *αἰζι* und diente ohne Zweifel zu Avernationen (Dioscor. 3, 46). Diesen Namen hatten die griechischen Ansiedler des Pontus mit ihrem Homer in das gift und zauberkundige Land mitgebracht, und in die kappadocische wie in die galatische Sprache war es mit andern Graecismen übergegangen. Denn wenn auch *αἰζι* ursprüng- lich ein Fremdling war, dass das voranzusetzende Mutter- wort sich nach so viel Jahrhunderten bei den eingewanderten Galatern und den fernem Kappadoken lebendig erhalten hätte, erscheint uns hundertmal minder wahrscheinlich, als dass, wie in anderen Fällen, auch hier Homer die gemeinsame Quelle war.

Die Germanen lernten die eigentliche Zwiebel oder Bulle von Italien aus kennen, wie diese Namen lehren (beide aus ital. *capolla*, dies aus dem spätlateinischen *capolla*). Aber ein anderes merkwürdiges Wort geht nördlich der Alpen quer von West nach Ost durch die drei grossen Rassen der Kelten, Germanen und Slaven, in der ursprünglichen Bedeutung *herba*, *herba succu- lenta*, dann in der determinirten *porrum*, *cepe*, *allium*. Altirisch *las*, kymrisch *llysenia*, cornisch *les*, *herba porrum* (s. für älteres *z*, wie *degg* = *dentis*, *ses* = *seri*, *ess* = goth. *auhsa*, *auhsas*, der Oelse u. s. w.), altn. *lauki*, nrs. *lauc* ahd. *lauh* (also gothisch *lauks*); slav. *luka*, lit. *lukai* plur. Dass hier nicht etwa Ur- verwandtschaft, sondern Entlehnung vorliegt, lehrt die gleiche Consonantenstufe im Deutschen und Slavischen, von wo aber ging das Wort aus, und in welcher Richtung wanderte es?







asien und Griechenland. Er wird in den Trank geworfen, um diesen vor Verrath zu schützen, Lied von Sigurdriða 8<sub>2</sub> (nach Simrocks Uebersetzung):

Die Füllung segne,  
Vor Gefahr Dich zu schützen,  
Und lege Lauch in den Trank.  
So weiss ich wohl  
Wird dir nimmer  
Der Meth mit Mein gemischt.

Als Helgi geboren war und Sigmundr, sein Vater, aus der Schlacht heimkehrte, da trug er edlen Lauch (*itrlauch*), Erstes Lied von Helgi dem Hundlingstödter, 7:

Der König selbst  
Ging aus dem Schlachtlärm.  
Dem jungen Helden  
Edlen Lauch zu bringen.

Grimm DM<sup>2</sup> 1165 führt dazu die Völsungasaga Cap. 8 an und fügt hinzu: „es erhellt nicht, ob der König als heimkehrender Sieger Lauch trug, oder weil es Sitte war, beim Namengeben ihn zu tragen.“ Da der Allermannsharnisch dem Namen gemäss den Mann beschützt und als Siegwurz, *allium victorale*, den Sieg verleiht, so scheint die erstere Erklärung sich mehr zu empfehlen. — Unser Knoblauch ist verdorbene neuere Aussprache für Kloblauch, ahd. *chlopolauch*, *chlovolauch*, welches Grimm als gespaltenen, zerriebenen Lauch, von klieben, klauben, erklärt hat; dass dies richtig ist, beweist das slavische *česnokū*, *česnici*, welches von *česati* *pectere*, *radere*, auch *findere* abgeleitet ist. Das angelsächsische *gārtear*, engl. *garlick*, altirisch *garleog* (entlebt), altn. *garlauckr* besagt soviel als Spießlauch. Ein in althochdeutschen Glossen vorkommendes *surin*, *surro* für *cepa*, *porrum*, und das litauische *svogūnas* Zwiebel notiren wir, ohne eine Erklärung geben zu können. — Das Gegentheil von Knoblauch drückt das bauerisch lateinische Wort *uno* bei Columella aus, d. h. die einfache, einzige Zwiebel, aus dem das französische *oignon* entstanden ist — denn dass dies *uno* nicht lateinisch, sondern nur Wiedergabe einer altgallischen Benennung der Zwiebel ware, wie Stokes Irish glosses Nr. 862 andeutet, kommt aus



diesmal weniger wahrscheinlich vor. Das französische *ail*, *aillet*, Schnittlauch, ist nichts als das lateinische *carpa*.

Im europäischen Süden ist heut zu Tage Zwiebel und Knoblauch ganz eben so gesucht und gemieden, wie zu Zeit des Aristophanes und Plautus. In Italien versäumt kein Bauer, wenn er irgend kann, etwas Knoblauch im Garten zu ziehen und ihm fleissig zuzusprechen, während der Gebildete sich dieser Wurze zu enthalten oder vorsichtig zu bedienen pflegt. Dass Spanien ein noch ärgeres Knoblauchland ist, als Italien, ist bekannt; wir erinnern nur an die köstliche Scene im Don Quixote, wo der edle Ritter an der Heerstrasse eine Bäuerin heranreiten sieht, sie für die schöne Dulcinea von Tobosa hält, in seiner Liebeshuldigung aber durch den stechenden Knoblauchsgeruch, der von dem vermeintlichen Edeltraulein ausgeht, etwas gestört wird und den unglücklichen Umstand durch die Tücke der Zauberer erklärt, die ihn schon so lange verfolgen und nun auch den süssesten, lange ersehnten Moment seines Lebens durch solches Missgeschick verderben. In Byzanz war der Zwiebelverbrauch, sogar an der kaiserlichen Tafel, so stark, dass Lindprand, der Bischof von Cremona, der doch selbst ein Italiener war, dies Uebermass anstössig fand. „Der Beherrscher der Griechen, sagt er in seinem Gesandtschaftsbericht vom Jahre 968, trägt langes Haar, Schleppkleider, weite Ärmel und eine Weiberhaube . . ., nährt sich von Knoblauch, Zwiebeln und Lauch und stüht Bulwasser“ (d. h. mit Harz und Gips versetzten Wein). Und ein andrer Mal: „Er befiehlt nur zu seiner Mahlzeit zu kommen, die tüchtig nach Knoblauch und Zwiebeln duftete und mit Oel und Fischlake besudelt war.“ Ganz um dieselbe Zeit freilich machte ein Orientale, der Geograph Ibn Haukal, einer occidenalischen Stadt, der Hauptstadt von Sicilien, denselben schmachlichen Vorwurf. In seiner Beschreibung von Palermo, erhalten bei Jacot, schreibt er den Einwohnern alle möglichen Laster und Thorheiten zu, nennt sie stumpf und gottlos, lau zu allem Guten, geneigt zu allem Bösen, die Wurzel dieses traurigen Zustandes, fügt er hinzu, ist die Gewohnheit, die bei ihnen herrscht, Morgens und Abends *zwei* Zwiebeln zu essen, wodurch ihr Hirn verstopft und ihr Sinn abgestumpft wird. Man sieht dies an ihrem Benehmen an ihrem Aussehen: sie trinken lieber stinkendes, als flussendes Wasser, schmecken sich vor keiner stinkenden Speise,



sind schmutzig am Leibe, ihre Häuser sind unrein, in den prächtigsten Wohnungen lauten die Hülner herau u. s. w. Zur Erklärung dieser Stelle seines Vorgängers führt Jacüt das Zeugniß eines medicinischen Buches an, wonach die Zwiebel so sehr das Gehirn und die Sinne betäubt, dass nach deren Genuss der Esser übelriechendes Wasser nicht mehr als solches erkennt (bei M. Anari, *Storia dei Musulmani di Sicilia*, II, Firenze 1858, p. 307). Ob hier nicht der alte Glaube an die Wunderkraft der Zwiebel noch nachwirkt, nur dass sich, wie so oft, der beblüthende Zauber in den bethörenden umgesetzt hat?

Aus dem Orient stammen auch zwei andere Gewürzpflanzen, die wir hier gleich anschliessen, der Pfefferkümmel, *cuminum cyminum* L., und der Senf, *sinapi album* und *nigrum* L. Bei dem ersteren liegt dies in dem griechischen Wort *κίμινον* unmittelbar zu Tage. Das hebräische *kammun* muss in den übrigen semitischen Sprachen ähnlich gelautet haben; aus einer derselben stammt die griechische Form, die weiter das römische *cuminum* abgab, aus welchem letztern dann wieder alle europäischen Namen abgeleitet sind — nur dass die Deutschen sich die Endung etwas mundgerechter machten, die Polen mit Ausstossung des Vocals *kun* sagten und daraus die Russen endlich mit Herstellung der beliebten Verbindung *tm* statt *km* ihr *tum* schmiedeten. Der Weg, auf dem dies Gewürz wanderte, ist also der bei zahlreichen Kulturobjecten beobachtete und kulturgeschichtlich, so zu sagen, normale. Theophrast berichtet, zum Gedeihen des Kümmels gehöre, bei der Saat Flöhe und Lästereien hören zu lassen (h. pl. 7, 3, 3 und 9, 8, 8). Diesem Aberglauben liesse sich vielleicht eine Deutung abgewinnen, aber auf die Herkunft der Pflanze thut dadurch, so viel wir sehen, kein neues Licht. Nach Dioskorides 3, 61 war der äthiopische Kümmel der beste, der von Hippokrates der königliche genannt worden sei. In unserm jetzigen Hippokrates findet sich nichts von einem *κίμινον βασιλικόν*, und Dioskorides bezieht sich entweder auf eine jetzt verlorene Schrift, die unter dem grossen Namen des königlichen Arztes ging, oder, was wahrscheinlicher ist, sein Gedächtniss war ihm hier untreu. Am persischen Hofe wurde allerdings nach der bereits angeführten Stelle des Polyänus auch äthiopischer Kümmel verbraucht und zwar täglich sechs *zacrírac*, welches persische Maass dem attischen *πομίζ* gleich war. Nach



dem äthiopischen Kümmel kam als nächstbeste Sorte der ägyptische: unter dem erstern würde also der oberägyptisch-nubische zu verstehen sein, wenn wir nicht vorziehen, an den vom rothen Meer zu denken: da ja Aethiopien auch in Indien gedacht wurden. Der Kümmel, führt Dioskorides fort, wächst auch in dem kleinasiatischen Galatien und in Cilicien, sowie im Tarentinischen (durch Verpflanzung): in der That bezieht ihn auch das heutige Griechenland aus levantinischen Häfen, besonders aus Smyrna, und Apulien treibt starken Kümmelhau und lebhaften Handel mit dem geernteten Produkt. Innerhalb des römischen Reiches — so ergänzt Plinius die Angaben des Dioskorides — gilt der Kümmel von Carpetanien im Herzen Spaniens für den besten, sonst der äthiopische und afrikanische oder auch der ägyptische, 19, 161: *in Carpetania nostri orbis maxime laudatur, aethiopis aethiopes utriusque palma est, quidam huic aegyptiacum praeficiunt.* — Im ganzen Alterthum war übrigens der Kümmel als ein mildes, anregendes, wohlschmeckendes Gewürz beliebt. Bei einem Dichter der mittleren Komödie sind Kraut, Kümmel, Salz, Wasser und Öl die gewöhnlichsten Küchenrequisite, um einen Fisch anzurichten (Athen 7, p. 293) und bei Plinius reizt der Kümmel einen verdrossenen Magen am angenehmsten. 160: *fastidius cuminum amissimum.* Wie das Salz ein Symbol der Freundschaft war, so auch Salz und Kümmel: *oi agri ita zai ximvor* sind so viel als vertraute Freunde (Plut. Symp 5, 10, 1). Der Kümmel galt für ein hochstrebendes Kraut, *in sublime tendens*, wie schon Pythagoras anerkannt haben sollte, und besass die Kraft, rothe Wangen zu bleichen, daher *crasque cuminum* bei Horaz und *pallentes graui cuminum* bei Persius. Ehe der Pfeffer erfunden war oder in allgemeinen Gebrauch kam, spielten Samen, wie der römische Kümmel, der Schwarzkümmel, *ingella sativa*, der Koriander, *ziquorvor*, u. a. w. natürlich eine wichtigere Rolle. Darunter heben wir den Schwarzkümmel hervor, weil er bei den Römern den orientalischen Namen *nit. qith* führt und seinen Ursprung also an der Stirn trägt. Er kommt schon bei Plautus Rud. 5, 2, 39 vor, wenn auch die Stelle nicht verdorben ist; später wird er von Columella und Plinius als etwas Gewöhnliches genannt. Da er bei den Griechen anders heisst, Plin 20, 182: *git et fraxinea et cichanthum* als *schispermion vocant* so kann er nicht über Griechenland nach Italien gekommen sein —



von wo anders also in so früher Zeit, als vom karthagischen Afrika? In der That berichtet ein Zusatz zu Dioskorides 3, 61, die Afer nennen den *κορίαννον* (d. h. Wanzensamen, Koriander) *quid*. Lesen wir dies Wort nach spät griechischer Aussprache *quid*, so ist dieser Name derselbe, wie der römische für *negella sativa*, an den sich auch der althebräische *quid* für Koriander anschliesst. Ob dies *quid* ursprünglich semitisch oder selbst wieder entlehnt ist, kann uns hier gleichgültig sein; auch dass die Pflanzen verschieden sind, macht bei der Ungenauigkeit und Unbeständigkeit der Volks- und populären Handelssprache des Alterthums keine Schwierigkeit -- Der eigentliche Kümmel ist, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag ein vielgebrauchtes, willkommenes Gewürz geblieben, das auf dem Brode, im Käse, Kohl u. s. w., besonders aber im Brantwein als Doppelkümmel auch den Hyperboreern gar sehr, oft nur allzusehr mundet.

Auch der Senf wird schon von den attischen Komikern als wohlbekannte, heissende Substanz erwähnt, die zwar zu Thränen und Gesichtsverzerrung reizt, aber trefflich sich eignet, eine abgeschmackte Kost zu stärken und zu beleben. Die Attiker nannten ihn *νῆτι*, während der hellenistische Name *σίναπι*, *σίναπε* und danach der lateinische *sinapi*, *sinapis* war. Die erstere Form, die auch in der Erweiterung *καλιον* vorkommt, stimmt auffallend mit dem lateinischen *napus*, die Steckrübe, überein, mit welcher letztern die Senfstände einige Aehnlichkeit hat und deren Namen sie annehmen oder der sie den ibrigen geben konnte. *Νῆτι* heisst der Senf bei allen Aeltern (z. B. Aristoph. Eq. 631) und auch Theophrast sagt nie anders, bis seit der macedonischen Zeit die um die Silbe *σι* längere Form auftaucht, zuerst bei einem Dichter der neueren Komödie, Athen. 9, pag. 461:

σίναπι τοῖσις παραθήμῃ καὶ τοῖς  
 γέλοις ἐχρημένοις δορυτέτοις, τὴν γέναν  
 ἵνα διαλείπας ἀνακλιῶ τοὺς ἀνῆρα.

Der Verfasser dieser Verse wird im überlieferten Text Anthippus genannt; da ein solcher Name unerhört ist, so haben die Herausgeber dafür Anaxippus gesetzt, welcher Dichter zur Zeit des Antigonos und Demetrius Poliorcetes lebte. Noch älter indess wäre das abgeleitete Verbum *σινάριζω*, Athen. 9, 367; τὸ *σινάριζον*



*τὸ αὐτὸ ἀποστέλλει διὰ τῆς ἑστῆς* — wenn die Worte in Ordnung sind und der Urheber derselben, Xenarchus, richtig zur mittleren Komödie gerechnet wird. Bei dem alexandrinischen Dichter Nicander ist der vollere Name häufig und seitdem das ältere *νῆν* ausser Gebrauch und nur noch literarisch vorhanden. In Italien herrscht *senapa* ausschliesslich (schon bei Ennius und Plautus), während *sapus*, wie gesagt, nur die Kohlrutte bedeutet. In welchem Verhältniss beide Formen zu einander stehen — denn dass sie völlig unabhängig von einander und also der Gleichklang nur zufällig wäre, scheint doch nicht annehmbar — und wie die Vorsatzsilbe hinzutreten oder wegstallen konnte, darüber haben wir keine Meinung. In den Gesetzen der Sprache, aus der das Wort entnommen würde, konnte diese Doppelform begründet sein, aber welches war diese Sprache? In Athen galt für den besten Senf der von der Insel Cypern, *καὶν Ἀκίρον*, wie wir aus den Versen des Eubulus bei Pollux 6, 67 und Athen 1, 28 ersehen. Bentley, Griech. Wurzelwörterb. 1, 128, stellt eine Vermuthung auf, wonach das Wort ursprünglich sanskritisch, dann in persischem Munde umgestaltet, endlich noch mehr verwandelt zum griechischen *σινάπιν* geworden wäre — der Sache nach nicht unmöglich, ob aber lautlich ohne Gewaltthatigkeit? Wörter wie *σίκη* und *σίκαλις*, *σίφι* (ägyptische Wasserpflanze) und *σίναφι*,erner *σινυα*, *σίκα* oder *σίκα*, *σίφι*, *σίνα*, *σινυα* oder *σίφι* u. s. w. lassen uns auch für *σῖν* und *σινάπιν* auf ägyptische Herkunft rathen. Das ital. *mostarda*, franz. *mostarde* u. s. w. stammt von dem Most, *mustum* mit dem der Senf angemacht wurde, der deutsche Senf aber wie der Essig, die Zwiebel, der Kümmel, das Öl und der Salat, wie Lattich, Endivie, Cichorie, Kresse, Sellerie, Petersilie, Fenchel, Anis und vieles Andere — aus Italien.

## LINSEN und ERBSEN.

Nah der Zeit nach zehlessen sich an den ersten Anbau der mehrreihen Gräser auch die noch jetzt gebräuchlichen Hülseentfruchte an, in manchen Gegenden den erstern an Rang und Nutzen fast ebenbürtig, sei es zur Ernährung der Menschen



oder als Thierfutter oder als Brach- und Zwischenfrucht, und auch darin jenen gleichkommend, dass ihre Körner — ein sehr wesentlicher Vorzug — nicht vergänglich sind, sondern sich lange aufbewahren und in die Ferne tragen lassen. Von der Bohne, als einem sehr alten Nahrungsmittel, ist an einer anderen Stelle (Anmerk. 11) im Vorübergehen gesprochen: auch Linse und Erbse mussten in den Ländern, wo sie wild wuchsen, frühzeitig unter den Kräutern des Feldes durch ihren essbaren Samen den Hirten bemerkbar werden: von da an war, als Noth und Beispiel dem schweifenden Leben immer engere Grenzen steckten, bis zur künstlichen Ausstreuung derselben nur ein Schritt. Wo aber wuchsen sie wild? und von wo ging folglich ihre Kultur aus? Da die Naturforscher bis jetzt darüber nichts Bestimmtes auszusagen wissen, so finden wir uns wieder auf die uralten Zeugnisse zurückgewiesen, die in den Sprachen niedergelegt sind und von den sich folgenden Menschengeschlechtern in unbewusstem Thun bis in die Zeiten weiter gerettet wurden, wo das historische Morgengrauen anbricht. Aber auch dort scheint diesmal nur ein vieldeutiges, unbestimmtes Orakel auf unsere Fragen zu antworten. Erstlich sind die bezüglichen Namen zum Theil von so allgemeinem Charakter, dass sie sehr alt sein können, die Frucht aber, die sie benennen, jung; zweitens steigt mitten in der Freude, bei getrennten Völkern eine übereinstimmende individuelle Bezeichnung zu finden, der böse Zweifel auf, ob nicht Kulturunterricht ganz später Zeit d. h. Entlehnung das Wort weiter getragen; drittens entzieht sich auch in dem letzteren Falle, der immerhin belehrend sein würde, oft der Zusammenhang selbst unseren Blicken d. h. es bleibt oft fraglich, ob die Ueberlieferung von Nord nach Süd u. s. w. oder in umgekehrter Richtung geschehen sei. Nur so viel erkennen wir mit einiger Deutlichkeit, dass die Linse schon ein Besitz der vorindogermanischen Kultur und den europäischen Völkern von Südost her zugekommen ist, dass umgekehrt die Erbse — wir fassen unter diesem Namen alle verwandten Arten zusammen — dem Norden d. h. dem mittleren Asien angehört und sich von dort am Pontus vordrängend den Weg nach Europa gebahnt hat.

Die Linse in Aegypten namentlich bei dem semitischen Grenzort Pelusium und sonst im Nildelta wo Phacussa oder Phacassae, die Linsenstadt, lag, ist vielfach bezeugt, und die



gleiche bei den alten Hebräern kennt Jeder aus der sog. biblischen Geschichte, mit der man seine früheste Jugend aufgezogen hat. Der Erzvater kochte einen Linsenbrei, und so köstlich war diese Speise, dass der ältere Sohn dafür dem jüngeren das Recht der Erstgeburt verkaufte. Und den David, da er in der Wüste verweilte, versahen seine Freunde ausser anderen Lebensmitteln auch mit Linsen, 2. Sam. 17, 28: „brachten . . . Weizen, Gerste, Mehl, Saugen (geröstete Aehren), Bohnen, Linsen, Grütz, Honig, Butter, Schaf und Rinder, Käse zu David und zu dem Volk, das bei ihm war, zu essen, denn sie gedachten, das Volk wird hungrig, müde und durstig sein in der Wüsten.“ Der althebräische Name dafür *adachim* ist noch der heutige bei den Arabern und auch von den Persern adoptirt worden (Ol. Celsus, Hierobot. 2, 103 ff.). Den Griechen, den Zöglingen der Semiten, konnte auch diese Frucht nicht lange verborgen bleiben. Zwar Homer erwähnt sie nicht; aber in Athen ist seit der Mitte des fünften Jahrhunderts das Linsenessen schon eine Sitte des niederen Volkes, deren sich der Beglittete und Gebildete enthält, und hat also bereits eine lange Geschichte hinter sich, z. B. Aristoph. Plut. 1004: „jetzt wo er reich geworden ist, mag er Linsen nicht mehr; früher, da er noch arm war, ass er was ihm vorkam.“ Die Griechen nannten die Linse und das Gericht daraus *gazi*, die Pflanze und ihre Frucht *gazós* — mit einem dunklen Worte, das ganz einsam steht d. h. in keiner verwandten Sprache sein Analogon hat, auch nicht nach Italien weiter gewandert ist. Denn bei den Römern, wo schon der alte Cato in seiner Landwirthschaft Linsen säen und Linsen mit Essig behandeln lehrt und bei Todtenmählern den Verstorbenen Linsen und Salz vorgesetzt wurden (Plut. Crass. 19), trägt die Frucht den ganz abweichenden Namen *lens*, *lentis* — der also nicht aus griechischer Quelle stammt. Aus welcher aber? Wir haben nicht einmal eine Vermuthung darüber. Auch aus dem Lateinischen selbst bietet sich keine Ableitung ist, wie in dem ähnlich klingenden *lens*, *lentes*, nach lateinischer Weise ein Antaugs- oder abgetallen? oder dürften wir an *lentus*, *lens* denken? — Auf dem richtigen Wege gelangte die Linse weiter aus Italien über die Alpen nach Deutschland und zu Litauern und Slaven. Althochdeutsch *lenn*, mittelhochd. *lense* aus dem Lateinischen; litauisch *lenszen*, slavisch *lent*, *lytva*, *lesca* *lisen*, magyatisch *lensee* u. s. w. — Alles mit dem im barbarischen Munde nach



Bedürfniss umgemodelte lateinische *lens*, *lentis*. Die Slaven haben daneben noch einen anderen Ausdruck: *sočivo*, *lens*, auch *legumen* überhaupt, *novella tritici grana*, *lupinus*, in den lebenden Sprachen gewöhnlich in verlängerter Form: russ. *cečevica*, *sočevica*, poln. *szezewica*, *ceczka*, böhm. *čobovice*, *sobovice*. Damit vergleicht sich das altpreussische *lieutkekers* Linsen, *keckers* Erbsen. Wie das letztere, sind auch die assibilirten slavischen Formen nur ein Nachhall des lateinischen *cicer*, deutsch Kicher, italienisch *cece*, französisch *chiche*.

Unter den vielfachen Namen für die Erbse und ihre Arten ist der interessanteste, weil altbezeugte und noch heute in seinen Abkömmlingen lebende, das griechische *ἐρέβινθος*. Es steht nämlich schon bei Homer und zwar neben der Bohne: Helenus, der Sohn des Priamus, hatte auf den Menelaus einen Pfeil abgeschossen, dieser aber sprang von der Rüstung ab, wie auf weiter Tenne im Wehen des Windes die dunklen Bohnen und die Erebinthen von der Wurfchaufel springend flogen, II. 13, 588 (nach Donner):

Wie von geplatteter Schaufel die Frucht der gesprenkelten Bohnen  
oder der Erbsen im Herbst auf räumiger Tenne dahinfliegt,

Unter dem Schwunge des Wortlers vom sausen Wind getragen:  
So von dem Panzergewölbe des herrlichen Danaerfürsten

Prallte der bittre Pfeil und tauchte sich weit in die Ferne.

Ob hier die Kicher oder die gemeine oder die Platterbse u. s. w. zu verstehen sei, lehrt die Stelle unmittelbar nicht; der um so viel Jahrhunderte spätere Theophrast treulich spricht, wenn er *ἐρέβινθος* sagt, sicher von der Kichererbse, da er die Schote für rund erklärt, h. pl. 8, 5, 2: *στρογγυλότατα καὶ ἀνὰ τὴν ὃ ἐρέβινθος*. Aus dem Hiatus bei Homer aber und aus einigen bei Hesychius erhaltenen mit *γ* beginnenden Formen, in denen sich zugleich ein *l* dem *r* substituirt hat, erhellt, dass das Wort ursprünglich mit einem Digamma begann. Trennen wir das im ältern Griechisch häufige und, wie es scheint, deminutivische Suffix *-ινθ-* ab, so fällt *ἐρέβινθος* mit dem anderen Erbsennamen *ἑρεβος* zusammen. Da ferner auch das inlautende *β* nur ein verhärtetes Digamma ist, so wird die Urform des Wortes *ἑρεβος* gewesen sein (s. Lagerlotz in Kuhns Zeitschrift 10, 379), die sich nicht weiter auflösen lässt, und in der uns ein Fremdwort aus Kleinasien vorliegen kann. Nach Kleinasien aber kann der *ἑρεβος* oder



*ἑπίτοθος* nicht aus den warmen Palmenländern nach Indien zu, denen Theophrast b. pl. 4, 1, 9 ausdrücklich sowohl den *ἑπίτοθος* als *γοττός* abspricht, gekommen sein und eben so wenig aus dem syrisch-ägyptischen Kulturkreise, innerhalb dessen die Frucht nirgends erwähnt wird, folglich nur aus dem Gebiet des Pontus und des Kaukasus, das mit dem inneren Asien in natürlichem Zusammenhang stand. Als die Kultur der Erbsen von den Griechen nach Italien gebracht und den Römern bekannt wurde, war das anlautende Digamma in der Aussprache schon verschwunden, denn die Lateiner sagten *erum ereda*, *Pestus erum et ereda a tirreno sunt dicta quia illi erum ἑπίτοθος erum ἑπίτοθον appellant*. Die lateinische Wortform liegt dann, weiter der deutschen zu Grunde, noch ohne Ableitung im angelsächsischen *earfe*, plur. *earfan*, in den übrigen deutschen Sprachen mit *t* weiter gebildet, woraus sich in hochdeutscher Lautverschiebung das althochd. *arawiz*, *arawiz* und dann durch *terrete* Entstellung unser heutiges Erbsen ergab. In seiner Geschichte der deutschen Sprache hatte Grimm die deutschen Wörter noch für entlehnt gehalten, S. 16 Anm.: „mit der Sache scheinen uns diese Namen von Römern zugebracht“, bei Ausarbeitung des Wörterbuchs aber wo sein Sinn immer grublerischer geworden war und das Einfache ihm nicht genigte, schrieb er unter Erbsen: „die Wurzel liegt völlig im Dunkel“. Wir halten uns, wie in anderen Fällen, an den früheren Grimm, besonders an den unsterblichen Verfasser der Grammatik; indess, sehen wir genauer zu, so könnte vielleicht in der That nicht das lateinische *erum* sondern das griechische *ἑπίτοθος* die Quelle von *arawiz*, *arawiz* u. s. w. und der Zeitpunkt, wo die Erbsen den Deutschen bekannt wurden, in die Jahrhunderte hinaufzurücken sein, in denen die Gothen und andere deutsche Völker an der unteren Donau unmittelbar mit griechischer Sprache oder mit Völkern griechischer Haubkultur zusammenstießen. Wackernagel, die Entlehnung fremder Wörter, Ausgabe 2, S. 18 drückt sich unbestimmt aus „aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnt *ἑπίτοθος* abd. *arawiz* *arawiz*“, an einer anderen Stelle, S. 11, bemerkt er, das Hochdeutsche habe schon früh das griechische *ἑ* als *t* genommen, weil sonst uns *ἑπίτοθος* nicht *arawiz* hätte werden können; dass der Anfangswort im Hochdeutschen ein *o* ist, erklärt er aus dem im Gotischen *ai* vor *e* — denn nur so könnte Uphilus



das *ε* in *ἐρεῖνθος* schreiben — doch noch hörbaren *u* (Beispiele davon S. 180). Die gothische Form des Wortes entgeht uns leider; nach *uacwiz* rathen wir auf *uereeds*: in *ἐρεῖνθος* nämlich wurde das *h* schon wie *r*, das *th* in nordgriechischer Weise wie *d* gesprochen; aus diesem *d* ergab sich regelmässig ein goth. *t*, auch *z*; der Diphthong *ei* entstand aus Unterdrückung des *u*, wie *seleus* aus *sintens*, *pekebamus* aus *qiriz*, *qirizos* (so wurde damals schon statt *qoiriz* ausgesprochen) u. s. w. Ein slavisches *eritara zrimo* für *ἐρεῖνθος* (Mikl. p. 797) gleicht ganz dem supponirten goth. *uereeds* und gr. *ἐρεῖνθος*.

Neben *ἐρεῖνθος* und *ἐρεῖνθος* besaßen die Griechen noch eine altethnolische Benennung für die gemeine Erbse: *πίσος*, *πίσος*, *πίσος*, *πίσος*. Dieses Wort bringen alle Etymologen in Verbindung mit dem Stamme, zu dem das lateinische *pisere*, *pisere* stampfen gehört, und die Ableitung hat gewiss viel Wahrscheinlichkeit, für das Alter der Frucht ist damit aber nichts gewonnen. Sie ist damit nicht sowohl als mahlbare, wie Grimm will, bezeichnet — denn dass sie gemahlen werde, ist grade bei der Erbse nicht von nöthen —, auch nicht als zu einem Brei verkochte, wie Curtius erklärt, — denn dieser Begriff liegt nicht in der Wurzel und dem daraus erwachsenen Wortstamme —, sondern als Korntrucht, aus runden Stückerhen oder Kugelerhen bestehend, wie sie beim Zermahlen und Zerstampfen sich ergeben und bei grobem Kies, Hagelschauern u. s. w. der Anschauung vorlagen: litauisch *peska* Sand, auch *smilis*, begrifflich fast dasselbe, altslavisch *pesok* Sand, auch *calculus*, russ. *pesok*, poln. *piasek* u. s. w. Das längst vorhandene Wort wurde also auf die Erbse angewandt und blieb an ihr hängen. Dem Beispiel der Griechen folgten die Lateiner mit ihrem *pisum*, wenn sie das Wort nicht direkt entlehnten; es erhielt sich in den romanischen Sprachen und ging auch in die keltischen und in's Englische über, nicht aber zu den Germanen, vielleicht ein weiterer Wink, dass diese ihr Erbse schon früher, noch vor Beginn des mittelalterlichen Kultureinflusses von Süden und Westen gebildet hatten.

Ähnlich wie mit *πίσος* verhält es sich mit dem reduplirten lateinischen *coer*, dem nach Curtius, Grundzüge, zweite Aufl., no 12, der Begriff des Harten, also kleiner harter Körperchen, zu Grunde liegt. Dasselbe Wort wäre das griechische *κόρυθος*, welches aber in die Bedeutung Hirse ausgewichen war und in



dieser sich fixirte. Schwierigkeit macht nur der Umstand, dass die kurzen, dicken, an einem Ende etwas umgebogenen Schoten des *cicer arctinum*, *κίς ἀρκτίνος*, wirklich einem Widderkopf ähnlich sehen — wodurch die Deutung nach einer anderen Seite abgelenkt wird. Wie die Zwiebeln und Linsen in Athen, bildeten Zwiebeln und Kichererbsen in Italien die frugale Mahlzeit der ärmeren Volksklasse, z. B. Horat. Sat. 1, 6, 114:

*inde domum me*

*Ad porri et ciceris refero laganisque catinum —*

daher auch bei den Floralien Bohnen und Kichern unter das Volk ausgestreut wurden, das sie mit Gelichter aufzufangen suchte. Jedermann weiss, dass, wie Lentulus, Fabius, Piso nach den entsprechenden Körnern, so Cicer nach den Kichern benannt ist; wir erinnern hier nur desshalb daran, weil solche populäre Beinamen nur einer dem Volke altbekannten Speise oder Feldfrucht entnommen sein können. Das deutsche Kicher, preussische *keckers* verdient Erwähnung, weil es in eine Zeit weist, wo das *c* noch wie *k* gesprochen wurde; viel jünger ist die andere Form Zieser und wohl aus dem norditalischen *sizer*, *sezer* entsprungen.

Andere griechische Ausdrücke, wie *ῥίζος*, *ῥίζας* oder *ῥιζος* und *λίθρος* übergehen wir, weil sie für die Geschichte nichts ergeben, und halten uns nur noch bei einem slavischen Worte auf: altslavisch *grachu* in der Bedeutung *jahn*, russisch *gorach*, polnisch *groch*, böhmisch *hrach* die Erbse, slovenisch *grah*, *grahor*, *grahoria* die Wirke. Das neugriechische *ρερίζος* wird ein Lehnwort aus dem Slavischen sein, eben so das albanesische *grosc*, *groša* die Linse. Wohl aber muss *vena cracca* bei Plinius dasselbe Wort sein, welches wieder auf das reduplirte griechische *ρίζηξ*, *ρίζας* Kiesel, Steinchen hinweist. Letzteres stellte sich slavisch als *grachu* dar, wie *ρίζα* (für *ρίζα*) und dies (für *ρίζα*) als *gradi*. Auch hier also würde der Name (für die Körner der Hülsenfrüchte auf den Begriff *calculus* zurückzuführen sein, den die verschiedenen Völker, sei es zufolge angeborener gleicher Richtung der Phantasie oder nach dem Beispiel derer, von denen sie jene Körner erhielten, gleichmässig anwandten. Ein anderes altslavisches Wort (für Erbse *slanutaka* (Mikl. x. v.) muss von



*slama* Reif abgeleitet sein — bedeutete also ursprünglich Hagelkörner, Eistropfen.

Da die Wicke nur als grünes Futterkraut oder zur Nahrung der Tauben, Hühner u. s. w. in der späteren Zeit künstlicher Bodenwirthschaft angebaut wurde, so ist der Weg vom griechischen *βίκος*, *βίκιον* zum lateinischen *vicia*, von diesem zu dem deutschen Wicke und weiter zum litauischen *wikke* u. s. w. der normale, den so viel Dinge und Namen gewandert sind.

## LORBEER und MYRTE

*laurus nobilis*, *myrtus communis* L.

## BUCHSBAUM

*boxus sempervirens* L.

In frühe Zeit fällt auch die Einführung der Myrte und des Lorbeers, — die eine der Aphrodite, der andere dem Apollo heilig, und beide, wie in Mignons Liede, so auch bei den Alten oft zusammen genannt, z. B. Verg. Ecl. 2, 54:

*Et vos, o lauri, carpam, et te, proxima myrte:*  
*Sic positae quoniam suavia miscetis odores.*

oder bei Horaz, Od. 3, 1, 18, wo die Tauben das schlafende Dichterkind mit Lorbeer und Myrte bedecken:

*ut premeret sacra*  
*Lauroque collataque myrto*

Beide gelangten im Gefolge wandernder religiöser Kulte von Ort zu Ort weiter in's griechische Land und wurden um die entsprechenden Heilgthümer angepflanzt. Die Myrte, ihres balsamischen Duftes wegen so benannt, kam aus eben der Gegend, von wo die orientalische Naturgöttin, die Aphrodite, stammte. In Lydien jenseits des Hermos in der Stadt Tenmos hatte schon Pelops, des Tantalos Sohn, der Aphrodite aus lebendiger Myrte ein Bild gemacht, damit die Göttin ihm bei Bewerbung um die Hippodamia günstig sei (Pausan. 5, 13, 4). In Cypern, dem Sitze der Astarte, ward des Priester-Königs Cinyras Tochter, die



Myrrha, nachdem sie mit dem Vater in blutschänderischem Umgang gelebt, um sie nach der Entdeckung vor der Verfolgung desselben zu retten, in einen Myrtenbaum verwandelt, aus dem nach vollendeter Zeit Adonis geboren wurde (Serv. ad V. Aen. 5, 72). Dasselbe erzählte der Epiker Panyasis, nur hiess bei ihm der Vater Theias und war ein assyrischer (d. h. syrischer) König, die Tochter aber ward in den Myrrhenbaum, Smyrna, die arabische Myrte, verwandelt (Apollod. 3, 14, 1). Auch bei Hyginus (Fab. 58) ist Cinyras, ihr Vater, ein assyrischer König. Bei dem Fest der Hellotien, das in Kreta und Korinth, Stätten altsemitischer Religionsübung, der Mondgöttin Europa gefeiert wurde, ward auch ein ungeheurer Myrtenkranz mitaufgeführt. Hellotis genannt, nach dem gleich oder ähnlich lautenden Namen der Göttin selbst (Et. Magn. Athen. 15, p. 678 und Schol. zu Pind. Ol. 13, 39). Auch die Namen der Amazonen, der Priesterinnen der kleinasiatischen Mondgöttin, Myrina, deren Grabhügel schon in der Ilias erwähnt wird, Smyrna, nach der die Stadt des Namens benannt sein sollte, u. s. w., weisen auf die mit dem Dienst der Göttin verknüpften Räucherungen, Salbungen und Bekränzungen mit Myrrhen und Myrten. Als die drei uralten, der Insel Cythere gegenüberliegenden Städte, Side, nach der Tochter des Danaus genannt, Eris und Aphrodisias, beide von Aeneas, dem Sohne der Aphrodite, gegründet, sich zu gemeinsamer Anlage einer neuen Stadt Boä, *Boai*, vereinigten, da zeigte ihnen ein Hase (ein aphrodisisches Thier), der sich in einem Myrtenbusch verbarg, den passenden Ort dazu an; die Myrte ward zu einem Götterbilde geweiht und bestand noch zu Pausanias Zeit, unter dem Namen der Artemis Soteira (Pausan. 3, 22, 9). Polycharnus aus Nankratis erzählte in seiner Schrift über die Aphrodite, in der dreieundzwanzigsten Olympiade habe Herostratus auf einer Kaufmannsfahrt in Paphos in Cyprien ein kleines Bild der Aphrodite erworben und sei darauf nach Nankratis unter Segel gegangen; nicht weit von der ägyptischen Küste habe ihn plötzlich ein Sturm übertadlen, so dass die Schiffsleute zum Bilde der Aphrodite sich wandten und die Göttin um Rettung anflehten; diese, die den Nankratiten hold war, habe darauf das ganze Schiff plötzlich mit grünen Myrtenzweigen und süssiem Duft erfüllt — wie im homerischen Hymnus auf Dionysos dieser das Schiff der den Gott verkennenden Seelente ganz mit



Weinlaub und Ephen füllt —, zugleich sei die Sonne wieder erschienen und die Fahrenden seien glücklich in den ersuchten Hafen eingelaufen; da habe Herostratus sowohl das Bild, als alle die Myrtenzweige im Tempel der Aphrodite als Weihgeschenk niedergelegt und im Heiligthum selbst ein Mahl gegeben, bei dem die Gäste Myrtenkränze trugen, und solche Kränze seien seitdem naukratische genannt worden (wörtlich aus Polycharmus bei Athen. 13. p. 675). Da dies in der 23. Ol. geschehen sein soll, also vor der Gründung des Delta-Emporiums, das den griechischen Namen Naukratis trug, so bestand hier also schon früher eine Seestation mit Aphroditekultus, wie denn die unterägyptische Küste seit uralter Zeit mit Syrien, Phönizien und Cypern durch Schifffahrt und Wanderung verbunden war und mit diesen Ländern in religiöser Wechselwirkung stand. Als im Verlaufe der Zeit die Aphrodite aus einer unter barbarischer Form angeschauten und mit zuchtlosen Bräuchen verehrten Naturpotenz bei den Griechen immer mehr zur Personification weiblicher Schönheit und des Liebesgenusses geworden war, da fehlte auch nirgends im üferreichen Lande bei Tempeln, in Gärten und bald auch im Freien an den Felsenküsten der Myrtenstrauch, wegen seines lieblichen Duftes, der freundlichen Gestalt seiner unverwelklichen immergrünen Blätter, der wei-rothen Blüten und gewürzhaften Beeren allgemein beliebt und reichlich zu Schmuck und Kränzen verwandt, auch bei Gelegenheiten, wo Aphrodite nicht unmittelbar waltete. Nur der strengen Hera und der Artemis war begreiflicher Weise die Myrte verhasst und von ihrem Dienst ausgeschlossen, und in den seltenen Fällen, wo wir die keusche Artemis mit dem bräutlichen Gewächs in Verbindung gebracht finden, da mag, wie bei der obigen Artemis Soteira in Bos, die Verwandelung der bewaffneten Aschera von Askalon, der Göttin von Cythere, in eine griechische Gestalt nur eine andere Richtung genommen haben — Auch der Lorbeer ward wegen des scharfen aromatischen Geruchs und Geschmacks seiner immergrünen Blätter und Beeren frühe ein Götterbaum. Der starke Duft seiner Zweige verschonte weder Moder und Verwesung, und derjenige Gott, der aus einer Personification der die Seuche sendenden und also auch von ihr wieder betreibenden Sonnenhitze allmählig zum ernstern Gott der Sonne ihr sittliche Befleckung und Erkrankung geworden war, Apollo, der Leto Sohn, Apollo



Katharsios, erwählte sich diesen Baum als Zeichen und magisches Mittel der von ihm ausgehenden Reinigungen. Zwar im ersten Buch der Ilias, wo das Heer der Achäer sich entsündigt (*κατεθαύριοντο*) und die *Limna* in's Meer geworfen werden, ist von dem Lorbeer nicht die Rede, aber in der Sage von Orestes, dem von den Erinyen ungetriebenen und dann durch Apollo von Wahn und Schuld geheilten Muthermörder, hat auch der Lorbeer, der Baum der Sühne, seine Stelle. Als Orestes in Troizen in einem eigenen Gebäude, *ὄξυψ* des Orestes genannt, da den Be-  
 wohnern kein Bürger in sein Haus aufnehmen wollte, vom Mutter-  
 blute gestülpt worden war und die *zothegont* in die Erde ver-  
 graben waren, sprossste von ihnen ein Lorbeerbaum auf, der noch  
 zu Pausanias Zeit vor der *ὄξυψ* zu sehen war (Pausan. 2, 31, 11).  
 Apollo selbst, da er den Python erlegt hatte, bedurfte der Sühne  
 des vergossenen Blutes: auf Geheiss des Zeus (*Ζεὺς ἰσταίῳ*  
*τοῖ Ἰδῶ*) eilte er — wie die Thessaler erzählten — nach der  
 thessalischen Hestiotis in das Thal Tempe, kränzte sich dort  
 mit dem Lorbeer neben dem Altare, nahm einen Zweig des  
 Baumes in die Hand und zog auf der pythischen Strasse als  
 herrlicher Orakelkürst in Delphi ein (Ael. V II. 2, 1). Diesen  
 mythischen Vorgang wiederholten die Delphier alle acht Jahre  
 in einer eigenen heiligen Darstellung: ein delphischer Edelknaue  
 zog, wie einst der Gott, mit der Theorie der Daphnephtoren zu  
 dem Altare im Thal Tempe, brach sich den Sühnzweig von dem  
 Baume und kehrte auf dem vom Mythos bezeichneten heiligen  
 Wege von einer apollinischen Kultstätte zur anderen zum delphi-  
 schen Tempel zurück (O. Müller, Dörer, 2. Ausgabe, 1, 204 ff.).  
 Griechentum bedeckte sich, je dichter die apollinischen Heilig-  
 thümer in allen Landschaften ausgestreut waren, um so mehr mit  
 gepflanzten, dattenden, immergrünen Lorbeerwäldchen. Weil der  
 Baum einmal dem Gotte gehörte, nahm er auch Theil an dessen  
 übrigen göttlichen Neigungen und Verrichtungen. Der Lorbeer-  
 stab (*ἀνάζοι*) verlieh dem Seher und Weissager die Kraft, das  
 Verborgene zu schauen, Apollo selbst gab seine Orakel vom Lor-  
 beer her (Hom. hymn. in Apoll. 396) und im Allerheiligsten um  
 und an dem Dreifuss, von dem die Python weissagte, schlangen  
 sich Lorbeerzweige. Die Tochter des Sehers Tiresias, die Manto,  
 wurde von Andern auch Daphne — der Lorbeer — genannt, als die  
 Epigonen Thieben' eingenommen hatten, weihten sie diese Daphne



nach Delphi und dort weissagte sie seitdem die Zukunft, Homer aber entlehnte manchen ihrer Sprüche und verwob sie in seinen epischen Gesang (Diod. 4, 66, 64.). Und da die Dichter auch Seher sind und Apollo, der Musentürst, sie erfüllt, so wurde der Lorbeerzweig und der Kranz aus Lorbeerblättern auch das Abzeichen der Sänger, das die musische Begeisterung weckende Zaubermittel. So gaben die Mosen dem Hesiodus, wie er selbst rühmt, den helikonischen Lorbeer in die Hand, auf dass er mit Götterstimme das Zukünftige und das Vergangene verkünde (Theog. 30.). Bei apollinischen Festtagen, Opfern, Wettspielen, Anrufungen und Besprengungen, Abwendungen von Uebel und Krankheit an Menschen und Pflanzen u. s. w. dienten Lorbeerreiser als nirgends zu missendes Wahrzeichen der Gegenwart des Gottes. Gediehen diese an einer günstigen Stelle besonders gut, dann bildete sich bald die Fabel, hier sei die Daphné ursprünglich entstanden und geboren worden: so erzählten die Arkader, Daphne sei die Tochter ihres Flusses Ladon und der Erde gewesen und dort in einen Lorbeerbaum verwandelt worden (Serv. ad V. Aen. 2, 513 Pausan. 8, 20, 1.). Nach Python aber war der Lorbeer von Thessalien übertragen worden, wie die Sage in mancherlei Wendungen übereinstimmend berichtet, der Kranz der Sieger in den pythischen Spielen ward Anfangs aus Tenape beschafft (Argum. Pind. Pyth.) oder bestand aus Eichenlaub, da der Lorbeer dort noch fehlte (Ov. Met. 1, 449) u. s. w. Der Scholiast zu Nic. Alex. 198 sagt geradezu: *θεσσαλιζή, διὰ τὸ ἀγῶνα ἐκτὶ ἀπὸ τοῦ γένους*. Der Lorbeer war also ein thessalisches Gewächs; weiter führt vorläufig die Spur nicht.

Begeben wir uns auf italischen Boden, so waren diesem sowohl Aphrodite als Apollo ursprünglich fremd. Erst die griechischen Ansiedlungen brachten beide Gottheiten und mit ihr die Myrte und den Lorbeer in die westliche Halbinsel. Die Vorstellungen der campanischen Griechen von der Aeneas, des Sohnes der dardaneischen Aphrodite, Wandertahrt und Niederlassung in Italien, der weite Ruhm und Einfluss des von den Phöniziern gegründeten, dann von den Griechen übernommenen Heiligtums der Venus Urania in Eryx auf Sicilien, die von dort ausgehenden neuen Stiftungen, dies Alles konnte nicht verfehlen, wie den Kultus der Göttin, so auch ihr Lieblingssymbol unter den Bewohnern des Westens zu verbreiten. Zu allererst sollte



die Myrte in diesen Gegenden auf der Insel der Circe, dem Vor-  
gebirge südlich von den pontinischen Sümpfen, am Grabe des  
Elpenor, des jugendlichen Gefährten des Odysseus, der wein-  
und schlaftrunken vom Dache gestürzt war (Od. 10, 552 ff.),  
erschieden sein. Theophr. h. pl. 5, 8, 3 und nach ihm Plin. 15,  
119: *primum Circeis in Elpenoris tumulo casa traditur Graeci-  
cumque et nomen remanet quo peregrinam esse ad-  
parat*. In den grossgriechischen Städten war auch Apollo ein  
viel verehrter Gott, dem die tromme Hand der Tempelstifter  
und der ihn mit Opfern und Gebet Angehenden seinen Baum zu  
pflanzen gewiss nicht unterliess. In Rhegium sollte Orestes vom  
Mutterblute gestöhnt worden sein, wie in Athen und Trözen; er  
gründete dort dem Apollo einen Tempel, aus dessen geweihtem  
Hain die Rheginer, wenn sie nach Delphi pilgerten, den Lorbeer  
mitzunehmen pflegten (Varro bei Prob. Verg. bel. Prooem.; Münzen  
der Brettier, von Nola u. s. w. zeigen den Apollokopf mit Lor-  
beerkranz. Mommsen, Römisches Münzwesen, S. 130, 165 u. s. w.),  
in Cumä, der Heimath der sibyllischen Sprüche, stand der  
Tempel des weissagenden Gottes auf der Burghöhe über dem  
Meere; von dort her ergoss sich griechische Bildung nach Cicero's  
Ausdruck nicht als dünnes Bächlein, sondern in vollem Strom  
über die Barbaren und trug ihnen vor Allem die Verehrung der  
reinsten griechischen Göttergestalt und deren Attribute zu. Der  
Lorbeer fand bald seine Stelle in den zahlreichen dem Apollo  
glauben wahlverwandten Lustrations- und Sühnungsgebräuchen  
der latinisch-sabinischen Religion, in dem Dienst der Laren, in  
der Feiert der Faullen und Poplitagen, bei Triumphzügen sieg-  
reicher Heere und Feldherren — denn er reinigte von dem  
im Kriege vergossenen Blute, wie die Myrte, das Symbol der  
Vereinigung und des Glückes, denjenigen schmückt, der den  
Feldzug ohne Schwereschlag beendet hat —, und ward auch  
nach dieser reinigenden Kraft benannt.<sup>29)</sup> So konnte um 300  
vor Chr. Theophrast (zu dem so eben a. O.) schon sagen, die  
latinische Ebene sei reich an Lorbeer- und Myrten-  
bäumen und die Berge an Farnen und Fichten. Anderthalb  
Jahrhunderte später finden wir bei Cato drei Lorbeerarten genannt,  
*laureus Cyprii*, *Delphici*, *silvestris*, von welchen Namen die beiden  
ersten sich selbst erklären, der letzte aber wohl auf *Educium*  
*Laurus L.* geht (Plin. 16, 128. *laurus; hinc silvestrem laurum*



aliqui intelligent), wie auch die wilde Myrte, *avgdv, άγία* des Dioskorides, nichts ist als der Mauseldorn, *cuscuta aculeata* L. Dass der Lorbeer nicht etwa in Italien einheimisch war, beweist auch die Analogie der Insel Corsica, wo die ursprüngliche Wildniss sich bis in die historische Zeit erhielt, und an welcher Italien daher, wie immer Continente an gegenüberliegenden Inseln, ein Spiegelbild seiner eigenen Vorzeit hatte: auf Corsica wuchs keine Art Lorbeer, gedieh aber später nach der Einführung ganz wohl (Plin. 15, 132: *notatum antiquis nullam genus laurus in Corsica fuisse, quod nunc satum et ibi provenit*). In Italien war der Lorbeer immer ein Tempel- und Gartenbaum, und der nordische Wallfahrer, der von hesperischen Lorbeerwäldern träumt, wird sich in dieser Hinsicht sehr getäuscht finden. Auch in Griechenland ist *laurus nobilis* im wilden Zustande meistens nur ein grosserer Strauch, wächst aber wohl unter günstigen Umständen zu einem stattlichen Baum heran. Fraas (Synopsis plantarum florae class. p. 288) fand ihn im südlichen Griechenland selten, erst im nördlichen, namentlich im phthiotischen Thessalien, waldähnlich versammelt und Haine bildend, „wenigstens in der Nähe von Klöstern, die sich ihre Zucht angelegen sein lassen.“ Zur Zeit Hesiod's muss der Baum in Biotien am Helikon schon nicht ungewöhnlich gewesen sein, da der Dichter (Op. et d. 135, also in einer der ächtesten Partien des Gedichts) die Vorsehrift giebt, die Deichsel des Pfluges aus Lorbeer- oder Linenholz zu machen, als dem Wurmtress nicht ausgesetzt. Auch die Höhle des Cyclopen in der Odyssee ist schon in Lorbeer versteckt, 9, 182:

Sahn wir am Ufersaum in der Nähe des Meeres die Holde,  
Hoch und von Lorbeerbäumen umwölbt

Der Baum kam, wie wir vernunthen, aus Kleinasien nach Europa hinüber, wohl als Begleiter einer lustrirenden Religion, sei es mit wandernden Thrakern oder Kären oder Kretern u. s. w. Von dem Seher Branchus, dem mythischen Stifter des Branchiden-Orakels bei Milet, welches die jonischen Einwanderer als kariesches Institut schon vorfanden, berichtet die Sage, er habe bei einer Pest in Milet die Milesier mit Lorbeerzweigen besprengt und gereinigt (Clem. Alex. Strom. 5 p. 570 B. ed. Paris 1629 fol.). Eine andere Erwähnung des Lorbeers in der Argonautensage



führt auf den thrakischen Bosporus. Dort wohnte in der Vorzeit das mythische Volk der Bebryker, nach Strabo thrakischen Stammes, deren König Amykos, Sohn des Poseidon, sich mit Polydeukes in einen für ihn tödtlichen Faustkampf einliess wie Apollonius Rhodius am Anfang des zweiten Buches der Argonautica ausführlich erzählt. Die Helden kränzten sich nach dem Siege mit dem Laube eines am Ufer wachsenden Lorbeers, an dem sie ihr Schiff mit Seilen befestigt hatten, und sangen zu Orpheus Leyer den Hymnus (v. 159). Dazu bemerkt der Scholiast nach dem einen von zwei ältern Autoren, die jenes Lokal in ihren Schriften behandelt hatten: es stehe dort wirklich ein hoher Lorbeerbaum an einem noch bewohnten Orte, der Amykos heisse, fünf Stadien vom Chalcidenischen Nymphäum entfernt; nach dem andern: es befinde sich dort ein Heroon des Amykos mit einem Lorbeer, und wer von demselben ein Reis breche, ver falle in Schmä hungen (*sic Zonapier dicitur*). Nach Plinius wuchs der Lorbeer seit Bestattung des Amykos auf dessen Grabe und hiess der unvernu nftige, weil, wenn ein Reis davon aufs Schiff gebracht wurde, sogleich Zank entstand, bis es wieder weggeworfen wurde, 16, 239: *in eodem tractu praeterea Amycos est Rebusque reque interfecto clavis: eius tumulus a superna de lauro trahitur quam insanam vocant, quoniam si quid ex ea deceptum inferatur navibus jurgia fiunt, donec abierint*. Der Lorbeer hat auch hier die Bedeutung der Sühne nach geschehener Tödtung; dass er aber zu bösen Reden verführt und *insana* oder *deira*, *νερανία* heisst (bei Arrian, peripl. Ponti Eux. und Steph. Byz.) kommt daher, weil er auf dem Grabe oder beim Saeclum des prahlerischen, streitsüchtigen Riesen wuchs. Noch weiter nach Nordosten bei Panticapaeum (dem heutigen Kertsch u. der Krani) hatte man, wie Theophrast h. pl. 4, 5, 3 berichtet, Myrte und Lorbeer anzupflanzen versucht, zum Zwecke priesterlicher Verrichtungen (*αὐτὸς τὰς λειτουργίας*, nämlich des Apollo und der in Panticapaeum vielverehrten Aphrodites), aber der Versuch misslang, offenbar der scythischen Winter wegen. Plinius wiederholt diese Nachricht, macht aber seltsamer Weise den König Mitridates ein, 16, 137: *circa Bosporum Commagen in Panticapaeo urbe omni modo laboravit Mithridates rex et ceteri in dies, sacerdotum certe causa, laurum myrtumque habere non valuit*. Hing diese Anpflanzung falls Plinius nicht aus blosser Zerstretheit, wie ihm dies nicht



seltener begegnet, den Mithridates herbeigezogen hat<sup>54)</sup> — mit der Religion des pontischen Königs, der vom persischen Stamme war, zusammen, so wird auch von den Persern selbst erwähnt, sie bedienten sich bei gewissen heiligen Handlungen der Myrten und Lorbeerreisern, die sich also doch in ihrem Lande finden mussten (Herod. 1, 132. Strab. 15, 3, 14). Ob diese Pflanzen wirklich *myrtus communis* und *laurus nobilis* waren, darf in Anbetracht des Klimas zweifelhaft scheinen; die uferliebende Myrte (*camantis litora myrtus, litora myrtetis lactesmar*) und auch der Lorbeer sind Gewächse eines milden, von Extremen freien Himmelsstrichs. Die Myrte ist in dieser Beziehung, wie auch Theophrast h. pl. 4, 5, 3 bemerkt, noch zärtlicher als der Lorbeer. Die erstere verbreitete sich, wenn wir uns nicht täuschen, von Südosten her über die Felsenufer des mittelländischen Meeres, der andere, häufig nicht bloss in Cilicien, wo er fast bis an die berühmten cilicischen Thore reicht, in dem apollinischen Lycien, an den Gestaden Kleinasiens bis Troas hinauf, sondern auch am Südrande der Propontis und des Pontus bis Georgien, wo er aufhört s. Tchihatcheff, Asie mineure, botanique II, p. 417 und die daselbst angeführten Werke von Sestini, Grisebach und Koch), ward zuerst in den Norden der hellenischen Halbinsel und weiter nach Süden und Westen getragen, ohne indess in Europa im freien Stande, sowohl was die Zahl als die Pracht der Exemplare betrifft, so frohlich zu gedeihen, wie in Vorderasien.

Die Frage, ob das geringere Abbild der Myrte, der immergrüne Buchsbaum, der südenropäischen Flora ursprünglich angehört, werden alle Botaniker unbedenklich mit Ja beantworten; dem Historiker ist die Sache noch nicht so ausgemacht. Beim ersten Blick muss anfallen, dass die lateinische Benennung *laurus* (oder in der ältern, volkstümlichen Form *laurum*) von den Griechen, bei denen das Gewächs *λαύρος* heisst, entlehnt ist, denn an eine Verwandschaft beider Wörter wird Niemand denken wollen — und dass also ein in Italien einheimischer Strauch oder Baum einen fremden Namen trägt. Das Holz des *laurus* wurde seit dem frühen Alterthum wegen seiner Härte, Festigkeit, Schwere, unvergänglichen Dauer und wegen der fehlerlosen Glätte der daraus gefertigten Platten hochgeschätzt; es war das nordische und abendländische Ebenholz; es diente zu Werkzeugen aller Art, zu Cithern und Flöten, Schmuckkästchen,



Tafeln, Thürpfosten, Güterbildern, wie auch heut zu Tage die Holzschneldkunst es nicht entbehren kann; Grundes genug das Baumboden zu verbreiten, welches nach Theophrast h. pl. 3, 6, 1 zu den *τεταστά* gehört d. h. zu solchen Gewächsen, die sich leicht vermehren, und also, nachdem es in einer dunkeln Periode, aus der es keine Erkunden gibt, von Menschen weitergetragen worden, in historischen Zeiten leicht sich auf dem neuen Boden abtreigeboren darstellte. Wenn es aber von Asien herübergekommen war, — in welcher Gegend dieses Festlandes lag der Punkt, von dem seine Wanderung ausging? Theophrast in dem wunderbaren Abschnitt seiner Pflanzengeschichte, wo er das Bild einer Pflanzengeographie entwirft, die schon das ungeheure Reich Alexanders des Grossen und einen Theil der Welt darüber hinaus umfasst, wir meinen die ersten Kapitel des vierten Buches — rechnet 4, 5, 1 die *αγοα* unter die *ξηλωγγοα* d. h. unter die Gewächse nicht des warmen, sondern des kalten Himmelsstrichs, und im vorhergehenden Kapitel hatte er berichtet, der griechische Ephen lasse sich in den babylonischen Gärten wegen der übergrossen Milde des Klimas gar nicht, der Buchsbaum und die Linde aber nur mit grosser Schwierigkeit ziehen (4, 4, 1). Ähnlich äussert er sich de caus. pl. 2, 3, 3: in den heissen Ländern, wo die Dattelpalme gedeiht, kommen Buchsbaum und Linde schwer fort. Der Buchsbaum war also kein Gewächs des warmen semitischen Landstrichs, und der im Alten Testament Jes. 41, 19, 60, 13 und in etwas anderer Form Ezech. 27, 6 genannte Baum kann schon aus diesem Grunde nicht *buxus* sein, wie Bochart und nach ihm Celsus wollten. Aber auf den Gebirgen des pontischen Kleinasiens wucherte der Baum in unermesslicher Fülle, und erreichte in Höhe und Dicke ein Wachstum, wie nirgends in Griechenland. Dort in Papilagonien, bei der Stadt Annastria, war besonders das Cytorusgebirge, welches nahe an das schwarze Meer herantritt, wegen seiner Buchswaldung berühmt (Theophr. 3, 16, 6, Strab. 12, 13, 10), Caull. 4, 13:

*Amastri Pontica et Calace buxifer.*

Verg. Georg. 2, 137:

*Et pons restatque lauro pretare Cytarum —*

und wie es liess: Fellen nach Athen oder Fische in den Hellespont tragen, und wie wir sagen: Holz in den Wald tragen, so galt nach Eustathius ad II 4, 296 auch das Sprichwort: Du hast



Buchsbaum auf den Cytorus gebracht, *τιζον εἰς Κέραιον ἔργον*. Zu dem Cytorus fügt Plinius noch das Berecyntus-Gebirge in Phrygien am Flusse Sangarius, 16, 71: *buxus... Cytorris montibus plurima et Berecynthia tractu*. Eben so die Dichter: Verg. Aen. 9, 619: *buxusque vocat Berecynthia matris*

*Idaeae.*

Ovid. ex Pont. 1, 1, 45:

*pro matris phrygiae foramine buxi*

Da nun die Paphlagonier schon bei Homer Bundesgenossen der Troer sind und von den dortigen Kenetern die Maulthiere stammten, so erklärt sich, dass schon das Epos, obgleich in einem seiner jüngsten Theile, dem 24. Buch der Ilias, dem alten Priamus einen maulthierbespannten Wagen giebt mit einem aus Buxus gearbeiteten schon verzierten Joch (v. 268). Noch im Mittelalter heisst es bei Marco Polo, 1, Cap. 4: In der Provinz Georgien bestehen alle Wälder aus Buchsbaum — wozu der neueste Herausgeber, H. Yule, die Notiz fügt: Buchsbaumholz fand sich in den abchasischen Wäldern so reichlich und bildete einen so wichtigen gemessischen Handelsartikel, dass die Bat von Bumbor, nordwestlich von Sachum Kale, über welche dieser Handel ging, den Namen Chao de Bux (cavo di Bussi) erhielt. Auch auf dem macedonischen Olympus wuchs der Buchsbaum schon zu Theophrast's Zeit, aber verkümmert, niedrig, knotenreich und darum den Technikern nicht nutzbar (Theophr. li. pl. 3, 15, 5. 5. 7. 7). In dem mehr südlichen Griechenland, dem Gebiet des heutigen Königreichs, ist *buxus sempervirens* ungewöhnlich: von dem Westlande aber und insbesondere von der Insel Kynos hat Theophrast gehört, dort wachse der höchste und schönste Buchsbaum, der jeden andern an Länge und Dicke übertreffe, und davon habe der dortige Honig seinen üblen Geruch (ib. pl. 3, 15, 3). Den Griechen, die einen Theil der Küsten Italiens, Galliens und Spaniens schon frühe mit Kolonien besetzt hatten, blieb doch das Innere der genannten Länder lange und bis in die jüngste Epoche fast unbekannt, und noch zu Theophrast's Zeit ruht ein Schleier darüber, der den Schriftstellern des Mutterlandes nur momentane einzelne Blicke gestattet. Besonders Corsica war damals noch ein halb mythisches Land, auf welches nach der uralten Anschauung der Identität des äussersten Westens mit dem äussersten Osten gewohnheitsmässig die Naturgötter des Pontus,



in diesem Fall das gepriesene Holz des Buchsbaums, übertragen werden konnten. Denn auch im Pontus hatte der Honig seinen widrigen Geruch von dem Buchsbaum (Aristot. de mir. auscult. 18. wiederholt von Aelian n. a. 5, 42), und noch ein so später Schriftsteller wie Diodor (oder vielmehr der sicilische Geschichtschreiber Timaeus, welchen Diodor hier ausschrieb) berichtet 5, 14 über Corsien wie über ein Phantasie-land, in dem tugendhafte und gerechte Menschen leben, gleich den Abiern und Hyperboreern, und die einfachen Sitten der Hirtenwelt herrschen. Sei es nun, dass auf diese Art die Phantasie in die gezeichneten dichten Wälder der Insel den Buchsbaum nur hineinschaute, oder dass wirklich die jetzt den balearischen Inseln eigenthümliche, früher vielleicht weiter über die atlantisch-iberische Welt, wie Korkbaum und Speiseeiche, verbreitete Art, die die Botaniker *huus balearica* nennen, auch auf Corsien sich fand — auf jeden Fall gehört der Zusammenhang zwischen dem bitteren Honig und dem Buchsbaum der Insel in das Reich der Fabel, ja jene Eigenschaft des Honigs selbst ist nur von der gleichen des pontischen abgeleitet. Dass aber wenigstens an der italischen Küste und zwar bei dem heutigen Policastro in Kalabrien im fünften Jahrhundert vor Chr., zwei bis dreihundert Jahre nach der ersten Ankunft der Griechen in jenen Gegenden, der Buchsbaum wuchs, geht aus dem Namen der Stadt *Hyzois*, bei den Italern *Bucentum* hervor: dieser von Mikythos, Tyrannen von Messina, Ol. 78, 2 oder 467 vor Chr. gegründete Ort war ohne Zweifel nach dem in der Umgegend vorgefundenen *huus* benannt. Bei den späteren Römern diente der lebendige Strauch, wie noch heute zu Einlassung von Gängen und Beeten und wurde nach dem Geschmack der damaligen Gartenkunst von der Hand der *toparii* und *arborarii* zu mannichfachen Gestalten, Thierbildern, sogar Buchstaben zugeschnitten, — worüber der jüngere Plinius in der Schilderung seiner tuscischen Villa, Ep 5, 6, uns ein belehrendes Document hinterlassen hat. Ein so allgemein verwendetes Gewächs und ein so gesuchtes Holz musste sich nach und nach in passenden Localitäten Dasein und Raum schaffen. Der ältere Plinius wiederholt nach seiner Art die Angaben, die er bei Theophrast fand, darunter auch die vom corsischen Buchsbaum. Einiges aber fügt er auch selbstständig oder aus anderen Quellen hinzu, was über die damalige Verbreitung des Baumes Licht giebt, 16,



70 (wir gehen hier den Text nach Dettleisen): *tria ejus genera gallicum quod in metas emittitur amplitudine proceriores; oleustum in omni usu damnatum grave praefert odorem; tertium genus nostras vocant, e silvestri, ut credo, mitigatum satum, diffusius et densitate paritum, cirens scaber ac tonsile. Buxus Pyrenaeis ac Cypriis montibus plurima (u. s. w., s. o.).* Die gallische Art halten wir für die balearische, die edler, höher und gegen die nordische Kälte empfindlicher ist, als die gemeine, und eben dahin mag der Buchsbaum der Pyrenäen gehört haben; die beiden anderen unterschieden sich nach Plinius eigener Andeutung nur wie Verwilderung und Kultur. In den achtzehn Jahrhunderten seit Plinius hat sich der Buchsbaum an den Küsten Frankreichs, Englands, ja Irlands in völliger Freiheit angesiedelt; da ihn dorthin sicher erst menschlicher Verkehr gebracht hat, so wird es nicht unvernünftig sein, für eine viel frühere Zeit eine ähnliche Wanderung von Kappadocien in das europäische Mittelmeergebiet anzunehmen.

Dass die europäische Benennung des Baumes in allen Sprachen aus der lateinischen stammt, kann nicht verwundern; interessanter aber ist, wie seit dem Mittelalter das beliebte Material allem ursprünglich daraus Getertigten den Namen lieh. So im Deutschen Büchse (in allen Bedeutungen, auch in der des Feueergewehrs); französisch *boite* die Schachtel, *boiter* hinken (d. h. aus der Pflanne, *boite*, bringen oder gerathen); *boisseau* der Scheffel, englisch *busket*; *boussole* der Kompass, spanisch *bravada*; *brisson* der Strauch, ital. *boscione*; *busto*, ital. *busto* die Busto (nach Diez); slavisch *puska*, *puska* die Kanone, *puskar* der Kanonier, magyarisch *puska* (aus dem deutschen *buxa*, *puxa*) und manches Andere <sup>62)</sup>

## DER GRANATAPFELBAUM

(*punica granatum L.*)

Religiöser Verkehr hat in alter Zeit auch den herrlichen Granatbaum nach Europa gebracht, dessen purpurne Blüte im glänzenden Laube und rothwangige, kernreiche Frucht die Phantasie symbolisch denkender Völker Vorderasiens von Anbeginn lebhaft ergreifen musste. In der Odysee sind nn zwei schon



früher behandelten Stellen unter den Früchten im Garten des Phäakenkönigs und unter denen, die den phrygischen Tantalos durch ihren Anblick quälen, auch Granatapfel, *ῥοαί*, welcher Name allein schon für die Herkunft des Gewächses aus semitischem Sprach- und Kulturkreise entscheidendes Zeugnis ablegt<sup>52)</sup> Im syrisch-phönizischen Götterdienst war der Baum von so hervorragender Bedeutung, dass der Name des Granatapfels, Rimon, mit dem des Sonnengottes, Hadad Rimon, zusammenfällt (Movers, Phönizier, I, 196 ff.). In Cypern hatte Aphrodite selbst den Baum gepflanzt (nach dem Komiker Eriphos bei Athen. 3. p. 81; er war dem Adonis geweiht und in die phrygischen theogenischen Mythen vielfach verwebt. Der Apfel, den der troische Paris der Aphrodite, der Landesgöttin, im Streite mit den eindringenden Kulte der Athene und Hera als Preis zuerkannte, war ohne Zweifel ursprünglich als Granatapfel gedacht. Eine zweite griechische Benennung der Frucht und des Baumes, *αἰδύς*, stammte, wie *ῥοαί* aus Syrien, so vermuthlich aus Kleinasien und mag karisch oder phrygisch u. s. w. gewesen sein. Literarisch erscheint das Wort zuerst in dem von Plutarch (Symp. 5, 8, 2) aufbewahrten Verse des Empedokles (v. 220 Stein):

*οἴκεται ὀφθαλμοὶ τε αἰδύς καὶ ἰατρῶν πῖλα,*

also in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Schriften des Hippokrates, in denen das Wort gleichfalls wiederholt vorkommt, gewähren zwar keine sichere Zeitbestimmung, wohl aber Aufklärung über Localität und Mundart, in denen es gebräuchlich war. Die Böoter sagten *αἰδύς*, die Athener *ῥοαί*. Athenaios erzählt nach Agatharchides (II. p. 650 f.), einst hätten die Böoter und Athener um ein Grenzland, Namens *Σίδα*, gestritten; da habe Epanimondas plötzlich einen Granatapfel hervorgeholt und getragt: wie nennt ihr dies? Als darauf die Athener erwiderten: *ῥοαί*, rief Epanimondas: wir aber *αἰδύς*, und blieb auf solche Art Sieger im Streit. In viel ältere Zeit, als diese Erwähnungen, führen die Namen von Ortschaften, die von der *αἰδύς* entlehnt sind. An der lakonischen Küste lag eine Stadt Side, nach einer Tochter des Danaos benannt, im politischen Verein mit den beiden auf Troas hinweisenden Orten Etis und Aphrodisias (s. oben bei der Myrte); in der Landschaft Troas selbst nennt Strabo (43, 1, 11 und 12) eine Stadt Satene am Granikus nebst gleichnamigen



Gebiet, ein anderes lykisches Sidene erwähnt Stephanus von Byzanz nach Xanthus; ein Flecken bei Korinth oder ein Hafenort in Megaris Σιδεῖς trug besonders schöne μήλα (Nicand. in seinen Heteroömene und andere Gewährsmänner bei Athen. 3. p. 82), worunter dem Namen des Ortes nach ursprünglich oder vorzüglich Granatäpfel zu verstehen waren; Dörfer mit demselben Namen kennt Stephanus von Byzanz an der kleinasiatischen Küste bei Klazomenai und bei Erythrä; eine Stadt Σιδαιόσα in Iouien kam bei Hecataeus in seiner Umschiffung Asiens vor und wird auch später noch erwähnt. Side in Pamphylien, welches auf seinen Münzen einen Granatapfel zeigt, lag zwar dem syrischen Süden schon nahe, war aber eine Gründung des iolischen Kyme (Strab. 14, 4, 2: Σιδῆ, Ἀγυαίον ἑταίρος). Auch im innersten Pontus endlich lag in der glücklichen Landschaft Sidene, also dem Granatenlande, die hochgelegene Küstenstadt Side (Strab. 12, 3, 16). Eine ältere, auch von Kallimachos (in Iuvae. Pall. 28) gebrauchte Wortform αἰδῆ statt σιδῆ, älter, weil die letztere aus der ersteren, nicht wohl aber jene aus dieser entstehen konnte, führt direkt nach Karien, Steph. Byz.: Σῖδα, τοῦ Ἀγυαίου. — Wie in Asien, dient der Baum und seine Frucht denn auch in Griechenland in den entsprechenden Kulte zum Ausdruck dunkler Vorstellungen von Zeugung und Befruchtung und wiederum von Tod und Vernichtung. Eine phrygische Färbung trug die thebanische Legende, nach welcher am Grabe des Eteokles ein von den Erinyen gepflanzter Granatbaum wuchs, aus dem, wenn man eine Frucht brach, Blut floss (Philostr. Iung. 2, 29), oder jene andere, nach welcher beim Grabmal des Menoikeus, der beim Anzug des Polyneus, einem delphischen Orakelspruch gehorchend, sich selbst den Tod gegeben hatte, eine Granate ausgesprosst war, deren reife Früchte innerlich wie von Blut geröthet waren (Pausan. 9, 25, 1). Auf der bildgeschmückten Lade des Kypselos im Heräum zu Olympia, deren Anfertigung in das erste Jahrhundert der Olympiadenrechnung fällt, und die noch Pausanias an Ort und Stelle fand und genau beschrieben hat, sah man den Gott Dionysos in einer Höhle liegend, um ihn herum aber Weinstöcke, Apfel- und Granatbäume wachsend (Paus. 5, 19, 1). Das im Heräum zwischen Argos und Mykene von Polyklet gearbeitete Bild der Göttin hielt in der einen Hand das Scepter mit dem kukuk, in der anderen den Granatapfel



was dieser letztere bedeutet, sagt Pausanias bei Beschreibung des Werkes (2, 17) hinzu, verschweige ich, da es nicht auszusprechen ist. Er bedeutete aber eben die Erdgöttin als die vom Himmel befruchtete und unendlich hervorbringende, wie der Kukuk die regnerische Frühlingszeit, in der jene Befruchtung vor sich geht. Besonders im Mythos von dem Pluto und der Proserpina erscheint der Granatapfel als bedeutungsvolles Attribut: schon der homerische Hymnus auf die Demeter berichtet, wie Persephone in der Unterwelt einen Kern der Frucht (*κῆρυς κόκκον, μέλαθ' ἑδοθήν*) zu kosten gezwungen worden d. h. mit dem Aidoneus sich geschlechtlich verbunden habe und ihm dadurch verfallen sei.

Wie bei der argivischen Hera, so wird auch in dem abgeleiteten Herakult der achäischen Städte in Italien, besonders der ihnen gemeinsamen Hera Lakinia bei Kroton, das Symbol des Granatapfels und also auch bei Tempeln und in Gärten der Baum selbst nicht gefehlt haben. Darauf deutet hin, was von der Siegestatue des Milon von Kroton in Olympien berichtet wird: dieser grossgriechische Athlet, der schon um das Jahr 520 vor Chr. lebte, war als Priester der Hera dargestellt und trug als solcher in der linken Hand einen Granatapfel (Philostr. vit. Apoll. 1, 28, woselbst der Satz aufgestellt ist: *τὸ ῥοδὸν δὲ μόνον, ἡ δὲ τῆς Ἥρας γάρρῳ*). Weiter muss der Verkehr der Römer mit den campanischen Griechen, der die eryemische Aphrodite und die von trosschen Ida stammenden sibyllinischen Bücher nach Rom brachte, auch die Kunde der Granatfrucht, dieses häufigen Symbol, und des Baumes, auf dem sie wuchs, vermittelt haben. In der That finden wir den Granatzweig in einer der ältesten Partien des römischen Priesterrituals erwähnt: die Gattin des *flamen Dialis* die *Flaminica*, die in Tracht und Sitte ein Abbild der römischen Matrone aus der I rzeit darstellte, trug auf dem Haupte einen Granatzweig, *arculum, marculum*, dessen Enden mit einem Faden weisser Wolle an einander geknüpft waren, offenbar zum Zeichen ehelicher Fruchtbarkeit - wie das Haupt ihres Gatten mit einem Oelzweig am *apex* geschmückt war. Hier wird die Granate nicht jüngeren Datums sein, als die Olive, die, wie wir sahen, zur Zeit der Tarquinier in Italien auftrat. „Granatäpfel von Thon sind zugleich mit sonstigen Früchten ähnlicher Vorbestimmung aus unteritalischen, hauptsächlich tokanischen Gräbern



— zahlreich vorhanden“ (Gerhard, Denkm. und Forsch. 1850. n. 14. 15). Um so mehr dürfen wir uns wundern, in Italien keine der beiden griechischen Benennungen der Frucht, sondern bloss den allgemeinen Ausdruck *malum* mit dem specificirenden Adjectiv *panicum* oder *granatum* zu finden. z. B. Columella 12, 42, 1: *mala dulcia granata quae Punica vocantur*. Aus welcher Zeit stammt der Leisatz *panicum*? Aus jenem frühen Alterthum, in dem der von Polybius aufbewahrte Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Karthago abgeschlossen ward? Schon deshalb nicht, weil die nahe Verbindung mit den Griechen in Cumä, Velia u. s. w. in noch ältere Zeit fällt und der Name der Punier selbst ein aus griechischem Munde entlehnter ist. Wie das Wort *μήλον* bei den Griechen selbst nicht bloss die eigentlichen Äpfel, sondern auch die Quitten, Granaten u. s. w. umfasst, so genügte den italischen Naturkindern auch der allgemeine Begriff *malum*, der erforderlichen Falles durch ein beschreibendes Epitheton näher bestimmt wurde. Als dann den Römern der Reichtum an Granatbäumen in den Kolonien der Karthager und endlich in Afrika selbst zu Gesicht kam und der Handel ihnen die süssesten, blutrothen, kernlosen Früchte aus Süden in Menge zuführte, da mag sich der Beiname punisch festgesetzt haben, in dem zugleich ein Anklang an die Farbe lag. Dem dem Worthaut nach kann *malum panicum* auch als *malum puniceum*, *ποινικόν* *μήλον*, der Purpurapfel, verstanden werden. Auf dem afrikanischen Boden, wohin der Baum grades Wegs von Kanaan, seiner Heimath, gebracht war, gediehen die feinsten Sorten. Zwar wenn Plinius 13, 142 den Granatapfel gradezu den Gegenden um Karthago zuspricht: *circa Carthaginem Panicum malum cognomine sibi vindicat* (Africa), so ist dies, wie der Zusatz *cognomine* lehrt, nur ein Schluss aus dem Namen, keine historische oder naturgeschichtliche Beobachtung; aber dass Africa in dieser Hinsicht bei den Römern berühmt war, leidet keinen Zweifel. Martialis begleitet die Zusendung eines Korbes mit Obst mit den Worten: „hier keine afrikanischen Granaten ohne Kern, sondern inländische Früchte aus meinem Garten“. 13, 42:

*Von tibi de Libyis tuberosa aut asprina ramis,*

*De Nomentana sed domus arboribus*

Direkt bestätigt dies das an den Flavianus Myrmerius gerichtete kleine Gedicht des Rufus Festus Avienus (bei Wernsdorf, Poetae



lat. min. 5, p. 1296), der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte und Afrika selbst gesehen hatte. Er bittet den genannten Freund, wenn dessen Schiff aus Afrika ankommen sollte, ihm einige dort gewachsene Granatäpfel zuzuschicken. Nicht dass mein eigener Garten, sagt er hinzu, keine Früchte der Art trüge, aber sie sind sauer und herb und nicht mit dem Nektar zu vergleichen, wie ihn die warme Sonne Afrikas erzeugt, v. 26:

*Nec tantum miseri videar possessor agelli,  
Ut genus hoc ardua nullo mihi floreat hortu;  
Nascitur et multis interit mea brachia posita.  
Sed gravis austerum fert cucens ad ora saporem.  
Illa autem Libycas quare et audollet ad auras,  
Mileat meliore rolo coelique tepentis  
Nutrimenta trahens rucce ac nocturnia inspicit.*

In den Paradiisen der Vandalen in Afrika, von denen Luxorius spricht (Anthologia vet. Lat. epigr. et poem. ed. H. Meyer, epigr. 343), fehlte ohne Zweifel der liebliche Baum nicht, den auch die Araber, die Freunde schöner Blüten und erfrischender Fruchtsäfte, mit Vorliebe pfl egten. Der Name des Granatapfels und des Granatbaumes bei den Portugiesen ist noch hent zu Tage der arabische, *romu*, *romera* (also wie *malum punicum* bei den Römern), von demselben arabischen Wort stammt der italienische und französische Name der Schnellwage, *romano*, *romain*, da das Gegengewicht bei arabischen Wagen in Form eines Granatapfels gebildet zu sein pflegte; auch die von den Mauren im zehnten Jahrhundert gegründete Stadt Granada, das Damaskus des Westens, sollte von der Granate den Namen haben, deren Bild in das Wappen der Stadt überging und noch jetzt alle Strassen und öffentlichen Gebäude schmückt (Murphy, The history of the mahometan empire in Spain, p. 188). In Italien ist bei den scriptores rei rusticae, von Cato an, der Baum schon gewöhnlich. Plinius in der Kaiserzeit weiss mannigfache Sorten, mit vielfacher Anwendung, aufzuzählen. Das heutige Griechenland und Italien haben schon wilde Granatapfelbäume d. h. verwilderte, strauchförmige, dornige an Hecken, deren Früchte aber ungenussbar sind, auch die kultivirten erreichen die Grösse und den köstlichen Geschmack nicht, der von den Granatäpfeln in dem asia-



tischen Paradiesklima des Baumes gerühmt wird (s. darüber den trefflichen Excurs von Kitter, Erdkunde, Band XI). Auch dient in Italien die prächtige rothe Frucht mehr zur Augenweide, zum Schmuck der Tafel, als zum eigentlichen Genuss. Im Spätherbst, wo sie reift (vergl. oben *οὐρίμων αἶδον* im Verse des Empedokles), ist mit der heissen Jahreszeit auch das Verlangen nach Erquickung durch silberlichen Fruchtsaft vortüber. Hauptsächlich die Citrone, kann man sagen, hat dem Granatapfel den Platz geraubt, den er bei den Alten behauptete. Noch jetzt aber nach so vielen Jahrhunderten verknüpft das Volk in Griechenland mit der Granate die Vorstellung reichen Segens und der unzählbaren Menge<sup>24)</sup> und die purpurarbene Blüte ist als Geschenk ein Zeichen feuriger Liebe. Dass das Wort *punicum* nirgends in den neuörmischen Sprachen erhalten ist (die Italiener sagen: *melagrano*, *granato* u. s. w.), beweist, dass es nie ganz volksmässig gewesen ist.

## DER QUITTENBAUM

(*Pyrus Cydonia* L. *Cydonia vulgaris*).

Unter den Aepfeln sind, wie oben gesagt, im früheren Alterthum neben den Granaten auch Quitten zu verstehen, die wir aus diesem Grunde sogleich hier anschliessen. Die *χαίρα μήλα* der Hesperiden und der Atalante waren idealisirte Quitten, und der der Aphrodite geweihte, in Mädchen- und Liebespielen aller Art und zu bräutlichen Gaben dienende Aepfel war gleichfalls kein anderer als der goldgelbe duftende Quittenapfel. Seine Farbe, wie die der rothen Granate, machte überall, wo er zuerst erschien, lebhaften Eindruck auf den Naturmenschen. Roh konnte er nicht genossen werden, aber in Wein, Most, Oel und besonders Honig eingemacht, gab er diesen Stoffen einen feinen Duft und Geschmeck. Der griechische Name, cydonischer Aepfel, *μήλον κυδωνίου*, wirft einiges willkommene Licht auf die Geschichte des Baumes. Danach kam er den Griechen zunächst aus Kreta und zwar aus dem Gebiete der Kydonen, die an der Nordwestküste am Flusse Iardanus wohnten und, mochten sie nun semitischen Stammes sein oder nicht, doch zu den ältesten halbmuthischen Hellenen der Insel gehörten. Ihre Stadt war die *ναιτέρ ἄρβαιον*

<sup>24)</sup> *ἄρβαιον* *καταρπάζοντες ἢ 2. ἄρβαιον* 2. 809.



des Leibes, und dass die Quitten erst nach der Hochzeit war, deutet auf ein frühes Zeitalter ihrer Einführung, und als ihrer Weiterverbreitung zu den übrigen. Ihre erste erfolgreiche Erziehung bietet sich, wenn man sich weiter im Aelteste zu unserm Ackerbau nicht verkannt werden kann, und als Quitten ist bei dem aus Leiden erhabenen Almann Fr. v. Botes, also in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, bald darauf, um 600 vor Chr., wird er in der Historia des Seizlers Strabo (Fr. 27. Berck.)

Notiz bei Aeliano nicht uninteressant, und sogar erzählt. Etwa um dieselbe Zeit verordnete schon in einem Gesetz, bei Hochzeiten solle die Braut, ehe sie das Brautgemach betrete, einen cydonischen Apfel essen, offenbar um sich ebenfalls dann dem Dienst der Aphrodite zu weihen. Plin. Conj. Praecept. 1. und Quaes. Rom. 65, der übrigens dies schonische Gesetz durch welches nur ein attischer Brauch sanctionirt wurde, römisch erklärt. Gleichzeitig wird der Baum auch von den römischen Griechen cultivirt worden sein. Polyas aus Rhodus, also ein geborener Italiot, erwähnt um die Mitte des 6. Jahrhunderts der cydonischen Apfelaume in bewässerten Gärten Fr. 1. 1. Aeliano *apud*. Auf die umwohnenden Barbaren verhielt die goldene Apfel ihren Reiz gewiss nicht. Dass die Feinheit in Italien alt war, lehrt, ausser der populären Latinsierung im Volksmunde: *malum cotinum* sehr allgemein, auch eine sprechende Stelle bei Propert. 13, 13, 27, wo der Dichter die Entföhrungen der frühern Zeit mit der später herrschenden Leporei vergleicht, sonst, sagt er, schenkte die ländliche Jugend sich Quitten, vom Raum beraubgeschüttelt, und volle Körbe mit Brombeeren, jetzt müssen es Lebkuchen und leuchtende Liliën sein u. s. w. Columella und Plinius kennen schon mehrere Arten, darunter die Quittenbirn, *malum chrysomum* wörtlich Sperrlingsapfel, die schon bei Cat. erwähnt wird und also gleichfalls älter als der dritte punische Krieg ist. Wie zu Plinius Zeit, werden noch jetzt in Italien die Quitten in Zimmern aufgestellt, um diese mit angenehmem Duft zu erfüllen, und den Zuckerbäckern dienen sie zu der *citronata*, *trana citronata* wie im Alterthum zum *aromata* oder *aromata*. Die *medicata*, wörtlich Honigapfel, bei Varro de r. r. 1, 39, 1: *quae autem musta conduntur, cum melle de appellunt* bei Horaz Serm. 2, 8, 31



*post hoc me docuit melimela rubra minorem  
ad lunam delata*

und an mehreren Stellen des Martial werden von neueren Auslegern als besonders süsse Aepfel gedeutet; dass sie aber eine zum Einkochen in Most und später in Honig vorzüglich geeignete Varietät Quitten waren, bezeugt nicht nur der Schol. Cruq. ausdrücklich, sondern lehrt auch das spanische *membrillo*, das portugiesische *marmelo*, Quitte, Quittenmuss, von welchem letzteren das allgemein europäische Wort Marmelade abgeleitet ist. Schon zu Galenus Zeit kam solche spanische Marmelade nach Rom (*de aliment. facult.* 2, 23. (VI. p. 603 Kuhn.)) Im Uebrigen ist der Baum im heutigen Italien nicht sehr häufig und gewiss seltener als bei den Alten, die noch keine Ananas und keine Apfelsinen kannten. Im Orient dagegen und in ganz Osteuropa, der Weltgegend eingemachter Früchte und des Zuckerwerks, ist das Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit die Quitte ein beliebter, in Bazaren theilgebotener Genuss missiger Menschen geblieben, wovon die Menge der zum Theil verstümmelten Namen derselben bei den Völkern slavischen Stammes ein lebendiges Bild giebt (s. Miklosich, *Fremdwörter*, S. 89, darunter auch persische und türkische, wie *pign*, *ara*, *armud* u. s. w.).

## ROSE und LILIE

(*rosa gallica, centifolia* — *Lilium candidum* L.)

Wie die Früchte mit dem köstlichen goldenen oder röthlichen Mark, so erschienen auch die Blumen des Orients — dort von weichlich civilisirten, nur für ihre Despoten und Religionsbräuche lebenden Menschen angepflanzt, veredelt und zu Salben und Wassern verarbeitet — den Hirten, Kriegern und Ackerbauern des Westens lockend und wunderbar. Rosen und Lilien waren schon zur Zeit des Epos zu den Griechen gelangt. Anfangs wohl nur dem Rufe nach, als etwas unbestimmt Herrliches der Blumenwelt, von dessen Farbe und Gestalt erzählt wurde, in Form auftretenden Oeles, dann auch allmählig die Pflanzen selbst mit ihren Blüten. Homer und Hesiod nennen die Morgenröthe



rosentingrig, in einem homerischen Hymnus heisst sie auch rosenarmig, wie auch in der Theogonie zwei rosenarmige Töchter des Nereus vorkommen; Aphrodite salbt den Leichnam des Hektor mit rosenduftendem Oel; Hektor wiff die liliensarte Haut des Ajax mit seinem Speer zerfleischen; die Stimme der Ciaden und in der Theogonie die der Musen heisst eine Lilienstimme. Dies sind lauter vergleichende Bezeichnungen, die sich auf eine möglicher Weise ferne Sache beziehen, wie denn auch schon jener alte Forscher bei Gellius N. A. 11, 6, 3 die Frage aufwarf, warum Homer das Rosenöl gekannt, die Rose selbst aber nicht gekannt habe (*quapropter rosam non norit, oleum et rosa norit*). Die Blumen selbst erscheinen in dem Hymnus an die Demeter, dieser ehrwürdigen Urkunde des alt-eleusinischen Demeterdienstes (von Welcker, Gr. Gotterlehre 2, S. 546, in Ol. 30 oder in die Mitte des 7. Jahrhunderts gesetzt), aber immer noch in fremdartigem Phantasie-Scheine: Proserpina spielt auf der Wiese mit ihren Gerahrtinnen und pflückt Rosen (die Rose also als Blume einer idealen Wiese, nicht vom Strauch gebrochen und nicht mit Dornen bewehrt) und ausser Krokos und Violett und Iris und Hyakinthos auch den Narkissos, eine neugeschaffene Wanderblume, bei deren Anblick Götter und Menschen stannen, die sich mit hundert Häuptern aus der Wurzel erhebt, deren Duft Himmel, Meer und Erde erfreut — offenbar Verherrlichung des in den Mysterien gebräuchlichen Symbols der Narcisse, die, wie der Name bezeugt, ursprünglich nur berauschende, exotische Blumendufte überhaupt repräsentirte. An einer späteren Stelle desselben Hymnus erzählt Proserpina ihrer Mutter, wie sie auf der reizenden Wiese gespielt und

Kelche der Rosen und Lilien auch, ein Wunder zu schauen,

gepflückt — wo der Zusatz *θαῦτα ἰδέσθαι* das Ferne und Fabelhafte oder Seltene dieser herrlichen Blumen ausdrückt. Unter den Namen der Nymphen, der Gespielinnen Proserpina's auf der Wiese, finden sich auch zwei oder drei, die der Rose entnommen sind: *Ρόδμη, Ροδάμη*, (die Rosige), *Ἰακύνθη, ζακύνθη* (Okyro mit dem Gesicht wie der Kelch einer Rose; dasselbe Adjectiv auch im Hymnus an die Aphrodite zur Bezeichnung einer Nymphe). In einem Fragment des um ein Menschenalter älteren Archilochus, dessen Welt aber eine weitere war, als die jener attischen Tempel-



poesie, und ausser den Inseln auch Thrakien und Lydien umfaßt, tritt der Rosenstrauch selbst mit seinen Blüten auf und zwar letztere neben Myrtenzweigen als Schmuck des Mädchens, ohne Zweifel der Neobule, der Geliebten des Dichters, Fr. 29. Bergk.:

*ἔχοντα θαλάσῳ μισθόντις ἐπέμειτο  
ῥόδῳς τε καὶ λιλὸν ἄνθος.*

Hundert Jahre später war die Rose ein Liebling der Dichterin Suppho, von der sie häufig gepriesen und verherrlicht und als Gleichniß schöner Mädchen gebraucht wurde (Philostr. Ep. 73). Von da an finden wir Rosen und Lilien unter dem Fest und Blumenschmuck liebenden Volke der Griechen eingebürgert, überall verbreitet und in Leben und Sitte verflochten. Von wo aber waren beide Blumen gekommen? Aus welcher Gegend des Orients und von welcher seiner Völkergruppen?

Dass die Rosen den Verfassern der Apokryphen des Alten Testaments nicht unbekannt sind, darf nicht Wunder nehmen, da diese Schriften in griechische Zeit fallen, aber auch in den älteren Theilen der Bibel würde, wenn wir Luther's Uebersetzung folgen wollten, die Rose erwähnt werden, z. B. bei dem Propheten Hosea (er lebte im 8. Jahrh.) 14, 6: Ich will Israel wie ein Thau sein, dass er soll blühen wie eine Rose, oder an mehreren Stellen des Hohen Liedes, z. B. 2, 1: Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal, 2: wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern u. s. w. Allein Luther hat hier, der Auslegung der Rabbinen folgend, das hebräische *susan*, *susannah* falsch mit Rose übersetzt: es bedeutete vielmehr *zqirion* nach der Uebertragung der Septuaginta d. h. Lilie und zwar nicht sowohl *lilium candidum*, griechisch *leiqirion*, als die farbige Feuerlilie, *lilium chalcedonicum* und *bulboferum* (Plinius: *est et rubens lilium quod Graeci zqirion vocant*) oder noch wahrscheinlicher eine Art der gleichfalls glockenförmigen Kaiserkrone, *peristallum*. Die edle Gartenrose war also den Griechen früher bekannt als den alten Hebräern und ist somit keine semitische Kulturpflanze. Bestätigt wird dies durch die Abwesenheit der Rose auf den Bildwerken des alten Aegyptens, auf denen sonst die Blumenzierde nicht fehlt; auch Herodot erwähnt in seinen Schilderungen ägyptischer Sitten nur der Lotosblume und rosenähnlicher *zqirion*, von welchen letzteren dasselbe gilt, was von



den Lilien der Hebräer (Herod. 2, 92: *φύεται ἐν τῇ ἰδίᾳ ῥοίνᾳ πολλὰ* — von den Aegyptern *λεπίς* genannt: *ἐστὶ δὲ καὶ ἄλλα ῥοίνᾳ φάσιναι λευκαῖα* <sup>12)</sup>). Sind wir somit in Betreff beider Blumen auf Centralasien gewiesen, so kommt uns hier die Sprache hilfreich entgegen, die so oft die Tiefen der Vorwelt erschliesst, bis zu denen keine historische Kunde reicht. Das griechische *ῥόδον*, in älterer Form *ῥοιδόν* (noch Sappho schrieb das Wort mit dem Digamma), die Rose, und *λειγόν*, die Lilie, sind ursprünglich iranische Wörter <sup>13)</sup>, und aus Medien also, über Armenien und Phrygien kamen Benennung und Sache den Griechen zu. Das heisse, heitere Persien ist noch jetzt ein Blumenland. Ueber Teheran sagt Ritter, Erdkunde, 8, 610: „die Rose gedeiht hier zu einer Vollkommenheit, wie in keiner Gegend der Welt, nirgend wird sie wie hier gepflanzt und hochgeschätzt: Gärten und Hofe sind mit Rosen übertüllt, alle Säle mit Rosentöpfen besetzt, jedes Bad mit Rosen bestreut, die von den immer wieder sich füllenden Rosenbüschen stets ersetzt und erneuert werden. Selbst das Kalium (die Rauchtobak Wasserflasche) wird mit der hundertblättrigen Rose für den ärmsten Baucher in Persien geschmückt, so dass Rosenduft Alles umweht.“ Auch die Rosen von Schiras in Süd-Persien sind wenigstens aus Hafis' Gedichten Jedermann bekannt. Zu Herodots Zeit hatten die Babylonier den Gebrauch der Rosen bereits von ihren medisch persischen Ueberwindern angenommen. Jeder Babylonier, sagt er 1, 195, trägt auf seinem Stock das Bild entweder eines Apfels oder einer Rose oder eines *ῥοίνου* oder eines Adlers oder irgend eines anderen Gegenstandes. Nach Griechenland aber wanderte die Blume über Phrygien, Thrakien und Macedonien ein, wie unverkennbare Spuren in sagenhaften Nachrichten der Alten selbst verrathen. Das nyseische Gefilde, auf dem Persephone nach dem homerischen Hymnus Rosen und Lilien pflückt, ist nach Ilias 6, 133 in Thrakien zu denken, und der Name einer ihrer Gespielinnen, Rhodope, ist zugleich der des thrakischen Gebirges, in welches jene Nymphe verwandelt sein sollte. Nach Herobot 8, 138 lagen am Fuss des Bermionberges in Macedonien (an welchem nach Strabo 7, Excerpt. Vat. 25 die Binger wohnten, die in Asien Phryger genannt wurden) die sogenannten Gärten des Midas, des Sohnes des Gordias, dort sprossen von selbst die sechszigblättrigen Rosen, deren Duft schöner war, als der aller anderen. Noch deutlicher, nur mit



Anwendung der gelehrten Terminologie seiner Zeit und Schule, drückt sich der alexandrinische Dichter Nicander aus, im zweiten Buch seiner Georgika (bei Athen. 15, p. 683): Midas von Odonien (Edonien, Landschaft in Thrakien), nachdem er die Herrschaft von Asien (in Kleinasien) verlassen, erzog zuerst in emathischen Gärten (Emathia, Landschaft in Macedonien), die Rosen, die mit sechszig Blumenblättern umstünmt sind. Nach Macedonien, in die Gegend von Philippi setzt auch Theophrast (h. pl. 6, 6, 4) die reich gefüllten Rosen, die er *ἑξατοριόφυλλα*, Centifolien nennt: die Einwohner sollten sie vom nahe gelegenen gold- und silberreichen Berge Pangäus (*τῷ Παγγαίῳ*) beziehen. In dieselbe Gegend weist ein Fragment der Sappho, also ein altes und gewichtiges Zeugniß, Fr 68 Bergk.:

οὐ γὰρ ἀδείξας βραχέων  
τῶν ἐκ Παγγαίου.

Auch aus den Mythen, die sich sofort an die neuen Blumen knüpfen, klingt der phrygische Naturdienst wieder. Die Rose ist der Aphrodite geweiht, sie ist auch die Blume des Dionysos; sie ist zugleich das Symbol der Liebe und des Todes; wie sie entstand, als Attis, der phrygische Adonis, starb, wird verschieden erzählt: bald schuf sie Aphrodite aus dem Blut des Adonis (Serv. ad V. Aen. 5, 72), bald ritze sich die Göttin selbst, als sie von dem Tode ihres Liebings hörte und durch Dornen herbeieilte, den Fuss, und ihr Blut verwandelte die weisse Rose in die rothe (Geopon. 11, 17), bald — und dies scheint die eigentlich phrygische Form des Mythos — erwächst die Blume von selbst aus dem Blut des Adonis, wie in ähnlichem Falle Granat- und Mandelbaum, Bion 1, 64:

So viel Thränen vergiesst die paphische Göttin, als Tropfen  
Blutes Adonis, am Boden da werden sie alle zu Blumen.

Rosen erwachsen dem Blut, Anemonen den Thränen der Göttin

Von der Lilie, der *rosa Janonis*, wurde gefabelt, sie sei aus der Milch der Hera entstanden, als diese schlafend den Herakles saugte (Geopon. 11, 19): mit der Aphrodite war die Lilie der reinen unbefleckten Farbe wegen im Streit; um die keusche Blume zu beschämen, setzte die Göttin ihr das gelbe Pistill ein, welches an den brünstigen Esel erinnerte (Nic. Alexiph. 106 ff., id. apud Athen. 1. l.).



Nach Italien kam die orientalische Gartenrose frühe mit den griechischen Kolonien, wie die populäre Verwandlung des Namens in das lateinische *rosa* beweist, und mit ihr wohl auch die Lili, *lilium*;<sup>27)</sup> von Italien gingen beide unter demselben Namen in alle Welt aus, doch je weiter nach Norden, desto mehr von der Kraft und Süßigkeit des Dittes einbüßend, der sie in ihrer ursprünglichen Heimath umwehlt. Unter dem italienischen Himmel gedieh indess die Rose noch herrlich, sie blühte den größten Theil des Jahres je nach den Varietäten, von denen die campanische die früheste, die von Fräneste die späteste sein sollte (Plin. 21, 20); Campanien brachte Centulien hervor; von den Rosen um Pästum rühmte man, sie blühten zweimal im Jahr. Schon bei Plautus ist *rosa*, *ma rosa* eine hebkosende Anrede; schon Cicero nennt die Rose, wo er ein Leben voll Leppigkeit bezeichnen will, z. B. de fin. 2, 20: *M. Regulum clamat virtus beatorem fasce quam potantem in rosa Phorum*. Zwar mag es orientalische Anschauung gewesen sein, wenn Kleopatra den Antonius in Cizeien in Speisezimmern bewirthete, deren Boden eine Elle hoch mit Rosen bedeckt war (Athen. 4. p. 148); zwar war es von Verres, dem Proprätor in Sicilien, Nachahmung der bithynischen Könige, wenn er sich auf Rosenkissen in der Sänfte tragen liess und dabei ein mit Rosen gefülltes Spitzennetz an die Nase hielt (Cic. in Verr. 3, 11, 27: *lectica octophora ferebatur, in qua palempus erat perlucidus, Melitensis, rosa factus: ipse autem coronam habebat unam in capite, alteram in collo, reticulumque ad naris sibi admovebat, tenuissimo lino, minutis maculis, plenum rosarum*), aber ein Blick in die lyrischen und elegischen Dichter lehrt, wie auch in Italien die Rose überall in den Liebes- und Lebensgenuss verflochten ist: der Fisch der Schmausenden ist ganz unter Rosen verborgen, Liebende liegen auf Rosen, der Boden ist mit Rosen bestreut, das Haupt der Tänzerin, der Flötenspielerin, des weinschenkenden Knaben mit einem Rosenkranz umwunden. Der Trinker bekränzt sich selbst, er bekränzt den Becher mit Rosen. Suncutauwel und Rosen sind untrennbar: unter zahlreichen Stellen der Dichter nur die eine des Martial, 10, 19, 19:

*cum furit Lyceus,*

*Quam exuat rosa, cum nodent capiti*



Und dass die Rose wiederum auch eine Blume der Gräber war, dass man den Todten Rosen wie Thränen spendete, ist eine sehr alte, psychologisch nahe liegende und auch in Italien gewöhnliche, durch zahlreiche Grabinschriften (Orelli-Henzen, inscriptt., T. 3., ind. 4 v. rosa) bestätigte Sitte und Vorstellung. Denn die aus dem Blute des sterbenden Naturgottes entstandene Rose ist eben so schon als flüchtig (Hor. Od. 2, 3, 13: *nuntium breves flores amoenae rosae*; 1, 36, 16: *breve lilium*; „bist du an einer Rose vorübergegangen, so suche sie nicht wieder“, sagt das griechische Sprichwort: *ῥόδον ἀνακλόνον μὴ ζῆν ζῆλον μὴ δῆρ*, und das italienische: *non c'ha rosa di cento giorni*); sie stellt höchste Lebensfülle dar, aber momentan: wegen der ersteren Eigenschaft ist sie wie Wein und Blut den Todten, den lebenden Schattenwesen, erwünscht. Auch zu Essenzen, Wassern und Salben wurde die Rose viel verarbeitet, so wie sie auch in der Arzneikunst als Rosenwein und Rosenwasser, ja nach den Berichten der Alten sogar in der Küche reicher Schlemmer Anwendung fand. Kein Wunder, dass in und ausserhalb der Stadt Rosengärten häufig waren und deren Ertrag, sowie der der Lilienbeete, von stationären und wandernden Blumenhändlern theil geboten wurde. Varro rüth schon in der republikanischen Zeit als vorthellhaft an, wenn man in der Nähe der Stadt ein Grundstück besitze, Veilchen- und Rosengärten anzulegen, 1, 16, 3: *itaque sub urbe colere hortos late capedit, sic violaria ac rosaria*, wie er auch 1, 35, 1 die Jahreszeit bestimmt, wo es passend sei, *serere lilium*. Aber auch in weiterem Kreise bis nach Campanien und Pästum hin sorgten Blumenanlagen für das Bedürfniss der reichen, ungeheuren Hauptstadt (Martial 9, 61). In der Kaiserzeit, wo die Ausschweifung in der vornehmen Welt und bei Hofe immer höher stieg und die Sitten sich orientisirten, wurde auch im Punkt der Blumen sinnlos verschwendet. Im Sommer Rosen zu haben, war jetzt schon zu gemein, man suchte sie im Winter, bei Beginn des Frühlings. Leben diejenigen nicht widernatürlich, klagt der Philosoph Seneca, die im Winter nach Rosen verlangen, ep. 122, 8: *nun vivunt contra naturam qui hieme concupiscunt rosam?*, und Macrobius (Sat. 7, 5, 32) stellt als parallele Forderungen des Luxus zusammen:  *aestivae nives et hiernae rosae*. Man bezog daher zur Winterszeit Rosen zu Schiff aus dem wärmeren Aegypten, wie Martial 6, 80 beweist, und trieb Rosen und



Lilien in Rom selbst unter Glas, wie wir aus demselben Dichter  
erschen, 4, 22, 3:

*Laudis et pars noster totus hinc erit.*  
Der produziert seinen ganzen Lebens saft

In all dem waren die Orientalen vorangeeilen. Vor Antiochus dem Grossen, einem echten griechisch-orientalischen Despoten, erzählt Florus Ep 2, 8, 2, er habe nach Beendigung des Krieges mit den Römern und Einnahme der Inseln goldgestrichelte sonnen-  
Zelte am Euripus, der ein fließendes Wasser ist, aufgestellt, dann sich ganz fest genommen, *quam inter fluenta hinc pedibusque venientem, collatis antiquis quoniamque perit, amorem, tum in non aliquid ducem quare aperit, incedit, expositum perstruuntque detectus habet* — die Römer trieben ihn, um sich *perstruunt detectum*, wie Florus mit Recht hinansetzt, schnell nach Hause zurück. Die spätern Kaiser in Rom aber gaben ihm nichts nach. Iohes L. Aelius Verus berichtet sein Biograph Ael. Spartianus 5, er habe eine neue Art Bett ertunden, ganz von einem feinen Netz umgeben, ausgestopft mit Rosenblättern, denen das Weiss gegeben war, und mit einer Decke von Lilienblättern. Auch bei Fische lag er, wie häufig überacten, auf Polstern von Rosen und Lilien, und zwar gedüngten. Noch ärger ist, was Aelius Lampridius 9 und 11 von Heliogabalus erzählt. Dieser aus Syrien stammende Kaiser liess nicht nur Alles in seinem Palaste mit Rosen, Lilien, Violett-, Hyacinthen- und Narzissenteppichen belegen, über die er wandelte, sondern bei Gastmählern lagen seine Gäste auf beweglichen Polstern so in Blumen vergraben, dass einige, wahrscheinlich schwer vom Wein, sich nicht mehr emporarbeiten konnten und in Violett und andern Blumen erstickten.

Im Mittelalter, wo so viel Kulturen in Grube lagen, blieben doch Rose und Lilie, beide verhältnissmässig leicht zu erziehen und durch Duft und Farbe auch dem rohen Menschen imponirend, in den Gärten gewöhnlich. Die Dichter des Mittelalters, denen nicht viel Farben zu Gebote stehen, verwenden Rosen und Lilien reichlich in ihren Schilderungen, dem Christenthum dienten beide zu beliebten Symbolen, die heilige Jungfrau in ihrer Aemlichkeit und Milde erschien als Rose, die himmlische Herrlichkeit ward in der Lilie angeschaut, gothische Kirchen schmückten sich um sie her.



nen mystischen Rosen, auf Bildern der Verkündigung pflegt der Engel den Lilienstengel zu tragen, untunter – und dies ist charakteristisch – die Kelche ohne Staubfaden. Auch in die Wappensprache jener bildlich denkenden Zeit gingen beide Blumen über: bekannt sind die (angeblich aus Lanzenspitzen hervorgegangenen) drei Lilien im königlichen Wappen von Frankreich, die auch der Jungfrau von Orléans bei ihrer Erhebung in den Adelstand verhehen wurden, so wie die feindlichen Zeichen der rothen und der weissen Rose in den Kämpfen der Königsgeschlechter von England. Unter den unzählig vielen Einzelheiten, die sich aus Sitte, Kunst und Religion des Mittelalters in Bezug auf dies Thema sammeln liessen, wollen wir nur zweier Züge gedenken, die beide im Grunde aus derselben Wurzel abzuleiten sind: der päpstlichen sogenannten goldenen Rose und der mythischen Figur der Russalken bei einem Theil der Slaven. Am vierten Fastensonntage, dem Sonntag Latare, der in den Frühling fällt, weihte und weicht der Papst, weissagend, in Gegenwart des Cardinalecollegiums, in einer mit Rosen geschmückten Kapelle, am Altare eine goldene Rose, die hernach als segensbringend Fürsten und Fürstinnen, auch Kirchen und Städten verschenkt wurde. Er tauchte sie in Balsam, bestreute sie mit Weihrauch, besprengte sie mit Weihwasser und betete indessen zu Christus als der Blume des Feldes und Lilie des Thales. Kurz vor der Reformation erhielt Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen die goldene Rose, in unseren Tagen die unglückliche Kaiserin Charlotte von Mexico und die fromme Königin Isabella II von Spanien. Nachrichten über diesen Gebrauch gehen bis in das dritte Jahrhundert, in die Zeit Leo des 9., hinauf, aber die Anfänge desselben knüpfen sich offenbar an die altromischen Vorstellungen von der Rose als Blume des Lebens wie der Vergänglichkeit, die in der Hand des Ueberwinders sowohl seine Glorie und Freude als seine Sterblichkeit und Demuth bedeutet. Uebersaus interessant sind die slavischen Russalken als lebendiger Beweis, wie in einer noch im Naturdienst betagten Volksseele aus kleinen Umständen, Namensklängen, allgemeinen Begriffen, auswärtigem Kultureinfluss mythische Personifikationen sich bilden. Rosenfeste, *rosaria*, *rosalia*, wurden noch im spätesten Rom an verschiedenen Tugen des Mai und Juni gefeiert und bestanden in Schmückung der Gräber



mit Rosen und in gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen den Theilnehmern Rosen, die Gabe der Jahreszeit gereicht wurden. Auch in der illyrischen Halbinsel und an der Donau waren bei dem romanisirten Landvolke solche Frühlings- oder Sommerfeste unter dem lateinischen Namen *quintidau* gebräuchlich, hier ohne Zweifel als Fortsetzung der bei den thrakischen Stämmen längst hergebrachten sommerlichen Dionysosteier und der an diese geknüpften Rosenlust (s. W. Tomasehek, Ueber Brumalia und Rosalia, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1868). In der christlichen Zeit trat das gleichfalls in den Mai fallende Pfingstfest in die Erbschaft der Rosalien ein: es hieß *pascha rosata* oder *rosarum* (im römischen Volksmunde noch heute: *pasqua rosa* oder durch Missverständniß *pasqua rugiada* und am Pfingstsonntage, der sogenannten *domenica de rosa*, wurden Rosen von der Höhe der Kirche auf den Boden herabgelassen. Als darauf im sechsten Jahrhundert slavische Völkerschwärme die Landstriche an der mittleren und unteren Donau und im Osten und Süden der Karpathen besetzten und zwischen Heidenthum und Christenthum schwankend und getheilt waren, da fiel auf natürliche Weise das christliche Pfingst- oder Rosentfest mit der heidnisch-barbarischen Frühlingsfeier zusammen. Bei den Slowenen, Serben, Weiss- und Kleinrussen und den Slowaken hieß das Pfingstfest oder ein um die gleiche Zeit begangenes frühliches Naturfest *rusaleja* (ähnlich bei Waben und Albanesen); aus dem Feste entwickelte sich dann bei den Weiss- und einem Theil der Kleinrussen die Vorstellung überirdischer weiblicher Wesen, die um diese Zeit Feld und Wald beleben, der Rusalky, des mythischen Gegenbildes der herumschwärmenden, lachenden, Kränze windenden und das selbsterdachte Orakel betragenden slavischen Mädchen. Diesen historischen Ursprung des Rusalkenglaubens aus dem lateinischen *rosa* hat zuerst Miklosich dargethan (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahr 1864), während noch Schaafarik in einer eigenen Abhandlung die Wurzeln desselben im tiefsten Alterthum und in den Abgründen des Slavismus suchte, und Andere, die in der Nationalbegeisterung stärker als in der wissenschaftlichen Kritik waren, den Volksglauben mit mannichfachen poetisch-romantischen Fittern eigener Erfindung aufstützten. Auch in Deutschland mischte sich übrigens in die alten Vorstellungen vom Kämpfe des Winters und Sommers



die südländische Rose und das italische Rosentest (s. Uhlend, der Rosengarten von Worms, in der Germania 6, 307 ff.); wie die Slaven diese Form des Festes und Einkleidung des Mythos von der Niederdonau empfingen, so die Germanen aus dem keltisch-römischen Tirol und überhaupt aus Wälschland.

In der neueren Zeit hat die Gartenkunst unzählige Varietäten der Rose geschaffen, in allen Formen und Farben, mit eigenen Phantasienamen belegt<sup>54</sup>. Es kamen auch Zeiten, wo die Rose von anderen, zum Theil aus fernem Ländern eingeführten Blumen verdrängt wurde, den Dahlien, Camilien, Azalien u. s. w. Aber bei allem Wechsel der Mode wird sich die Rose als Königin der Blumen immer wieder herstellen. Nördlich von den Alpen, besonders in England, mag die Kunst sie in einzelnen Fällen veredeln und vervollkommen, doch wird sie dort nie so in das Leben verwebt sein und fast das ganze Jahr hindurch in Villen und an allen Mauern blühen, wie unter dem Himmel von Neapel. Im Orient, so weit er nicht ganz in Barbarei verfallen ist, hat sich die Pflege der Rosen wohl erhalten; in der Poesie ist die Rose immer gefeiert und die Liebe zwischen ihr und der Nachtigall besungen worden; noch jetzt werden auf weiten Rosenteldern die Blätter gesammelt, die zur Bereitung der köstlichen Rosenessenz und des beliebten Rosen-Zuckerwerks dienen. Der alte Busbequius im 16. Jahrhundert erzählt im ersten seiner Briefe aus Konstantinopel, die Türken duldeten nicht, dass ein Rosenblatt auf der Erde liege, denn sie glaubten, die Rose sei aus Muhammed's Schweisstropfen entstanden — die alte, nicht erloschene, nur islamisirte und in's Prosaische übertragene Adonis-sage. Auf dem angeblichen Grabe Ali's bei Messar, in der Nähe des heutigen Beleb und alten Baetra, sah Vambéry (Reise in Mittelasien, Deutsche Ausgabe, S. 188) die wunderwirkenden rothen Rosen (*guli sarck*), die ihm in der That an Geruch und Farbe allen anderen vorzuziehen schienen, und die, weil sie nach der islamitischen Lokalsage nirgends anderswo gedeihen sollen, auch nirgends angepflanzt worden sind.

Mit der Rose und weissen Lilie pflegt bei den Alten, wie schon aus einigen der obigen Citate hervorgeht, als Schmuck der Gärten und angenehme Zierde die Viole zusammen genannt zu werden. Ihre Geschichte läuft der Rose parallel. Auch sie stammt als Gartenblume und in ihren veredelten Formen aus



Kleinasien. Homer erwähnt sie in vergleichenden Adjectiven, wie *iodrygē*, *iodrygē*, *iodrē*, die auf die schwarze Farbe, nicht auf den Duft gehen; einmal auch in der Odyssee bei Beschreibung der wunderbaren, selbst die Götter zum Staunen bewogenden Natur um die Höhle der Kalypso: dort wächst sie auf weicher Wiese neben dem Eppich („eine üble Standortsgesellschaft“, Fraas Synops. 114): *io* bedeutet eben noch jede oder irgend eine dunkelblühende Blume, dottend oder nicht. Später unterschied man von den schwarzen die hellen, farbigen Viofen. Pind. Ol. 6, 55 und verstand unter den letzteren durchgängig die Levkoje, *Matthiola incana*, und den Goldlack, *Cheranthus cheiri*. Das lateinische *viola* stammt wohl aus dem Griechischen und demgemäss auch die Kultur dieser Blumen aus Griechenland, welches dieselbe selbst, wie gesagt, dem gegenüberliegenden Asien verdankt.

## DER SAFRAN

(*crocus sativus* L.).

Eine frühe berühmte Blume, der Rose an Rang gleich, sie an technischem Nutzen noch übertreffend, war auch der orientalische Safran, *crocus sativus*. — der vornehme und erlauchte Verwandte des europäischen bescheidenen Frühlingscrocus, *crocus vernus*. Ausser seinem Dufte, der das orientalische und später auch das europäische Alterthum entzückte, gaben die Staubfäden seiner Blüte auch eine dauernde gelbe Farbe, und Gewänder, Säume, Schleier, Schuhe, mit dieser getränkt, erschienen dem Auge der Ältesten asiatischen Kultur- und Religionsgründer so herrlich, wie der Purpur, sowohl an sich, als zum Ausdruck des Lichtes und der Majestät — denn Wirklichkeit und Symbol scheidet der gebundene Geist jener träumenden Zeiten noch nicht. Krokus und Purpurgewand, thatlose Apathie, Ärmel am Kleide und Binden um das Haupt bilden die Lust der Phryger, Verg. Aen. 9, 611:

*Vibis picta croco et fulgenti murice vestis*

*Dendrar' eundi' juvat intulgere chryseis*

*Et tinniat mureas et habent rotuncula mitem,*



Zu der Tracht der Perserkönige, die der älteren babylonisch-medischen nachgeahmt war, gehört die safrangelbe Fussbekleidung: in den Persern des Aeschylus (v. 657 ff.) ruft der Chor den toten Darius aus der Unterwelt mit den beschworenden Worten empor: Erscheine, erscheine, alter Herrscher, komme mit der krokusgetränkten Eumaris an den Füssen, mit der königlichen Tiara auf dem Haupt. (Ueber die Verbreitung dieser Pflanze durch Asien s. Ritter, Erdkunde, Band 18, S. 736 ff.) Den Abglanz orientalischer Heiligung des lichten, reinen Safran gelb zeigen die ältesten mythisch-poetischen Vorstellungen der Griechen. Jason, der Argonaut, als er in Kolchis sich anschickte, mit den feuersprühenden Stieren den Acker zu pflügen, warf das safrantarbige Gewand, mit dem er bekleidet war, ab (Pind. Pyth. 1, 232). Bacchus, der orientalische Gott, trägt den *σφαυράς*, das Safrankleid, und eben so die taumelnden Theilnehmer an den Freudentesten, die ihm geweiht sind. Der neugeborene Herakles ist bei Pindar in krokusgelbe Windeln gehüllt (Nem. 1, 37). Besonders aber Göttinnen, Nymphen, Königinnen, Jungfrauen werden mit dem safrangelben oder mit Safran gezielten Kleide gedacht. Der Pallas Athene sticken die attischen Jungfrauen das buntdurchwirkte Krokusgewand, Eur. Hec. 466:

Schonthronige Pallas, soll  
Einst wohl ich in deiner Stadt  
Auf dem Krokusgewande dein  
Rossegespann und den Wagen  
Bilden im Kunstgewebe mit  
Blumengetarhtem Faden?

Antigone in der Verzweiflung über der Brüder und der Mutter Tod laßt die krokusfarbene Stola fallen, in der sie im Glücke und als Königstochter prangte (Eur. Phoen. 1191), ebenso Iphigenia bei der Opferung in Aulis (Aesch. Agam. 239). Venus kleidet die Medea in ihr (der Göttin) krokusgewebtes Kleid, Valer. Flacc. 8, 231:

*Ipsa sua illi (Medeae) croceo subtonine centes  
Induit.*

Die an den Fels geschmiedete Andromeda (oder vielmehr Mnesilochus, der als solche verkleidet ist) hat den *σφαυράς* angelegt (Aristoph. Thesm. 1044). Helena hat von ihrer Mutter Leda die



goldgestickte Palla und den mit Krokus umsäumten Schleier zum Geschenk erhalten und mit nach Mycenä gebracht, Verg. Aen. I, 648:

*Perse iubet pallam signis auroque rigentem  
Et circumtextum croceo edamien acantho,  
Ornatum Argivae Helenae, quos illa Mycenis,  
Pergam quum peteret inuicemque Hymenaeas,  
Extulerat, matris Leda mirabile donum.*

Die Krokus im Epos ist durchgängig κροκόνη, bei Hesiodus die Flusssynphe Telesto und die Eury, die Tochter des Phorkys und der Keto, und ebenso die Musen bei Alkman fr. 85: *Μέλαιρα κροκόνη, ἰλίου*. Auch das Haar der Jungfrauen des Mythos wird als krokusfarben angeschaut, so das der Ariadne auf Naxos, Ov. Art. am. I, 530:

*nuda pedem, croceus inreliquata comas,*

und das der schönen Töchter des Keleos, die mit aufgeschlitztem Gewande zum Brunnen eilen, an dem die Demeter sitzt, Hymn. in Cerer. 177:

*doch um die Schultern*

*Flattete rings das Haar, der Blume des Krokos vergleichbar.*

Die Bekanntschaft mit der Safrantfarbe geht also bei den Griechen in die Zeit der Ausbildung des Heroenmythos hinauf: dass sie aus orientalischer Quelle stammte, würde, wenn dies sonst zweifelhaft sein könnte, das Wort κροκος selbst lehren. Die althebräische Form desselben war *karkom*, wie wir aus dem Hohenbede I, 14 sehen; in andern semitischen Dialecten, z. B. in der Sprache der Cilicier, mag sie anders, doch ähnlich gelautet haben. Denn in Cilicien fand sich ein Vorgebirge *Korkezos*, und nicht weit davon die coryensche Höhle, wo in einer Thalniederung der schönste lichte Safran wuchs (Strab. II, 5, 5), und dass Berg und Gehölze von dem Krokos benannt sind, ist eine naheliegende Vermuthung. Ob dem semitischen Worte vielleicht ein indisches zu Grunde liegt, das durch uralten Verkehr herübergebracht sein könnte, ist für Griechenland gleichgültig, welches die gelbe oder mit Gelb gestickten Kleider als kostbare Waare zunächst aus semitischen Händen empfangen hatte. Dies war schon in und vor der epischen Zeit geschehen, eine andere Frage aber ist, ob die homerischen Sänger die Blume selbst



schon mit Augen erblickt hatten? Als Zeus und Hera auf dem Ida sich vereinigten, sprosste der Krokos, wie Lotos und Hyakinthos, aus der Erde, Il. 14, 317:

Ihnen gebar frisch grünenden Rasen die heilige Erde,  
Lotos, besprengt mit Thau, auch Krokos und auch Hyakinthos,  
Dicht zur weichen Streu, die vom Boden sie schwellend emporhob  
aber das ideale Frühlings-Brautblatt des Himmels und der Erde  
schmückt der Dichter mit dem Herrlichsten, von dem er in Nahe  
und Ferne gehört. Auch sonst wachsen Krokusblumen auf den  
mythischen Wiesen, den Schauplatzen der Gottergeschichte, so  
bei dem Raube der Proserpina, Hom. h. in Cerer. 6:

Rosen sich pflückend und Krokos und liebliche Veilchen auf zarter  
Wiese

425:

Spielten und lasen uns liebliche Blumen daselbst mit den Händen,  
Bald Hyakinthos und Iris und bald den freundlichen Krokos,  
Kelche der Rosen und Lilien auch, ein Wunder zu schauen,  
Auch den, gleich dem Krokos, die Erde gebar, den Narkissos.

Wie hier Proserpina, ist auch Orensa, die Tochter des Erechtheus, beschäftigt, goldene Krokusblüten in ihren Schooss zu lesen, da sie von dem schimmernden Gotte Apollo überrascht wird, Eurip. Ion. 887:

Da erscheinst du mit goldenem Haan  
Schimmernd, als ich zur Blumenzeit  
Sammelte um ins Gewand  
Goldleuchtende Krokusblüten,

und ebenso die Gefährtinnen der Europa, als sich ihr Zeus in Stiergestalt nahte, Mosch. 1, 68:

Sie wettfeuernd lasen sich grade des goldenen Krokos  
Duftendes Haar.

Wenn Pan auf weicher Wiese mit den Nymphen singend streift,  
dann blüht Krokos und Hyakinthos unter dem mannigfachen  
Rasen, Hom. h. in Pan 25:

Auf dem Teppich der Wiese, da wo Hyakinthos und Krokos  
Duftend sich drängen und blühen in verworrener Fülle der Gräser

Als die Phantasie diese Scenen erfand, war die Aufmerksamkeit  
schwerlich schon mit den unscheinbaren *crocus verus* gelenkt;

Nick Hehn. Kulturpflanzen u. Haustiere, 2. Aufl.

15



überall ist der ferne asiatische Safran gedacht, von dem die Sage erzählte. Auch in dem herrlichen Triumphliede des Sophokles auf Kolonos schob sich der begeisterten Anschauung des Dichters statt des wirklichen Frühlingsblümchens, das dort wuchs, der goldstrahlende *crocus sativus* des Morgenlandes unter, O. C. 681:

Und in schönem Geringel blüht  
Ewig unter des Himmels Thau Narkissos,  
Der alttheilige Kranz der zwei  
Grossen Göttinnen; golden glänzt  
Krokos; nimmer versiegen die  
Schlummerlosen Gewässer.

Doch mögen zur Zeit des Sophokles, die schon so Vieles erworben und gewonnen hatte, in attischen Blumengärten auch schon Zwiebeln des ächten Safran gesteckt und zur Blüte gebracht worden sein. Theophrast unterscheidet schon genau den wilden, *ἀγέωρος*, nicht dultenden d. h. *crocus vernus*, von dem kultivirten, *ἐμπερος*, und dultenden (h. pl. 6, 8, 3). Den ersten nennt er auch den weissen, eine dritte Art den dornigen, die beide duftlos sind (7, 7, 1). Doch blühte die Blume in dem kälteren Europa einen Theil ihres Aromas ein, denn sie artet leicht aus (6, 6, 5); unter allen von Griechen bewohnten Landschaften aber trug der Krokus von Cyrene am afrikanischen Strande den Preis davon (de caus. pl. 6, 18, 3). Auch in den römischen Gärten finden wir neben Rosen, Lilien und Viofen auch den Krokus; Varro 1, 35, 1 giebt an, wann *lilium* und *crocus* zu stecken, und wie Rosenbüsche und *violaria* zu behandeln sind. Doch war die Blume fremd und sie erziehen ein Triumph der Acclimatisationskunst: wir sehen dies aus Columella, der sie mit der *casia*, dem Weihrauch, der Myrrhe zusammenstellt, 3, 8, 1. *quippe compluribus locis arbus jam casiam frondentem conspicimus, iam turcam plantam, florentesque hortos myrrha et croco.* Nach Plinius 21, 31 lohnt es sich nicht, in Italien Safran anzupflanzen: *serere in Italia minime expedit*, doch wird auch wieder der sicilische gerühmt und mit dem italischen verglichen, den es also doch gehen musste. Auf jeden Fall konnte den starken Verbrauch die einheimische Produktion nicht decken, und der sonnigere Orient musste Massen von Safran, theils roh, theils in Gestalt von Wassern, Salben, Arzneien, gefärbten Stoffen ins römische Italien



senden. Wo der vorzüglichste wuchs, darüber waren die Meinungen getheilt; Theophrast hatte den cyrenäischen besonders hervorgehoben, Vergil den des lydischen Tmolus-Gebirges, Georg. 1, 56:

*nonne vides croceos ut Tmolus odora,  
India mittit ebur?*

Sonst galt allgemein der cilicische, namentlich der vom Berge Coryeus, für den edelsten, so auch bei Dioscorides 1, 25, der für den nächst besten den lycischen vom Berge Olympus, für den dritten den von der äolischen Stadt Aegae in Kleinasien erklärt. Plinius 21, 31 weist nach dem cilicischen und lycischen dem von Centuripae in Sicilien, einer Stadt am Fusse des Aetna, den dritten Rang an. In den Zeiten römischen Reichthums und sinnloser Anwendung desselben wurden, wie Rosenblätter, so auch Krokusdülfe und Krokusblumen verschwendet, wovon in den *scriptores historiae Augustae* Beispiele zu finden sind. Wenn schon Lucretius zur Zeit der Republik den Gebrauch kennt, die Theater des Wohlgeruchs wegen mit Safranwasser zu besprengen, 2, 416:

*et cum vena quon Citer perfusa recens est,*

und nach Sallustius bei Macrobi. Sat. 3, 13, 9 Metellus Pius durch ein Gastmahl geteiert wurde, bei dem der Speisesaal wie ein Tempel ausgestattet und der Boden mit Krokus bestreut war: *simul croco sparsa humus et alui in modum templi celeberrima*, — so ist nicht zu verwundern, wenn zur Kaiserzeit die Statuen im Theater von Krokussaft flossen, Lucan. 9, 809:

*Atque solet pariter totis se effundere rignis  
Corycii pressura croci: nec omnia membra  
Languere simul rutilum pro sanguine ciras -*

oder wenn es von Hadrian heisst, Ael. Spart. 19: *in huiusmodi Trupam balsama et crocorum per theatrum fuisse passat*, und Heliogabalus, der verkörperte Orient auf dem römischen Thron, in Teichen sich badete, deren Wasser durch Safran duftend gemacht war, oder seine Gäste auf Polstern von Krokusblättern niedersitzen liess. Auch die Kochkunst und Medicin machte von dem Safran reichlichen Gebrauch. Er bildete eine beliebte Würze in Speisen und Getränken und war gegen alle Uebel heilsam. Es gab wenig componirte Recepte, in deren Zusammensetzung



dieser Bestandtheil fehlte (J. F. Hertolt, *Crocologia s. curiosa croci enucleatio*. Jenae 1670, 8°). Die hohen Ehren, die das Alterthum dem Safran zuerkannt hatte, mussten in dem kindisch abhängigen Mittelalter unverkürzt bleiben, ja sich noch steigern. So ging die Sage, unter Eduard III. habe ein Pilger aus dem gelobten Lande in einem ausgehöhlten Stocke eine Safranzwiebel nach England gebracht (Beckmann, *Beiträge*, 2, 80), -- offenbar weil das Köstlichste auf Erden nur in tiefem Geheimniss und unter Lebensgefahr zu gewinnen ist; mit der Seide hatte es ja eine ähnliche Bewandniss gehabt. In Wirklichkeit waren es die Araber, die neben so vielem andern auch diese Kultur nach Europa brachten; ihnen gelang, was das Alterthum entweder vergeblich unternommen oder bei dem offenen Verkehr mit dem Orient nicht ernstlich versucht hatte. Von jener Zeit und aus Spanien stammen die Safrantelder am Mittelmeer, wie auch seitdem der arabische Name *Safran*, ital. *zafferano*, span. *azafran* u. s. w. den alten griechisch römischen *crocus*, der freilich anderthalb oder zwei Jahrtausende früher auch von den Grenzen Arabiens gekommen war, verdrängt hat. Nur darin haben sich die Zeiten geändert, dass die jetzigen Menschen gegen das Aroma dieser Blume gleichgültig geworden sind: weder gilt der Duft und Geschmack für so reizend, wie er frühern Geschlechtern schien; ja Manche weisen ihn ganz ab, noch bedürfen wir dieser Staubfäden ausschliesslich, um den Geweben und dem Leder den Glanz hochgelber Farbe zu geben; und dies Alles nicht bloss in Europa, sondern, was sehr merkwürdig ist, auch im Orient selbst. Dieser Rückgang des Safrans in Asien beweist, dass auch in jener unbeweglichen, ganz von unabänderlichen Naturbedingungen gebundenen Weltgegend in langen Zeiträumen langsame Abweichungen vor sich gehen und die Nerven eine andere Stimmung gewinnen.

Wir fügen noch anhangsweise hinzu, dass eine ähnliche, doch minder edle Farbpflanze, der Saflor, *carthamus tinctorius*, ein Distelgewächs, das in Ostindien zu Hause ist, schon den Griechen über Aegypten bekannt geworden war. Der griechische Name *κρίζος* entspricht einiger Maassen dem indischen (s. Bentley, *Wurzelwörterbuch*, unter diesem Wort) und stammte ohne Zweifel aus der angegebenen vermittelnden Gegend. Schon Aristoteles und Theophrast kennen das Wort; Theokrit braucht es adjecti-



visch in der Bedeutung fahl, gelblich (wo es dann die Grammatiker *κίχρος* betont haben wollen). Theophrast unterscheidet h. pl. 6, 4, 5, schon die *κίχρα* und die *κίχρος*, von der Anwendung zur Färberei aber spricht er nicht, die doch allein die Verbreitung bewirkt haben kann. In Italien dienten die Samen als Lab zur Milch. Erst die Araber aber lehrten den Anbau im Grossen und die Benutzung zur Roth- und Gelbfärbung, und von ihnen stammt denn auch der Name, ital. *asfara*, *asfiori*, deutsch Saffor, engl. *safflow*, *saffler* u. s. w.

## DIE DATTELPALME

(*Phoenix dactylofera* L.)

Die Dattelpalme ist nach Ritter der ächte „Repräsentant der subtropischen Zone ohne Regenniederschlag in der Alten Welt“, einer Zone, als deren Mittelpunkt etwa Babylon, die palmenreiche Hauptstadt der semitischen Völker, angesehen werden kann. Am besten gedeiht sie nach Linck, *Urwelt* 1, 347, zwischen dem 19 bis 35 Grad nördlicher Breite; südwärts vom Anfluss des Indus und eben so in der Oase von Dattur unter 13 bis 15 Grad der Breite ist sie bereits verschwunden; nach Norden bedarf sie, um geniessbare Früchte zu tragen, einer mittlern Jahreswärme von 21 bis 23° C. Sie verlangt Sandboden und liebt den sengenden Hauch der Wüste; aber als Gegensatz ist Befeuchtung ihren dürstigen Wurzeln unentbehrlich. Der König der Oasen, sagt der Araber, taucht seine Füsse in Wasser und sein Haupt in das Feuer des Himmels. Kein Sturm bricht oder entwurzelt die Dattelpalme, denn ihr Stamm besteht aus den verflochtenen Fasern der Blattstiele, und die durch einander geschlungenen Wurzeladern binden sie an den Boden. Sie wird 40 und mehr Fuss hoch; sie wächst langsam, ist mit 100 Jahren in ihrer vollen Kraft, von da an nimmt sie ab. Durch das Schirmdach der säuselnden, geneigten Blätter dringt kein Sonnenstrahl; drunten weht es lieblich, auch das Wasser fehlt nicht; Gemüse, und kleinere Fruchtbäume gedeihen noch auf dem Boden.



Alle Ortschaften, alle Einzelhöfen der Araber bergen sich in Palmenbainen, und mit Freude sieht der Reisende am Wüstenhorizont die grünen Keime auftauchen, gewiss, dort bewohnte Stätten und gastfreundliche Aufnahme zu finden. Ehret die Dattelpalme, soll der Prophet gelehrt haben, denn sie ist eure Muhme von Vaters Seite. Kuzwini bei S. de Sacy, *Chestomathie arabe*, 3 p. 378. Im heutigen Arabien bildet die Dattel das Brod, das eigentliche tägliche Brod des Landes und zugleich den wichtigsten Handelsartikel (nach Palgrave, *Reise in Arabien*, 1, 46 der deutschen Ausgabe). Aber nicht von Anfang ist der Baum in vollem Masse das gewesen, was er jetzt ist. Erst die Pflege der Menschenhand hat ihn so veredelt, dass seine Früchte süß und essbar wurden und ganze Völkerstämme jetzt von ihm fast ausschliesslich leben können. Die ältesten Nachrichten kennen die Dattelpalme noch nicht als Fruchtbaum (s. die Ausführungen bei Ritter, *Erdkunde*, 13, 771 ff.). Es war in den Ebenen am unteren Euphrat und Tigris, im Paradiesklima des Baumes, wo, wie Ritter urtheilt, die Kunst der Datteleredlung von den babylonischen Nabataern zuerst erfunden und geübt wurde. Dort zog sich meilenweit eine ununterbrochene fruchttragende Palmenwaldung fort: dort betriedigte der Baum fast alle Lebensbedürfnisse; es gab nach Strabo 16, 1, 14 einen persischen, nach Plut. *Symp.* 8, 4, 5 einen babylonischen Hymnus, in welchem 360 Arten, von ihm Nutzen zu ziehen, aufgezählt waren (die mystisch-astrologische Zahl, die uns schon bei den Aegyptern begegnet ist, und die z. B. bei den 360 Frauen des Perserkönigs, *regiae pulchres*, die den Macedoniern in die Hände fielen, Curt. 3, 8, wiederkehrt). Von dort wurde die fruchttragende Dattelpalme nach Jericho, Phönizien, zum aithiischen Golt am rothen Meer u. s. w. verbreitet. Man kann dies merkwürdige Factum der Kulturgeschichte nur mit jener andern Thatache in Parallele stellen, dass das Kameel erst seit dem dritten Jahrhundert nach Chr. in Afrika eingeführt worden — welches Thier doch für die libyischen Wüsten wie geschaffen scheint und den unzugänglichen Welttheil fremden Völkern, ihrem Handel, ihrer Religion erst geöffnet hat (s. Waitz, *Anthropologie*, 1, 110, der sich auf Reimard im Institut von 1857 p. 136 beruft, auch nach Brugsch fehlt das Kameel gänzlich an den ägyptischen Monumenten, *histoire d'Égypte*, p. 25: *monuments qui le montrent, l'animal le plus utile aujourd'hui*



*en Égypte, ne se rencontre jamais sur les monuments*).<sup>59)</sup> Kameel und Dattelpalme, zwei innerlich verwandte und denselben Existenzbedingungen unterworfenen Geschöpfe, gehören dem Wüsten- und Oasenvolk der Semiten, dem Volke der bitteren Mühsal und der träumerischen Musse, nicht nur ursprünglich an, sondern sind auch von ihm, so zu sagen, geschaffen worden: es hat das erstere gezähmt und verbreitet und der andern den nährenden Fruchthonig entlockt und so durch beides eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht.

Von einer Uebertragung der Dattelpalme nach Europa in dem Sinne, wie der Weinstock, der Oel- und Kirschbaum dort eine zweite Heimath fanden, kann nach den oben angegebenen klimatischen Bedingungen, von denen sie abhängt, nicht die Rede sein. Sie wurde am nördlichen Ufersaume des mittelländischen Meeres angepflanzt, aber trug keine reifen Früchte mehr: sie schmückte reizend und fremdartig die Landschaft und ließ ihr einen flüchtigen Schimmer der jenseits gelegenen orientalischen Sonnenländer; der nordische Gebirgsbewohner, der in die Küstenländer hinabstieg, staunte sie als eine wunderbare Naturgestalt an, aber er konnte nicht, wie der Orientale, sorglos sein Dasein an sie knüpfen und in ihrem Schatten Märchen ersinnen und anhören: eine schwerere Arbeit war ihm unter dem rauheren europäischen Himmel auferlegt. Zwar ist alle Baumzucht, wenn sie auch nachdenkliche, zusammenhängende Thätigkeit voraussetzt und entwickelt, eine leichtere, in gewissem Sinne humanere Beschäftigung: aber von dem Leben unter der Dattelpalme gilt dies in allzu hohem Grade, und der Mensch, dem sie fast ohne sein Zutun Alles gewährt, bleibt ewig in düsterem Fatalismus gebunden, und unter der würdevollen Ruhe, die ihn selten verläßt, schlummert eine heisse, tigerartige Leidenschaft.

Von wem den Griechen die Kenntniss des wunderbaren Baumes zugekommen war, lehrt uns gleich an der Schwelle der Name, den er bei ihnen führt. Wie *qoiri* Scharlach die aus Phönizien stammende Farbe, *qoiri*, *qoirizur* ein phönizisches musikalisches Instrument, so bezeichnete *qoiri* Dattelpalme den aus Phönizien herrührenden Baum,<sup>60)</sup> der als charakteristisches Produkt und zugleich Symbol des Landes mit phönizischen, später auf karthagischen, in Sicilien geschlagenen Münzen wiederkehrt. Die Ilias weiss von der Palme nichts, die an der



anatolischen Küste ganz eben so, wie im eigentlichen Griechenland ein Fremdling ist, aber Odysse 6, 162, in der ältesten und schönsten Partie dieses Epos, wird der Palme auf Delos gedacht, in Worten, aus denen die Bewunderung spricht, die das neu erschienene, fremdartige Pflanzengebilde bei den Griechen der epischen Zeit erregte. Odysseus hat sich am Meeresstrande der Nausikaa genähert und spricht zu ihr schmeichelnd und um Hülfe flehend:

Denn noch nirgends sah ich, wie Dich, der Sterblichen einen,  
Sei es Weib oder Mann und Bewunderung fisst auch beim Aufblick  
Also auf Delos erblickt' ich einst mit Augen der Palme  
Jung aufstrebenden Spross am Altar des Phoebus Apollon.  
Denn dorthin auch war ich gelangt mit vielen Genossen  
Auf der Fahrt, die mir schwer zum Unheil sollte gereichen.  
So nun jene erblickend erstau'nt' ich lang' im Gemüthe,  
Denn nicht trägt ein solches Gewächs sonst irgend die Erde,  
So auch Dich, o Jungfrau, schau' ich bewundernd und fürchte  
Flehend die Knie zu berühren, und schmerzliche Tränen beengt auch,

Der weitgewanderte Odysseus also hatte sonst nirgends auf Erden einen Baum (*δένδρον*) in dieser alterthümlichen Bedeutung nur an dieser einen Stelle, sonst bei Homer immer Balken, Speer; wohl mit Bezug auf den graden, zweiglosen, oben in einer Krone endigenden Schaft), wie den Spross des Phönix (*φαινίξ* *ἐφ' ἧς* *ἐβίβη*) gesehen, und er vergleicht die schlanke Bildung des letzteren mit der Gestalt der königlichen Jungfrau, ganz wie der Sänger des Hohen Liedes, 7, 8: „Dein Wuchs gleicht der Palme und Deine Brüste den Datteltrauben“, und wie Königstöchter im Alten Testament den Namen *Tamar*, Dattelpalme, tragen. Auch der homerische Hymnos auf den delischen Apollo, der bei einer delischen Festversammlung gesungen worden sein mag, versäumt nicht die Palme zu nennen, die der Stolz der Insel war; an ihrem Fuss, den Stamm mit den Armen umfassend, 117: *αἶψα δ' ἐφ' ἧς ἔβητο Λητώ υἱόν*, gebiert Leto ihren herrlichen Sohn. Je besuchter die Insel als apollinischer Wallfahrtsort und als Emporium wurde, desto höher stieg der Ruhm der delischen Palme, zumal da er auch in der Odyssee einen Wiederhall gefunden hatte.<sup>14</sup> Palmenzweige dienten später bei den vier grossen Festen als Siegeszeichen, theils in Gestalt von Kranzen auf dem Haupt,



theils als Zweig in den Händen: zur Erklärung dieser Sitte, die schon Pindar kennt (s. Boeckh zu Pind. Fr. p. 578), berichtete der Mythos, Theseus habe, von Kreta zurückkehrend, in Delos zu Ehren Apollon ein Kampfspiel gefeiert und die Sieger mit Zweigen der Palme geschmückt, und dies sei dann auf die übrigen Spiele übergegangen (Plut. Thes. 21. Sympos. 8, 4, 3. Pausan. 8, 48, 2). Wir deuten dies so, dass nicht bloss die Palme als Attribut des Licht- und Sonnengottes Apollon, sondern der Palmzweig als Symbol des Sieges und der Siegestroude über Kreta und Delos aus dem kultur- und religiösen Vorstellungskreise der Semiten gekommen war, denn auch bei diesen dienten Palmen als Zeichen des Lobes und Sieges und festlicher Freude (z. B. am jüdischen Laubblothenfest), und Theseus personifizierte die Fahrten und Thaten der attischen Jomer zwischen Kreta und Athen und erscheint als ein eifriger Jünger auch der semitischen Aphrodite. Statt des Theseus nannte eine auf anderem Lokal erwachsene Legende den Herakles: dieser hatte aus der Unterwelt wiederkehrend zuerst die Palme erblickt und sich mit ihren Zweigen bekränzt, Philargyr. ad V. G. 2, 67: *quia Hercules cum ab inferis rediret hanc pinum arborem dicitur contemplantus esse et se inde coronasse, conveniente colore arboris illi erectis quo e tenebris in lucem commeant* — wo im Herakles der orientalische Sonnengott, dem die Palme als Baum des Lichts angehört, nicht zu verkennen ist. Darnach hatte der arkadische Held Jasios als erster Ueberwinder im Wettrennen von Herakles die Siegespalme erhalten, und Pausanias 8, 48, 1 sah sein Bild in der Stadt Tegea, wie er in der Linken ein Ross führte und in der Rechten den Palmzweig hielt. Schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. stiftete der Tyrann Kypselos, der Herrscher im halborientalischen Korinth, eine eiserne Palme als Weihgeschenk in Delphi, woselbst die natürliche Palme nicht wuchs: die unten am Stamme angebrachten Früchte und Wasserschlangen machten den späten Mythologen und Hodegeten viel Kopfbrechens (Plut. Conv. sept. sap. 21. de Pyth. orac. 12), wahrscheinlich hatte der Künstler in naturalistischer Weise nur ausdrücken wollen, dass die Palme, das Kind der Wüste, doch ohne im Boden verborgenes oder aus der Tiefe hervorbrechendes Wasser nicht leben kann, salzhaltiges oder brakisches Wasser aber allem Uebrigen vorzieht — worüber ihn in Korinth wohl Kunde zugekommen



sein konnte. Wie Kypselos, weihten auch die Athener zu Ehren ihres Doppelsieges am Eurymedon eine eiserne Palme in Delphi (Paus. 10, 15, 3) und später eine gleiche durch Nikias in Delos (Plat. Nic. 3, 5); Palmbäume sieht man auf Münzen von Ephesus, von Hierapytna und Priamus auf Kreta, von Karystos auf Euböa (s. Monnet unter diesen Städten) und auf Vasengemälden als Attribut der Leto und des Apollo oder auch den Palmzweig als dem Sieger am Ziele winkend (z. B. vor einem brausend dahersprengenden Viergespann bei Millin 1. pl. 240. Dass auch das argivische Nemea schon zu Pindars Zeit seine Palme besass, geht aus dem von Dionysius de comp. verb. 22 aufbewahrten Anfang des in Athen gesungenen Frühlings-Dithyrambos dieses Dichters hervor, v. 12:

Im Argeischen Nemea bleibt dem Seher nicht verborgen  
Der Palme Spross, wenn der Horen Gemach sich öffnet  
Und den duftenden Frühling empfinden die nektarischen Pflanzen

wo die homerische Formel *qoirizos éqros* nichts anderes bedeutet als Palmbaum (Hesych. *qoirizos éqros* *τερυγγεινίζος im qoirize*), der Seher, *mátrē*, aber wohl nur der priesterliche Wächter ist, der den geweihten Baum beobachtet und pflegt. Auch zu Aulis vor dem Tempel der dortigen Artemis fand Pausanias 9, 19, 5 Palmbäume stehen, die keine so schönen Datteln gaben, wie die von Palästina, aber immer süßere, als die in Ionien erzeugten. So hatten sich denn im Laufe der Zeiten trotz des pythagoreischen Verbots: *arde qoirize qeteler*, keinen Dattelpalmbaum zu pflanzen, Plat. de Is. et Os. 10 (weil Zweige dieses Baumes das Siegeszeichen abgaben, ein solches aber den Pythagoreern gottlos schien) hin und wieder in Griechenland die Umgehungen der Heiligtümer und Ortschaften mit einzelnen oder Gruppen jener babylonisch-libyschen Wunderbäume geschmückt, zum Staunen Jedes, der sie zum ersten Mal sah.

Wenden wir uns zu den Schicksalen der Palme in Sicilien und Italien, so müssen wir vor Allen die Dattelpalme, *phoenix dactylifera* und die Zwergpalme, *Chamaerops humilis*, genau unterscheiden — letztere ein in Spanien, Sicilien und auch Unteritalien auf heissem Boden wucherndes, meist verkrüppeltes, blaugrünes Gestrüch, dessen junge Blattsprossen, Wurzeln und Früchte gegessen, und aus dessen fächerförmigen Blättern Kehrbesen ver-



fertigt, Stricke gedreht und Körbe, Matten u. s. w. geflochten werden. In Folge des gleichen Namens *palma* sind häufig Notizen der Alten, die sich auf die Zwergpalme bezogen, irrig für die Geschichte der Dattelpalme benutzt worden. Schon Theophrast sondert beide Arten aufs Bestimmteste, h. pl. 2, 6, 11: „die sog. Zwergpalmen (*οἱ χαταγυγνεις xatnárion*) sind von den Dattelpalmen verschieden, obgleich sie denselben Namen tragen; sie leben nach Entfernung des Gehirnes fort (die schneekbaffen Blätterknospen, während die Dattelpalme abstirbt, wenn man ihr das *cerebrum*, den Gipfeltrieb, nimmt) und abgebauten schlagen sie aus der Wurzel wieder aus (dies sind die *caeduae palmarum silvae*, *germinantes rursus ab radice succisae* des Plinius, die Dattelpalme treibt nicht wieder aus der Wurzel). Sie unterscheiden sich auch durch die Frucht und die Blätter: letztere sind breit und zart (sie sind denen der Fächerpalme nicht unähnlich), weshalb man auch Körbe und Matten aus ihnen flecht (wie noch heut zu Tage). Die Zwergpalmen sind häufig in Creta, aber noch mehr in Sicilien.“ Von den Wurzeln und Trieben dieser sicilischen Küstenpalme nährten sich die Matrosen der von ihrem Führer verlassenen Flotte bei Cic. Verr. II. 5, 87: *postquam paulum provecta classis est et Pachynum quinto die denique appulsa: multarum coactae fame radices palmarum arrestorum, quarum erat in illis lurs, sicut in magna parte Siciliae, multitudo, collaphant et his nostri perditique alebantur*. Wenn Vergil Aen. 3, 705 sagt: *paluosa Salinus*, so dachte er an die Zwergpalme, die noch jetzt die Küstensteppe um die Ruinen dieser Stadt bei Castellvetrano weit und breit überzieht. Von derselben Palme kamen die Kehrvische, mit denen der musivische Fußboden gereinigt wird, bei Horaz Sat. 2, 1, 83:

*Ten' lapides carios latulenta radere palma,*

und bei Martial 11, 82:

*In pretio scopas testatam palma fuisse.*

Zu den Stricken, Seilen und Matten, die Varro 1, 22, 1 aus Hauf, Flachs, Rohr, Palmen und Binsen bereiten lässt, eben so zu den Palmatten, mit denen Columellus Oheim in der Provinz Bätien zur Zeit der Hundstage seine Weinreben bedeckte (Cul. 5, 5, 15), dienen die Blätter der einheimischen Zwergpalme. *Palma campestris* bei Colum. 3, 1, 2 ist offenbar *Cha-*



*marrops humilis*, und eben dahin gehört die *regio palmarum foecunda* bei demselben 11, 2, 99. Das Verbum *palmare*, Colum. 11, 2, 96: *cacterum palmare id est maternis alligare* kann weder von *palma*, die flache Hand, mit der sich nichts anbinden lässt, noch von *palmes*, *palmaris*, gebildet sein, sondern nur von *palma*, die Zwergpalme. Selbst die *planta palmarum* bei dem späteren Palladius 5, 5, 2, *quam cephalanthem vocamus*, und die den dünnen Boden, der sonst keine Frucht trägt, von selbst überdeckt, 11, 12, 2: *enstat autem locum prope nullis utdem fructibus in quo palmae sponte nascuntur* kann keine andere sein, als die *Chamaerops humilis*, die noch jetzt in Italien *cefalanthi* heisst (von *ἑτάλαρος*, die essbaren obersten jungen Sprossen). Auch die Insel *Palmaria*, jetzt *Palmarola*, hiess so von dem Palmengestrauch, mit dem sie ursprünglich bewachsen war. — Aber auch die Dattelpalme oder die Palme als wirklicher Baum tritt uns in Italien ziemlich frühe entgegen. Zwar wenn erzählt wurde, Rhea Silvia, die Mutter des Romulus und Remus, habe im Traume am Altar der Vesta zwei Palmbäume aufwachsen sehen, von denen der eine grössere den ganzen Erdkreis beschattete und zugleich den Himmel mit dem Gipfel berührte, Ov. Fast. 3, 31:

*Inde dunc pariter, circa mirabile, palmae  
Surgunt. Ex illis altera major erat  
Et gravibus ramis totum proteterat orbem  
Condigeratque una videtur omnium coma*

so konnte diese griechische Dichtung erst entstehen, als Rom schon mächtig und an Siegen reich war, und das Vorbild gab der Weinstock ab, der aus dem Schooss der Mandiane, der Tochter des Astyages, emporwuchs und ganz Asien überdeckte, oder jener Oelkranz, den Xerxes im Traume sah und dessen Zweige über die ganze Erde reichten, Herod. 7, 19. Aber auch in Roms früherer Zeit, da es noch klein war und sein Name nicht weit reichte, war schon die *lancea palmata*, die die Römer mit den übrigen Abzeichen obrigkeitlicher Herrlichkeit von den Etruskern übernommen hatten, mit den Blattformen der orientalischen Dattelpalme gestickt. Palmzweige als Siegespreis in den römischen Spielen kamen, wie Livius 19, 17 ausdrücklich berichtet, zuerst im Jahr der Stadt 159 oder 293 vor Chr. vor, in Nachahmung griechischer Sitte: *translata e Graecum more*. Hieraus, wie aus der Palmenstickerei wäre freilich noch nicht mit Sicher-



beit zu schliessen, dass die Palmbäume selbst schon in Italien wuchsen: die zu den Siegespreisen nöthigen Blätter konnten zu Schiff nach Italien kommen, wie noch heut zu Tage der Seehandel denselben Artikel für jüdische und christliche Feste liefert, und dies um so leichter, als Palmzweige lange grün bleiben und nicht welken. Aber um dieselbe Zeit, im Jahr 291 vor Chr., geschah folgendes Wunder im Hain des Apollo zu Antium: die Römer hatten aus Anlass einer Pest die Schlange des Aesculap aus Epidauros geholt und landeten mit ihr in der genannten Stadt: die Schlange, die bis dahin klug und willig den Abgesandten gefolgt war und deren Absichten errathen hatte, schlüpfte aus dem Schiff, ringelte sich um die dort stehende hohe Palme und kehrte nach drei Tagen ruhig in das Schiff zurück, welches dann den Tiber hinauf nach Rom fuhr u. s. w. (Val. Max. 1, 8, 2). Man mag über diesen Vorgang denken, wie man wolle: die Existenz eines Palmbaumes in Antium muss als Anknüpfungspunkt für die Sage vorausgesetzt werden und hat in einem Hain mit lebhaftem Verkehr und Apollodienst nichts Unwahrscheinliches. Das Prodigium, welches Livius 21, 10 unter dem Jahr 214 berichtet: *in Apulia palmam erodem arsisse*, konnte nicht geschehen, wenn damals in Apulien nicht wenigstens eine Palme vorhanden war. Wie in Antium standen wohl auch bei den griechischen Städten in Unteritalien Dattelpalmen hin und wieder an der schönen Küste als Begleiterinnen apollinischer Heiligthümer. Zu Varros Zeit fehlte es an diesen Bäumen in Italien nicht, wie aus seiner Bemerkung hervorgeht, der Palmbaum bringe in Judäa reife Datteln hervor, in Italien vermöge er es nicht, 2, 1, 27: *non sedes palmarum* (Aldina richtiger: *palmas*) *caryotas in Syria parere in Judaea, in Italia non posse?* und bei Plinius im ersten Kaiserjahrhundert ist der Baum schon in Italien gemein, 13, 26: *Sunt quidem et in Europa eoqueque Italia, sed steriles*. Von wem aber war er ursprünglich in Italien eingeführt worden? Wenn nach Livius die Palmen als Siegerschmuck in den römischen Spielen aus Griechenland stammten, wenn auch die etruskische Palmenstickerei, wie Otfried Müller, Etrusker 1, 373, urtheilt, ein Ausfluss griechischer Sitte war — woher dann der ungriechische Name *palmā*? Das Wort ist aus dem Lateinischen nicht zu erklären; wie sollte auch ein so fremder exotischer Baum einheimisch benannt worden sein? *Palma* muss aus dem semitischen *tamar*, *tomer* entstellt wie aus



raus der Pflanz *purus*, *pura* wurde), oder es muss einer semitischen Sprache, in der der Anlaut wie *p* klingt, nachgesprochen worden sein. Letztere Annahme findet in dem biblischen *Tamar*, *Tadmor* und der entsprechenden griechisch-lateinischen Benennung *Palmyra*, *Palmira* (zuerst bei Plinius und Josephus), wobei an keine Uebersetzung zu denken ist, eine sichere Bestätigung<sup>21</sup>. Noch vor den Griechen also oder vielmehr, so zu sagen, an ihnen vorbei, zu einer Zeit, in deren Seeverkehr uns der von Polybios aufbewahrte Schiffahrtstraktat einen Blick eröffnet, müssen entweder tuskische und lateinische Schiffer den Baum an libyschen, sicilischen, sardischen Küsten erblickt und seinen Namen erfahren oder punische Kauffahrer Zweige desselben, *hermites*, *ναείδες*<sup>22</sup>, an die italische Küste gebracht haben, sei es als Wunder des Südens, wie auch unsere Schiffer Papageien und Kokosnüsse bringen, sei es zum Schmuck religiöser Feste oder als Zeichen der Huldigung für einheimische Fürsten und Oberhäupter. So könnten auch die Etrusker, wie den Namen, so auch den Gebrauch der Palmblätter als Insignien der Herrscherwürde ohne griechische Vermittelung direkt von den Puniern gelernt haben. An die Frucht der Palme als Handelsartikel ist nach dem gleich Anfangs Bemerkten in jener älteren Zeit noch nicht zu denken. Das dem Semitischen entlehnte Wort *δάκτυλος*, *dactylus*, welches mit Finger nichts zu thun hat, wie *palma* nichts mit der Hand, kommt erst spät vor (bei Artemidor 5, 89), zur Zeit der Antonine, und unter den Lateinern bei dem wahrscheinlich noch viel jüngeren Apicius, denn bei Plinius 13, 46 sind die *dactyli* ~~noch~~ eine bestimmte Sorte unter vielen andern), ist aber in alle romanischen Sprachen (ital. *dallero*, span. *datil*, franz. *dalle*) und von diesen auch in die germanischen übergegangen. Aelter ist eine andere, gleichfalls nur einer besonderen nussförmigen Art Datteln zustehende, später verallgemeinerte Benennung: *καρύκος*, *carquus*, lat. *carqula*, *carqulus*, häufig im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, zu allererst bei Varro 2, 1, 27, dann bei Strabo und Scribonius Largus. Entsprechend dem griechischen *καρύκος* die Dattel sagten die Dichter auch *palma* für die Frucht, z. B. Oly. Fast. 1, 185:

*quid cult palma ubi rursusque carca dacti.*

wie auch das verkleinerte *palmula* denselben Begriff ausdrückte, schon bei Varro 1, 67. Doch gingen alle diese Ausdrücke wieder



verloren, und Dattel wurde der allgemein übliche Name in der westeuropäischen Handelssprache.

Da der in die Erde gesteckte reife Dattelnkern bald keimt, so ist es leicht, Palmen zu erziehen und zu vervielfältigen. Trüge der Baum in Europa Frucht, wie im afrikanischen Dattellande, gewiss würden dann an zahlreichen Stellen der drei in's mittelhändische Meer auslaufenden europäischen Halbinseln Palmenwälder rauschen, und gewiss hätten dann auch die Menschen Sorge getragen, beide Geschlechter des Baumes neben einander zu pflanzen und der natürlichen Befruchtung, wie im Orient, künstlich zu Hülfe zu kommen. Als nach dem Untergang der antiken Welt Barbarei über jene Gegenden hereinbrach und der Sinn für Anmuth des Lebens erloschen war, da starben auch die Palmbäume allmählig ab, die etwa aus dem Alterthum sich noch erhalten hatten: sie brachten nichts ein, und neben der Sehnsucht in's Jenseits und der Selbstqual herrschte nur noch der grobe gierige Eigennutz. So weit dann die Araber an den Küsten des Mittelmeers sich niederliessen, ward auch die Palme wieder sichtbar. In Spanien pflanzte um das Jahr 756 der christlichen Aera der Kalif Abdorrahman I in einem Garten bei Cordova mit eigener Hand die erste Dattelpalme, von der alle übrigen im heutigen Spanien abstammen sollen (Comte, *historia de la dominacion de los Arabes en España*, part. 2, cap. 9) und betrachtete sie oft in schusteltiger Erinnerung an die arabische Heimath, von der sie beide, der Kalif und der Baum, so fern waren. Aehnlich thaten die Saracenen in Sicilien und Kalabrien, doch hatte dieser Orientalismus auf europäischem Boden nur flüchtigen Bestand. Bis in die neuere Zeit waren einzelne Exemplare des Baumes wie zufällig stehen geblieben, mehr in Griechenland — wegen des wärmeren Klimas und der Nähe des Morgenlandes —, weniger in Italien, zur Freude und Ueberraschung der Reisenden von Norden, durch welche die Anwohner erst auf den malerischen vegetativen Schmuck, den sie an dem Baum besaßen, aufmerksam gemacht wurden. Wie in so Vielem, war unterdess auch in dem Symbol der Palmen die christliche Kirche der Bildersprache des Heidenthums und Judenthums treu geblieben, und dieselben Zweige, die bei den Festen des Osiris in Aegypten, bei feierlichen Einzügen der Könige und Kriegshelden in Jerusalem, bei den olympischen Spielen und auf dem Kleide römischer



Imperatoren ein Zeichen der Siegesfreude gewesen waren, wurden auch in Rom am Palmsonntag vom Haupte der Christenheit geweiht und an alle Kirchen der ewigen Stadt vertheilt. Dies gab Veranlassung zu Anlage des grössten Palmenhaines, den das jetzige Italien besitzt, des von Bordighera, an der herrlichen Uferstrasse, die von Genua nach Nizza führt, zwischen S. Remo und Ventimiglia, unter fast 44 Gr. nördl. Breite. Die Einwohner dieses Städtchens haben seit alter Zeit das durch Gewohnheit geheiligte Vorrecht, zum Osterfest Palmen nach Rom zu liefern, und diese Industrie schuf allmählig die über mehrere Meilen sich hinziehende Pflanzung, die über 1000 Stämme zählen soll. Um die theureren und besonders geschätzten weissen Palmen zu erzielen, werden vom Hochsommer an die Kronen oben zusammengebunden, so dass die innersten Blätter, vom Licht unberührt, kein Chlorophyll erzeugen können und dann ein Bild nicht bloss des Sieges, wie die grünen, sondern zugleich auch der himmlischen Reinheit abgeben — ein ächt christlicher Gedanke, auf den die Alten nicht verfielen. Der Reisende, der um die genannte Zeit die Riviera di Ponente durchzieht, sieht dann die Palmengipfel in Gestalt riesiger Tulpenknospen sich erheben und begreift Anfangs nicht, was diese Verstümmelung des schönen Baumes bezweckt. Von Bordighera aus hat sich die Palme in einzelnen Exemplaren längs dieser ganzen Küste verbreitet; in Rom bilden die Palmen von S. Bonaventura das Studium der Maler, die an biblischen Scenen arbeiten; wer Capri besucht hat, kennt die Palme im Garten von Michele Pagano; in der villa nazionale von Neapel sind jetzt die prächtigsten Exemplare der Umgegend vereinigt, die an dunklen Sommerabenden, von dem bleichen Licht der weissen Gasflammen getroffen, über den Klängen des Orchesters und den Köpfen der ruhenden und auf- und abwandelnden Menge geisterhaft schweben. Häufiger, mit der zunehmenden Kraft der Sonne, wird der Baum nach Calabrien zu und in Sicilien und Sardinien. In der Umgegend des calabrischen Reggio sollen ehemals ganze Wälder von Dattelpalmen sich erhoben haben, die entweder von den Arabern selbst, als sie von dieser Küste verdrängt wurden, umgehauen oder von den Christen als Nachlass der Ungläubigen zerstört wurden (G. Vom Rath, ein Auszug nach Calabrien, Bonn 1871, S. 15). Wie zu Bordighera in Italien, steht in Hispanien, zu Elche südwestlich von Alicante nach der



Grenze des heissen Murcia hin, zwischen 39 und 40 Gr. nördl. Br., ein berühmter Palmenwald, 60,000 Stämme stark, der nicht bloss Blätter in die Hand frommer Waller, sondern auch süsse Früchte zum Genuss für Knaben und Mädchen bietet. Die Araber wurden besiegt, die Moriscos ausgetrieben und vertilgt, der Wald von Elehe, obgleich ursprünglich von ungütiger Hand gepflanzt, blieb stehen, ein Zeichen von Glaubensschwäche selbst bei den Zöglingen Loyolas. Im äussersten Westen mitten im Ocean auf den Inseln der Glückseligen fanden die ersten Entdecker schon fruchtbare Dattelpalmen vor: wenigstens berichtete der numidische König Juba, dessen Aussage uns Plinius 6, 205 aufbewahrt hat, *hanc (Canariam) et palmis caryotas ferentibus ac nuce pinæ (von pinus Canariensis) abundare*. Wahrscheinlich waren von dem gegenüberliegenden Afrika Dattelkerne durch die Wellen hindbergespült worden und so die genannten Bäume auf jener Insel aufgegangen. In der entgegengesetzten Weltrichtung hatten die früheren Araber sogar am Südrand des kaspischen Meeres noch eine ergiebige Dattelnucht getrieben, so dass das kalte Reich der Russen hier seine Grenzen bis fast an die subtropische Zone der Dattelpalme vorgedrückt hat; wenn aus jener Zeit nur noch einzelne Epigonen ohne Fruchtertrag übrig geblieben sind, so scheint v. Baer, der zuerst auf ihr Vorkommen aufmerksam gemacht hat, mehr geneigt, den Untergang dieser Kultur auf eine Abkühlung des Klimas, als auf die Indolenz der jetzigen Bewohner zurückzuführen (s. v. Baer im Bulletin der Petersburger Akademie, 1860: „Dattelpalmen an den Ufern des Kaspischen Meeres, sonst und jetzt“).

## CYPRESSE

(*Cupressus sempervirens* L.)

Nach A. v. Humboldt, Kosmos 2, 132, der sich auf Edrisi beruft, scheinen die Gebirge von Busib westlich von Herat die ursprüngliche Heimath der Cypresse zu sein. Auf der Westseite des Industhales, in den Plateaulandschaften von Kabul und Afghanistan, wo der Baum zu riesigen Grössen emporwächst,



besonders aber in dem genannten Busih oder Bushank, Fuscheng, findet auch Ritter, auf Ibn Haukal und Edrisi gestützt, das wahre Vaterland der Berg Cypresse (Erdkunde, Band XI: „die asiatische Verbreitung der Cypresse“). Von diesem seinem Ursitz wanderte der Baum im Gefolge des iranischen Lichtdienstes weiter nach Westen. In der schlanken, obelischenartigen, zum Himmel aufstrebenden Gestalt der Cypresse schaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme; nach dem Schäh-Nämeh stammte sie aus dem Paradiese, Zoroaster selbst hatte sie zuerst auf Erden gepflanzt, sie ward die Zeugin Ilr Ormuzd und dessen reines Wort und prangte durch ganz Iran in alten ehrwürdigen Exemplaren vor den Feuertempeln, in den Höfen der Paläste, im Mittelpunkt der medopersischen Baugärten oder Paradiese. Frühzeitig, mit den ältesten assyrisch-babylonischen Eroberungszügen, war sie in die Länder des aramäisch-kanaanitischen Stammes gelangt, auf den Libanon, auf die nach der Cypresse benannte Insel Cypern<sup>1)</sup>, und ward auch hier ein heiliger Baum, in welchem eine Naturgöttin, die den Namen der Cypresse selbst trug, Brathy, phönizisch Berot, Berut (Movers 1, 575 ff.), gegenwärtig war, dieselbe, deren uralten verlassenen Tempel mit der geweihten Cypresse Vergil uns im troischen Gebiete zeigt, Aen. 2, 713:

*Est arbo cypressus tantulus templumque vetustum  
Dixerat Ceres postaque antiqua cypressus  
Reliquione patrum multos servata per annos*

und die er, wie hier Ceres, so an einer anderen Stelle Diana nennt, Aen. 3, 680:

*Acne quercus aut coniferae cyparissii  
Cauditerunt silva alta Jovis Iuvenis Dianae.*

Mit der religiösen Bedeutung, dieselbe theils erhöhend, theils durchkreuzend, verschmolz eigenthümlich der technisch praktische Werth, den die Cypresse bei den Phöniziern gewann und später durch das ganze griechische und römische Alterthum behielt. Das Cypressenholz, hart, duftend, in der Flamme mit angenehmem Geruch verbrennend, galt zugleich Ilr unvergänglich und unzerstörbar. Plut. de legg. 5 p. 711: die Landhause der Bürger sollen in den Tempeln auf cypressenen Gedenktafeln Ilr die Nachwelt, *τις τὸν στήνα γράων*, verzeichnet werden. Theophr. h.



pl 5, 1, 2: von Natur unverweslich ist die Cypresse, Ceder (folgen noch eine Anzahl Holzer:; von diesen scheint das Cypressenholz am meisten Dauer zu haben, *γεννητάτη βοτάνη τῆς ἀειπλάστου φύσεως*. Martial. 6, 73, 7 das Bild des Priapus spricht:

*Sed uale perpetua nunquam moestura cupressu  
Phidæa riget sentula digna uane.*

Cypressenstämme wurden zum Bau der phönizischen Handelschiffe allen übrigen vorgezogen; wie schon die Arche Noäh aus Cypressenholz bestanden haben sollte, so baute noch Alexander der Grosse seine Euphratflotte aus diesem edlen Material, das er zum Theil quer über Land in fertig gezimmerten Stücken aus Phönizien und Cypern bezog (Strab. 17, 1, 11 und Arr. 7, 19, 3), so wie Antigonus zu der seinigen im Kriege gegen die wider ihn verbündeten Mitfeldherren die prachtvollen Cedern und Cypressen des Libanon billen liess (Diod. 19, 58). Das Cypressenholz wurde zu kostbaren Kisten, zu Platten der Tempel, z. B. zu denen des ephesischen Dianentempels (Theophr. h. pl. 5, 4, 2) u. s. w. verarbeitet; es war im Bezirk des delphischen Tempels bei dem *ἀνελκμῆρ* verwendet worden, in welchem Arkesilas den Wagen weihte, mit dem er in den pythischen Spielen gesiegt hatte (Pind. Pyth. 5, 51); es diente zu Särgen Verdorbener, denen es eine lange Dauer versprach. Als z. B. in Athen zu Anfang des peloponnesischen Krieges jene öffentliche Bestattung der für das Vaterland Gefallenen gefeiert ward, bei welcher Perikles seine herrliche Rede zur Verherrlichung Athens hielt, da umschlossen Schreine aus Cypressenholz, *τεφροτάς τε ταφώματα*, je einer für jede Phyle, die in die Erde zu bergehenden Gebeine (Thuc. 3, 84). Auf dem schon erwähnten prachtvollen Getreideschiff des Hiero von Syrakus, diesem Great Eastern des Alterthums, dessen Bau Archimedes als Ober-Ingenieur leitete, bestanden Wände und Dach des Aphrodisiums aus Cypressenholz, die Thür aus Elfenbein und Thujaholz. Besonders aber zu Idolen der Götter — und deren waren in grossen und kleinen Heiligthümern eine Unzahl über ganz Griechenland zerstreut — wurde gern duffendes, der Zeit und den Würmern widerstehendes Cypressenholz genommen: wie man sich das Scepter des Zeus aus diesem Holz bestehend dachte (Diog. Laert. 8, 1, 8 (10), Jamb. de vit. Pyth. 155), so schien es auch für *Σίονα* d. h. hölzerne Götterbilder neben Eben,



Cedern-, Eichen-, Taxus- und Lotosholz, Pausan. 8, 17, 2 Theophr. h. pl. 5, 3, 7) ein besonders würdiger Stoff. Der komische Dichter Hermippus, der im Beginn des peloponnesischen Krieges blühte, nennt in einer uns erhaltenen merkwürdigen Stelle, die den Handel des mittelländischen Meeres in parodischen homerischen Hexametern schildert, unter den Artikeln, die zur See nach Athen kamen, auch kretisches Cypressenholz zu Statuen der Götter, Meineke Fr. com. gr. 2, 1, p. 107.

doch aus Creta, der schönen, Cypressen zu Bildern der Götter — und Xenophon erzählt, wie er nach der Rückkehr aus Asien bei Olympia einen kleinen Tempel der ephesischen Artemis und darin das Bild der Göttin aus Cypressenholz gestiftet habe (Anab. 5, 3, 12). Auch die älteste Athletenstatue, die Pausanias in Olympia sah, die des Aegineten Praxidamas, vor Ol. 59 (c. 540 vor Chr.), bestand aus Cypressenholz und hatte sich besser erhalten, als eine andere, etwas spätere, die aus Feigenholz gearbeitet war (Paus. 6, 18, 7). Nicht anders in Italien. Plinius spricht von einem sehr alten Idol des Vejovis auf der arx in Rom, das aus Cypressenholz bestand (Plin. 16, 216), und Livius erzählt, wie im Jahre 207 vor Chr. zwei aus diesem Stoff gearbeitete Bilder der Juno Regina in feierlicher Procession in den aventinischen Tempel der Göttin gebracht wurden (Liv. 27, 37). Was vor Zerstörung durch Würmer und Insekten bewahrt bleiben sollte, wurde auch bei den Römern in cypressene Kästchen eingeschlossen z. B. Manuscripte bei Horaz, ad Pis. 332: *carmine — levi servanda cupresso*.

Kein Wunder nun, dass einen religiös so hoch verehrten und technisch so nützlichen Baum die Phönizier und Philistäer schon in ältester Zeit überall verbreiteten, wo sie sich niederliessen und wo das Klima es erlaubte. In Creta, dieser trübsamenitischen Insel, gedieh die Cypresse so mächtig und stieg so hoch die Gebirge himm (Theophr. h. pl. 4, 1, 3), dass diese Insel für das ursprüngliche Vaterland derselben gehalten werden konnte, Plin. 16, 144: *hinc patria visula Creta*. Der homerische Schiffskatalog kennt bereits auf dem griechischen Festlande zwei nach der Cypresse benannte Städte, die eine in Phoenis auf dem Parnass, II. 2, 544:

Die kyparissos anher und die felsige Pytho bewohnen,  
die andere in Triphylien, im Gebiet des Nestor, II. 2, 594:

Auch die kyparissos und Ampungeneta bestellten



Auch an der lakonischen Küste, einem frühen Schauplatz phönizischer Einwirkungen, lag eine Hafenstadt *Kerakouaia*, wie denselben oder einen ähnlichen Namen auch eine messenische Ortschaft trug; in beiden Städten ward eine *'Atyrā Kerakouaia* verehrt, in der wir eine griechisch benannte semitische Gottheit vermuten dürfen. Wandert man an der Hand des Pansanias durch das spätere Griechenland, so trifft man hin und wieder auf Cypressenhaine, in denen, was wohl zu beachten ist, meist Dämonen asiatischer Herkunft verehrt werden, so auf der Burg von Philus die Ganymeda, eine dem Dionysos wesensverwandte, in keinem Bilde verehrte Göttin, sonst auch Dia genannt (Strab. 8, 6, 21), die Loerin der Bande, an deren Cypressen betrete Gefangene ihre Fesseln aufhängen (Pans. 2, 13, 3), oder im Kraneion, einem Cypressenhain bei Korinth, die Heiligtümer des Bellerophon und der Aphrodite Melainis (Pans. 2, 2, 1), oder die himmelhohen Cypressen von Psophis in Arkadien, die am Grabe des Alenäon standen und von den Einwohnern Jungfrauen geheissen und nicht angetastet wurden (Pans. 8, 21<sup>9</sup>). Dass die Cypresse aus semitischen Landen nach Griechenland eingewandert war, wird schon durch den Namen *κίπρινος* (im älteren Hebräisch *gopher*, 1 Mos. 6, 11) ausser Zweifel gesetzt. Vielleicht bildete, wie so oft, die Insel Creta dabei eine Zwischenstation: darauf deutet wenigstens eine von Serv. ad Aen. 3, 680 aufbehaltene Version des Mythos von der Verwandlung des Kyparissos in einen Cypressenbaum: danach war dieser Jungling ein Cretenser, wurde von Apollo oder vom Zephyr geliebt, flüchtete, um seine Keuschheit zu bewahren, zum Flusse Orontes und zum *mons Casius* (woselbst Baal als Himmelsgott thronte, ein alter den Aramäern und Philistern gemeinsamer Kultus) und wurde dort in den nach ihm benannten Baum verwandelt. Was die Zeit dieser Entführung betrifft, so kennt die Ilias, oder wenigstens das Stück derselben, welches unter dem Namen *κατάλογος τῶν νεῶν* ein abgesondertes Ganze bildet, bereits, wie so eben erwähnt, zwei nach der Cypresse benannte griechische Städte, deren Gründung also das Dasein des Baumes schon voraussetzt. In der Odyssee und zwar dem ältesten, leichtesten Kern derselben, wächst der dattende Cypressenbaum schon in dem Park um die Höhle der Kalypso, 5, 63:



Ringsher breitet sich frischgrünender Wald um die Grotte,

Ulter und Pappel und auch die balsamische Cypresse

und in dem zweiten Theil der Odyssee, der auf Ithaka spielt, erscheint das Cypressenholz wenigstens als Baumaterial, entweder eingeführt oder an Ort und Stelle gewonnen: Odysseus lehnt sich, in Bettlergestalt auf der Schwelle seines Palastes sitzend, an die Thürpfosten aus Cypressenholz, die der Zimmermann einst kundig geglättet und nach dem Richtmaas gefügt hatte (17, 310). In dem beschränkteren Kreise des Hesiodus ist von der Cypresse nirgends die Rede.

Da die Cypresse kein Fruchtbaum ist (Schwätzer wurden gern mit den fruchtlosen Cypressen verglichen), und da ihre religiöse Bedeutung bei den Griechen keine sehr ausgebreitete war, so fällt ihre Versetzung nach Italien schwerlich in die Zeit der ersten Colonisation. Zwar spricht Plinius (16, 295) von einer Cypresse im Volcanal in Rom, die zu Ende der Regierungszeit Neros zusammenbrach und eben so alt wie die Stadt gewesen sein sollte, aber wer besaß damals die Mittel, jenes Alter zu berechnen? Glaublicher sagt derselbe Schriftsteller an einer andern Stelle, die Cypresse sei ein in Italien fremder Baum, dessen Acclimation schwierig gewesen, daher auch Cato so umständlich über ihn handle, 16, 139: *cypressus advenit et difficillime nascentium fuit, ut de qua volens suscipere quum de omnibus aliis prodiderit Cato*. In Theokrits Mythen, die auf dem wärmeren Boden Siciliens spielen, ist ein Jahrhundert vor Cato die Cypresse schon ein öfters erwähnter und gepriesener Baum, z. B. 14, 45, wo der verliebte Polyphemus die Galathea in seine Höhle lockt, die von Lorbeerern und schlanken Cypressen, *πάδιαι ζεφύριαι*, umwachsen ist. Von Sicilien scheint der Baum über Tarent ins innere Italien gelangt zu sein, wie aus Catos Bezeichnung Tarentinische Cypresse (131, 2) hervorgeht, Plin. 16, 144: *Cato Tarentinum eum appellat, creda quod primum eo venit*. Dies wird in der Zeit nach Unterwerfung Tarents geschehen sein, wo der hellenaisirende Einfluss der Stadt auf das neue römische Gebiet mächtig war, und wo zugleich der Geschmack an Villen, Parks, Orangerien, die Freude an der Schönheit der Bäume als solcher den Römern allmählich anzugewohnen begann. Dass auch der Nutzen, den die Cypresse als bei Tischlern und Schützlern im Preise stehendes Holz brachte, dem praktischen Volke bald



eindeutete, erhellt aus der Nachricht des Plinius, die Alten hätten eine Cypressenpflanzung die Aussteuer für die Tochter zu nennen gepflegt, 16, 141. *quarstiosissima in salus vulgum salio coloque dotem filiae antiqui plantaria appellabant*: man pflanzte die Bäume etwa bei Geburt einer Tochter und mit ihr wuchsen sie in die Höhe, als lebendiges Kapital, zugleich ihr Bild und Gleichniss<sup>62</sup>. Auch um die Grenzen des fundus zu bezeichnen, wurden ausser anderen Bäumen Reihen von Cypressen gepflanzt (Varro 1, 15, der aber zu diesem Zweck die Ulmen vorzieht). Als dann das römische Reich Afrika und Asien umfasste, verbreitete sich auch die düstere immergrüne Cypressse in orientaler Weise als Symbol der eithonischen Gottheiten (Plin 16, 139: *Diti sacra et ulci pinchri signis ad domos posita*), zunächst natürlich bei den Vornehmen, die sich bald die mystische Zeichensprache des Morgenlandes eigneten, Lucan. 3, 412:

*Et non plebejos fuctus tralata cupressus.*

Bei den Dichtern des augusteischen Zeitalters ist die Cypressse als Baum der Trauer, mit dessen Zweigen Leichenaltar und Scheiterhanten besteckt werden und der gern in Gegensatz zum Genuss der heiteren Gegenwart gestellt wird, schon gewöhnlich, z. B. Horaz Od. 2, 11, 22:

*neque harum quas colis, arborum  
Te praeter umbras cupressos  
Ulla brevem dominum requiritur*

oder Ovid. Trist. 3, 13, 21:

*Funera non mihi ferat cincta cupressis  
Convenit et stractis flamma parata rogis.*

Bei Vergil errichtet Aeneas dem Polydorus einen Altar mit schwarzen Binden und Cypressenzweigen umwunden, Aen. 3, 61:

*stant munda arae,  
Caeruleis mactat vittis atraque cupressis —*

wie auch am Scheiterhanten des Misenus Cypressen angebracht sind, 6, 215:

*luculentum straxere pyrae: cum frondibus atra  
Interiant latera et teretibus ante cupressos  
Constituant decorantque super fulgentibus arua.*



Seit jener Zeit ist der herrliche Baum, der neben der Pinie die eigentliche Charaktergestalt der südeuropäischen Landschaft bildet, in Italien eingebürgert. Wo die Cypresse beginnt, da beginnt das Reich der Formen, der ideale Stil, da ist klassischer Boden. Eigentliche Cypressenhaine, *cupresseta*, sind in Italien indess nicht zu finden: die Cypresse steht meist einsam oder in kleinen Gruppen, oder sie zieht in eben so düsterer als anmuthiger Säulereihe dahin. Wie in der Ebene von Neapel der Blick besonders häufig auf Pinien fällt, so im Arnothal auf Cypressen. Ueber die Alpen geht der Baum nicht hinaus. So mächtig und schlank übrigens einzelne Exemplare hin und wieder in Italien erscheinen mögen, z. B. in der Villa Este bei Tivoli, der Baum erreicht in diesem fremden Lande doch nicht die Majestät, wie im Orient, wo nach Ritters Worten „balsamisch duftende, ewig grüne, unvergängliche Haine solcher Pyramidengestalten“ über die weissen Gräber der Gläubigen ihre schimmernde lichte Dämmerung verbreiten, z. B. in Sentari bei Konstantinopel oder noch schöner in Smyrna, und im Angesicht des Todes doch das Gefühl des ewig sich erneuenden, emporstrebenden, unerschöpflichen Lebens erwecken.

Eine Abart der pyramidalen Cypresse, *cupressus horizontalis*, mit nicht aufstrebenden, sondern sich seitwärts ausbreitenden Zweigen, ist in Italien und Griechenland selten, in den wärmeren Oertlichkeiten von Kleinasien häufiger. Ein herrliches Exemplar dieser Species, die Cypresse des heil Elias, findet sich in dem Prachtwerk die Insel Rhodus von A. Berg, Braunschweig 1862, Beschreibender Theil S. 146, abgebildet.

## PLATANE

(*platanus orientalis* L.)

Der Ruhm des Platanenbaumes erfüllt das ganze Alterthum, das Morgenland wie das Abendland, und klingt noch heute aus den Berichten älterer und neuerer Reisenden wieder. Was kann in den dürrn Felsenlabyrinthen südlicher Sonnenländer erwähnlicher sein, ja mehr zu Aodacht und Bewunderung stimmen, als



der Baum, der mit herrlichem hellem Laube an grünlich grauem Stamme, mit schwebenden, breiten, tiefausgezackten Blättern murmelnde Quellen und Bäche beschattet und noch heute den Ankömmling empfängt, wie er vor Jahrhunderten die Voraltern empfangen und mit Kühlung erquickt hat? Welche Aussicht ist kostlicher, als die von verbrannten Bergzinnen auf eine Platanengruppe tief unten, die Verkündigerin eines Quells im feuchten Thalgrunde, wo der Wanderer losbinden, sein Thier trinken, seinen eigenen Durst stillen und im Schatten ausruhen kann? Mit welchem Entzücken beschreibt der platonische Sokrates jene Platane in der Nähe Athens, unter der er sich mit Plädrus zum Gespräch lagert, das eiskalte Wasserlein an ihrem Fuss, den Blitenduft von oben, die wehende Kühlung, den Chor der Cicaden, den weichen Rasen - in Worten von so süsser Fülle, dass das gekünstelte rhetorische Compliment, das ihnen später Cicero machte, uns recht abgeschmackt erscheint, de orat. 1, 7: *illa (platanus), cujus umbram secutus est Sokrates, quae mihi videtur non tam ipsa aquula quae deseruitur, quam Platonis oratione crevisse*. Kleinasien und die griechische Halbinsel, sonst von Menschenhand so schmählich verwüstet, weisen doch noch immer einzelne Platanen von riesenhafter Grösse und hohem Alter auf. Weit und breit berühmt ist die ungeheure Platane von Vostizza, dem alten Aigion in Achaja, deren Stamm, eine Elle vom Boden, über vierzig Fuss im Umfange misst; der Baum hat noch seine vollständige Krone und „würde vielleicht noch Jahrhunderte leben, wenn man nicht während der Revolution den unten zum Theil hohlen Stamm zur Küche benutzt und ihn bei dieser Gelegenheit angezündet hätte, so dass das Feuer bis oben hinans brannte“ (Fürst Plückler, Südöstlicher Bildersaal, 2, 127). Jeder, der Konstantinopel besucht hat, kennt die Platanen von Bajukdere, genannt die sieben Brüder, aneinander gewachsen, durch Alter und die Feuer der Hirten ausgehöhlt, aber noch immer majestätisch und herrlich. Stäckelberg (der Apollotempel von Bassä, S. 11 Anm.) sah in der Nähe des Tempels eine Platane, deren Stamm einen Umfang von 18 Fuss hatte, während die in dem selben befindliche Hohlung einem Schüter für seine ganze Heerde als Hürde diente. Der Verfasser von „Morgenland und Abendland“ berichtet (2, S. 131 der zweiten Aufl.) von Stancho auf der Insel Cos: „Vor der Mosehee steht eine Platane, uralt und herr-



lich, dreissig Fuss im Umfang, und ringsum gestützt und getragen von antiken Marmor- und Granitsäulen, denen man keine schönere Ruhestätte anweisen konnte.“ Von demselben Baume sagt der Fürst Pückler, die Rückkehr, 3. 161: „Mein erster Gang am folgenden Tage war nach der berühmten Platane, die für den kolossalsten Baum dieser Gattung im Orient gilt. Der Umfang ihres Stammes misst zwar nur hundertdreissig Fuss, aber ihre Aeste beschatten den ganzen kleinen Marktplatz von Stanchio. Sie werden von Marmorsäulen gestützt, die man früher aus dem Tempel Aesculaps entnommen hat, und die jetzt an ihrer Spitze meist schon von der Rinde der ungeheuren Aeste wie mit einer dicken Wulst überwachsen sind und sich so völlig mit ihnen amalgamirt haben. Zwei Sarkophage am Fuss des Baumes dienen als Wasserbehälter.“ Nach Dodwell, A classical and topographical tour through Greece, 1, 121, sind noch jetzt die Bazars oder Marktplätze der meisten griechischen Städte von Platanen beschattet, ganz wie einst die Agora von Athen durch Cimon mit Bäumen derselben Gattung bepflanzt worden war (Plut. Cim. 13, 11). Schon die Alten bewunderten einzelne alte, besonders umfangreiche und ehrwürdige Exemplare. So erzählt Theophrast, h. pl. 1, 7, 1, von einer Platane in der Nähe der Wasserleitung im Lyceum bei Athen, die, obgleich sie noch jung war, doch schon Wurzeln von drei und dreissig Ellen Länge getrieben hatte. Auch Pausanias weiss auf seiner Wanderung hin und wieder von gewaltigen, an die Fabelwelt geknüpften Individuen dieser Bäume zu berichten. So sah er bei Pharii in Achaja am Flusse Pteron Platanen von solcher Grösse, dass man in der Hohlung der Stämme einen Schwan halten und nach Belieben auch darin schlafen konnte (7, 22, 1), und bei Kaphyai in Arkadien die hohe und herrliche Menelaus d. h. die Platane des Menelaus, die dieser Held selbst, wie die Einwohner sagten, vor der Abfahrt nach Troja an der Quelle gepflanzt hatte (8, 23, 5). Nach Theophrast, h. pl. 1, 13, 2, war der Baum von Kaphyai vielmehr von Agamemnon gepflanzt worden, auf den auch die Platane am Kastelischen Quell in Delphi zurückgeführt wurde. Nimmt man dazu die Platane der Helena bei Theokrit 18, 13 ff., so sieht man, wie die Sage diesen Baum, der als Schatten- und Wohnbaum immer den Königen, überhaupt den Hohen und Reichen gehörte, gern mit den Pelopiden, als dem eigentlichen Herrschergeschlechte,



in Verbindung brachte. Als unter ihrer Führung die Helden in Anlis sich zur Abfahrt rüsteten, da brachten sie am Quell unter einer Platane das Opfer, II. 2, 307:

Unter der schönen Platane, wo blinkendes Wasser hervorquoll,

und dort ward ihnen in den Zweigen des Baumes das Zeichen, welches Kalchas auf zehnjährige Dauer des Zuges deutete. Griechenland hatte den Baum und die Freude an ihm (sie drückt sich in dem Adjectiv *καλή* aus) aus Asien überkommen, wo die Platane, wie die Cypresse, von Alters her bei den baumliebenden Ianiern und den vorder iranischen Stämmen Kleinasiens in religiöser Verehrung stand. Bekannt ist die schöne Episode im Kriegszuge des Xerxes gegen Hellas, die uns Herodot 7, 31 und Aelian V. II. 2, 14, aufbewahrt haben: der König kam auf dem Wege nach Sardis in Lydien zu einer Platane, deren Schönheit sein Gemüth so ergriff, dass er sie, wie ein Liebender die Geliebte, beschenkte, ihre Zweige mit Goldketten und Armbändern umwand und aus der Zahl der sogenannten Unsterblichen einen immerwährenden Wächter für sie bestellte. Hamilton, Reisen in Kleinasien, deutsche Uebersetzung 1, 170, zog ganz in derselben Gegend an dem halbverrotteten Stamme einer der riesigsten Platanen vorüber, die er jemals gesehen, und deutet an, es könne vielleicht noch die nämliche sein, die einst von Xerxes bewundert wurde. In derselben Landschaft ward auch die hohe Platane des Marsyas gezeigt, an der der Gott Apollo seinen unglücklichen Gegner aufgeknuipft hatte, Plin. 16, 240: *regionem Antiocheni dicunt, per quam ab Apamea in Phegppam dur: ibi platanus ostenditur, ex qua pependit Marsyas cecus ab Apolline, quare jam tum antiquitate electa est.* Einen der grössten Bäume der Art beschreibt derselbe Plinius 12, 9 als in Lyeien befindlich, wo er ohne Zweifel gleichfalls durch den Mythos geheiligt war: er stand, wie immer, an einer Quelle, *fons gelidi socia amornitate*, und die Weite seiner Hohlung betrug 81 Fuss, obgleich die Krone noch so kräftig grünte, dass sie ein breites undurchdringliches Schattendach bildete; der Consul Licinius Mutianus, als er in dieser Platane mit achtzehn Gästen gespeist und nach dem Schmause geruht, gestand, dass sie ihm eine schönere Umgebung gewährt habe, als die gold- und bildgeschmückten Marmorsäle Roms bieten konnten. Bei Homer erscheint die Pla-



tane nur an der einen so eben erwähnten Stelle, die möglicher Weise jüngeren Datums ist; wenigstens dem Dichter der herrlichen Stelle Od. 17, 201 ff., wo der pappelbeschattete Quell in der Nähe der Stadt Ithaka beschrieben wird, kann der Baum schwerlich bekannt gewesen sein. Die Phönizier hatten ihn nicht nach Griechenland gebracht, denn die Platane ist kein semitischer Baum; zwar stand bei Gortyn auf Kreta die angeblich immer grüne Platane, unter welcher Zeus mit der Europa sich vermählt hatte (Theophr. h. pl. 1, 9, 5), allein in dem Europadienst von Gortyn muss das phönizische Element mit lycisch-karischem sich durchdrungen haben (Movers, 2, 2, S. 80). Denn auch den Karern war die Platane, wie den Lyciern, ein heiliger Baum; nach Herodot 5, 119 stand bei Labraynda ein ausgedehnter, dem einheimischen Zeus Stratios geweihter Platanenhain, in dessen Schutz sich die von den Persern geschlagenen Karer zurtrokken (ein iranischer Zug in dem sonst semitischen Charakter der karischen Religion). Als eigentliches Heimathland der Platane mochten nach Grisebach, Vegetation der Erde, 1, 310, die Gebirge der vorderasiatischen Steppen gelten dürfen, wo die Platane am Taurus bis über 5000 Fuss ansteigt. Dass die Griechen den Baum nicht aus semitischem, sondern aus phrygisch-lycischem oder überhaupt iranischem Kulturkreise empfangen hatten, beweist auch der Name desselben (*πλατάνος* bei Homer und Herodot, *πλατάνος* bei den Attikern): an phönizischen Ueberlieferungen haftete auch der phönizische Name; *platanos* aber — der breitblättrige oder weitschattende Baum — ist entweder innerhalb der griechischen Sprache selbst gebildet worden (*platō* breit u. s. w.) oder, was uns wahrscheinlicher ist, lautete schon in dem verwandten iranischen Idiom ähnlich (zendisch *frath* ausbreiten, *peretha* breit, von der Wohnung, den Wolken, der Erde, Justi Handbuch S. 191. Die spätern persischen Namen des Baumes, *dath*, *dathar* und *tshanir*, *tshanil* sind auch in die neueren semitischen Sprachen übergegangen, die sich also darin von iranischer Kultur abhängig zeigen, P. de Lagarde, Ges. Abhandlungen S. 31). Eine schöne Abbildung der orientalischen Platane findet sich in der Ausgabe des Marco Polo von H. Yule, London 1871, 1, 120.

Ueber die Verbreitung des Platanenbaums weiter in den europäischen Westen haben wir ein gewichtiges Zeugnis des



Theophrast, h. pl. 4, 5, 6: „In den Landschaften um das adriatische Meer soll die Platane nicht vorkommen, ausser um das Heiligtum des Diomedes (d. h. auf der Diomedes-Insel, einer der jetzt sogenannten Tremiti Inseln, nördlich vom Garganus Vorgebirge), in Italien soll sie selten sein, obgleich es dem Lande an grösseren Gewässern nicht fehlt; diejenigen Platanen wenigstens, die der ältere Dionysius in Rhegium in seinen Baumgarten gepflanzt hatte und die jetzt im Gymnasium stehen, wollen trotz aller Pflege nicht recht gedeihen.“ Diese Nachricht wiederholt Plinius 12, 6, erweitert sie aber, wir wissen nicht ob aus andern Quellen oder bloss durch Interpretation der ihm vorliegenden Stelle des Theophrast, dahin, dass der Baum zuerst ins adriatische Meer nach dem Grabe des Diomedes auf der nach diesem Helden benannten Insel, dann nach Sicilien und frühzeitig, *inter primis*, nach Italien gebracht worden sei - worauf die Geschichte von der Anpflanzung des Dionysius in Rhegium folgt. Bei den römischen Grossen des letzten Jahrhunderts der Republik ist Anpflanzung von Platanen ein vornehmer Zeitvertreib, gleich den Fischteichen und andern kostspieligen Anlagen in Villen und Gärten, während geringe Leute natürlich lieber einen Fruchtbaum setzen, der etwas tragen und einbringen konnte. Dass es den Platanen gut thue, mit Wein statt mit Wasser begossen zu werden, war ein der reichen Aristokratie willkommener Aberglaube, da er dem Hange nach exclusivem Luxus entgegenkam. Von dem berühmten Redner Hortensius, dem Zeitgenossen des Cicero, wird berichtet (Macrob. Sat. 3, 13, 6), er habe einmal bei einer Gerichtsverhandlung den Cicero gebeten, mit ihm die Reihe im Reden zu tauschen, da er nothwendig auf seine Villa bei Tusculum müsse, um seine Platane eigenhändig mit Wein zu begiessen. Wie einst Menelaus und Agamemnon und später Dionysius und wie die persischen Könige, die *perpetui plantatores*, so pflanzte auch der grosse Cäsar am Guadalquivir eine Platane, von der wir durch einen Hymnus des Martial wissen: ihr Wachsthum war in den Augen des Dichters ein Sinnbild der unvergänglichen Herrlichkeit des Dictators und seines Hauses, 9, 61:

*O dilecta deus, o magni Caesaris arbor  
Ne melius ferrum sacritequeque focum  
Perpetuis operare licet tibi frondis honores;  
Non Pompejanæ te posuere manus.*



Im dichten Schatten dieses aristokratischen Baumes am kühlen Quell dem Genuße der Ruhe und des Weines sich hingeben, ist auch bei den Dichtern, den Freunden des Hotes, Lieblings-sitte. Verg. G. 3, 146:

*Janque ministrantem platanum potantibus umbram.*

Hor. Od. 2, 11, 13:

*Cur non sub alta vel platano vel hac*

*Pinu jacentes — — potamus amicti*

Bei Ovid, Met. 10, 95, heisst die Platane *genialis* d. h. ein wohniger, der Pflege des Genius oder dem Lebensgenuss dienender Baum. Indess regt sich in nicht römischer Weise auch wieder das Gewissen, den heiligen Boden, die fruchtspendende Erde durch einen blossen Schönheitsbaum, der keinen Nutzen brachte, zu entweihen — etwa wie man den Kindern verbietet, mit Brod zu spielen. Daher die Ausdrücke: *platanus vana, sterilis, carulebs*, z. B. Hor. Od. 2, 15:

*Jam pouco aratro jagora regar*

*Molea relinquunt, undique latius*

*Extenta videntur Lucrino*

*Stagna lacu platanusque caelebs*

*Excinet ulmos —*

welche letztere nämlich Weinreben zu tragen geeignet sind, oder die Klage des Nussbaumes bei Ovid Nue. 17:

*At postquam platanus, sterilem praebentibus umbram,*

*Urbior quavis arbore venit huius.*

*Nos quoque frugiferae, si nux modo ponor in illis.*

*Coepimus in patulas luxurians conui.*

Plinius drückt dies Gefühl in directen Worten aus, 12, 6: *quasi non jure mireris arborum umbrarum gratia tantum ea alieno petito orbi? Platanus — iam ad Morinos usque percreta ac tributarum etiam detinens solum, ut gentes vestigul et pro umbra pendant.* Dass übrigens die lichte Platane, *platanus orientalis*, bei den Morinern am belgisch-französischen Seestrande angepflanzt worden sei und daselbst ausgedauert habe, ist nicht glaublich, es wird ein ähnlicher Schattenbaum gewesen sein, der nordische Ahorn, *acer platanoides*, von Plinius selbst 16, 46 der gallische oder weisse Ahorn genannt, für welchen Baum eine



merkwürdige gleichartige Benennung durch die Sprachen der Kelten, Germanen, Slaven und — Thraker geht.<sup>67)</sup> Aus noch weiterer Ferne, als die Platane der Alten, und auch nur um des Schattens willen ist der amerikanische Ahornbaum, *platanus occidentalis*, zu uns gebracht worden, der jetzt in Mitteleuropa vielfach zu Baumgängen verwandt und so oft mit der wahren orientalischen und antiken Platane von Unkundigen verwechselt wird.

## DIE PINIE

(*pinus pinus* L.)

Die Geschichte des Pinienbaumes ist aus dem Grunde schwierig, weil die Alten, wo sie der zapfentragenden Nadelblüthe erwähnen, die Arten derselben nicht strenge zu sondern pflegen und also der Deutung und Vermuthung ein freies Feld lassen. Immerhin können zwei Gruppen dieser Bäume mit hinreichender Sicherheit unterschieden werden: die eine, *θήκη*, genannt, *pinus pinus* L., die andere mit dem Doppelnamen *πίνε* und *πίνα*, unter der die Pinie, wo sie überhaupt vorkommt, mitbegriffen sein muss. Homer kennt schon alle drei Benennungen; *θήκη* ist ihm ein hoher, zum Himmel strebender Baum, *αἰσχρογυρῆς*, *αἰσχρογυρῶς*, *ἰσχυρή*, also die Tanne; dass er aber unter seiner *πίνε* die Pinie, *pinus pinus*, den Baum mit dem reizenden Schirmdach und den essbaren, mandelartigen Früchten verstanden hat, wie Fraas, Synopsis p. 263, annimmt, geht aus den drei oder vielmehr zwei Stellen, in denen das Wort vorkommt, nicht hervor. Il. 13, 389 ff. und gleichlautend 16, 182 ff. heisst es von dem in der Schlacht fallenden Helden:

Aber er stürzte dahin, wie der Eichbaum oder die Pappel  
Oder die Fichte, die schlanke (*ῥοδοδάκτυλος*), von Zimmerern hoch im Gebirge  
Mit scharfschneidendem Heile gefällt zum Baue des Schiffes.

Hier führt das Prädikat *ῥοδοδάκτυλος*, hochaufgeschossen, und die Verbindung mit Eiche und Silberpappel weit natürlicher auf *pinus silvestris* oder auch auf die sonst *θήκη* genannte *pinus pinus*, als auf den zapfentragenden Pinienbaum, wie denn auch Odysseus,



Od. 5, 209, auf der Insel der Kalypso sein Schiff aus Eilern, Pappeln und Tannen, *Ἰξάρη*, baut. Ganz eben so verhält es sich mit der andern Stelle, Od. 9, 186 ff., wo um die Höhle des Cyclopien eine Hürde für Schafe und Ziegen aus Steinen und

Aus langstammigen (*μαρσηῖαι*) Fichten und hochumwipfelten Eichen gebant ist. *Ἰξός* und *ἰξίς* sind nur verschiedene Formen des selben Wortes, welchem die Bedeutung: harzreicher Baum, Pechbaum zu Grunde zu liegen scheint. Je nach den Landschaften mag bald diese, bald jene Benennung für ein und dieselbe Species, oder umgekehrt dieselbe Benennung für verschiedene Arten im Gebrauch gewesen sein — wie denn Theophrast h. pl. 3, 9, 4 ausdrücklich sagt, was er *ἰξίς* nenne, heiße bei den Arkadern *ἰξίς*. Standort, Boden, Klima, Altersstadium brachten gewiss auch damals schon Varietäten hervor. Die ausführliche Darstellung bei Theophrast (in dem so eben angeführten 9. Kapitel des dritten Buches seiner Pflanzengeschichte) ist doch nicht bestimmt genug, um in unserem Sinne eine feste Synonymik der Nadelhölzer möglich zu machen. In der dort vorkommenden *ἰξίς ἱερὰ*, die mit der *ἰξίς ἡ ζωοφύλλος*, 2, 2, 6, identisch zu sein scheint, erkennt man die Pinie, da jenes Adjectiv die von Menschenhand der Früchte oder des Schattens wegen gepflanzten, veredelten Bäume zu bezeichnen pflegt, und *ζώνη*, Zapfen, auch sonst als der spezifische Ausdruck für die essbare Pinienfrucht auftritt; aber nichts sagt uns zunächst, ob die zahme Kiefer ihren wilden Repräsentanten in den griechischen Bergen hatte, oder ob sie ein fremder Baum und im letztern Falle wann und von wo sie eingeführt war. Sehen wir auf die Namen für die Nüsse selbst, so ist uns ein solcher angeblich schon aus einem Gedicht des Solon anbewahrt: Phrynich. p. 396, ed. Loh.: *ἔτι γὰρ εἴς ζύζονα τέραναι οἱ ἄνθρωποι οὐδὲν, οὐ γὰρ Σάτυροι ἐν τοῖς τρυφῶσι αἰεὶ χοῖται*.

*Κόζανος ἵλλος, ἱέρως δὲ ἡδύμην.*

Daraus geht nur hervor, dass *ζύζονες*, die bei Solon auch Granatkörner oder sonst eine Beere bezeichnen konnten, in der spätesten Zeit als Pinienkerne gedeutet wurden. Dasselbe ist der Fall mit dem verwandten Wort *κόζανος* bei Hippokrates, von welchem Galenus, XV. p. 848 Kühn, erklärend bemerkt, es sei dasselbe, was sonst *ζώνη* genannt worden sei, bei den ioniern Ärzten



aber *στρόβιλος* heisse. Dass ein ähnlicher Ausdruck in späterer Zeit im Munde des Volkes lebte, beweist auch der neugriechische Name für die Pinie *καρυωνιάς*. Eine frühere Benennung war *κῶνος*, eine spätere *στρόβιλος*, Galen. XIII. p. 10 Kühn. οὐκ ἔνν ἄπαντες ἔλληες ὀνομάσασι στρόβιλος, τὸ πάλαι δὲ παρὰ τοῖς Ἀιτωκοῖς ἐκαλοῦντο κῶνοι. In der attischen Inschrift bei Böckh, Staatshaushalt 2, 356 (der zweiten Ausg.), die vielleicht in das zweite Jahrhundert vor Chr. gehört, kommen in der That unter anderem Naschwerk auch *κῶνοι* vor, aber ob sie in Griechenland gewachsen oder von auswärts gekommen waren, wie z. B. die Datteln und die ägyptischen Bohnen, erfahren wir nicht. Pseudo-Herodot. vit. Hom. 20 sagt von der Pinientrucht, Einige nannten sie *στρόβιλος*, Andere *κῶνος*. Die Benennung *στρόβιλος* tritt zuerst bei Aristoteles oder bei Theophrast auf (Lobeck zu der obigen Stelle des Phrynichus). Wenn in der so eben erwähnten Inschrift ausser *κῶνοι* auch *πυρήνες* erwähnt werden, so deutet Böckh die erstern gewiss richtig als Pignolen mit der Schale, die letztern als geschälte (und zugleich gedorrte, weil sie sich sonst nicht halten); das Wort *πυρήν*, welches in älterer Zeit ganz allgemein den Kern der Früchte, z. B. der Weinbeere oder der Olive (Herodot. 2, 92), bedeutet hatte, erfuhr also dieselbe Entwicklung der Bedeutung, wie *κάρκινον*, *κάρκαλος*, *κάρκος*. Einen andern sonst nicht vorkommenden und von der Härte der Umhüllung entnommenen Ausdruck *καρυγία* brauchte der athenische Arzt Mnesitheus, wie wir aus Athen. 2. p. 57 erfahren. Dioskorides im ersten Jahrhundert nach Chr. hat die abstractere Benennung *πιτῦς*, 1, 87: *πιτῦδες δὲ καλοῦνται ὁ καρπὸς τῶν πιτῶν καὶ τῆς πίττης ὁ ἐκβλαστόμενος ἐν τοῖς κῶνοις* — also die Kerne selbst, die in den Nüssen stecken. Hält man alle diese Zeugnisse zusammen, so ergibt sich als Resultat, dass, je weiter in der Zeit hernah, desto deutlicher die Pinie hervortritt, desto bestimmter allgemeine Namen auf die Pinientrucht sich fixiren und desto gewöhnlicher die letztere als Naschwerk im gemeinen Leben erscheint. Bei den attischen Komikern geschieht der Pignolen keine Erwähnung. In Sicilien kennt Theokrit die Piniennüsse bereits als beliebten Leckerbissen: 5, 15 ff. wird ein angenehmer Ruhesitz beschrieben, wo Quellen frischen Wassers sprudeln, die Vögel zwitschern, die Schatten der Bäume Kühlung verbreiten und die Pinie von oben ihre Nüsse abwirft:



βάλλει δὲ καὶ ἡ πέντε ἔποθε κόρος —

(in der That öffnet der Pinienzapfen, nachdem er vier Jahre festverschlossen am Baume gehangen, von selbst die Schuppen und lässt dann die Nüsse herabfallen, die dann nur aufgeklopft zu werden brauchen). Auf dem italienischen Festland treffen wir die Pinie auch bei Cato, der die Kerne säen lehrt, 48, 3: *nuces pincas ad candem modum, nisi tanquam alium serito*. Plinius 15, 35 beginnt seine Aufzählung der Baumfrüchte schon mit vier Sorten essbarer Zapfenkerne, vier verschiedenen Arten Bäume angehörig, darunter auch die *picca sativa* und der Pinaster, dessen Nüsse die Tauriner in Honig einkochten und dann *aquicelos* nannten. Wenn der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe an Tacitus den aus dem Vesuv aufsteigenden Rauch mit einer *pinus* vergleicht, 6, 20: *nubes oriebatur, ejus similitudinem et formam non alia arbor magis quam pinus expresserit*, so erkennen wir deutlich unsere Pinie mit der gewölbten Laubkrone auf schlankem, oben in Aeste sich theilenden Stamme. Von den Dichtern wird sie bei Schilderung ländlicher Paradiese mitaufgeführt; sie war kein Wald-, sondern ein Gartenbaum und also gewiss fremder Herkunft. Verg. Ecl. 7, 65:

*Fraxinus in silvis pulcherrima, pinus in hortis,  
Populus in fluviis, abies in montibus altis.*

Ovid. Art. am. 3, 687:

*Est prope purpureos colles florentis Hymetti  
Fons sacer et viridi cespite mollis humus.  
Silex nemus non alta facit; tegit arbutus herbam;  
Ros maris et lauri nigraque myrtus olent.  
Nec deusae foliis buri fragilaeque myricae  
Nec tenuos cythi cultaeque pinus abent.*

Petron. sat. 131:

*Nobilis aetivas platanus diffuderat umbras  
Et baccis redimita daphne tremulaeque cupressus  
Et circumtonnae trepidanti vertice pinus —*

wo das Bild der unten zweiglosen, *circumtonna*, oben ein flüsterndes Schirmdach tragenden Pinie deutlich wiedergegeben ist. Martial warnt den Wanderer davor, sich unter die Pinie zu setzen,



denn ihre schweren Zapfen könnten ihm auf den Kopf fallen.  
13, 25 *nuers pinuar*:

*Ponia sumus Cybelae, procul hinc discede, viator,  
Ne cadat in muerum nostra ruina caput.*

Die Pinie steigt nicht auf die hohen Gebirge, entfernt sich auch nicht von den Vorbergen und Ufern des mittelländischen Meeres, für uns ein Beweis mehr, dass sie in Italien, ja auch in Griechenland eingewandert ist; denn was ursprünglich in diesen Ländern, über die doch auch schneidende Nordhauche hinwehen, einheimisch war, besitzt auch die Kraft, mit Hilfe pflegender Kultur die Alpen zu übersteigen und einzelne begünstigte Localitäten Mitteleuropas zu betreten. Der Pinie ist aber bereits die Gegend von Turin zu kalt. Wir wissen nicht, ob und in welcher Landschaft Asiens sie etwa noch wild vorkommt. Nach Fiedler wächst sie im heutigen Griechenland nur hin und wieder meist einzeln; was an Kiefernblissen auf den grosseren Bazars feilgeboten wird, kommt meistens aus Russland von *pinus cedrus* L. Damit stimmt die Notiz bei Fraus, Synopsis p. 262, nicht überein, dass im Jahr 1836 allein Pignolen für 60,000 Drachmen aus Griechenland nach Italien und den jonischen Inseln ausgeführt seien: allein diese angeblichen Pignolen mögen wohl nur Zirbelnüsse gewesen sein, die der griechische Zwischenhandel weiter nach Italien brachte. Nach Grisebach, Spielmann II, 347, findet sich die Pinie, vermischt mit *pinus laricio*, als hoher Wald auf dem nördlichen Ufer der Halbinsel Hajion-Oros (die in den Berg Athos ausläuft). — Im heutigen Italien bildet die Pinie den malerischen Schmuck der Villen und Gärten, z. B. in Rom; besonders häufig ist sie neuerdings, wie schon früher bemerkt, in der reichen Campagna von Neapel angepflanzt, über der weit und breit ihre reizenden grünen Laubkugeln schweben. Hin und wieder trifft man die Pinie auch in zusammenhängenden Beständen, nirgends so ausgedehnt, als in der berühmten Pineta von Ravenna. Dieser Pinienwald, dem das sumplungebene Ravenna nach der allgemeinen Meinung seine gesunde Luft verdankt, erstreckt sich auf altem Meeresboden in einer Breite von einer Stunde und in einer Länge von mehr als sechs geographischen Meilen dem Ufer entlang. Schon ist er von Karl Witte beschrieben, Alpinisches und Transalpinisches, Berlin 1858, S. 308: „Statt der Einförmigkeit eines schwebenden



Baldachins, die man sonst an ihm gewohnt ist, entwickelt der Baum hier in so viel hundert uralter und kräftiger Exemplare die mannigfachsten, oft wunderbar verschränkten und knorrigen Gestalten. Unter dem Dache der Pinien aber, auf dem feuchten fruchtbaren Boden hin, wuchert ein üppiges Wachstum von niedern Gestrüuchen und Schlingpflanzen in bunter Fülle. Schon ein Schrittsteller des vorigen Jahrhunderts zählte fast dreihundert Pflanzenarten in dieser Pineta. Dazwischen singt und summt und zwitschert es von unzähligen Vögeln und anderem fliegenden Gethier; oben durch die Pinienzweige aber flüstert ohn Unterlass der Windeshauch vom nahen Meere. Ueber den Ertrag an Früchten und die Art der Einsammlung und Reinigung s. ebendasselbst S. 309 f. Die Pineta giebt jährlich etwa 9000 preussische Scheffel Pinienkerne, die leeren harzigen Zapfen bilden das schönste Material für Kaninfeuer. Da der Wald von Ravenna zum grössten Theil auf neugebildetem Boden steht, der zur Römerzeit noch Meer war, so kann er erst im Mittelalter, nicht vor den Zeiten des Procopius, angelegt worden sein. Wohl aber war jenes ganze Territorium schon frühe reich an Pinien. Sil. Ital. 8, 595:

*et undique sollers*

*Arca coronantem nutrire Faenza pinum.*

Das von Ravenna nicht weit abstehende Faenza pflegte also zu Silius Zeit schon die Pinie, die die Saattfelder krönt. Dass Augustus wegen dieses Baumes Ravenna zu einem der beiden Standorte seiner Flotte erheben haben sollte, glauben wir nicht, da Schiffswert und Flottenstation zweierlei sind und bei Wahl der letzteren ganz andere militärisch-politische Gründe entscheiden. Jordans 54: (*Procopius*) *transacto Pado amne ad Ravennam, regium urbem, castra composuit loco juxta milluario loco qui appellatur Pineta*. Zur Zeit des Einbruchs der Ostgothen gab es also schon einen Ort Pineta bei Ravenna, der aber nordwestlich von der Stadt gelegen zu haben scheint und also mit der heutigen Pineta nicht zusammenfällt (Palman, Geschichte der Völkerwanderung, II, 189 f.). Der Wald wurde zum Schutze Ravennas gegen das Meer zu der Zeit angelegt, wo durch ganz Norditalien im Kampfe mit der Natur Kanäle, Dämme und andere Werke der technischen Kunst angeführt wurden. Dante kennt und preist ihn bereits und benennt ihn nach Chiassai (dem alten



Hafen, Classis, von Ravenna), eben so Boreaccio. Er gehörte sonst mehreren Kirchen und Klöstern und bildete dann bis zur Entstehung des Königreichs Italien ein Eigenthum der apostolischen Kammer, diese trat ihn im Jahre 1860 durch Vertrag (oder Scheinvertrag) an die Kommiker des Lateran ab, die ihrerseits ihre Rechte auf eine Privatperson übertrugen. Beide Kontrakte wurden von den italienischen Gerichten für nichtig erklärt, da wegen Wechsel der Landesveränsetat die päpstliche Kammer nicht mehr als Eigenthümerin angesehen werden konnte. Indess liess sich die italienische Regierung zu einem Abkommen herbei, vermöge dessen gegen eine verhältnissmässig geringe Abfindungssumme die Pineta, deren Kapitalwerth auf 4 bis 5 Millionen Franken geschätzt wird, in die Hand der neuen Regierung überging (heftige Debatten darüber im Florentiner Parlament, März 1866). Uebrigens haben nach uraltem Brauch die Bürger von Ravenna ausgedehnte Nutzungsrechte an dem Walde; ja man beschwerte sich, dass der leichte Erwerb, zu dem er Gelegenheit biete, der Faulheit Vorschub leiste und unflüssiges Gesindel aus weitem Umkreise herbeiziehe. Dennoch gilt die Pineta für das Heiligthum Ravennas, das die Stadt und ihr Gebiet gegen giftige Dünste und die Meeresströmungen schützt und demgemäss hoch gehalten und gepflegt wird.

## DAS ROHR

(*Arundo donax L.*).

Der nordische Reisende staunt, wenn er jenseits der Alpen ein dichten, hochwallendes, im Winde rauschendes Rohrfeld sieht, dessen schwankende, in Blätter gekleidete, knotenreiche Halme, oft bis zu einem Zoll Dicke, weit über seinen Kopf reichen. In fetten befeuchteten Gründen, langs den Dämmen, an den Ufern der Flüsse und Kanäle, aber auch auf trockenen Feldern werden die Wurzelknollen (*oculi* bei den Alten) in tiefe Gräben gelegt, die aufgeschossenen Rohre im Herbste geschnitten und die übrig bleibenden Stöcke angezündet, damit die Asche den Boden für die neuen Triebe des künftigen Jahres dünge. Oft sieht man



dum von höhern Punkten, z. B. auf Abendspatziergängen von einem der sieben Hügel Roms, Feuer und Rauch in der Ferne wunderbar über die Ebene ziehen. Dies Riesengras ersetzt nicht nur im waldlosen Süden das fehlende Holz zur Feuerung, sondern es stützt auch die Weinreben, umzäunt die Aecker und Gärten, dient zu Lauben, Spalieren, Gipsdecken der Zimmer, zum Brechen der Früchte in den hohen Kronen der Bäume, zum Trocknen der Wasche, zu Angel- und Leinruthen, zu Spulen der Weber und zu hundertfältigem anderem Gebrauch. Wie schon im Alterthum, so ist noch jetzt ein Stüek Rohr die leichte Spindel des Hirtenmädchens, mit der sie, ohne an ihr schwer zu tragen, auf Felsenpfaden den Zickeln und Lanternen nachspringt, wie im Alterthum, schneidet noch jetzt der Hirtenbursche aus dem Rohrbalm sich seine Schalmei, die *tibia fistula spinz.* Zwar geschrieben wird auch im Süden nicht mehr mit dem Rohre, aber das Tintenfass heisst noch immer *calamaja*, wie die Magnetnadel *calamita* und das Breneisen *calamistro*, und die Knaben reiten noch immer auf dem langen Rohrbalm umher, wie die Baben zu Horatius Zeiten, Sat. 2, 3, 218: *equitare in arundine longa*. Auch diese Kulturpflanze, die mit dem europäischen Stumpfrohr, *Phragmites communis*, nicht zu verwechseln ist (s. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Neue Folge, Band 13: „Die Grassvegetation Italiens, nach Parlatores Flora italiana bearbeitet von Dr. C. Bolle“, S. 298), stammt aus dem wärmeren Asien und verlässt auch jetzt nicht den Bezirk des Mittelmeers. Schon in homerischer Zeit brachten die Phönizier mancherlei aus *arundo donax* Gefertigtes herüber — wie wir aus einigen Namen schliessen, die schon die epische Sprache kennt. Das dem Semitischen entnommene *záwq*, ursprünglich *zaw* (Renan, histoire des langues semitiques, édit. 1, p. 192–193 und Beutley unter diesem Wort), das wieder die Römer den Griechen entlehnten (*canna*, trithier *cana*, wie *cannas* beweist), gab nämlich das homerische *záwq*, *záwtor*, Brodkorb, und den *záwq* d. h. Kamm oder Spule am Webstuhl und das Querholz am Schilde, das entweder die Handhabe zu befestigen oder den Schild selbst auszuspannen diente. Der Brodkorb, später auch in der erweiterten Form *záwqorgq*, *záwtorgq*, aus dem beim Mahl den Gästen das Brod vertheilt wird, war aus gespaltenem Rohr geflochten und mag ein phönizischer Handelsartikel gewesen sein. Die *záwq* am Schilde mussten stark und zugleich



leicht sein: beide Eigenschaften sind die Hauptvorzüge eines guten Schides, und beide besaß gerade das asiatische Rohr. Die Wage, deren sich die phönizischen Kaufleute bedienten, wenn sie am Strande ihre Waaren ausbreiteten und den Kauflustigen zuwogen, wird ein gleichschwebendes Rohr gewesen sein<sup>10)</sup>, eben so das Mass und das Richtscheit ein gerader Rohrstab, denn in beiden Bedeutungen finden wir das Wort *zarrar* später wieder. Die cyclopischen Mauern von Mycenä waren mit dem Kanon und dem Steinmeißel gefügt, Eurip. *Herc. fur.* 944:

*τὰ Κυζηνὸν πέτρεα  
 γούρα zarrar zai rizarz ἱπποναύα,*

wo das Adjectiv *gouraz* roth — denn phönizisch kann es ja wohl nicht bedeuten — beweist, dass der Dichter sich unter *zarrar* bereits eine Richtschnur gedacht hat, die beim Abrechnen eine farbige gerade Linie zurücklässt. Auch Matten und Decken aus *zarrar* geflochten kommen frühe vor, schon in einem Fragment des Hipponax bei Pollux 10, 183. Das Wort *zarrar*, *zarrar*, selbst ist im griechischen Alterthum selten und wo es erscheint, hat es die Bedeutung des aus Rohr Geflochtenen, nicht der Pflanze selbst. Wann kam die letztere also nach Griechenland, und wie allgemein wurde sie angebaut? Das Rohrdickicht, in welchem Menelaus und Odysseus die Nacht hindurch vor Troja im Hinterhalt lagen, *Od.* 11, 474, mag aus gewöhnlichem Sumpfrohr bestanden haben: aber waren nicht die *θήαζα: zathaza* an der Phorminx des Hermes, *Hymn. in Merc.* 17, aus edlem asiatischem Rohr geschnitten? Das letztere liesse sich noch am ehesten bei dem Pfeil voraussetzen, mit welchem Paris, *Il.* 11, 584, den Eurypylus im Schenkel traf, so dass das Rohr abbrach, denn hier kam es auf einen leichten und doch kräftigen Schnitt an: aber die Pfeile konnten eingeführt und das Material ein fremdes sein. Auch die ausführliche Erörterung über die Arten des Rohres bei Theophrast, *h. pl.* 4, 11, ist nicht präcis genug, um *arundo donax* mit Sicherheit in einer derselben wiederzuerkennen. Indess wenn er am Schluss des Kapitels hinzufügt, alles Rohr wachse schöner wieder, wenn es nach dem Schnitt abgebrannt werde, so muss er doch wohl eine wirkliche Rohrpflanzung oder wenigstens ein Gerohrrecht, das von Menschenhand gepflegt wurde, im Auge gehabt haben. Deutlicher bezeichnet Dioscorides das echte asiatische Rohr, wenn



er 1. 111 sagt: „eine Art des Rohres ist dick und hohl, wächst an Flüssen und wird *donax*, von Einigen auch cypriſches Rohr genannt“ — von welcher Inſel es alſo bezogen wurde oder urſprünglich gekommen war. Eine weitere Lebergangſtation mag die Inſel Creta gewesen ſein, deren Einwohner ſchon bei Pindar *τοξοφόροι* ſind und treffliche im ganzen Alterthum berühmte Pfeile führten. Chidus an der karischen Küſte heiſt bei Catull 36, 13 *arundinosa*; im eigentlichen Griechenland eignete ſich keine Oertlichkeit mehr zur Aufnahme des fremden Rohres, als die Ufer des kopatiſchen Sees in Böotien und der in denſelben mündenden Flüſſe, eine Gegend, die frühe dem orientaliſchen Einfluß geöffnet war. Das ſpäter dort wachſende Flutenrohr, *πίπυρος ἀλφειζός*, kann wohl nur *arundo donax* gewesen ſein, aus der ſich noch heute die griechiſchen Hirten ihre *Syrinx* ſchneiden (Fraas, Synops. 298, denkt an eine andere ſeltenero Rohrspecies, *Saccharum Ravennae* L.). Vielleicht waren ant ſiechiſchem Boden die Rohrhalme, mit denen Dionysius der ältere Nauchs das aebradinische Thor in Syrakas anzubauete, und die er aus den nahen Sümpfen hatte holen laſſen, Diod. 13, 113, von Menſchenhand gezogen worden — wie noch jetzt am Anapſus *arundo donax* üppig gedeiht. In Italien giebt ſchon Cato 6, 3 Anweiſung, an Fluſſufern und feuchten Stellen ein *arundinatum* anzulegen, eben ſo ſeine Nachfolger Varro, Columella, Plinius u. ſ. w., und zwar ſind die Methoden, das Einlegen der Wurzelſtöcke, das Abbrennen, die Benutzung zu Hürden, zum Hauſerbau, zur Stütze der Weiniſtöcke u. ſ. w. ganz die heutigen. Wie in Griechenland erſcheint aber auch in Italien das Wort *canna* erſt ſpät, ja es iſt der Name für das dünnere und ſchwächere gemeine Rohr im Gegenſatz zu der eigentlichen *arundo*. Der älteſte Schriftſteller, bei dem es vorkommt, ſcheint Vitruvius zu ſein, welcher 7, 3 die Wände zum Behut der Streckatur mit *canna* benagen lehrt. Ovid, der eine Vorliebe für das Wort *canna* hat, deſſen ſich ſeine poetiſchen Zeitgenoſſen enthalten, unterſcheidet die kleinere *canna* von der langen *arundo*, Met. 8, 337.

*longa parvae rub arundine cannae,*

und Columella berichtet ausdrücklich, das Volk nenne das ausgearbeitete Rohr *canna*, 7, 9, 7: *tantum scripta parua et depurata arundinis quam videtur cannam vocant*, und meint, durch Alter



werde der Wuchs des Rohres so dicht, dass die Halme schlank würden, wie die der *canna*, 4, 32, 3: . . . *ut gracilis et cannarum similis arundo prodcat*. Vitruv in dem so eben angeführten Kapitel räth für den Fall, dass *arundo graeca* nicht zur Hand sei, als Surrogat dünnes Sumpfrohr zu nehmen: *si autem arundinis graecae copia non erit, de paludibus tenues colligantur*, und nennt also *arundo donax* noch immer nach dem Lande, aus dem es zunächst stammte. Bei Palladius endlich in der spätesten Kaiserzeit ist der vulgäre Ausdruck schon ganz so, wie noch heute, für Rohr überhaupt herrschend, 1, 13: *postea palustrem cannam, vel hanc crassiorem, quae in usu est . . . subnectemus*. Dass das Wort in Italien viel älter als Vitruv ist, bezeugt die schon oben erwähnte Ableitung *cannalis*: auch der berühmte Flecken Canusae am Aufidus in Apulien wird von dem dort wachsenden Rohr den Namen gehabt haben, wie von demselben Umstand die äolische Stadt *Avon* in Kleinasien. Die neueren europäischen Sprachen besitzen dann noch weitere Anwendungen und Ableitungen des Wortes, denen man die mannichtliche Geschichte, deren Niederschlag sie sind, nicht ansieht: Kanne und Kannengiesser, Knaster, Canon, Kanne, kanonisches Recht, Kancel (Zimmt), *chanoine* und *chanoinesse*, *chénau* (Dachrinne), engl. *channel* (der Kanal zwischen England und Frankreich) u. s. w., alle in letzter Instanz auf das hebräische *kaneh* oder dessen phönizischen Repräsentanten zurückgehend.

Eine den Cyperaceen oder Halmgräsern angehörende, also der *arundo donax* nur halb verwandte Pflanze, die Papyrusstaude, übertrifft diese durch tausendjährigen Ruhm und reizende Schönheit der Erscheinung. Dass sie auch nach Europa gekommen ist, weiss Jeder, der das alte Syrakus auf der Insel Sicilien besucht hat. Dort ist ein Nebenarm des Ampus, der zu der fabelberühmten Quelle der Cyane (jetzt Testa di Pisina) führt, von beiden Seiten mit Papyruschilf bewachsen, der unmittelbar aus dem nicht tiefen klaren, leise rinnenden Gewässer aufsteigt. Besonders an einer Stelle, wo sich das Flösschen zu einem seeartigen Becken ausdehnt, dem sogenannten Camerone, wird die Scene märchenhaft und ganz tropisch: die riesenhatten, zwölf bis sechszehn oder gar achtzehn Fuss hohen Stauden mit ihren anmuthig geneigten



Kronenbüscheln umschliessen von allen Seiten wie ein dichter Wald die Spiegelfläche, auf der ihr Bild ruhig schwimmt und an der ihre Wurzeln und Stengel ewig trinken. Im alten Aegypten wuchs diese Pflanze, wie allbekannt, in ungeheurer Menge und wurde zu mannigfachen Zwecken verwendet, die Wurzeln zur Nahrung, der Bast zu Stricken, Körben, Matten, Flussschiffen, die feinen Häute zu Schreibpapier. Die Griechen bezogen ihr Byblos-Material aus dem Nithale und benannten ihre Bibeln oder Bücher, Schriften und Briefe nach dem Namen desselben. Merkwürdig genug ist es, dass die Papyrusstaude im heutigen Aegypten ganz ausgestorben ist — denn wenn einzelne Reisenden sie gesehen haben wollten, so war höchst wahrscheinlich Verwechslung im Spiel — und dass die Pflanze erst in Nubien, und auch dort, wie es scheint, nur spärlich, wieder vorkommt. Sie ging in Aegypten unter, wohin sie wohl aus den oberen Gegenden eingeführt war, und theilte darin das Schicksal der im Alterthum vielgenannten ägyptischen Bohne (*zinnog* *Hyeronog*, *Nymphaea Nelumbo* L.) zum Beweise, dass die Kultur, wie sie ein Land oder ganze Welt theile bereichert, so auch unter veränderten Umständen ihre Gaben wieder zurücknimmt. Beiden Gewächsen ward die Concurrenz anderer Pflanzen und neuer Erfindungen verderblich, die des Pergaments und besonders des Lampenpapiers, des Hantes und Spartgrases, mehrreicherer Früchte u. s. w. In Griechenland selbst hat sich nie eine Spur einer Papyruspflanzung gefunden; um so räthselhafter schien ihr Auftreten in Sicilien, bis die Untersuchungen des Florentiner Botanikers P. Parlatore in den Schriften der Pariser Akademie (*Mémoires présentés par divers savants de l'Académie nationale, et physiques* T. 12 1854 p. 469 et suiv.) die Geschichte des sicilischen Papyrus aufklärten. Parlatore unterscheidet zunächst zwei Arten der Pflanze, die jetzt verschwundene ägyptische, die aber in Mumiencrusten und noch lebend in Nubien und Abyssinien vorhanden ist, und die er *cyperus papyrus* nennt, und die sicilische, viel höher wachsende, oben in einen ausgebreiteten Buschel, nicht in einen Kelch ausgehende, die aus Syrien stammt und der er daher den Namen *cyperus syriacus* giebt. Wir wissen nicht, ob spätere Erfahrungen diese Unterscheidung bestätigen oder als nichtig ergehen werden, historisch sicher aber ist, dass die Alten von keiner Papyrusstaude in Sicilien wissen, und dass sie damals auf der Insel also noch fehlte.



Vielmehr brachten sie die Araber kurz vor dem 10. Jahrhundert aus Syrien dahin: Ibn-Haukal, dessen Reisen nach 912 – 913 fallen, nennt sie zuerst; Hugo Falcandus bei Muratori Scriptt. 4.7 (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) kennt sie gleichfalls in Sicilien. Zuerst mag sie an dem Flötschen bei Palermo, dem danach benannten Papireto, angepflanzt worden sein; dort wuchs sie reichlich bis zum Jahr 1591, wo auf Veranstaltung des damaligen Vicekönigs wegen der vom Papireto ausgehenden Malaria die ganze Gegend trocken gelegt wurde und damit auch der Papyrus hin verschwand. Aber noch jetzt heisst jene Oertlichkeit *piano del papireto*, und in dem dort angelegten öffentlichen Garten wird auch die Papyrusstaude gepflegt. Nach Syrakus muss sie erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts versetzt worden sein, denn ein zuverlässiger Autor vom Jahr 1621 kennt sie daselbst noch nicht, wohl aber ein anderer vom Jahr 1674. Jetzt findet sie sich, ausser am Anapus, hin und wieder im südlichen und östlichen Theil der Insel wild und in den Gärten der reichen Aristokratie mit Vorliebe cultivirt. Die Exemplare in den europäischen Gewächshäusern scheinen alle aus Sicilien zu stammen. Hatten die Araber ihre Herrschaft auch auf Griechenland ausgedehnt und daselbst, wie in Palermo, einen glänzenden Hof gegründet, so würden wir an dem einen oder dem anderen Flusse dieses warmen und der syrischen Küste näheren Landes vielleicht auch dem herrlichen Uferschmuck begegnen, wie einst am Papireto und jetzt am Anapo.

## CUCURBITACEEN.

Die Früchte dieser Familie, die zu den grössten, zu den wahren Riesen des Pflanzenreiches gehören, stammen alle aus Asien, die meisten aus Südasten, speciell aus Indien. In einigen Arten trüfte in den Ländern der alten Kulturwelt verbreitet, bilden sie noch jetzt die Lieblings- der südlichen, besonders aber der östlichen Völker. Durch eine dichte Schale gedeckt, die die Ausdunstung der inneren Feuchtigkeith verhütet, sammeln sie während der Monate, wo der Sonnenbrand Alles versengt, einen reichlichen



immer kühlen Saft an, mit dem sie dann den durstenden Esser erquicken. Je nach den Arten ist freilich Menge und Geschmack desselben sehr verschieden: bald zerfliesst das Fleisch der Frucht fast zu Wasser und träufelt beim Essen in dicken Tropfen von Hand und Mund, wie bei der orientalischen Wassermelone, bald bildet es eine aromatische, süsse, duftende Masse, wie bei der Zuckermelone; während die eben genannten Arten im Zustand völliger Reife, nach Entfernung der Saat, genossen werden, dient die Gurke heut zu Tage nur unreif mitsammt der Saat und meistens eingemacht oder mit heissenden Zuthaten versehen zur Nahrung; der Kurbiss aber ist nicht, wie seine Verwandten, roh, sondern nur gekocht oder gebraten essbar. Zu der oft ungeheuren Grösse der Früchte stehen die schwachen Stengel und Ranken nicht im Verhältniss, daher die ersteren ruhig auf der Erde liegend anschwellen und ihre Reife erwarten, nicht etwa, wie die Kokosnüsse oder andere Baumfrüchte, lockend von oben herabhängen und endlich zur Verbreitung des Samens auf den Boden niederfallen. Dies setzte schon die Alten in Verwunderung. So nannte Matron, der lustige Paröde, den Kurbiss „den Sohn der hehren Erde“, was Homer von dem Titanen Tityos gesagt hatte, und wenn der Letztere bei Homer auf dem Boden liegt und neun Plethren bedeckt, so lag der Kurbiss des Matron im Gartenbeet und reichte über neun Tische weg, Athen. 3. p. 73:

Auch den Kurbiss sah ich, den Sohn der gewaltigen Erde  
Liegend unter dem Kraut: er lag neun Tische bedeckend

So wächst und wächst bei Callimachus der Kurbiss im thauigen Beet (*ῥοιυμένη ἐν ῥοίῳ*, d. h. nicht am luttigen Zweige, Athen. ibid.) und ist daher *ῥοιῖνος*, wie Heraklides von Tarent bei Athenaeus eben da sagt, und so windet sich bei Vergil die Gurke durch das Gras, allmählig zur Bauchtorn anschwellend, G. 4, 121:

*tortuaque per herbam  
Crescet in ventrem cucurbita.*

Bei keiner Art Früchte sind die Abweichungen, Uebergänge und Ansartungen so gross, als bei den Cucurbitaceen. Vielleicht liegt die Ursache in denselben strotzenden und daher leicht abirrenden Bildungstrieben, der auch den erstaunlichen Umfang einiger derselben erzeugt. Da nun schon im Alterthum die Grenze zwischen



den Arten in der Anschauung des Volkes oft unbestimmt schwankte und die gebräuchlichen Namen, von vieldeutiger Allgemeinheit, je nach Zeit und Gegend und Umständen Verschiedenes bezeichneten, so ist es jetzt ausserordentlich schwer, ja unmöglich, die Angaben der Alten mit unserer Kenntniss der Sache zu vereinigen und im gegebenen Falle mit Sicherheit zu entscheiden, ob ein Kürbiss und welcher oder eine Gurkenart und welche gemeint sei.

Das älteste Zeugniss für die Existenz der Kürbistrüchte im Orient oder eigentlich in Aegypten findet sich im 4. Buch Mosis 11, 5. Dort erinnern sich die Israeliten, durch die wasserlose Wüste wandernd, schmachthaltig der in Aegypten genossenen Früchte: „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst assen, und der Kürbiss, Pfeben, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.“ Was hier Luther mit Kürbiss und Pfeben wiedergiebt, wird von neueren Auslegern seit Celsus, Hierobotanicon I, 356 und II, 247, wahrscheinlich durch Gurken und Melonen gedeutet, da die beiden hebräischen Ausdrücke, *kuschipm* und *abattichim*, bis auf den heutigen Tag bei den semitischen Völkern in dem angegebenen Sinne gebräuchlich sind. Bei der Gurke wird dabei an die ägyptische *cucumis Chate L.* gedacht, eine grosse, längliche Frucht, die noch jetzt unter diesem Namen in der Levante allgemein frisch verzehrt wird, nachdem sie zur Reife gelangt und dann in Geschmack und Wirkung einiger Massen der Melone ähnlich geworden ist. Doch wäre immer möglich, dass seit jener frühen Zeit bei Syrern, Arabern und Juden die Namen von einer Art auf die andere übergingen und, während die eine verschwand und die andere neu auftrat, doch die Bezeichnung dieselbe blieb, s. unten.

In der epischen Poesie der Griechen, bei Homer und Hesiod, findet sich weder eine der für diese Früchte später üblichen Benennungen, noch eine Andeutung, die auf Kenntniss derselben zu jener Zeit schliessen liesse. Eine solche könnte in dem Namen der Stadt Sieyon liegen d. h. der Gurkenstadt, doch geht derselbe in kein hohes Alterthum hinauf. Zwar kennt ihn schon die Ilias an zwei Stellen, im Schiffskatalog v. 572 und bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos 23, 299, aber der erstgenannte Vers ist auch aus anderen Gründen als späteres Einschleissel verdächtig, und die letzterwähnte Partie trägt ganz den Charakter einer nachmaligen rhapsodischen Erweiterung. Der frühere Name



Sikyon war Mekone, die Mohndruid, und so heisst der Ort noch in der hesiodischen Theogonie; als den Vater des Sikyon nennt der Mythos den Marathon d. h. den Fenchelmann. Danach trug die fruchtbare Ebene von Sikyon, die Asopia längs dem unteren Laufe des Asopus, zuerst Moh'n (ein uraltes, mit dem Getreide als Unkraut aus Asien gekommenes Gewächs, mit schöner Blume und essbarem Samen) und Fenchel (eine einheimische Doldenpflanze schon früh von den ältesten Bewohnern des Landes als Gewürz aufgefunden und seitdem durch alle Jahrhunderte hindurch hoch gehalten), dann erst in weiterer Folge die aus dem Morgenlande über See eingeführten Gurken (oder Kürbisse). Bei einer Neugründung erhielt die Stadt dann auch nach dieser Kultur ihren Namen. Bestände für uns nicht die lange traurige Lücke, die in der griechischen Literatur das älteste Epos von Pindar und Aeschylus trennt, so würden wir den Zeitpunkt, in dem die Griechen Kleinasien und des europäischen Mutterlandes sich zuerst mit Gurken und Kürbissen befassten, vielleicht genauer präzisiren können. Aber weder die Elegiker und Lyriker sind uns erhalten, noch Archilochus, der vielberühmte zweite Homer, dessen Werke noch in der christlichen Zeit vorhanden waren und erst dem Vertilgungseifer der Kirche und ihrer Bischöfe erlagen. Jetzt wissen wir durch einen Zufall nur, dass Akhäus einmal das Wort *αἰρεῖ* brauchte, das also zu seiner Zeit schon bestand. Athen. 3 p. 73: *Ἀχαιοὶ δὲ „ἀερεῖ, γὰρ, τὸν αἰρεῖν“ ἀπὸ αἰθρῆς τῆς αἰρεῖ*. Aber was dachte sich der Dichter unter *αἰρεῖ*? Das Wort mit wechselnder Endung, ist, wie wir glauben, eine Neben- und Scheidform von *αἰεῖν* die Feige (= Anmerkung 24) mit vertauschtem oder dissimulirtem Vocal; wie bei der Feige, war es auch bei der Gurke und dem Kürbiss, der *peponem cucurbita* zunächst die strotzende Zeugungskraft, der Samenreichtum, weissen Sinn und Blick des Naturschöners hattede. Für Kürbiss setzte sich später ein anderer Ausdruck fest *κοκκινίτις, κοκκινίτι*, wie wir aus dem Ausspruch des Phaidon, eines Schülers des Aristoteles, sehen, Athen. 2, p. 66: *κοκκινίτις δὲ γούρην ἑβρονος ἔσθῃ* *δὲ καὶ τὴν γούρην*. „denn nicht anders als gekocht oder gebraten geniessbar zu sein, kann nur mit den Kürbiss gehen. Die Anschauung, die diesem Namen zu Grunde liegt, ist übrigens derjenigen, die zu der Benennung *αἰρεῖς, αἰρεῖς, αἰρεῖ* führte, analog; die Frucht wurde nach ihrer kolossalen



Grösse so benannt (*κολοσσός* für *κολοξία* mit der häufigen Ableitungssilbe *ία*, *ισ*); eine andere Form desselben Wortes enthält der Beiname der in Syeyon verehrten *κολοσσία Ἀθηνᾶ*, der Kürbiss-Göttin, bei Athen. 3, p. 72, worunter später die sog. ägyptische Bohne, eine gleichfalls durch den Wuchertrieb und die Grösse der Blätter auffallende Pflanze, verstanden wurde). Eben dahin deutet das Sprüchwort: gesunder als ein Kürbiss, das schon Epicharmus brauchte (Athen. 2, p. 59) und später Diphilus, Com. gr. fr. 4, 420: „in sieben Tagen stelle ich ihn dir entweder als Kürbiss oder als Lilie“ d. h. entweder strotzend von Gesundheit oder bleich und todt als ein Bild der Vergänglichkeit. Dass die *κολοξία*, als etwas Neues und Ausserordentliches gleichsam in die bekannte Naturordnung nicht passte, sieht man aus dem lächerlichen Streit der akademischen Philosophen im Gymnasium bei dem Komiker Epikrates, Athen. 2, p. 59: dort ist die Frage aufgeworfen, was die *κολοξία* für eine Pflanze sei; die Denker beugen sich nieder und versinken in tiefes Sinnen; plötzlich sagt Einer, es sei ein rundes Gemüthe, ein Anderer, es sei ein Kraut, ein Dritter, es sei ein Baum (*καίτοις τις ἐστὶν ἄνθος ἢ κτλ., καὶ οὐκ ἄλλος, δερδὸν δ' ἔστιν*); da unterbricht sie drastisch ein anwesender sicilischer Arzt; worauf Plato mit unerschüttertem Ernst die Untersuchung fortführt. Besonders merkwürdig aber ist, dass die *κολοξία* noch in späterer Zeit hin und wieder *Ἰνδία*, die indische Frucht, genannt wird, mit dem ausdrücklichen Beifügen, sie heisse so, weil sie aus Indien stamme (Athen. 2, p. 59). Ein dritter, noch späterer Ausdruck ist *αἰνόν*, eigentlich das Adjectiv reif, welches dann ohne hinzugefügtes *αἰνόν* diejenige Frucht bezeichnete, die zur Reife kommen musste, um zur Nahrung zu dienen. Der Name schloss also nur solche Gurken aus, die im ersten zarten Stadium genossen wurden, während diejenigen Sorten, die bei der Reife einen melonenartigen Wohlgeschmack erreichten und nach orientalischer Weise frisch aus dem Garten gegessen wurden, eben so wohl *αἰνόνες* heissen konnten.

Alle bisher erwähnten und auch die nicht angeführten Stellen der Alten lassen sich ohne Zwang auf Gurke und Kürbiss deuten, keine einzige mit Sicherheit auf die eigentliche Melone. Nirgends wird die honiggleiche Süsigkeit (eingekochter Melonensaft dient den Orientalen noch jetzt an Stelle des Zuckers), nirgends das



auf der Zunge schmelzende, den köstlichsten Baumnüssen ebenbürtige Mark, die goldgelbe oder auch zartweisse Farbe, der ambrosische, die Verkautshalle, ja den Markt erfüllende Duft hervorgehoben. Erst unter den späteren römischen Kaisern erkennen wir in der von den *scriptores historiae Augustae melo* genannten Frucht, die, wie Pirsiche u. s. w., zu den Delicien gerechnet wird, ohne Schwierigkeit unsere Zuckermelone. Plin. 19, 67 berichtet, in Campanien sei zufällig eine Gurke entstanden, *meli cotonei effigie* (die goldgelbe Farbe des Quittenapfels mit eingeschlossen), die dann durch Saat weiter vermehrt worden; das Wunderbare dieser *melopepones* sei ausser der Gestalt und dem Duft, dass sie sich nach der Reife sogleich vom Stengel ablösten. Hier hören wir zum ersten Mal von dem Duft, *odor*, dieser Früchte sprechen; der griechische Ausdruck entstand in dem griechischen Campanien (*μηλιν* die Quitte) und wurde später nach Verbreitung der Frucht im Volksmunde zu *melo* abgekürzt — wie sie auch Palladius nennt. Bei Galenus ist das Wort *μηλοπέπων* schon häufig. Dass die Melone durch ein Naturspiel in Campanien aus der *cucumis* entstanden sei, wird Niemand glaublich finden; woher also kam sie? Nach Alph. Decaudolle, *géographie botanique* p. 907, wäre die Melone ursprünglich ein Produkt der Tartarei und des Kankasus. Unter der ersteren kann wohl nur das alte Baetrien und Sogdiana, die Oasen am Oxus und Jaxartes, gemeint sein, und von dorthier also wäre die Frucht im Laufe des ersten christlichen Jahrhunderts in die Gärten Neapels gebracht worden. Zwar ist über die letztere Thatsache keine positive historische Nachricht aufbehalten worden, aber diese Art Früchte sind leicht durch die Saat in die weiteste Ferne zu übertragen, und die ersten Versuche konnten unbemerkt bleiben oder in Vergessenheit gerathen. Marco Polo sagt von der Landschaft westlich von Balkh, 1, 26: „hier wachsen die besten Melonen der Welt. Man schneidet sie in die Rinde in Streifen und lässt sie in der Sonne trocknen. So gedort sind sie süsser als Honig und gehen als Handelsware über alles Land.“ Dasselbe rühmt Ibn Batuta von den Melonen von Kharizm, Pariser Ausgabe, 3, 15, und Vambery von denen von Chiwa: „Für Melonen hat Chiwa keinen Rivalen, nicht nur in Asien, sondern in der ganzen Welt. Kein Europäer kann sich einen Begriff machen von dem süssen würzigen Wohlgeschmack dieser



köstlichen Frucht. Sie schmilzt im Munde und mit Brod gegessen ist sie die lieblichste und erquicklichste Speise, die die Natur bietet.“ Auch Persien ist ein vorzügliches Melonenland, in welchem die feinsten Sorten erzogen, mit äusserster angeerbter Sorgfalt behandelt und aufs Höchste geschätzt werden. Der Varietäten sind dort unzählige, und sie wechseln von Dorf zu Dorf; darunter einige von weitverbreitetem, verdientem Ruhme. Zu den wichtigsten Lebensbedürfnissen der persischen Städte, berichtet E. Polak, gehören auch die Melonen: in den Preistarifen steht gleich hinter Brod, Reis, Fleisch, Käse, Butter und Eis der Marktpreis der Melonen. Sie sind dort so süß, dass der Perser über den Unverstand der Europäer lacht, die ihre Melonen mit Zucker essen. Das Alles scheint dafür zu sprechen, dass die Zuckermelone eine in jenen Gegenden einheimische Frucht ist; dem Ausländer aber ist, wie Polak hinzusetzt, ihr Genuß gefährlich, zum Theil auch dem Inländer, in so fern Unmässigkeit in diesem Punkt auch bei diesem, obgleich häufig begangen, doch sich sogleich bestraft.

Die lateinischen Bezeichnungen für Gurke und Kürbiss, *cucumis* und *cucurbita*, geben den Eindruck strotzenden Wachsthums, den diese Früchte auch dort auf die Volksempfindung gemacht hatten, durch die Reduplication wieder; zugleich steht *cucurbita* so nahe zu *corbis*, Korb, Gefäss, *corbita* das Lastschiff, *corbitare* einladen, und eben so *cucumis*, gen. *cucumis* und *cucumeris*, zu *camera*, *cumerum*, bedecktes Gefäss, Truhe, dass es schwer ist, den Zusammenhang zwischen beiden abzuweisen. Kürbisschalen dienten von jeher zu Gefässen und dienen unter dem Namen Calabassen dazu noch jetzt: erblickten die italischen Strandbewohner zuerst solche grüne Schalen und Töpfe in den Händen gelandeter Schiffer, ehe sie die Frucht selbst zu essen und später auch zu pflanzen Gelegenheit hatten? Colum. 11, 3, 49: *nam sunt (cucurbitae) ad usum vasorum satis idoneae*. Plin. 19, 71: *nuper in balnearum usum venire arceorum vice, jampridem vero etiam cadorum ad vinu condenda* — also Kürbissflaschen zur Aufbewahrung des Weines. (Nach Fick, Beiträge 7, 383, wäre *cucurbita* mit *zēqis* drehbare Stule, *zēqiz* Gipfel d. h. Wirbel und goth. *hwarban*, altu. *hwerfa* zusammenzustellen und also so viel als rund gedreht). Sonderbar stimmen zu dem lateinischen *cucumis* die Glossen des Hesychius, *zēzēn* 'vor urken', und *zēzēza* *zēzēn* *zōkōzēda*. Leider erfahren wir nicht, wo



das Wort *κικυον* gebräuchlich war, oder welcher Schriftsteller es zuerst hat, wir würden sonst vielleicht sagen können, ob es nur Entstehung des lateinischen Namens war oder etwa mit dem weitverbreiteten Stamm des griechischen Verbums *κικυον* zusammenhängt.

Im frühen Mittelalter trat in Byzanz ein neuer Name für Gurken auf, der aus dem Orient gekommen war und sich im Laufe der Zeiten weit über Europa von Volk zu Volk verbreitete. Es war dies *αγγούρι*, *αγγούρι*, *αγγούρι*, ein persisch arabisches Wort, zu dessen Bildung der Anklang an *αγγών* Gefäss vielleicht mitgewirkt hat. Neben *αγγούρι* sagte man auch *τετραγγούρι*, entweder um damit eine viermal schwerere oder eine vierfach gestaltete Sorte zu bezeichnen, oder nach Salvastius gar nicht verwirklichter Vermuthung als Verstümmelung und Umdeutung von *τετραγύριον*, ital. *citrangolo*, franz. *citroutille*, von *citroneum*. Ueber die Zeit, wann dieser neue Name auftrat, sagt E. Meyer, Geschichte der Botanik, 3, 561: „In den Geoponica heissen die Gurken noch wie vor Alters *κικυον*; erst Suidas erklärt diesen zu seiner Zeit ausser Gebrauch gekommenen Namen durch *αγγούρι* und einen Unterschied zwischen Angurien und Tetrangurien macht erst Michael Psellus.“ Indess, wenn der Arzt Aëtius Amidenus, der unter Justinian lebte, das neue Wort schon brauchte, so muss es bedeutend älter sein, als die Sammlung der Geoponica und Suidas. Die damit bezeichneten Gurken scheinen dieselben Sorten gewesen zu sein, deren wir uns jetzt zu unseren Salaten und zum Einmachen bedienen, was das Alterthum an Gurken besass, war nach allem Obigen eine grosse, jetzt in Europa nicht mehr angebaute Art, die zur Erfrischung gegessen und je nach dem Stadium der Reife auch gesotten und gebraten wurde. Von Byzanz kam die Gurke, wie der Name bezeugt, zu den Slaven, russisch *огурец*, poln. *ogurek* u. s. w. und ward bei den Völkern dieser Race, so wie bei den unmittelbar hinter ihnen wohnenden Stämmen tatarischer und mongolischer Abkunft, zu dem allgemeinsten, mit grosser Vorliebe genossenen Nahrungsmittel. Ohne Gurken kann z. B. der Gross- und Kleinruss nicht leben; in Salzwasser eingemacht verzehrt er sie den ganzen Winter und schlägt sich mit ihrer Hülfe durch die langen, strengen Fasten der orientalischen Kirche durch. Von den Slaven kam die Agurke, später mit abgetalltem Vokal Gurke, wie gleichfalls der



Name lehrt, zu den Deutschen, aber erst in neuerer Zeit, denn die Spuren des Wortes gehen nur bis in das siebzehnte Jahrhundert hinauf (s. Grimm, Wörterbuch, unter Agurke, und Weigand unter Gurke). Ethnographisch beachtenswerth ist der Umstand, dass die sogenannte „saure Gurke“ nur in den Theilen Deutschlands üblich geworden ist, die ehemals von Slaven bewohnt waren und sich erst nachmals germanisirt haben. Uebrigens soll die kleine, grünliche, wohlschmeckende slavische Gurke, wie sie in ganz Russland gemein ist, nach Deutschland versetzt ausarten: sie bedarf also wohl eines excessiven Klimas.

Gleichfalls erst ein Ankömmling des Mittelalters ist die saftreiche Wassermelone, *cucumis citrullus*, denn dass sie der *pepo* der Alten sei, wie Manche angenommen haben, lässt sich nicht erweisen. Italienisch trägt sie den byzantinischen Namen *anguria* (in manchen Gegenden *cucumero* aus *cucumis*), französisch den arabischen *pastèque*. Sie ist jenseits der Alpen beliebt, da sie in der entsprechenden Jahreszeit ein erfrischendes Labrad bietet, und überall sieht man dann die blutrothen Halbfüchte mit den glänzend schwarzen Kernen auf den Märkten und an den Strassenecken aufgethürmt und die Tische, wo sie schnittweise für geringe Kupfermünze theil sind, von durstigen Bauern, Soldaten u. s. w. umdrängt. Sie reift grade in der grössten Hitze des Augustmonats und ist um so süsser und saftiger, je heisser und trockener der Jahrgang gewesen. Ungleich wichtiger aber ist sie im Haushalt des orientalischen Lebens und bei den Halb-orientalen des europäischen Sildostens. Die glühenden Sommer und strengen Läfte begünstigen dort das Gedeihen der einjährigen Pflanze. Sie wird auf weiten Feldern gebaut und zur bestimmten Zeit in ganzen Wagenladungen in die Städte gebracht, wo Jung und Alt sich mit Leidenschaft dem Genuisse hingiebt. Die Wassermelone geht durch ganz Vorderasien, Persien, die Kaukasusländer bis zur Niederdonau, Ungarn, der Wallachei (vergl. schon Plin 19, 65: *cucumeres . . . placent grandissimæ Moesia*), besonders aber den humusreichen trockenen Ebenen des südlichen Russlands und den angrenzenden asiatischen halb Steppen- halb Gartenländern. Mindestens zwei Monat im Jahr lebt der russische Steppenbewohner nur von Arbusen — dies ist der tatarisch-slavische Name der Frucht — mit ein wenig Brod. Ist der nordische Reisende in seinem unförmlichen „Tarantus“ allmählig



1. The first step is to identify the problem or question that needs to be addressed. This involves understanding the context and the specific requirements of the task.

2. Next, it is essential to gather relevant information and data. This can be done through research, consultation with experts, or by analyzing existing resources.

3. Once the information is gathered, the next step is to analyze it and identify the key factors that influence the outcome. This often involves breaking down the problem into smaller, more manageable parts.

4. After analysis, a plan or strategy should be developed. This plan should outline the steps that need to be taken to solve the problem or answer the question.

5. The final step is to implement the plan and monitor the progress. This involves carrying out the tasks outlined in the plan and making adjustments as needed based on the results.

[illegible]

1. The first step in the process of the investigation is the identification of the problem. This is done by the investigator who is responsible for the study. The investigator must first identify the problem and then determine the scope of the study. The next step is to design the study. This involves determining the methods to be used and the data to be collected. The third step is to collect the data. This is done by the investigator who is responsible for the study. The fourth step is to analyze the data. This is done by the investigator who is responsible for the study. The fifth step is to interpret the results. This is done by the investigator who is responsible for the study. The sixth step is to write the report. This is done by the investigator who is responsible for the study. The seventh step is to present the results. This is done by the investigator who is responsible for the study. The eighth step is to discuss the results. This is done by the investigator who is responsible for the study. The ninth step is to conclude the study. This is done by the investigator who is responsible for the study. The tenth step is to publish the results. This is done by the investigator who is responsible for the study.

[illegible]



## DER HAUSHAHN.

Der Haushahn ist in Vorderasien und in Europa viel jünger, als man denken sollte. Die semitischen Kulturvölker können ihn nicht gekannt haben, da das Alte Testament seiner nirgends erwähnt. Er fehlt auch auf den ägyptischen Denkmälern, deren Bildwerke uns im Uebrigen das Detail des Haushalts der Nilthalbewohner so anschaulich vor Augen stellen: wir sehen dort Scharen von zahmen Gansen, wie sie von der Weide heimgetrieben, sie selbst und ihre Eier sorgfältig gezählt werden u. s. w., nirgends aber Hühner, und wenn Aristoteles sagt, die Eier würden in Aegypten auch künstlich ausgebrütet, indem man sie in Mist vergrabe (hist. anim. 6, 2, 31) und Aehnliches auch Diodor 1, 74, 1 berichtet, so ward diese Industrie entweder nur an Gansen und Enten geübt — welcher Vermuthung Aristoteles nicht widerspricht, da er nur ganz allgemein von Vogeleiern redet, oder gehört in die Zeit nach der persischen Eroberung. — wie Diodor selbst anzudeuten scheint, da er seine Erzählung von den Brutöfen mit den Worten einleitet, Vieles in Betreff der Züchtung und Wartung der Thiere hatten die Aegypter von den Vordahren überkommen, Vieles aber hätten sie dazu erfunden und darunter als das Wunderbarste die künstliche Ausbrütung der Eier. Der Haushahn stammt ursprünglich aus Indien, wo sein Vorfahr, der Bankiva-Hahn, noch jetzt von Hinterindien und den indischen Inseln bis nach Kaschmir hin lebt, und verbreitete sich erst mit den medisch-persischen Eroberungszügen weiter nach Westen. Der Samier Menodotus behauptete in seiner Schrift über den Tempel der samischen Hera, wie der Hahn von der Landschaft Persis aus, so habe sich der Plan von dem genannten Heiligthum aus über die umliegenden Gegenden verbreitet (Athen. 11 p. 655). In der Zoroaster-Religion waren Hund und Hahn heilige Thiere, der eine als der treue Hüter des Hauses und der Heerden, der andere als Verkündiger des Morgens und also Symbol des Lichts und der Sonne. Der Hahn ist vorzüglich dem Qraosha geweiht, dem himmlischen Wächter, der, vom Feuer geweckt, selbst wiederum den Hahn weckt: dieser vertreibt dann durch sein Krähen die Daēvas, die bösen Geister der Finsterniss, besonders den Dämon des Schlates, die gelbe langhändige Rüshyayta. Im



18. Fargard des Vendidad heisst es §. 34 ff. (nach Spiegels Uebersetzung): „Darauf entgegnete Ahura-mazda: der Vogel, der den Namen Parodars führt, o heiliger Zarathustra, den die übelredenden Menschen mit dem Namen Kahrkatac belegen, dieser Vogel erhebt seine Stimme bei jeder göttlichen Morgenrothe.“ (Ebenso 18, 51 ff.) Ormuzd hatte den Vogel also selbst dem Zoroaster empfohlen. Eine Stelle des Bundehesh im 11. Abschnitt lautet (übersetzt von Grottelend in Lassens Zeitschr. 4 S. 51): „Halka der Hahn ist den Devs und Zaubernern feind. Er unterstützt den Hund, wie im Gesetze steht: Unter den Weltgeschöpfen, die Darudsch plagen, vereinigen Hahn und Hund ihre Kräfte. Er soll Wache halten über die Welt, gleich als wäre kein Hund zur Beschützung der Heerden (oder Häuser) da. Wenn der Hund mit dem Hahn gegen Darudsch streitet, so entkräften sie ihn, der sonst Menschen und Vieh peinigt. Daher heisst es: durch ihn werden alle Feinde des Guten überwunden, seine Stimme zerstört das Böse“ oder nach der Uebersetzung Windischmann's (Zoroastrische Studien, S. 35): „der Hahn ist zur Vertilgung der Devs und Zauberner geschaffen; mit dem Hund sind sie Gehülften, wie gesagt ist in der Din: von den irdischen Geschöpfen sind diese zum Schlagen der Drukhs zusammen Gehülften, Hahn und Hund.“ Wo sich ein persischer Mann niederliess, da sorgte er gewiss so sicher für einen Hahn, als er die Frühgebete und Reinigungen vor und bei Sonnenaufgang nicht unterliess. So weit die Grenzen der persischen Herrschaft reichten, fand ohne Zweifel das so zahme und nützliche, so leicht übertragbare und zugleich in Gestalt und Sitten so eigenthümliche Thier in den Höfen und Haushaltungen der Menschen, auch der Andersgläubigen, leichten Eingang und willige Aufnahme. Auf dem sogenannten Harpyten Monument der Akropolis von Xanthus in Lykien, das sich jetzt in London befindet, wird einer sitzenden Göttergestalt ein Hahn als Geschenk oder Opfer dargebracht. Stammt dies Grabdenkmal, wie Welcker in seiner Ausgabe von O. Müllers Archäologie der Kunst annimmt, wirklich aus der Zeit vor Ol. 68, 3 d. h. vor der Einnahme der Stadt Xanthus durch die Perser, so wäre der Hahn den Lykiern in der That vor der Ausbreitung der persischen Macht bekannt gewesen. Allein der archaische Stil der dort dargestellten Scenen, der in Griechen- und vielleicht auf eine mehr oder minder bestimmte Epoche



führen würde, bildet für Lykien, dessen Kunatentwicklung uns unbekannt ist, kein irgendwie sicheres chronologisches Merkmal. Die Akropolis wurde vor der Einnahme durch den persischen Feldherrn von den Einwohnern selbst durch Feuer vernichtet und dabei gingen, wie man glauben muss, auch die daselbst vorhandenen Denkmäler mit zu Grunde, und dass zur Zeit der persischen Herrschaft, die nur eine Art Oberhoheit war und die Lykier in relativer Unabhängigkeit belass, kein solches Grabmonument errichtet werden konnte, ist gewiss eine grundlose Behauptung. Ginge die Bekanntschaft mit dem Haushahn in Lykien weit in die vorpersische Zeit hinauf, dann würde die griechische Welt sicher an dieser Kenntniss Theil genommen haben. Aber auf griechischem Boden zeigt sich bei Homer und Hesiod und in den Fragmenten der ältern Dichter vom Hahn und Henne keine Spur. Und doch müsste der bei Nacht die Stunden abrutende Prophet (unter Menschen, die noch keine Uhr besaßen), der vornehm stolzirende, lächerlich krähende, blunzelnde Sänger *Chantrelers*, der von seinem Hühnerharem umgebene, höchst eifersüchtige Sultan (*solar gallus*), der lutzige, eitle, mit Kamm, Troddel und Sporn bewaffnete Kämpfer, die ihr Eierlegen durch schluchzendes Cackern der Welt verkündende Henne (Frau Kratzefuss), überhaupt diese ganze heitere Parodie menschlicher Familie und ritterlichen Treibens ein häufiger Gegenstand der Besprechung und Vergleichung bei den Dichtern sein, wenn Bekanntschaft damit stattgefunden hätte. Auch war es schon den Alten nicht entgangen, dass Homer, wenn er auch die Eigennamen *Mezzen* und *Mezzenien* habe, doch das Thier, das eben so benannt wurde, nicht zu kennen scheine, Eustath. ad Il. 17, 602, p. 1120, 13: „aber des Thieres Name, sagen die Alten, werde bei Homer nirgends gelesen“ (ähnlich p. 1179, 11). Die älteste Erwähnung ist die bei Theognis, einem Dichter der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, der ohne Zweifel die Unterwerfung der Ionier durch Harpagus und die Besetzung von Samos durch die Perser (im J. 522) erlebte und schon die nahe Besorgnis vor einem Kriege mit den gewaltigen Medern ausspricht, (v. 863, 864):

ἐν ἀντρί, ἰδὲναι καὶ ἀρσέν, ἀνὰ τείρεα,  
ἵμῃσι δὲ ζῆναι ἡδὲ γὰρ ἐπὶ γούνατι



— obgleich die Zumischung so mancher fremden Bestandtheile in unserer Sammlung der Gedichte des Theognis jeder darauf gebauten Zeitbestimmung viel von ihrer Sicherheit nimmt. Aus der Batrachomyomachie, wo der Hahn gleichfalls vorkommt, ist bei dem Zustand des Textes und dem vermuthlich jungen Ursprung dieses Werkes natürlich noch viel weniger zu schliessen. Zu der Zeit des Theognis würde es stimmen, wenn der berühmte Athlet, Milon von Kroton, wirklich von der *genom abedoria* d. b. dem im Magen des Hahnes getundenen angeblichen Edelsteine als Amulet zur Erringung des Sieges Gebrauch gemacht hätte (Plin. 37, 114: allein dieser Aberglaube wurde von den Späteren nur auf Milon übertragen, dessen Leben von einer Menge Legenden umspinnen ist. Aber bei Epicharmus, der um die Zeit der Perserkriege blühte, bei Simonides, Aeschylus und Pindar finden wir den Hahn unter dem stolzen Namen *αλκίτις* schon als gewohnten Genossen des Menschen. Der Kampf der Hähne desselben Hotes mit einander wird frühe von den Dichtern als Gleichniss und Vorbild auf den Streit der Menschen bezogen. In den Eumeniden des Aeschylus (v. 848 ed. Herm.) warnt Athene vor dem Bürgerkrieg, als dem Kampf der Hähne gleichend (nach Oüf. Müllers Uebersetzung):

Noch auch vergall' ihr Herz wie eines Hahnes Sinn,  
Und pflanze Kriegslust meinen Bürgern in den Geist.  
Die innern Zwist schafft, Trutz und Gegenstrutz erzeugt  
Jenseits der Marken wüthe Krieg, vom Heerde fern,  
Wo hohe Sehnsucht nach dem Ruhm sich offenbart;  
Den Kampf des Vogels auf dem Hof wünsch' ich hinweg.

Eben so vergleicht Pindar im 12 olympischen Liede den ruhmlosen Sieg in der Vaterstadt mit dem des Hahnes daheim auf dem Hofe (in der Epode): *ἐνδομῆτος γὰρ ἀλκίτις*. Auch Themistokles soll den Muth seines Heeres einst durch den Hinweis auf zwei kämpfende Hähne belebt haben, die bloss für den Siegeruhm, nicht ihr Heerd und Götter ihr Leben einsetzen (Ael. V. H. 2, 28). Wenn man die späteren öffentlichen und künstlichen Hahnengefechte, die sehr beliebt wurden und in zahlreichen Bildwerken des Alterthums dargestellt sind (O. Jahn, Archäologische Beiträge, S. 437 ff.), von dieser Rede des Themistokles ableitete, so erbellt daraus wenigstens, dass man sich diese Wettkämpfe nicht alter



dauchte, als die persischen Kriege. Bei den Komikern, bei denen wir mehr die Sprache des Lebens vernehmen, heisst der Hahn immer noch der persische Vogel: Cratinus bei Athen. 9, p. 371:

ὄρνις ὁ περσικὸς ὄρνις τῶν παντῶν ὀλίγοντος ἀλέκτορος

Aristoph. av. 483:

αὐτὸν δ' ἴδεν' ἑρῶν' ἐπιδείξω τὸν ἀλεκτηριῶν, ὃς ἐτιφάνκει,  
ἢ ὅχι τε Περσῶν ἁρῶν ἅπαντων, Ἰαγείων καὶ Μεγαλόφων,  
ὅστις καλεῖται Περσικὸς ὄρνις ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἐν' ἐκείνῃς.

v. 707:

ὁ μὲν ὄρνις δαίς, ὁ δὲ κορυφαῖος, ὁ δὲ χίρ', ὁ δὲ Περσικὸς ὄρνις.

(Nach Aussage des Scholiasten verstanden hier Einige unter dem persischen Vogel den Pfauen; aber die Zusammenstellung mit Wachtel, Wasserhuhn und Gans spricht mehr für das bescheidene Huhn, als für den kostbaren Pfau).

v. 833:

ὄρνις ἂν' ἡμῶν τοῦ γένους τοῦ Περσικοῦ,  
ὅστις λέγεται δεινότατος εἶναι πωστοχῶ  
Ἰαγίως νεοττός.

An einer anderen Stelle desselben Stückes (v. 276) führt der Hahn den komischen Namen *Μέδης*, der Meder, und Peithetäiros wundert sich, wie er als Meder ohne Kameel herbeigekommen sei. An zwei Stellen des Tragikers Ion, die Athenäus (4, p. 185) erhalten hat, lässt die Flöte als Hahn das lydische Lied erklingen:

ἔτι δ' αὖλος ἀλέκτορος λίδιον ἡμῶν ἐχέτω

(nach Meinekes Emendation), und die Hirtenpfeife heisst der Hahn vom Berge Ida in Phrygien:

ἀρνιτὶ (Mein. βοῦνι) δὲ τοι αἶψι; ἔ' Ἰδαίος ἀλέκτορος.

Woher aber das Wort *ἀλέκτορος*, *ἀλεκτηριῶν* selbst, das ein so eminent griechisches Gepräge trägt? Es muss in Ionien, als die dortigen Städte nach dem Sturz des Croesus unter persische Botmässigkeit fielen und wie den Besatzungen, so auch dem Kultus des Siegers und dessen heiligen Thieren ihre Thore öfneten, entstanden oder vielmehr, vielleicht mit Anklang an das iranische *halla*, *alka*, ertunden worden sein. Der wunderbare, lichtver-



kündende Sonnenvögel, der den priesterlichen Namen Parosdars führte, wurde in einer aus dem Traume des Mythos halb erwachten und der epischen Sprache, wie der epischen Sage schon in beginnender Reflexion sich gegenüberstellenden Zeit mit dem auf den Sonnengott hinweisenden, gleichfalls mystisch bedeutungsvollen Worte *ἥλιος* genannt. Die Namen *ἥλιος* *ἥλιος* (die strahlend wandelnde Sonne), *ἥλιος* (glänzendes Metall, sonnenfarbiger Bernstein), *ἥλιος* (Göttin des widerspiegelnden Wasserglazes), *ἥλιος*, Sohn des Perses, die elektrischen Inseln, das elektrische Thor in Theben u. s. w., und auch die Formen mit anlautendem *h*: *ἥλιος*, *ἥλιος* waren aus Homer und dem Heroenmythos jedem gebildeten Frommen lebendig und geläufig, wie auch noch Empedokles in dem Verse, in dem er die vier Elemente aufzählt, das Feuer hieratisch *ἥλιος* nennt:

*ἥλιος ἢ γῆρας ἢ αἰὲρ ἢ πῦρ* (d. i. Feuer).

Mit der Zeit freilich, als der ursprüngliche Sinn des alten Wortes im allgemeinen Gefühl erloschen war, wurde es in populärer Deutung als Zusammensetzung mit *κατα* aufgefasst, entweder als Lagergenosse, wie Sophokles *ἥλιος* für *κατα* Göttin gebrauchte (fr. 766 Nauck), oder als der Lagerlose, nicht Schlummernde, was auf den Hahn gut zu passen schien. Dass aber der neue Name in den beiden Formen *ἥλιος* und *ἥλιος* auftrat -- von denen die erstere sich als die poetisch-edle isolirte, die andere dem täglichen Gebrauche zufiel --, ist ein sprechender Beleg dafür, dass er nach dem Vorbild jener mythischen Heroennamen gebildet ist. Auch dass zu Aristophanes Zeit die Sprache noch keine feste Form des Femininum zu dem Masculinum *ἥλιος* gebildet hatte, so dass der Dichter die jenigen verlacht, die sich des Ausdrucks *ἥλιος* bedienten (Nub. 658 ff.), bestätigt die Neuheit des Namens und der Sache, da gerade bei diesem Hausthier die fixe Unterscheidung beider Geschlechter ein dringendes sprachliches Bedürfniss ist, erst Aristoteles braucht die weibliche Form *ἥλιος* neutral in der Weise unseres Hahn für die Gattung. Der Volksmund mag sich, ehe *ἥλιος* von oben herab durchdrang, mancherlei Benennungen gebildet haben, von denen persischer Vogel eine ist, die übrigen aber, wie natürlich, auf literarischem Wege nicht bis zu uns gelangt sind. -- Da der Hahn in einer jüngeren Epoche erschien, wo die mythische Produktion schon im Ab-



sterben begriffen war, so konnte er keine hervorragende religiöse Bedeutung erlangen. Als Kampfhahn war er natürlich dem Ares und auch der Pallas Athene heilig; Plutarch (Marcell. 22) erzählt, in Sparta sei nach vollbrachtem Feldzuge eine zwiefache Art Opferbrauch gewesen: wer seine Sache mit List und Ueberredung geführt, opferte ein Länd; wer durch Kampf seine Absicht erreicht, einen Hahn. Als die Sonne verkündend oder bedeutend war der Hahn in Olympia, von der Hand des Onatas gebildet, auf dem Schilde des Idomeneus zu sehen, der ein Enkel der Pasiphae und also Abkömmling des Sonnengottes war (Pausan. 5, 25, 51; Plutarch spricht (de Pythiae orac. 12) von einem Bilde des Apollo, der auf der Hand einen Hahn trug, also als Sonnengott gedacht war; auf Münzen von Phaestus in Kreta hält ein jugendlicher Gott, offenbar Personification der Sonne, mit der Rechten einen auf seinem Schooss sitzenden Hahn (Welcker, Gr. Götterl. 2, 241). Dass der Hahn dem Heilgott Asklepios geopfert wurde, ist aus dem Schlusse von Platos Phädon allgemein bekannt. Der Hahnenbergglauben in dem Felsenstädtchen Methana zwischen Epidaurus und Trözen, von welchem Pausanias (2, 34, 3) erzählt, hängt gleichfalls mit dem Dienst des Asklepios in jener Gegend zusammen: um die bösen Wirkungen des *Notos*, des Südostwindes, auf die Reben zu verhüten, zertheilten dort zwei Männer einen Hahn, ließen jeder mit der Hälfte des Thieres von entgegengesetzter Seite um die Weinberge herum und begruben das Thier an der Stelle, wo sie zusammentrafen. Dass bei dem berühmten Belagerer des Ares und der Aphrodite der Wächter Elektryon eingeschlafen, den Tag zu melden vergessen und dafür von Ares in einen Hahn verwandelt worden, erklärt Eustathius, der an der betreffenden Stelle der Odyssee (p. 1598 ex.) diese auch von Lucian (Somnium seu gallus p. 292 f. ed. Bip.) erwähnte Fabel erzählt, selbst für eine spätere Erdichtung. — Bald nach ihrem Erscheinen in Griechenland werden Hahnenfamilien zu Schiffe -- nichts ist leichter, als diese Thiere zu Schiffe mit sich zu führen -- auch nach Sicilien und Unteritalien gekommen und wie in Griechenland von Haus zu Haus gewandert sein. Dass die Sybariten keinen Hahn geduldet, um nicht im Schlaf gestört zu werden, ist eine von den spät ertundenen Anekdoten, an denen der Witz sich übt; ihre Stadt wurde übrigens schon im Jahr 510 vor Chr. zerstört, als der Hahn



noch gar nicht in Italien oder daselbst noch sehr jung war. Auf den Münzen von Himera in Sicilien sieht man den Hahn, zuweilen auch auf der Rückseite die Henne, vielleicht als Attribut des Asklepios, der in den Heilquellen der Stadt waltete.

Die Römer, die den Vogel direkt oder durch Vermittelung von einer dieser griechischen Städte empfingen, benutzten ihn mit ächt römischer religiöser List zur Weissagung im Kriege: da nämlich kein Augur das ausziehende Heer begleitete und folglich *auspicia ex aribus* nicht möglich waren, suchte man sich den Ausweg, zahme Hühner im Käfig mitzuführen und mittelst ihrer sog. *auspicia ex tripudiis* anzustellen: frassen die Thiere mit Begierde von dem vorgeworfenen Brei und zwar so, dass Stücke desselben aus dem Schnabel wieder auf die Erde fielen, so war dies ein *tripudium salustum* d. h. ein günstiges Zeichen für die bevorstehende Unternehmung; der umgekehrte Fall ward als Warnung und Abmahnung angesehen. Natürlich hatte dabei der *pullarius*, je nachdem er seinen Thieren vorher zu fressen gegeben hatte oder nicht, den Erfolg ganz in seiner Hand. Dass die Sitte jüngerer Ursprungs war (Cic. de divin. 2, 35: *quo antiquissimos augures non esse usus, argumento est, quod decretum collegi vetus habemus, omnem rem tripudium facere posse*), geht auch aus der verhältnissmässig kritischen Auffassung hervor, die sie in einer religiös bereits herabgestimmten Epoche erfährt. Jener Feldherr im ersten punischen Kriege, P. Claudius Pulcher, von dem Cicero erzählt (de nat. deor. 2, 3, 7), liess die heiligen Hühner, weil sie das vorgeworfene Futter verschmähten, in's Wasser werfen; wenn sie nicht fressen wollten, rief er, so möchten sie saufen, büsste die Lästerung freilich mit dem Verlust der Flotte. Cicero selbst aber drückt sich nicht sehr respectvoll über das Hühnerorakel aus — er nennt es ein *auspiciū coactum et expressum* — und Plinius 10, 19 ist ironisch erstaunt, dass die wichtigsten Staatsgeschäfte, die entscheidenden Schlachten und Siege von Hühnern gelenkt und die Weltbeherrscher wieder von Hühnern beherrscht würden. In Catos ländlicher Oekonomie spielen die Hühner noch keine grosse Rolle — er lehrt nur an einer Stelle, wie Hühner und Gänse gestopft würden — aus der ausführlichen Unterweisung aber, die Varro 3, 9 und Columella 8, 2 ff. über die Behandlung und Pflege derselben geben, ersieht man, wie entwickelt und verbreitet die Hühnerzucht zur Zeit dieser Schrift



steller in Italien schon war. Beide kennen als Hausgeflügel ausser den *gallinae villaticae* (Varro) oder *cohortales* (Columella) d. h. den Hof- und Haushühnern auch schon die *africanae* oder *numidicae* (s. u.). Grössere edlere Varietäten des asiatischen Haushabnes, besonders Kampfhähne, wurden aus verschiedenen, durch besondere Zucht und Race sich auszeichnenden Orten Griechenlands bezogen. In trüherer Zeit war die Insel Delos in dieser Hinsicht berühmt gewesen: Cicero erzählt (*Acad.* 2, 18), die Delier hätten bei Anblick eines Eies die Henne angeben können, von der es gelegt worden (was übrigens nicht so schwer ist, denn das Sprüchwort: so ähnlich wie ein Ei dem andern — trifft nicht ganz zu); jetzt standen die tanagraischen, rhodischen, chalcidischen Hähne als stark und schön in besonderem Ruf. Varro, Columella und Plinius erwähnen auch der grossen, sogenannten melischen Hühner, *gallinae melicae*, die nach dem Erstgenannten, der auch ein Sprachforscher war, wiewohl nicht immer ein glücklicher, eigentlich *medicae*, medische Hühner, heissen sollten. Wir entnehmen daraus die Thatsache, dass noch in römischer Zeit Medien, woher die Hühner zuerst nach Europa gekommen waren, frisches Blut nachlieferte: die Form *melicae* könnte aber eben desshalb richtig sein und das althactrische *meregha avis*, persische *murgh*, kurdische *mrishk*, ossetische *margh gallina*, wiedergeben, welches dann auch die Urforn zu dem griechischen, durch Volksetymologie entstellten *πετρογίς* wäre.

Auf welchen Wegen sich das Geschlecht der Haushühner zu den Barbaren im mittleren und nördlichen Europa verbreitete, darüber giebt es natürlich keine direkten historischen Zeugnisse. Diese Verbreitung konnte geraden Weges von Asien zu den stammverwandten Völkern der sibirischen Steppen und des Ostabhanges der Karpathen gehen, deren Religion der der übrigen iranischen Stämme folgte und die in einigen ihrer Glieder schon zu Herodots Zeit Ackerbau trieben, oder durch die griechischen Kolonien am schwarzen Meer, deren Einfluss sich bekanntlich weit erstreckte, oder von Thrakien zu den Stämmen an der Donau, oder von Italien aus auf den alten Handelswegen über die Alpen, oder über Massilia in die Rhone- und Rheingegenden, oder endlich auf mehreren dieser Wege zugleich. Je mehr ein Volk vom nomadischen Hirtenleben zur festen Ansied-



lung überzugeben sich anschickte, desto leichter musste dies den geschlossenen Hof belebende, körnertressende, von Fuchs und Wiesel verfolgte Hausgeflügel bei ihnen Aufnahme, bleibende Stätte und Gedeihen finden. Cäsar traf um die Mitte des ersten Jahrhunderts die Heme schon bei den Britannen (de b. gall. 5, 12), indess vielleicht nur bei den gallisch gebildeten, den Boden bestellenden Stämmen in der Nähe der Südküste. Betragen wir die Sprachen, so ergeben sich einige nicht uninteressante Resultate. Wir sehen Reihen von Benennungen von Volk zu Volk gehen, in verschiedenen sich kreuzenden Richtungen, die auf die Sitze und den Verkehr dieser Völker ein dammerndes Licht werfen. Zwar gestatten auch manche andere Kulturbegriffe ähnliche Schlüsse, selten aber mit einem verhältnissmässig so festen chronologischen Anhalt. Da der Hahn nicht vor der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Chr. in Griechenland erschien, so werden wir seine Ankunft im inneren Europa nicht vor das dritte Jahrhundert setzen dürfen. Was in dem civilisirten Griechenland schnell von Statten gieng, konnte im barbarischen Norden nur langsam, allmählig und stufenweise sich vollziehen. Um die genannte Zeit nun müssen

1) die Germanen schon ein abgesondertes Ganze gebildet haben, da sie den Vogel mit einem eigenen, nur ihnen angehörenden Namen: *hama* bezeichnen; sie müssen

2) auf engem abgeschlossenem Raum zusammengewohnt haben, da alle germanischen Stämme diesen Namen gleichmässig besitzen; sie zerfielen folglich noch nicht in einen scandinavischen und einen continentalen Zweig;

3) die Deutschen müssen unmittelbare Nachbarn der Finnen gewesen sein, da das gothische Wort sich finnisch (nicht aber litauisch u. s. w.) wiedertindet;

4) die deutsche Lautverschiebung kann noch nicht eingetreten gewesen sein, da das deutsche *hama* bei den Finnen *kama* lautet;

5) der bildende Trieb war in der Sprache der Deutschen jener Zeit noch so naturalistisch fein und rege, dass er mit den geringsten Lautmitteln für das männliche und weibliche Thier und das Junge besondere Benennungen schuf, etwa wie solche für Stier, Kuh und Kalb schon bestanden. Aus dem gothischen *hama*, altd. *hamo*, ags. *homa*, altn. *ham* — welches selbst sehr alter



thümliche Gestalt zeigt, da es durch keinen anderen Behelf, als das bei Nominalstämmen so häufige *n*, gebildet ist — ward ein epicönisches Nentrum ahd. *huon*, in der Bedeutung *pullus*, später in der des nhd. Huhn, also gothisch *hōn*, und zur Bezeichnung des weiblichen Genus vermittelt eines *j* ahd. *hennā*, also gothisch *hanjō*, abgeleitet — zwei ungemein primitive Bildungen;

6) Slaven und Litauer müssen bereits von einander gesondert gewesen sein, da sie den Hahn abweichend benennen;

7) das Volk der Slaven muss schon auf dem ursprünglichen Boden in die spätere nordost-südliche und die westliche Gruppe zerfallen sein, da *puellu gallus* nur bei der ersteren, *kogut*, *kohut* *idem* vorzugsweise bei der letzteren erscheint, während das erstere Wort zugleich in der Bedeutung (der Sänger), nicht in der Etymologie mit dem litauischen und vielleicht dem germanischen zusammenstimmt;

8) die Slaven müssen nach ihrer Trennung von den Litauern in einem, auch durch andere Indicien sich verrathenden Zusammenhang mit medopersischen Stämmen (Skythen und Sauromaten, Budnen und Alanen) gestanden haben, da das gemein slavische *kurt*, *kura gallus*, *gallina*, zugleich persisch ist: *churn*, *churūh*, *chucūs*;

9) das *tk*, *tyuk gallina* der Magyaren stimmt genau zu dem kurdischen *dik gallus* (bei Lereh, Forschungen, II. 130. 122): erhielten sie es, wie ihr Wort für den Begriff tausend, direkt von einem iranischen Volke, damals als sie noch jenseits der Wolga im Lande der heutigen Baschkiren sassen?

10) eine seltsame Kette von Namen geht vom Kanal bis zum innersten Winkel der Ostsee oder vom französischen (nicht provençalischen) und armorischen *coq* bis zum finnischen *kukko* und zu anderen finnischen Stämmen, während ein ähnliches Wort (Küchlein) in etwas veränderter Bedeutung bei Niederdeutschen, Angelsachsen und Scandinaviern (nicht bei Hochdeutschen) herrscht, also auf dem angegebenen Parallel am Boden hattete;

11) keine Spur weist direkt nach Italien, sondern alle führen mehr oder minder deutlich nach dem Südosten des Welttheils, was nur bei iranischen, nie bei semitischen Kulturübertragungen der Fall ist. Wäre uns das Alt-Thrakische und Alt-Illyrische oder Pannonische erhalten, so würden die Namensanklänge, die das Griechische gewährt, vielleicht zur vollen Identität werden;







der Häuser zuerst ins Haus gelassen: „diese werden gebrütet und nicht geschlachtet noch gegessen, aber darum nicht vor Götter gehalten“ (S. 37). In dem altindischen Gesetzbuch war das Essen von Hühnerfleisch nicht erlaubt (Lassen, Ind. Alterth. 1, 297), und auch die Mysten in Eleusis enthielten sich dieser Vögel, die der chthonischen Göttin, der Persephone, und der Demeter geweiht waren (Porphyr. de abst. 4, 16): in überraschender Weise berichtet Cäsar (um so eben a. O.) von den Britannen: *gustare gallinam fas non putant* —, die also mit dem Thier und seinem Namen auch die Scheu vor seiner Göttlichkeit mit übernommen hatten. Wie die Römer, wo keine wilden Vögel und keine Vogelschnur zur Hand waren, mit zahmen Hühnern sich hielten, so opferten auf Seeland die heidnischen Dänen alle neun Jahre neben Menschen, Pferden und Hunden auch Hähne, weil die Raubvögel nicht zu beschaffen waren, Thietmar von Merseburg bei Pertz Scriptt. III p. 739: *nonaginta et novem homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblati immolant* — was ihnen vielleicht kluge Slaven aus dem Süden vor Alters an die Hand gegeben hatten. Wie ferner bei Plutarch de Is. et Osir. 61 Anubis sowohl über die Oberwelt, *τὸ ζῶον*, als unter dem Namen Hermanubis über die Unterwelt, *τὸ χθονίον*, waltet und ihm in der ersteren Eigenschaft ein weisser, in der anderen ein safrangelber, gleichsam schwefelfarbiger, Hahn geopfert wird, so singt in der Voluspä, dem ältesten Theil der Edda, der goldkanarige Hahn, Symbol des Lichtes, bei den Äsen, der schwarzrothe, dämonische in der Unterwelt, in den Sälen der Hel (Völ. 35), und so unterscheiden die Volkssagen auch sonst zwischen dem weissen, rothen und schwarzen Hahn (s. Reinhold Köhler in der Germania XI, S. 85 ff.). Die Russen unter Sviatoslav bringen nächtliche Todtenopfer bei Dorostolum am Ister, indem sie Säuglinge und Hähne erwürgen und sie dann in die Wogen des Stromes versenken (Leo Diar. 9, 6); auch bei der Bestattung des russischen Hähnelings, deren Verlauf uns Ibn-Fozlan (ben Fröhn) ausführlich schildert, werden Hahn und Henne geschlachtet und dann zu dem Todten in das Schiff geworfen. Wenn es wahr ist, was in der Zeitschr. f. d. Mythologie II, S. 327 f. deducirt wird, dass der Hahn dem Donar, Thunar, Thörr eigenthümlich gehört, so würde dieser deutsche Gott sich dem Graashn oder einer entsprechenden Gestalt der



vermittelnden Völker substituirt haben. Da die nordischen Stämme zur Zeit, wo dies neue, seltsame Hausthier bei ihnen erschien, noch in ganz elementarem Bewusstsein befangen lagen und das Gemüth sich der Eindrücke, die es erfuhr, nur in ahnender Bildersprache entäussern konnte, so wird ein mannichtlicher Hahnenaberglaube seitdem auch spontan bei ihnen Wurzel gefasst und sich ausgebreitet haben. Die Mythenvergleicher aber, die die wirkliche oder angebliche Uebereinstimmung von mythischen Vorstellungen, Namen, Sprüchen, Märchen, Zaubersprüche, Gebräuchen u. s. w. der alten und neuen europäischen und asiatischen Völker zum Aufbau einer reichen und phantasievollen Urmythologie des indoeuropäischen Stammvolkes benutzen, sollten, wie sich auch hierbei wiederum ergibt, drei Momente bei jedem Schritte sich gegenwärtig halten: erstens dass, so weit der Blick reicht, eine ungeheure Kultur- und Religionsentlehnung statt gefunden hat, zweitens dass dieselben Umstände und Lebensstufen auf den verschiedensten Punkten zu sehr verschiedener Zeit parallele Anregungen hervorriefen, drittens dass in gewissen Grenzen auch dem Zufall sein Recht werden muss.

Statt die Geschichte des Hahnes durch das Mittelalter zu verfolgen und durch alle fünf Welttheile zu begleiten, denn dieses nützliche Hausthier ist selbst bis zu den Negern im innersten Afrika gedrungen, schliessen wir lieber mit den Worten des alten würdigen Thomas Hyde (*Veterum Persarum et Parthorum et Medorum religionis historia*. Ed. II. Oxonii 1760. 4<sup>o</sup>. p. 22): *Usque hodie gullinus adeo scatet Arabia, ut eo fere solo cibo et earum oris (una cum carne ovina) excipiantur nostrates ibi peregrinantes. Ab illa regione jam utilissima haec avis per totum orbem multiplicatur. Hocque novisse jurat: nam rebus alienigenis longo temporis tractu apud nos factis tamquam indigenis, unde primum venerint tandem ignoratur: quod de multis plantis et arboribus cerum et de animalibus laud paucis —* Worte, die wir diesem ganzen Buche als Motto hätten voranstellen können.<sup>69)</sup>



## DIE TAUBE.

Schon Homer erwähnt nicht selten der Tauben unter dem Namen *πῆλυσαι*, *πηλειάδες*; aber nichts lässt vermuthen, dass er die Haustaube darunter verstanden habe. Die Tauben sind ihm das Bild des Flüchtligen und Furchtsamen: so entzieht sich Artemis der Hera, die ihr den Köcher geraubt hat, II. 21, 493:

Weinend aber entfloß sie zur Seite sofort, wie die Taube,

Die vom Habicht verfolgt in den Spalt des zerklüfteten Felsens

Schlüpft — nicht wars ihr beschieden des Räubers Bente zu werden.

Hector flieht vor Achilles, wie eine scheue Taube vor dem Falken, II. 22, 139, wo das Gleichniss folgendermassen ausgemalt wird:

Wie im Gebirge der Falk, der geschwindeste unter den Vögeln,

Leicht im Schwunge des Flugs der schüchternen Taube sich nachstürzt;

Seitwärts flüchtet sie bang; dicht hinter ihr stürmt er beständig

Nach mit hellem Geschrei und brennt vor Begier sie zu fangen.

Daher auch das Adjectiv *τρέφων*, scheu, blüchtig, das Homer dem Namen der Tauben gern hinzufügt, wie Aeschylus Sept. 292 *πῆλυστος πηλειάς*, die ganz zitternde Taube, sagt. Auch als der schnellste Vogel erscheint die Taube in dem Sagenkreise von den Argonauten. Das Schiff Argo war, wie der Name sagt, wunderbar schnell, und wenn die Taube zwischen den zusammenschlagenden Felsen hindurchflog, durfte auch das Fahrzeug, das die Helden trug, unverletzt hindurchzusegeln hoffen. Daher vorher mit ihr die Probe gemacht werden soll, Apoll. Rh. Argon. 2, 328:

Macht vor Allem zuerst den Versuch mit dem Vogel, der Taube,

Lässt sie zuvor vom Schiff ausfliegen.

Aus der Argonautensage stammt denn auch in der Odyssee die Warnung der Circe vor den glatten Felsen, 12, 59:

Rechtshin sind zwei Felsen und hängen herüber, an diese

Donnert die mächtige Woge der bläulichen Amphitrite;

Die sind irrende Felsen genannt von den seligen Göttern.

Da fliegt selbst kein Vogel vorbei, ja schüchterne Tauben

Nicht einmal, die dem Vater, dem Zeus, Ambrosia bringen;

Auch von diesen sogar raubt allzeit eine die Felswand,

Und eine andere sendet, die Zahl zu ergänzen, der Vater.



So verderblich also sind diese Felsen, dass selbst die geschwin-  
den Tauben ihnen nicht immer entgehen und Vater Zeus, dem  
sie Ambrosia bringen — sie schwingen sich als *διττήτις* durch  
die Himmelsbläue, die verlorenen durch andere ersetzen muss.  
Auch bei den Tragikern ist die Taube schnell wie der Sturmwind  
und wie die Wuth oder die Rache, Soph. O. C. 1081:

εἴθ' ὀβελία ταχέωςτος πέλεις  
ἀδελφίας ρεγέτας  
ρίσσαι.

Eurip. Bacch. 1090 (die Mänaden stürzen auf den Pentheus):

ἤσαν πέλειας ὠκύτες ὡς ἴσσαντες.

Noch schneller treilich ist der Habicht oder Falke, der der  
schnellste aller Vögel ist — da er ja mit die Tauben Jagd macht  
— und nur das Wunderschiff der Phäaken, das den schlummernden  
Odysseus nach Ithaka brachte, übertrifft ihn an Flüchtigkeit,  
Od. 13, 86:

Rastlos lief es und sicher dahn: kein kreisender Habicht  
Flöge den Lauf ihm nach, der geschwindeste unter den Vögeln;  
So hinneidend und leicht durchschnitt es die Wogen des Meeres.

Griechenland war in Fels und Wald so reich an Tauben, Ringel-,  
Felsen-, Turteltauben, dass ihre Rolle in Gedicht und Sage nicht  
auffallen kann. Der Schiffskatalog bezeichnet das böiotische  
Thisbe (Il. 2, 502) und das laedämonische Messe (582) als  
*πολυπεπων*, taubenreich, ebenso Aeschylus die Insel Salamis als  
*πελειοφεινύου*, taubennährend (Pers. 309 Dindorf.) Drosseln und  
Tauben werden in Netzen oder Schlingen gefangen, die im Ge-  
büsch aufgestellt sind, Od. 22, 468:

Wie bisweilen ein Zug brutschwängiger Drosseln und Tauben  
Sich in der Schlinge vertangt, die aufgestellt im Gebüsch ist,  
Wann sie zum Nest heimden; ein trauriges Lager empfängt sie

und es kann daher nicht auffallen, wenn im 23. Buch der Ilias  
Achilles bei den Leichenspielen des Patroklos eine lebendige, an  
die Spitze eines Mastbaumes gebundene Taube als Ziel aufstellt.  
Teukros, der getoerzte Bogenschütze, schiesst zuerst, aber er ver-  
gisst, dem Apollo sein Gelübde zu thun, und trifft nur die Schuur;  
die betreite Taube streicht kreisend zum Himmel auf; da ergreift



Meriones schnell den Bogen, betet, und holt den flüchtigen Vogel mit dem Pfeil vom Himmel herunter (Il. 23, 850 ff.). Daher die Taube auch das mythische Bild des der Fesseln sich entledigenden Gefangenen und Flüchtling's ist: die drei Töchter des Anius auf Delos, die Oino, Sperioo und Elais, die Alles, was sie berührten, in Wein, Korn und Oel verwandelten und deshalb Oinotropoi genannt wurden, sollten von Agamemnon in Fesseln geschlagen und mit Gewalt nach Troja geschleppt werden, da verwandelten sie sich in Tauben und flogen davon (Ov. Metam. 13, 650 ff.). Dass endlich die Taube auch ein dämonischer, weissagerischer Vogel ist, beweist das Orakel von Dodona: dort thaten Ringeltauben vom Gipfel der heiligen Eiche in ihrem Fluge und Girren, dem Geräusch ihrer Flügel, ihrem Kommen und Gehen, Aufsteigen und Niederstürzen die Zukunft und den Willen des Zeus kund, wie ja Vögelorakel auch in dem gegenüberliegenden, in Vielem dem epirotischen Lande so verwandten Italien ein uralter Brauch waren und wie die Veneter den Dohlen Kuchen auf dem Felde hinstellen pfl egten, damit sie die Saat verschonten (Theopompus bei Müller Fr. 113).

An allen angeführten Stellen des Epos wird die Taube *αἴλις* genannt (im Plural auch *αἰλιῶδες*); nur einmal kommt bei Homer das später übliche *γάσσα* vor und zwar als erster Bestandtheil des Adj. *γαυσοφόνος*, taubenmordend, Prädikat des Habicht's, (Il. 15, 237). Ein dritter Ausdruck, *γάψι*, Gen. *γεβός*, findet sich zuerst bei Aeschylus, fragm. 206 Nauck.:

αἰτοῦμένῃ δῖστίγιν ἀλλίῃ γάψα,  
 μισαῖτα κλειρὰ πρὸς αἰτοῖς τεταλμμένῃ —

also die vom Korn nuschende, unglückliche Taube, der mit der Wortschaufel die Knochen zerschmettert werden. Die spätere wissenschaftliche Zoologie (bei Aristoteles, Anim. hist. 5, 13, 2) unterscheidet mit diesen Namen die besonderen Arten Tauben und thut noch *οἰνός* (wörtlich: die Weintaube) und *τρυγίς* (die Turteltaube, vom Girren, *τρυγῆν* benannt, zuerst bei Aristophanes in den Vögeln) hinzu: in der Urzeit gingen diese Benennungen wohl ohne Unterschied je nach der Landschaft oder nach einer der Eigenschaften des Thiers, die grade in das Bewusstsein des Redenden fiel, auf das Geschlecht der wilden Tauben überhaupt, denn die dodonäische *αἴλις*, die in den Bäumen wohnte, *columba*



*palamus*, kann unmöglich mit der *πέλιτα*, die bei Homer in einen Felspalt schlüpfte, *columba livia*, dieselbe gewesen sein. Der eigentliche Name für die Haustaube, und damit diese selbst, tritt erst in der spätern attischen Sprache auf, zuerst bei Sophokles (Fr. 781 Nauck., wo sie deutlich als *οικέτις* und *ἐπίστιας* bezeichnet ist), dann bei den Komikern und bei Plato: *περιστέρης*, *περιστέρᾳ*, Tänberich, Taube, *περιστερειδής*, *περιστερειδίων*, *περιστέριον*, Täubchen, *περιστερειόν*, der Taubenschlag — neue Wörter, die der dorische Dialect, der fortwähr *πελαίος* zu sagen, gar nicht annahm (Sophron bei Athen. 9, p. 394). Woher nun kam den Griechen in so später Zeit dies freundliche Hausthier, das gegen das Ende des 5. Jahrhunderts vor Chr. in Athen schon ganz gewöhnlich ist? und war die zahme Taube etwa identisch mit einer der in Griechenland lebenden wilden Arten? — Sehen wir uns zur Beantwortung dieser Fragen zuerst, wie gewöhnlich, in der semitischen Welt um.

Dass in den syrischen Städten die Taube der dort unter verschiedenen Namen verehrten weiblichen Naturgottheit, die die Griechen Aphrodite nennen, heilig war und bei ihren Tempeln in dichten Schaaren gehegt wurde, ist eine von den verschiedensten alten Schriftstellern bezeugte Thatsache. Xenophon, als er im Heere des jüngern Cyrus mit andern griechischen Söldnern Syrien durchzog, fand, dass die Einwohner die Fische und die Tauben als göttliche Wesen verehrten und ihnen kein Leid anzuthun wagten, *Anab.* 1, 4, 9: „welche (die Fische) die Syrer für Götter hielten und ihnen kein Leids anthaten, so wenig als den Tauben.“ Nach Pseudo-Lucian. *de Syria* den 54 waren in Hierapolis oder Hambyce die Tauben so heilig, dass Niemand eine derselben auch nur zu berühren wagte; wenn dies Jemandem wider Willen widerfuhr, dann trug er für den ganzen Tag den Fluch des Verbrechens; daher auch, fügt der Verfasser hinzu, die Tauben mit den Menschen ganz als Genossen leben, in deren Häuser eintreten und weit und breit den Erdboden einnehmen. Ganz dasselbe berichtet der Jude Philo (bei Euseb. *praep. evang.* 2, 11) von Askalon, dem Sitz der *Ασκαλωνίτις, Θέαντι*, oder der Astarte: „ich fand dort, sagt er wörtlich, eine unzählige Menge Tauben auf den Straßen und in jedem Hause, und als ich nach der Ursache fragte, erwiderte man mir, es bestehe ein altes religiöses Verbot, die Tauben zu tangen und zu profanem Gebrauch



zu verwenden. Dadurch ist das Thier so zahm geworden, dass es nicht bloss unter dem Dache lebt, sondern ein Tischgenosse des Menschen ist und dreisten Muthwillen treibt.“ Die Tauben der paphischen Göttin auf Cypern, die *Paphiae columbae*, die im Tempel ein- und ausflogen, ja sich selbst auf das Bild der Göttin setzten, sind so bekannt, selbst aus Mithras und Gienmen, dass es der Anföhrung eines besonderen Zeugnisses nicht bedarf. Da nun die Astarte von Askalon in sehr alter Zeit nach Kythera und Laecdamon, überhaupt die semitische Aphrodite nach Korinth und an die verschiedensten Punkte der griechischen Küste verpflanzt wurde und Cypern schon fröhe das Ziel griechischer Seefahrten und Niederlassungen war, so musste, wie man denken sollte, auch die Taube, das Symbol und der Liebling der Göttin, mit ihr selbst und eben so fröhe nach Griechenland gekommen und bei ihren Heiligthümern Gegenstand der Zucht und Pflege geworden sein. Davon aber giebt es durchaus keine Ueberlieferung. In dem homerischen Hymnus auf Aphrodite finden sich die Tauben nicht erwähnt: die Göttin betritt ihren dattenden Tempel auf der Insel Cypern, sie wird von den Chariten mit dem unsterblichen Oel gesalbt, mit herrlichen Gewändern bekleidet und mit goldenem Geschmucke geschmückt und schwingt sich dann, Cypern verlassend, hoch durch die Wolken nach dem quellenreichen Ida. Und auch am Schlusse des Hymnus heisst es bloss: sie entschwachte zum wehenden Himmel: ἤϊξε ἱπὸς οἴονιν ἰμερόεατα. Auch in den kleineren Hymnen V und IX bezieht sich keines der der Göttin gegebenen Prädikate auf ihre Tauben: sie heisst χρυσόστιγμος, ἰοπτερος, ἐλαιοπλέγος, γλυκερότερος, Σαλαμίνος ἐνταμεις μεδούσα καὶ λάσς κίτρον, ἢ λάσς κίτρον χρόδεντα λήληθεν ἐλάτης u. s. w. In der uns durch Dionysius von Halikarnassus de compos. verb. erhaltenen Ode der Sappho, die mit den Worten beginnt:

Ποικιλότρον, ἀτάνας' Ἀφροδίτα,

wird der Wagen der Göttin nicht von Tauben oder Schwänen, sondern von schnellen Sperlingen durch den Himmel gezogen (tr. I. Bergk.):

καὶ τοὶ δὲ σ' ἄγου

ἄπας στροφίδαι περὶ γῆς μελαινίας

αἶψα διειντες πτέρ' ἀν' ἴφαντι αἰθέ-

ρος διὰ μέσσα.



Von einer Erwähnung der Tauben bei derselben Sappho beruht das Scholion zu Pindar Pyth. 4, 19; bei Pindar nämlich sitzt der Adler auf dem Scepter des Zeus, die Flügel sinken *κατακλίβεται ἄρτιος ἄρτιος ἀποκλίβεται γολάβια*; umgekehrt, sagt der Scholiast, äußert sich die Sappho über die Tauben:

*Ταῖσι δὲ πύργοις μὲν ἔχοντο θήματα,  
καὶ δ' ἔτι τοι ἄρτιος* (fr. 16 Bergk.)

Wir wissen weder, mit welchem Worte hier die Tauben bezeichnet waren, noch ob sie als Attribut eines Gottes oder einer Göttin vorkamen; da ihnen ein kaltes Gemüth zugeschrieben wird, können nur die wilden, nicht die kyprischen gemeint gewesen sein. In der ganzen übrigen Lyrik bis auf Pindar ~~hinab~~ so weit sie uns in Bruchstücken und Nachrichten erhalten ist — fehlt die Taube durchaus.

Dies späte Erscheinen des nachher in Kunst, Religion und Leben so verbreiteten Vogels hat seinen Grund offenbar in dem gleichen Vorgang in Syrien, Palästina und Cypern. Auch dort geht die zahme Taube nicht in frühes Alterthum hinauf, sondern wurde erst Symbol der Astarte und Aschera, als in Folge von Eroberungs-zügen und Handelsverkehr der Dienst dieser Göttinnen mit dem der wesensgleichen centralasiatischen Semiramis verschmolz. Semiramis war als Taube gedacht und bedeutete so viel als Taube, Diodor 2, 1, 6: „Semiramis ist in der Sprache der Syrer so nach den Tauben benannt, die seit jener Zeit von allen Bewohnern Syriens als Göttinnen verehrt werden“ Hesych: *Σενίραμος: ταυτοῦτο ὀνομαζομένη Ἑλκυστινὴ*. Sie wurde in Askalon von ihrer Mutter, der Fruchtgöttin Derketo, gleich nach der Geburt angesetzt, von Tauben geführt, vom Hirten Simmas, der sie nach seinem Namen benannte, aufgezogen; dann trat sie in Syene als herrliche Kriegerin auf und verwandelte sich zuletzt in eine Taube und flog mit Tauben davon (Diod. 2, 20 nach Ktesias). Nach Hygin (ab 147 fiel vom Himmel ein ungeheures Ei in den Euphrat, Fische wälzten es in das Land, Tauben brüteten es aus, und es ging die Venus daraus hervor, die später die den Syriern genannt wurde; daher die Syrer auch Fische und Tauben für heilig halten und nicht essen. Der Taubendienst kam also vom Euphrat nach Vorderasien, ebenso die Anschauung der Naturgöttin als Taube. Im Alten Testament sind Taubenopfer zwar schon sehr



alt und werden als Sitte der Urzeit gedacht — Genesis 15, 9 opfert schon Abraham eine Turteltaube und eine junge Taube, aber in dem taubenreichen Kanaan wurde das Thier viel gefangen und was der Mensch selbst schätzt, bringt er auch dem Gotte dar. Noah liess die Taube, die in den Zweigen der Bäume zu nisten pflegt, fliegen und erkannte aus ihrer Wiederkehr oder ihrem Ausbleiben, ob die Wipfel schon aus der Wasserflut empor tauchten. Wie den griechischen, ist auch den hebräischen Dichtern die den Himmelsraum durchschneidende Taube der schnelle Vogel, z. B. Psalm 55, 7 ff. Die erste sichere Erwähnung der zahmen Taube findet sich bei Pseudo-Jesaias 60, 8: „Wer sind die, welche fliegen wie die Wolken und wie die Tauben zu ihren Fenstern (Gittern, d. h. zum Taubenschlage)? Diese Partie des Jesaias ist in der Epoche des Exils geschrieben, und um diese Zeit, nach den babylonischen Eroberungszügen, mag sich auch die Aneignung der Taubenzucht in Vorderasien und die Aufnahme des zärtlichen Vogels in den syrisch-phönizischen Kultus und als Tempelbewohner schrittweise vollzogen haben. Sollten die Taubengleichnisse in dem Hohen Liede nicht anders als von zahmen Tauben verstanden werden können — was wir dahin gestellt sein lassen —, dann könnte auch dies Gedicht, dessen Zeitalter ungewiss ist, nicht höher hinaufgerückt werden. (Nach dem neuesten kritischen Erläuterer desselben, H. Grätz, fiel es erst in die griechisch-macedonische Zeit). Auch auf der spätern Königsburg in Jerusalem, die im allgemeinen Brande unterging, waren nach Josephus b. j. 5, 4, 4 „viele Thürme zahmer Tauben.“

Von den syrischen Küsten, doch auf einem Umwege, kam dann die Haustaube mit dem Beginn des fünften Jahrhunderts auch den Griechen zu — wie aus ein merkwürdiges Zeugnis beehrt, das nur richtig verstanden werden muss. Charon von Lampsakus, der Vorgänger des Herodot, berichtete in seinen *Ἡγοριζέ*, zu der Zeit, wo die persische Seemacht unter Mardonius bei Umschiffung des Vorgebirges Athos zu Grunde gieng, also zwei Jahre vor der Schlacht bei Marathon, seien zuerst in Griechenland die weissen Tauben erschienen, die bis dahin unbekannt waren (Athen 9, p. 394). Was ist hier unter weissen Tauben gemeint? Nichts anderes als Haus- und Tempeltauben edler Race, wie die wilden als schwarze, graue, aschfarbene,



fähle gedacht und danach genannt werden, und zwar nicht bloss bei den Griechen, sondern auch in den Sprachen der urverwandten europäischen Völker. Den Tauben von Dodona legt Herodot ausdrücklich schwarze Farbe bei, 2, 55 und 57, wenn er auch das schwarze Gefieder, so wie das ganze Taubenorakel, bereits in der Weise der jüngeren Zeit rationalistisch deutet. Den Namen des Vogels *πέλας* erklärten schon die Alten aus dem Adjektiv *πελός*, *πελιός*, *πελλός*, *πελιός* grau (womit einverstanden ist Pant. Zeitschr. 6, 282); dasselbe Wort ist das lateinische *pallidus* oder *pallumbes*, auch *pallumba*, dessen erweiterte Form aus dem ursprünglich auf das *l* folgenden *r* mit hinzutretender Nasalirung entstand, wie in *pallidus*, *pallus* das doppelte *l* aus Assimilation. Ganz so stammt das böhmische (auch polnische und russische) *sneák*, die wilde Taube, aus *sneč* = *caesus*, *glauca*, das gleichbedeutende russische *sizjak* aus *sizgi* bläulich, das französische *biset*, die Holztaube, aus *bis* schwärzlich. Nicht anders ist auch das deutsche Taube, goth. *dubo*, ags. *deuf*, altu. *dauf* mit dem Adjektiv *daubs*, taub, stumm, blind, düster, dunkeltarbig, zusammenzustellen, für welche letztere Bedeutung das Keltische willkommenes Bestätigung bietet: altirisch *dubh niger*, *dub atramentum*, *Dubis* der Schwarzbach (Zeus<sup>2</sup> p. 11). Im Gegensatz dazu wird die asiatische, der Aphrodite geweihte Taube wegen ihres zart weissen, in hellen Farben schillernden Gefieders durchgängig die weisse, *λευκή*, *alla*, *candida* genannt. Der Komiker Alexis bei Athen. 9, p. 395:

λευκός Ἀφροδίτης εἶμι γὰρ πιστοτέρος.

Catull. 29, 9:

*ut albulus columbus aut Adonius.*

Tibull. 1, 7, 17:

*Quid referam, ut volitet crebras intacta per urbes  
Alba Palaeatino sancta columba civo*

Ovid. Metam. 2, 536 (vom Raben, der früher schneeweiss war wie die Taube):

*Nam fuit haec quondam niveis argentea pennis  
Ales, ut arguaret culna sine laeae columbas.*

Martial. 8, 28 (der Dichter richtet das Epigramm an eine ihm geschenkte Toga und rühmt die Heuchel ihrer weissen Farbe



durch Vergleichung mit der Lilie, der Ligusterblüte, dem Eilenbein, dem Schwan, der paphischen Taube und der Perle), v. 11:

*Lilia tu vincis nec adhuc delapsa ligustra  
Et Tiburtino monte quod albet ebur.  
Spartanus tibi cedit olus Paphneque columbae,  
Cedit Erythraeis cruta gemma radis.*

Apulej. Met. 6, 6, p. 175: *de multis quae circa cubiculum domine stabulant procedunt quatuor candidae columbae et hilaris incessibus picta colla torquentes jamjam gemmeum subeunt susceptaque domina lactar subvolant.* Sil. Ital. 3, 677 lässt im Anschluss an Herodot und zugleich einigermassen im Widerspruch mit ihm, also vielleicht nach Pindar, der in seinem Páan an den dodonäischen Zeus derselben Stiftungssage erwähnt hatte, ursprünglich zwei Tauben aus dem Schoos der Thebe ausfliegen: die eine schwingt sich nach Chaonien und weissagt aus dem Wipfel der Eiche von Dodona; die andere, weiss mit weissen Flügeln (jene erste war also schwarz oder grau) strebt über das Meer nach Afrika und gründet als Vogel der Cythere das ammonische Orakel:

*Nam cui dona Jovis non divulgata per orbem,  
In gremio Thebes gemmas sedisse columbas  
Quarum Chaonias pennis quae contigit oras,  
Implet fatidico Dodonida murmure quercum.  
At quae Carpathium super aequor aeeta per auras  
In Libyen micis tranavit concolor alis,  
Hanc sedem templo Cytherea condidit ales.*

Die *λεῖραι ἀργαῖαι* des Charon von Lampsakos waren also zahme Tauben, die beim Schiffbruch der persischen Flotte am Athos von den scheiternden Fahrzeugen sich an's Land gerettet haben mochten und den Einwohnern in die Hände fielen. Da die Perser nach Herodot 1, 138 die assyrisch-babylonischen *λεῖραι ἀργαῖαι* — auch Herodot nennt sie *λεῖραι* — als der Sonne feindlich verabscheuten und in ihrem Lande nicht duldeten, so werden es phönizische, cyprische, cilicische Schiffer gewesen sein, die mit Idolen ihrer Göttin auch die Tauben derselben mit sich führten. Ein halbes Jahrhundert später ist unter den Athenern,



die mit Thrakien in lebhaftem politischen und Handelsverkehr standen, die Taube unter dem Namen *περιστέρα*, der vielleicht auch aus jener nördlichen Gegend stammt, ein verbreitetes Hausthier und wird, wie im Orient, zu schnellen Botschaften gebraucht, Pherecr. bei Athen. 9. p. 395 (Meineke, fr. com. gr. II, 1, p. 266):

*ἀπόπεμπον ἀγγέλλοντα τὸν περιστέριον.*

Der um dieselbe Zeit lebende Aeginet Taurosthenes sandte seinem Vater von Olympia aus durch eine Taube Botschaft von seinem Siege, die noch an demselben Tage nach Aegina gelangte, Ael. V. II. 9, 2. Müller. Aegin. p. 112. Ann. Dass von nun an die Tauben der Aphrodite untrennbar gehörten, dass sie in deren Heiligthümern gehegt, ihr als Geschenk dargebracht wurden, in Wirklichkeit und in Marmor, dass Tauben unter Liebenden eine bedeutungsvolle Gabe bildeten, das Alles ist aus bildlichen Darstellungen und Erwähnungen der Dichter unbekannt.

Italien machte mit der Haustaube wohl durch Vermittelung des Tempels von Eryx in Sicilien zuerst Bekanntschaft. Auf diesem Berge, einem alten phönizischen und karthagischen Cultussitze, wohnten Scharen weisser und farbiger, schmeicheleischer, girrender Tauben, der dort verehrten grossen Göttin geweiht und an deren Festen theilnehmend. Zog die Göttin am Tage der *Αφροδίτη* fort nach Afrika, dann verschwanden mit ihr auch ihre Tauben; erschien nach neun Tagen die erste Taube wieder, dann war auch die Göttin nahe, und es brach das bürnende Freudentest der *Καταφύγαι* an (Athen. 9, p. 394. Ael. N. A. I, 2). In der traurigen Zwischenzeit der neun Tage mochten die Tauben wohl in ihren Kammern verschlossen gehalten werden. Vom Eryx stammten denn auch die *Σικελικαὶ περιστέροι*, die in Theophrast's Characteren V. der Selbstgefällige neben Affen sich anschafft. Den Vogel nannten die sicilischen Griechen, als sie ihn zuerst erblickten, *κόκκυρος*, *κόκυρος* (vergl. *κόκυρος*), wie wir aus dem lateinischen *columba*, *columbus* schliessen. Schwärzlich nämlich war die die Ferklippen, Felsenzinnen und Kronen hoher Bäume bewohnende wilde Taube im Gegensatz zu den Wasser- und Schwimmvögeln, welche letztere die weissen hiessen, z. B. *ald*, *alpa*, *ags*, *alpe*, *alta*, *alft*, sl. *lbed*, der Schwan, identisch mit lat *albus* gr *αἰσος*. Das griechische *κόκυρος* gebildet wie *κόκυρος* und *κόκυρος* hat sein Analogon im litauischen *qalle*



der Schwan, altir. *gall idem* (Cormac p. 84), und da es also den weissen Wasservogel bedeutete, so lag es nahe, auch den weissen Vogel der Aphrodite so zu benennen, die ja selbst eine pelagische Göttin ist und deshalb auch den Schwan liebte. In Italien wurde der schöne Vogel erst allmählig näher bekannt und seine Zucht zur allgemeinen Sitte. Wir brauchten sonst, sagt Varro, ohne Unterschied *columbae* von den Männchen und Weibchen, erst später, da der Vogel in unseren Häusern gewöhnlich ward, lernten wir den *columbus* von der *columba* unterscheiden, de l. l. 9, 38. Spengel: *Nam et cum omnes mares et feminas dicerentur columbae, quod nunc erant in eo usu domestico quo nunc, contra propter domesticos usus quod internominamus, appellatur mas columbus, femina columba.* Aus den *scriptores rei rusticae*, zuerst aus Varro, 3, 7, sehen wir, dass auch eine Art der einheimischen Taube, das *genus saxatilis*, also die Felsentaube, italienisch *sassapula*, in den Villen zu einer Art halber Züchtung gebracht war: diese Tauben bewohnten die höchsten Thürme und Zinnen des Landhauses, kauen und gingen und suchten im Uebrigen ihr Futter frei im Lande. Die andere Art, fügt Varro hinzu, ist zahmer und lebt nur von dem innerhalb des Hauses gereichten Futter: sie ist hauptsächlich von weisser Farbe, während jene wilde Taube gemischten Gefieders, ganz ohne Weiss, ist. Diese völlig domesticirte, weisse Taube — offenbar die aus Babylonien stammende kypriotisch-syrische — wurde dann auch mit der einheimischen grauen Art zusammengebracht und eine Mischlingsrace erzeugt, *miscellum tertium genus*, von der in den grossen Taubenhäusern, *atque aptior* oder *atque aptiorior* genannt, oft bis auf 5000 Stück versammelt waren (Varro l. l.). Den Unterschied beider Arten, der *saxatilis* oder Hausauben und der *faxatilis*, *lygiae* oder Feltauben, kennt auch Galenus, der noch hinzusetzt, bei ihm zu Hause d. h. in der Gegend von Pergamus in Kleinasien erbaue man auf dem Lande Thürme zum Anlocken und Unterhalt der letztgenannten (*de compositione medicamentorum per genera*, II 19 T. XIII p. 544 Kühn.<sup>74</sup>).

Von Italien ging mit der Macht und Kultur des römischen Reiches die Hausauben über ganz Europa aus. Die keltischen Namen für dieselbe (altirisch *colam*, wälsch und altkornisch *colam*, bretonisch *kolam*, *klam*) sind dem Lateinischen entlehnt, eben so die slavischen (*golabo* u. s. w.). Dem Christenthum diente ihr







Wesen und erhalten zur bestimmten Stunde auf öffentliche Kosten ihr Futter gestreut. Die neuuropäische Taubenzucht theilt sich zwar auch noch in die beiden varronischen Zweige, aber die Arten und Varietäten der eigentlichen Haustaube, der sog. Rassen- oder Farbentaube, haben sich in Folge der Züchtung und des umfassenden Weltverkehrs in's Unüberschbare vermehrt, wie jeder zoologische Garten und jede Taubenausstellung beweist. Im Orient werden noch jetzt, wie ältere und neuere Reisende berichten, ungeheure Taubenhäuser unterhalten, deren Hauptwerth in der Erzeugung des für die Gartenkultur unschätzbaren Taubenmistes besteht: sie mögen noch dieselbe *columba livia* enthalten und noch die Form und Grösse haben, wie die, deren Galenus an der o. a. Stelle erwähnt. Auch bei Moscheen und Heiligthümern, in Mekka und anderswo, unterhalten die Muhamedaner gern Tauben, die ihnen, wie den orientalischen Christen, fromme, dem Reiche Gottes angehörende Vögel sind: eine Taube war es gewesen, die dem Propheten Alles ins Ohr flüsterte, was sie gesehen und erspürt hatte. Zu keiner Zeit aber, weder im Westen noch im Osten, hat die Taube im wirtschaftlichen Leben der Menschen die Bedeutung erreicht, wie das Haushuhn.<sup>71)</sup>

An die beiden im Obigen behandelten, zu historischer Zeit aus Asien nach Griechenland versetzten Hausvögel schlossen sich drei andere an, gleichfalls Fremdlinge auf dem naturarmen europäischen Boden, gleichfalls zur Griechenzeit herübergebracht, um das auf höheren Stufen der Civilisation sich regende Bedürfniss nach Erweiterung und Bereicherung der Anschauung zu befriedigen: der Pfau, das Perlhuhn, der Fasan.

## DER PFAU.

Noch weniger, als die Taube, war der Pfau unmittelbar nutzbar, aber noch mehr geeignet, durch die Pracht seines Gefieders, das er stolz auszubreiten verstand, der schauenden Menge zur Augenweide zu dienen und den Glanz reicher Häuser und Höfe



zu erhöhen. Er galt für den schönsten aller Vögel, Varr. 3, 6, 2: *huic (pavoni) enim natura formae et volacribus dedit palmam*; Columell. 8, 11, 1: *harrum autem decor armum etiam exteros, nedum dominos oblectat*. Der Weg seiner Einführung zu den Kulturvölkern des Alterthums lässt sich im Allgemeinen, wenigstens nach den Haupt-Haltepunkten, noch erkennen. Er stammte aus dem fernen Wunderlande Indien und gehörte, wie das blankte Gold, die blitzen- den Edelsteine, das weisse Elfenbein und das schwarze Ebenholz zu dessen angestaunten und begehrten Herrlichkeiten. Alexander der Grosse fand dort die Pflanzen noch in wildem Zustande in einem Walde voll unbekannter Bäume, Curt. 5, 2: *Hinc per desertum ventum est ad flumen Hydrotim, punctum erat flumini nemus, opacum arboribus alibi inusitatis aqvestrumque pavonum multitudine frequens*, und bedrohte, von der Schönheit der Vögel betrotten, Jeden, der sie zum Opfer schlachten wollte, mit den schwersten Strafen, Aelian. N. A. 5, 21: *καὶ οἱ ζῴοντες θαυμάσιαι ἐκείνη ἐν καταδυστῇ τῶν ἀνθρώπων βασιλείῃς*. Dort also lebte der Vogel frei in den Wäldern, und von dort gelangte er auf dem Wege des phönizischen Seehandels in das Gebiet des Mittelmeers, wie nicht blos ein bestimmtes, auf den Anfang des zehnten Jahrhundertsweisendes Zeugniss lehrt, sondern auch die Vergleichung der Namen bestätigt. König Salomos in den edomitischen Häfen ausgerüstete Schiffe brachten von der Fahrt nach und von Ophir neben andern Kostbarkeiten auch Pfauen mit (1 Könige 10, 22), die im hebräischen Text den Namen *tokkayim* führen. Dieses Wort ist, wie zuerst Benary, dann Bentley Griech. Wurzelwörterb. 2, 236 erkannt hat, dem dann Lassen, Indische Alterthumskunde 1, 508 folgte, ohne Neues hinzuzusetzen, Ritter, Erdkunde 11, 102 ff. beruht auf Lassen), nichts anderes, als das Sanscritwort *qikhi*, welches alt tamulisch *loga* lautet. An der Küste Malabar also lag Ophir, oder von dort kamen jene kostbaren Waaren nach Ophir, wenn letzteres nur ein vermittelnder Stapelplatz war, — und neben bunten Papageien und lachelichen Affen ward auch der Pfau nicht unwürdig befunden, dem Hofe des weisen Königs Unterhaltung und den Schein des Ausserordentlichen zu geben. Eine ferne Seltenheit muss der Vogel indess noch lange geblieben sein, er war theuer zu beschaffen, vielleicht noch nicht ganz gezähmt oder schwer im neuen Klima zu erhalten und zu vermehren. Wir schliessen dies aus der



Langsamkeit seiner Verbreitung nach Westen und der Schwierigkeit, die seine Zucht und Hütung noch gegen Ende des fünften Jahrhunderts in Athen machte. Dass die Griechen ihn aus dem semitischen Vorderasien erhalten hatten, lehrt schon der Name, den er bei ihnen führt: *ραῶς* (mit schwankender grammatischer Form; die Attiker sprachen in sonst ganz ungewöhnlicher Weise, aber der ursprünglichen Gestalt des Wortes näher, die zweite Silbe mit Aspiration: *ραῶς*). Der erste Punkt auf griechischem Boden, wo Pfauen gehalten wurden, könnte das Herium von Samos gewesen sein, da nach der Legende des genannten Tempels die Pfauen dort zuerst entstanden und von dort als dem Ausgangspunkt den andern Ländern zugeführt sein sollten (Menodotus von Samos in der schon oben im Abschnitt vom Haushuhn aus Athen. 14. p. 655 angeführten Stelle). Was den Pfau zum Liebling der Hera machte, war der Augenglanz seines Gefieders; denn die Augen sind Sterne, und Hera war auch die Himmelsgöttin, nicht bloß im abgeleiteten samischen, sondern auch im ursprünglichen argivischen Cultus. Hier floss der Bach Asterion, also der Sternenbach, dessen drei Töchter die Ammen der Hera gewesen waren; am Ufer dieses Flusses wuchs das Kraut Asterion, also das Sternenkraut, welches der Göttin dargebracht wurde (Pausan. 2, 17, 2). Der Pfau, der Sternenvogel, schloss sich so, nachdem er bekannt geworden, dem Herakultus ganz natürlich an. Ein sich von selbst ergebender Mythos war es denn auch, dass der allsehende Argos, der die Mondgöttin Io zu bewachen hatte, nach seiner Tödtung durch den Argeiphontes sich in den Pfau verwandelte (Schol. Aristoph. Av. 102) oder dass der Pfau aus dem purpurnen Blut des Getödteten mit blumenreichen Pfüngen hervorging und seine Schwingen entfaltete, wie das Seeschiff seine Ruder (Moseh. 2, 58) oder dass die Juno die hundert Augen des Wächters auf die Federn des Vogels setzte, Ovid. Met. 1, 722:

*Excepit hos (oculos) volueratque suas Saturnia pennas  
Collocat et gemmas caudam stellantis implet.*

Der Pfau war also an der Kultstätte selbst entstanden, nicht aus Indien gekommen, aber in „unvordenkliche Zeit,“ wie Movers will, dürfen wir desshalb seine Aufnahme in den Heradienst nicht setzen. Dass bestehenden religiösen Gebräuchen eine an-



fangslose Daner zugeschrieben wird, liegt in der Natur solcher Institute und der an dieselben sich knüpfenden Sage. Als der spätere samische Tempel, den Herodot für den grössten aller griechischen seiner Zeit erklärt, vollendet war, da schenkte vielleicht ein reicher Verehrer, ein Kaufmann, der nach Syrien und bis ins rothe Meer handelte, oder ein in einem syrischen oder ägyptischen Hafenplatz angesiedelter frommer Samier dem Tempel das erste Paar; ging dieses etwa zu Grunde, dann beendete sich die Priesterschaft um ein neues, das endlich beschafft wurde und glücklich ausdauerte und sich fortpflanzte, das Naturwunder zog dann immer neue Wallfahrer an und trug dazu bei, das Ansehen des Tempels und dessen Einkünfte zu mehren; und so stolz war die Insel zuletzt auf diesen Besitz, dass sie den Pflü auf ihre Münzen setzte (Athen. a. a. O.; Mionnet unter den Münzen von Samos). Zu Polykrates Zeit wird der Vogel indess mit Samos noch nicht vorhanden gewesen sein: hatten die Dichter Ibykus und Anakreon, die am Hofe des Tyrannen lebten, den Pflü mit Augen gesehen, so hatten sie desselben in ihren Gedichten doch wohl erwähnt und Spätere, wie Athenaus, nicht unterlassen, diese Stellen zu citiren und für uns aufzubewahren.<sup>72</sup> Auch nach Athen würde dann der Ruf des Vogels und der Vogel selbst wohl früher gedrungen sein. In Athen nämlich finden wir ihn erst nach Mitte des 5. Jahrhunderts und zwar als höchste Merkwürdigkeit und Gegenstand äusserster Bewunderung. Vielleicht gab der Abfall der Samier von der athenischen Hegemonie im Ol. 81, 4 oder 140 v. Chr. und der Feldzug, den Perikles zur Züchtigung der Insel unternahm und mit Unterwerfung derselben beschloss, den Siegern Gelegenheit, auch Pflauen vom Herion nach Athen zu entführen, obgleich Thucydides I, 117 nur von Auslieferung der Schiffe und Bezahlung der Kriegskosten spricht. Wie das neugierige, schaulustige athenische Volk durch die Erscheinung des glänzenden Vogels aufgeregt wurde, und wie sich die Begierde, ihn zu sehen und zu besitzen, durch den hohen Preis und die Schwierigkeit der Zucht und Vermehrung nur steigerte, dies Bild malen uns in einzelnen treffenden Zügen die bei Athenaus IV. p. 651, 655 aufbewahrten Stellen der Komiker und die Inhaltsangaben eines *τοπος* des Redners Antiphon über die Pflauen *ibid.* und bei Aelian N. A. 5, 21). Aus der letzteren Schrift ersieht man z. B., dass es in Athen einen



reichen Vogelzttchter gab, Namens Demos, Sohn des Pyrilampes, — rich, denn er stellte eine nach Cypern bestimmte Triere und besass vom Grosskönig eine goldene Trinkschale als *ἀμφο-  
λὸν*, vielleicht weil er dem Monarchen einen Pfauen überreicht  
hatte (Lysias de bonis Aristophanis 19, 35 ff.)? Dieser Demos  
wurde seiner Pfauen wegen von Neugierigen überlaufen, selbst  
aus fernen Landschaften, wie Lacedämon und Thessalien. Jeder  
wollte die Vögel sehen und bewundern und womöglich Eier  
von ihnen sich verschaffen. Jeden Monat einmal, am Tage des  
Neumondes, wurden Alle zugelassen, an den andern Tagen Nie-  
mand. „Und das, setzt Antiphon hinzu, geht nun schon mehr  
als dreissig Jahr so fort.“<sup>73)</sup> In der That war auch schon der  
Vater, Pyrilampes, Besitzer einer *ὀρνιθοτομία* und sollte seinem  
Freunde, dem grossen Perikles, bei dessen Liebeshändeln Vor-  
schub geleistet haben, indem er den Weibern, die Perikles zu  
gewinnen wünschte, unbemerkt Pfauen zuwandte (Plut. Pericl.  
13, 13). Die Vögel in der Stadt zu verbreiten, führt Antiphon  
fort, geht nicht an, weil sie dem Besitzer davontliegen; wollte  
sie Jemand stutzen, so würde er ihnen alle Schönheit nehmen,  
denn diese besteht in den Federn, nicht in dem Körper. Daher  
sie lange eine Seltenheit blieben und ein Paar 10,000 Drachmen  
(*ὀρνιθὸν μίαν*, nach anderer Lesart *τρίαν*) kostete. „Ist es  
nicht Wahnsinn, hiess es bei Amxandrides, einem Dichter der  
mittleren Komödie, Pfauen im Hause zu ziehen und Summen dafür  
aufzuwenden, die zum Ankauf von Kunstwerken ausreichen wür-  
den?“ Und in einer Komödie des Eupolis kamen die Worte  
vor: „So viel Geld zu verzehren! Hätte ich Hasenmilch und  
Pfauen, wahrhaftig ich würde das nicht verzehren!“ Die Kom-  
iker unterliessen nicht, den Werth, der auf den Besitz von Pfauen  
gelegt wurde, aus deren Seltenheit zu erklären (Fabulus bei  
Athen. 9. p. 397), denn an sich sind Pfauen und nichtige Pössen  
an Gehalt einander gleich, wie eine Stelle des Strattis sagte.  
Im Laufe des 4. Jahrhunderts mussten die Pfauen von Athen  
aus, der, wenn auch nicht mehr politisch, doch im Punkte der  
Sitten und des Geschmacks noch immer hegemonischen Stadt,  
sich mehr und mehr unter den Griechen verbreiten. „Sonst  
sagt der Komiker Antiphanes ohne Zweifel übertreibend — war  
etwas Grosses, auch nur ein Paar Pfauen zu besitzen, jetzt  
sind sie häufiger als die Wachteln!“ Nach Alexander dem Grossen







neinen. Pfauenfedern, aus ihnen zusammengebundene Büschel und Wedel, mit ihnen besetzte Hüte sind wie Glas- und Bernsteinperlen ein bei Kindervölkern beliebter Absatzartikel, für den sie ihre Schafe und Felle gern hingeben. Wenn Ennius fingirte, Homer sei ihm im Traume erschienen und habe ihm eröffnet, er (Homer) erinnere sich in einen Pfau verwandelt gewesen zu sein (Vahlen, Enn. poes. reliquiae p. 6. Charis. ed. Keil. 96: *memini me fieri pavum*), so war dies ohne Zweifel eine pythagoreische Vorstellung, die sich der Dichter in Tarent angeeignet hatte: als Symbol des sterntragenden Firmamentes und der Erd- und Himmelsgöttin war grade der Pfau würdig befunden worden, Homers Seele aufzunehmen, der ja auch für einen Samier galt, wie der Meister Pythagoras einer war. Auch als römisches Cognomen tritt *Pavus*, *Pavo*, wie andere Vogelnamen, schon zur Zeit der Republik auf und die Sache kann daher in Italien nicht neu gewesen sein: so der Fircellius Pavo bei Varro de r. r. 3, 2, 2, der auch wenn Reatinus nicht dabei stünde, durch Fircellius (*fircus* = *hircus*) sich als Sabiner verrathen würde, und P. Pavus Tuditanus in der 14. Sat. des Lucilius (bei Non. Marc. de propr. serm. v. *nebulones*):

*Publi' Pavu' mihi Tuditanus (al. Tuditanus) quaretor Hibera  
In terra fuit, lucifugus, nebulo, id geni' sane.*

Bei den spätern Römern musste ein Thier, das schon in Athen der Leppizkeit gedient hatte, in um so höherem Maasse in Aufnahme kommen, als der römische Luxus und Reichthum den attischen hinter sich liess. Zuerst sollte der Redner Hortensius, der Zeitgenosse des Cicero, der auch in andern Dingen den Reizen römischer Ausschweifung eröffnet, den Pfau gebraten auf die Tafel gebracht haben und zwar bei dem prächtigen Antrittsmahl, das er bei seiner Ernennung zum Angur gab (Varr. de r. r. 3, 6, 6). Obgleich das Pfauenfleisch ziemlich ungeniessbar ist, so fand das gegebene Beispiel doch bald allgemeine Nachfolge. Schon Cicero schreibt in einem Briefe: Ich habe mir eine Kühnheit erlaubt und sogar dem Hirtius ein Diner gegeben - ohne Pfauenbraten (Ad fam. 9, 20, 3: *sed vult audaciam: etiam Hirtio cenam dedi, sine pavone tamen*), und Horaz wirft seinen Zeitgenossen vor: wird ein Pfau aufgetragen und daneben ein Huhn, da greift Alles nach dem Pfau - und warum das? weil der



seltene Vogel Goldes werth ist und ein prächtiges Gefieder ausbreitet, als wenn dadurch dem Geschmack geholtet werde, Sat. 2, 2, 23:

*Vix tamen eripium, posito pavone, celis quin  
Hoc potius quam gallina tergere palatum,  
Corruptus carnis rerum, quia veniat auro  
Rara avis et picta pandat spectacula cauda,  
Tanquam ad rem adlineat quidquam*

welchem horazischen *quia* als eigentliches Motiv das stolze Bewusstsein, im Besitz gränzenloser Mittel zu sein und Sonne, Mond und Sterne in die Luft verpuffen zu können, und der daraus hervorgehende Selbstgenuss zu Grunde lag. Auch zu Fliegen wedeln dienten an reichen Tafeln Pfauenschweife, wie goldenes Geschirr und Becher mit geschnittenen Steinen, Mart. 11, 67. *Muscarium pavoninum*:

*Lambere quae turpes prohibet tua prandia muscae,  
Altit eximior cauda superba fuit.*

Da so der Pfau in allgemeinem Begehr stand, so wurde die Zucht dieses Vogels in ganzen Heerden Gegenstand landwirthschaftlicher Industrie, die Anfangs nicht ohne Schwierigkeit war. Die kleinen Eilande um Italien herum wurden zu Pfaueninseln eingerichtet, wohl nach griechischem Vorgange; so hatte schon zu Varros Zeit (3, 6, 21) M. Piso die Insel Planasia, jetzt Pianosa, mit seinen Pfauen besetzt. Die Vortheile solcher seeumgebenen Pfauengärten setzt Columella 8, 11 auseinander; der Pfau, der weder hoch noch längere Zeit zu fliegen vermag, kann über die Insel nicht hinaus, lebt aber an dieser in völliger Freiheit und sucht sich den grössten Theil seines Futters selbst; die Pfauenbennen erziehen in der Freiheit ihre Jungen mit naturgemässer Sorgfalt; kein Wächter ist erforderlich, kein Dieb und kein schädliches Thier ist zu fürchten; der Autscher hat nur nothig, zur bestimmten Stunde die Heerde um das Wirthschaftsgebäude zu versammeln, den herbeieilenden Thieren etwas Futter zu streuen und sie dabei zu überzählen. Da solcher Inseln aber doch nur eine beschränkte Zahl war, so wurden denn auch auf dem Festlande Pfauenparks mit grossen Kosten angelegt. Die ganze Einrichtung, die dabei zu beobachtende Vorsicht und die mannigfachen Operationen einer solchen Zucht beschreiben



aus die Alten gleichfalls ausführlich. Zu Athenaus Zeit (gegen Ende des zweiten Jahrhunderts p. Chr.) war Rom so voll von Pfauen, dass diese nach des Komikers Antiphanes prophetischem Ausspruch wirklich gemeiner waren, als die Wachteln, während gleichzeitig der indische Handel über das rothe Meer und wohl auch zu Lande über Neu-Persien immer neue Exemplare aus dem Vaterlande des Thieres selbst lieferte. In dem Gespräch des Lucian *Navigium seu vota* 23. wünscht sich der eine der Redenden, Adimantus, wenn er plötzlich reich würde, für seine Tafel ausser andern Leckerbissen aus fernen Ländern auch einen *καὶ ἑὸν Τριόνα*, der also damals aus jener Gegend noch bezogen wurde.

In sämtlichen europäischen Sprachen beginnt der Name des Pfauen mit dem lateinischen p, nicht dem griechischen τ, zum deutlichen Beweise, dass der Vogel von der Apenninenhalbinsel, nicht aus Griechenland oder dem Orient in das barbarische Europa gekommen ist. Wie die Taube, nahm das Christenthum auch den Pfau in seine Symbolik auf, theils als Bild der Auferstehung, weil nach der märchenhaften Naturgeschichte der Zeit das Pfauenfleisch unverweslich sein sollte (*August. de Civ. Dei* 21, 1: *quis enim nisi Deus creator omnium dedit carni pavonis mortui ut putresceret?* der Kirchenvater will lächerlicher Weise bei einem von ihm selbst angestellten Versuche die Sache bestätigt gefunden haben), theils zum Ausdruck himmlischer Herrlichkeit, wegen der Pracht seines Aeussern. In letzterer Beziehung erinnern wir nur an die Pfauenteder in den Flügeln der Engel auf Hans Memlings berühmtem Bilde des jüngsten Gerichts in Danzig. Das Misstrauen gegen alle sinnliche Schönheit, das der christlichen negativen Weltansicht eigen war, scharte den Blick dann auch wieder für die Unvollkommenheiten des schmuckreichen Geschöpfes, z. B. in Freidanks Bescheidenheit, 13, S. 142. Grimm:

*der phouc daches stuch hat,  
tauchel stinme, und engels wal,*

und gern wies man im Sinne christlicher Moral auf seine nackten hässlichen Füsse hin, als eine beschämende Mahnung zur Demuth. Auf den schleichenden Diebengang gung wohl auch der Name *Petitpas*, den der Pfau im französischen Renart führt.



Im Uebrigen sagte die Pfauenfeder dem barbarischen Geschmacke ganz so zu, wie eingesetzte Edelsteine und wie überhaupt alles Schimmernde und Hervorstechende. Pfauenfedern prangten auf dem Haupte des Ritters, wie in Gestalt von Kränzen um den Hals des Fräuleins, Petr. Crescentius im Kapitel *de pavonibus. pennae puellis pro sertis et alus ornamentis aptar*, und wenn z. B. im *Parcival* die prächtige Kleidung des kranken Königs Amfortas (225, Lachmann) oder die majestätische Tracht der furchtbaren Kundraie la Sorcière (313) oder die des Königs Gramoflanz (895) beschrieben wird, da fehlt nirgends unter andern kostbaren Gewandstücken der *plumein* oder *plumein huot*. Dass solche Pfauenhüte aus England kamen, lehren die oben genannten und noch andere Dichterstellen, und dort müssen auch die das Material dazu liefernden Thiere gezüchtet worden sein. Schon Karl der Grosse hatte befohlen, auf seinen Gütern ausser andern Vögeln auch Pfauen und Fasanen zu halten (*Capitulare de villis* 40), und diese Sitte pflanzte sich wohl auf den Schlössern des normannischen Adels in England fort. Auch der Gebrauch, bei Prunkmahlzeiten einen gebratenen Pfauen im ganzen Schmuck seines Gefieders auf den Tisch zu bringen, war seit dem Alterthum nicht verloren gegangen und erhielt sich bis ins 16. Jahrhundert hinein. Gewöhnlich trug ihn die Dame selbst unter Trompetenschall auf goldener oder silberner Schüssel feierlich auf und der Herr zerlegte ihn, wie im *Lancelot* König Artus dies seinen an der Tafel versammelten Rittern that. Ueber die auf den gebratenen Pfau von französischen Rittern abgelegten halb wahnsinnigen Gelübde, die sogenannten *vœux du pân*, in denen es immer Einer dem Andern zuvorzuthun suchte, s. *Legrand d'Aussy, Histoire de la vie privée des Français*, Paris 1782, t. p. 299 ff. und *Grimm RA.* S. 901, der die Sitte von den altnordischen Gelübden auf den Eber ableitet. Gegen die Zeit der Renaissance begann dieser Pfauen-Enthusiasmus zu erkalten, und der Vogel trat allmählig in die bescheidenere Stellung zurück, die er heutiges Tages einnimmt. Er verschwand von der Tafel, mit manchem andern inhaltslosen Prunk, an dem sich der rohere Sinn ergötzte, und wenn der Wilde sich mit vorgetundenen Naturgegenständen, wie Vogelfedern und Glimmerblättchen, unmittelbar behängt, so verschmälzt der gebildete Geschmack allen nicht von der mildernden und ausgleichenden Hand der Kunst unge-



wandelten und dem Reich des Elementaren enthobenen Schmuck. In Parks mag auch jetzt noch wohl unter anderem Gethier ein Pfau stolziren, obgleich seine hässliche Stimme und der Schade, den er anrichtet, nicht im Verhältniss zu dem Vergnügen steht, das sein Anblick gewährt: die Pfauentledern aber sind immer weiter nach Osten, zu Orientalen, Tataren, russischen Kutschern, gedrängt worden und stehen nur noch einem blau und roth tätowirten Häuptling gut, wenn er sie als glänzenden Schurz um die Weichen gürtet.

## DAS PERLHUHN.

Das Perlhuhn, *Nunida meleagris* L., wird für unsere Kenntniss zuerst von Sophokles erwähnt, der in seiner Tragödie *Meleagros* gesagt hatte, das *Electron* fiesse jenseit Indien aus den Thränen der den Tod des Meleager beweinenden Vögel dieses Namens, Plin. 37, 38: *Hic (Sophocles) ultra Indiam fluere dicit (electron) e lacrimis meleagrorum avium Meleagrum diphentum*. Dass die Schwestern des Meleager bei dem Tode ihrer Mutter und ihres Bruders und dem Untergang ihres Hauses in Vögel verwandelt worden, mochte eine sehr alte Sage sein, da der Mythos in seiner Sprache das unerträgliche Leid der Unglücklichen durch Verwandlung in Vögel auszudrücken pflegt (s. Feuerbach in den *annali dell' istituto* T. 15. 1843 über die Meleagerstatue des Berliner Museums): merkwürdig aber ist, dass schon zu Sophokles Zeit diese Vögel nicht als irgend ein einheimisches, sondern als ein fernes, fabelhaftes Geschlecht bestimmt waren und das *Elektron* in einem über Indien hinaus liegenden Phantasielande erzeugen sollten. Nimmt man die andere Sage hinzu, dass die Meleagriden auf den elektrischen Inseln am Ausfluss des Eridanos — den Aeschylus zu den Iberern, dem äussersten Westvolke, verlegte — leben sollten (Strab 5, 1, 9), eben da, wo Phaeton herabgestürzt war und von den Pappeln in die seine Schwestern, die Heliaden, verwandelt waren, das kostbare goldgelbe Harz niederträufelte, — so bestätigt sich die Vermuthung, dass der Hausbahn, *ἀλέκτωρ*, nach der Sonne und dem



Sonnenstein, dem Bernstein, diesen Namen erhalten hatte: die Perlthümer, als die nächsten Verwandten des Haushuhns, waren gleichfalls Sonnenkinder und wurden tief im Morgenlande, wo die Sonne sich vom Lager erhebt, und tief im Westen, wo sie untertaucht, oder vielmehr an dem Punkte gedacht, wo Osten und Westen jenseit Indien zusammenstossen. Schon geographisch genauer, obgleich immer noch halb mythisch, berichtete Mnaseas (bei Plin. 37, 38), es sei in Afrika eine Gegend Sicyon, wo ein See durch den Fluss Crathis in den atlantischen Ocean abflüsse: dort lebten die Vögel, die meleagrides und penelopae (eine bunte, gleichfalls fremdländische Entenart) genannt wurden, und dort entstehe auch das Elektron. Ganz dieselbe Gegend, doch mit andern Ortsnamen und mit Weglassung der fabelhaften Erzeugung des Bernsteins, wird dann in dem Periplus des Scylax von Caryanda 112 als einziger Ort bezeichnet, wo sich *μυζαεγγίδες* finden: wenn man zu den Säulen des Heracles hinausgeht und Afrika immer zur Linken behält, so öffnet sich bis zum Cap des Hermes ein weiter Golf mit Namen Kotes (*Κότες*); in der Mitte dieses Golfes liegt die Stadt Pontion (*Πόντιον*) und ein grosser röhrengebener See, Kephesias (*Κεφυσίας*) genannt, dort leben die Vögel *μυζαεγγίδες* und sonst nirgends, ausser wohin sie von dort hübergebracht sind. In der That ist das nordwestliche Afrika, die Gegend von Sierra Leone, des grünen Vorgebirges u. s. w. reich an Perlthümern, aber sie fehlen auch im Osten des Welttheils nicht. Nach Strabo 16, 1, 5 und Diodor 3, 29, 2 war eine Insel des rothen Meeres von Perlthümern bewohnt; Kapitän Speke fand auf seiner von Zanzibar aus zur Entdeckung der Nilquellen unternommenen Reise, dass „das Perlthum der häufigste aller jagdbaren Vögel“ war (S. 13 der deutschen Uebersetzung), ja selbst von Arabien sagt Niebuhr: „Perlthümer sind daselbst zwar wild, aber in Tehäma an der bergigten Gegend so häufig, dass die Knaben sie mit Steinen werfen und nach der Stadt zum Verkaufe bringen“ (Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772, S. 168). Ueber den Weg, auf dem diese Vögel, sei es vom Westen oder vom Osten Afrikas, zuerst nach Griechenland gelangt und warum sie gerade nach Meleager benannt worden, ist uns nichts Bestimmtes aufbewahrt. Vielleicht dachten sich diejenigen unter den Griechen, die diesen schonen, dem Haushuhn verwandten, mit Perlen oder Thranen



über und über besäteten Vogel zuerst mit Augen erblickten, auch den blühenden, starken, dem Mutterfluch erlegenen Jüngling Melenger als den scheidenden Sonnengott, der vom Winter getödtet worden, und daher seine Schwestern als in Sonnenvögel verwandelt. Wenn Menodotus von Samos in der schon oben zweimal von uns angezogenen Notiz Actolien als Ausgangspunkt der Melagriden angiebt, so enthält dies Zeugniß nichts als einen Schluss aus dem Namen und ist daher historisch werthlos. Nach dem Schüler des Aristoteles, Cytus von Milet, aus dessen Geschichte von Milet Athenäus 14. p. 655 die betreffende Stelle des ersten Buches wörtlich anführt, wurden auf der kleinen, von den Milesiern kolonisirten Insel Leros um den Tempel der Parthenos d. h. der Artemis, die bei den Leriern den Namen lokallis geführt zu haben scheint, *ἄγριος μελαγρίδος* gehalten, d. h., wie aus der nachfolgenden ausführlichen Beschreibung hervorgeht, afrikanische Perlhühner. Wie sie dahin gekommen und warum sie der jungfräulichen Göttin geweiht waren, wird nicht gesagt. Da die Perlhühner noch tapferer und streitsüchtiger sind, als der indische Haushahn, so schaute die mythische Phantasie in diesen Vögeln wohl die kriegerischen Amazonen, die Hierodulen der spröden Artemis: sie waren die Genossinnen der lokallis gewesen, *αὐτῆς τοιαυτὸς τῆς ἐν Ἀίγῃ ἡγεμένης, ἣν τιμῶσι διαπορεύουσιν* (Suid. und Phot. v. *Μελαγρίδος*). Die Lerier wissen wohl, sagt Ael. N. A. 1, 42, warum derjenige, der die Gottheit, besonders aber die Artemis verehrt, sich des Fleisches dieser Vögel enthält. Kein Raubvogel, behauptete die dortige fromme Sage, wagte es mit gebogenen Krallen die lerischen heiligen Hühner anzugreifen (ster bei Ael. N. A. 5, 27). Die lokallis mochte wohl einerlei sein mit der arkadischen Nymphe Kallisto, der Tochter der *Ἀρτέμις Καλλίου*, die zusammen mit Io auch auf der Burg von Athen stand (Pausan. 1, 25, 1); vielleicht erklärt sich dadurch die sonst unerhörte Nachricht des Suidas von Perlhühnern auf der Akropolis: *Μελαγρίδος, ἄγρια ὕατο ἐνέμουον ἐν τῇ Ἀγορᾷ*. Italien, welches dem westafrikanischen Ausgangspunkte derselben schon näher lag, mochte sie wohl ohne Vermittelung der Griechen durch die Schifffahrt des Westens, vielleicht erst zur Zeit der punischen Kriege erhalten haben. Darauf deuten wenigstens die lateinischen Namen: *Namudra*, *Africacacca*, *quillinae Africanae* bei Varro, *Africavis* bei Horaz und



Juvenal, *Libycæ volucres* und *Numidicæ guttatae* bei Martial u. s. w. Als man die damit bezeichneten Hühner mit den griechischen *πελαγονίδες* vergleichen konnte, musste die Identität in die Augen springen, Varr. 3, 9, 18: *gallinae Africanæ sunt grandes, variae, nobiliae, quas πελαγονίδες appellant Graeci. Hoc novissimæ in trichinuum gancarium intraverunt e culina, propter fastidium hominum. Veniunt propter penuriam magna.* Die Perlhühner waren also zu Varros Zeit immer noch selten, folglich theuer in Italien; sie kamen schon auf die Speisetische, weil die Römer Alles in den Mund stecken mussten und, je neuer und kostbarer ein Gericht war, um so gieriger danach trachteten; von einer religiösen Scheu oder Einführung in eine Phantasiewelt zeigt sich keine Spur. Mit dem Untergang des römischen Reiches verschwand auch dieser Ziervogel aus dem Bereiche europäischen Lebens — denn das Mittelalter kannte ihn, so viel wir wissen, nicht —, um nach tausend Jahren mit der Wiedergeburt der antiken Kultur und den Entdeckungen der Portugiesen längs der Küste Afrikas sich den Europäern wieder zu zeigen. Er ward von den nächsten Nachbarn Numidiens, den Portugiesen und Spaniern, auch nach Amerika hinübergebracht und fand dort am entgegengesetzten Ufer des atlantischen Oceans eine ihm so zusagende Natur, dass er in den Wäldern Mittelamerikas jetzt in grossen Schaaren fürzlich verwildert sein soll.

## DER FASAN.

Dass der Fasan oder Vogel vom mythusberühmten Flusse Phasis in dem nach Morgen gelegenen Zauberlande Kolchis, zu dem einst in der uralten Wunderzeit die göttergleichen Helden auf der schnellen Argo geschifft, — in demselben Jahrhundert bei den Griechen erschienen ist, wie der *αλέκτωρ* und die *νιληργίς*, geht nicht ohne Wahrscheinlichkeit aus diesem seinem Namen hervor. Er ist ihm von Menschen gegeben, die noch die Welt nicht anders fassten, als in mythischer Verwundlung, und die dennoch mit dem Mythos schon spielten. In den Wäldern Hyrkaniens, südlich vom kaspischen Meer, mag der Vogel ursprünglich zu



Hause sein und von dort den griechischen Ansiedlern am schwarzen Meer und weiter den europäischen Griechen bekannt geworden sein. In der Literatur finden wir ihn vor Aristophanes nicht. Denn dass Solon dem Krösus, als dieser sich ihm einst in seiner ganzen königlichen Herrlichkeit zeigte, zur Beschönigung gesagt habe, Hähne, Fasanen und Pfauen seien weit schöner, weil von der Natur selbst geschmückt (Diog. Laert. Sol. 51) — dies im Sinne der spätern Zeit erdachte moralische Geschichtchen wird Niemand historisch nehmen wollen, wie wir auch beim Hahn und beim Pfauen davon keinen Gebrauch gemacht haben. Die Verse des Aristophanes aber, Nub. 108:

οὐκ ἔν μα τιν ἰσχυρόν, εἰ θεοὺς γέ μιν  
τοὺς φασιανούς αἷς ἰσχύει Ἀσπυρῶνας —

constatiren zur Zeit des Dichters die Fasanen als kostbaren Luxusvogel in Athen. Zwar wollten hier einige Grammatiker nicht Vögel, sondern Pferde vom Phasis verstanden wissen, allein diese Erklärung scheint nur eine zum Besten der Theorie, nach welcher die attische Sprache nicht *φασιανός*, sondern *φασιανίζός* gesagt haben sollte, erdachte Auskunft. An einer andern Stelle desselben Komikers, Av. 68., kommt allerdings *φασιανίζός* als Beiwort zu einem erfundenen liechterlichen Vogelnamen vor: nachdem Euphrosion sich für einen libyischen Vogel, Hypodedios, ausgegeben, fügt Peithetairos hinzu, er sei ein phasianischer Epikerebodos:

Ἐπιτεροδοὺς ἔγωγε φασιανίζός —

mit offenkundiger Hindeutung auf den also den Zuschauern schon wohlbekannten kolchischen Vogel. Aristoteles in seiner Thiergeschichte spricht von dem Fasan hin und wieder in einer Weise, die schliessen lässt, dass der Vogel ihm und seinen Lesern keine ungewöhnliche Erscheinung war. Einige weitere historisch geographische Aufklärung giebt uns dann eine Stelle aus den Schriften des ägyptischen Königs Ptolemäus Euergetes II oder Physkon, die uns bei Athenäus 14. p. 654 aufbewahrt ist. In seinen Denkwürdigkeiten über den Palast von Alexandrien nämlich sagte dieser König da, wo er auf die dort gehaltenen Thiere zu reden kam, von den Fasanen: „diese Vogel, die man *τέταγον* nennt, wurden nicht bloß aus Medien eingeführt, sondern auch durch Züchtung so vermehrt, dass sie auch zur Speise dienten, denn



ihr Fleisch soll prachtvoll sein<sup>a</sup> (der Text ist zwar verdorben, aber der Sinn nicht zweifelhaft). Wir sehen hieraus, dass die Fasanen auch nach Alexandrien aus Medien d. h. den stilkaspi-schen Ländern kamen, und dass ihr eigentlicher Name *tetrapa* war oder, wie Athenäus an einer andern Stelle (9. p. 387) nach älteren Glossatoren das Wort schreibt: *tetrépa*. So hiessen sie in medischer Sprache, wie das heutige persische *tedzer* der Fasan und das gleichbedeutende, eben daher stammende altslavische *tetery*, *tetereci*, *tetrja*, *tetery* bestätigt. Das Wort zieht sich durch den Osten Europas von Volk zu Volk fort und bezeichnet dort, da der Fasan fehlt, einen der grossen einheimischen Vögel, Trappe, Auerhahn, Birkhahn, neuerdings auch Truthahn. Russisch *teterer*, *tetrépt*, polnisch *czekiew*, czechisch *tetere*, litauisch *tetervu*, *tyburas*, lettisch *tetruu*, *tetters*; estnisch *tedder*, finnisch *tetri*, schwedisch *tjader*, dänisch *tutr*, angeblich auch altnordisch *thidr*, *thidhr* (das Schneehuhn). In das Scandinavische kam das Wort, welches den germanischen Sprachen fehlt, aus dem Finnischen (etwa wie der Name des Fuchses: altn. *refr*, schwedisch *raf*, dänisch *rav*), in dieses aus dem Litauisch-Lettischen: entnahmen es die Litaner und die Slaven von ihren einstigen Nachbarn im Süden, den scythisch-sarmatischen Medern? Gründe und Umstände der Entlehnung lassen sich mancherlei denken. Knechtschaft und Unterwerfung, Jagd-, Religions-, Marktverkehr, Thiermärchen, die mit sammt den Namen weiter erzählt werden u. s. w. Auch das griechische *tetrapion* (Hesych. ὀπίς τετραπῖον), *tetrapē* (bei Epicharmus und Aristophanes), *tetrapē* (bei Aristoteles), *tetrapion* (bei Alcäus), *tetrapion* (lakonisch) ist schwerlich einheimisch, sondern aus Asien herübergenommen, aus ähnlichem Anlass, wie die Lateiner ihr *tetrux* aus dem Griechischen erborgten. — Bei der ins Ungeheure getriebenen Zucht der Vogel in den römischen Avarien und Parks fehlte auf römischen Gasttischen der *phasianus*, auch *tetrux* genannt, natürlich nicht, spielte viel mehr, wie sich denken lässt, eine Hauptrolle, in dem Edict Diocletians hat der gemästete und der wilde Fasan, *phasianus parvus* und *agrestis*, sowie die Fasanenheime ihren besondern, von oben anbedungenen Marktpreis, auf Karls des Grossen Villen sollen, wie der Kaiser anordnet, auch Fasanen gehalten werden, und so hat sich der schöne und auf reichen Tafeln gesuchte Vogel das ganze Mittelalter hindurch nicht bloss in fürstlichen Fasanerien



erhalten, sondern lebt jetzt in manchen Gegenden, z. B. des österreichischen Kaiserstaats, im Zustande vollkommener Freiheit, so dass ihm Europa, wohin ihn einst die menschliche Hand nicht ohne Schwierigkeit hinführebrachte, zum zweiten Vaterlande geworden ist. Die beiden prächtigen Abarten des gemeinen westasiatischen Fasans, der Silber- und der Goldfasan, die man jetzt in Parks der Vornehmen und in Thiergärten bewundert, wurden in Folge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien von ihrem Vaterlande China her bekannt und in einzelnen Exemplaren nach Europa gebracht. (Dass sie schon früher in Kolchis gewesen, will Bureau de la Malle, *Annales des sc. naturelles*, XVIII, p. 279 aus den Worten des Pline 10, 132 schliessen: *phasianus in Colchis geminus et pluma auris submittunt subripuntque*). Den wunderbar geschmückten Goldfasan hielt Cuvier für den alle 500 Jahre erscheinenden heiligen Sonnenvogel der Aegypter, den Phönix — in euhemeristischer grober Materialisirung eines mythischen Symbols oder einer kosmogonisch-periodologischen Phantasie, wie wir ihr von Rationalisten und Naturforschern im Felde der Wunderdichtung, der Urgeschichte u. s. w. oft genug begegnen.

Während die Zahl der Säugethiere, die der Mensch gezähmt und sich als Hausgenossen zugesellt hat, in historischer Zeit nur um ein Geringes sich vermehrte, haben sich in relativ später Epoche, wie aus dem Obigen erhellt, die Gehöfte und Niederlassungen der Menschen mit mannichfchem zahmem Hausgeflügel belebt und bevölkert, darunter das wichtigste von allem, das Haushuhn. Zucht des Geflügels und Rindviehzucht stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander: nicht wo weite, von reichlichen Niederschlägen betrachtete Ebenen in unabsehbaren Saatteldern und grünen Wiesen sich dehnen und dichte Wälder und Forsten sich anschliessen, sondern im sonnigen, auf- und absteigenden Gebiet der kleinen Gartenkultur, wo Hot an Hot stösst und Hecke an Hecke sich reiht, da picken und flattern die geflügelten Geschöpfe um den an und neben seinem Hause hantierenden Menschen und bilden im System seiner Wirthschaft eine nicht zu unterschätzende Quelle des Unterhalts und der Einnahme. In Europa sind daher ihrem Wohnort und ihrer Tradition nach die



romanischen Völker die vögelessenden und vögelerziehenden; die Germanen nähren sich mehr von dem Fleisch und der Milch ihrer Rinder. Frankreich besitzt nach einem mässigen Auschlag über 100 Millionen Hühner und führt jährlich über 100 Millionen Hühnerer mehr England aus; in südlichen Ländern ist das einzige Fleisch, das der Reisende oft Monate lang zu kosten bekommt und das der einheimische Bauer an Festtagen sich erlaubt, ein gebratenes oder mit Reis oder Polenta gekochtes Huhn.

In viel höheres Alterthum, als das der bisher genannten Vögel, geht die Zähmung der Gans und der Ente hinauf; auch sind beide nicht aus Asien eingeführt, sondern stammen von den einheimischen wilden Arten. Der Name der Ente gehört den verwandten europäischen Völkern gleichmässig an: lat. *anas*, *anatis*, griech. *νῆσσα* (wohl aus *νῆμα*), ahd. *anot*, ags. *enod*, altn. *ond*, altkornisch *hoet* (mit milssigem *h* und unterdrücktem Nasal), kymrisch *hwyad*, litauisch *antis*, kirchenslavisch *oty*, *atę*, *atęa*, *atuka*, russisch *utka*, serbisch *atca* u. s. w., und der der Gans erstreckt sich sogar über die ganze indoeuropäische Gruppe vom altrischen *gonth*, auch *goss* (mit unterdrücktem Nasal) im äussersten Westen bis zum sanskritischen *hansas*, *hansa* im äussersten Osten. Die Gans darum für ein bereits gezähmtes Hausthier des Urvolks vor der Epoche der Wanderungen zu halten, wäre ein voreiliger Schluss: sie konnte ein gesuchtes Jagdthier an Seen, Strömen und wasserreichen Niederungen sein, wie sie es noch jetzt bei Nomaden und Halbnomaden in Mittelasien ist. So lange sie häufig und leicht zu erlangen war, regte sich kein Bedürfniss, sie in der Gefangenschaft künstlich aufzuziehen, und war die darauf gerichtete Bemühung zwecklos, und so lange die Lebensart eine unstäte blieb, passte ein Vogel, der dreissig Tage zum Brüten und eine entsprechende Zeit zum Aufziehen seiner Jungen braucht, nicht wohl zum Haushalt der Weidvölker. Als sich aber an den Ufern der Seen relativ feste Niederlassungen gebildet, konnten junge Thierchen leicht von Knaben aus den Nestern genommen und dann mit gebrochenen Flügeln aufgezogen werden; starben diese weg, so wurde der Versuch wiederholt, bis er endlich gelang, zumal die Wildgans verhältnissmässig zu den am leichtesten zähmbaren unter den Vögeln gehört. Da sie im Süden Europas nicht brütet, sondern im Herbst mit bereits erwachsenen Jungen in das Gebiet des Mittelmeers



fliegt, so ist dieser Vorgang im mittlern Europa leichter denkbar, als in den klassischen Ländern, und da es den letztern an Wasserspiegeln fehlt, so ist sie dort überhaupt nicht so häufig und zugänglich, als in den Gegenden am Ausfluss des Rheins, in Meklenburg, Pommern und Scandinavien. Bei den Griechen galt die Gans für einen lieblichen Vogel, dessen Schönheit bewundert wurde und der zu Geschenken an geliebte Knaben u. s. w. diente (s. Jahn, Leipziger Berichte, 1848, S. 51 ff.). Schon Penelope bei Homer, in der herrlichen Stelle, wo sie ihrem unbekannten, in Bettlergestalt ihr gegenübersitzenden Gemahl ihren Traum erzählt, besitzt eine kleine Heerde von 20 Gänsen, an denen sie ihre Freude hat: sie erscheinen dort als Hausthiere, die weniger um des Nutzens willen, den sie bringen, als wegen der Lust des Anblicks, den sie gewähren, von der Herrin des Hofes gehalten werden. Zugleich sind die Gänse nach griechischer Vorstellung wachsame Hüterinnen des Hauses: auf dem Grabe einer guten Hausfrau war unter andern Emblemen eine Gans abgebildet, um die Wachsamkeit der Verstorbenen auszudrücken, Anth. Pal. 7, 425, 7:

καὶ δὲ δόμων φύλακας μελεδύμενα.

Bei den Römern wurden sorgfältig die ganz weissen Gänse ausgewählt und zur Zucht verwandt, so dass sich mit der Zeit eine weisse und zahmere Abart bildete, die sich vor der grauen Wildgans und ihren direkten Abkömmlingen merklich unterschied. Wie noch im heutigen Italien, war auch im alten die Gans in der kleinen Landwirthschaft nicht so verbreitet, wie im Norden: theils fehlte es an dem nöthigen Wasser, theils wurde der Schade getüchtelt, den das mit den Halsmuskeln und dem kräftigen Schnabel die jungen Pflanzen abzupfende und die Weide verunreinigende Thier anzustiften pflegt. Aber in den grossen Cheneboscien der Unternehmer und Villenbesitzer schnatterten zahlreiche Schaaren dieser Vögel; dabei ward durch Zwangsfütter die über-grosse Leber erzeugt, nach der den Schwelgern der Mund wässerte, — eine künstliche Krankheit zum Dank für die Rettung des Kapitols. Die Benutzung der Gänsefedern zu Kissen war dem eigentlichen Alterthum fremd: erst die spätern Römer lernten diesen Gebrauch von Kelten und Germanen. Zu Plinius Zeit wurden ganze Heerden von Gänsen aus Belgien nach Italien getrieben,



inamentlich aus dem Gebiet der Morini, die an den belgischen Küsten sassen; auch die zarten weissen Federn, die von dorthier kamen, waren berüthmt und sollten einer Art angehören, die den Namen *gnatæ* führte (der dentale Auslaut des Wortes ist specifisch keltisch), findet sich indess in den angränzenden niederdeutschen Mundarten, sowie im ahd. *ganzo*, der Gänserich. Es war kein Hausvogel, sondern eine Art wilder Gans, und die von ihr gewonnenen Federn standen in so hohem Preis, dass auf den entfernten römischen Militärstationen oft ganze Cohorten auseinandergingen, um dieser Jagd obzuliegen. Die so gestopften Kassen waren eine Neuuerung, zu der die kichten Römer bedenklich den Kopf schüttelten: wir sind jetzt, fügt Plinius hinzu, zu dem Grade von Weichlichkeit gelangt, dass sogar Männer ohne eine solche Vorrichtung ihr Haupt nicht niederlegen können (Plin. 10, 54). Bis auf den heutigen Tag sind Federbetten eine mehr nordische Sitte geblieben, die dem wärmeren Süden nicht zu sagt. Ein anderer Gebrauch der Gänsefeder, der zum Schreiben, war dem Alterthum gleichfalls unbekannt: die Schreibfeder tritt genau mit Einbruch des eigentlichen Mittelalters auf (zu allererst bei dem Anonymus Valesii, s. Beckmann, Beyträge 4, 289, 180d. Orig. 6, 13: *instrumenta scribar calamus et penna*). Jetzt ist sie durch die Stahlfeder verdrängt, so dass sich ihr dieses Werkzeug drei grosse Perioden ergeben: die älteste, die von den Anfängen des Schreibens bei den Aegyptern bis zum Untergang des römischen Reiches geht, die des gespaltenen Rohres, welches Thucydides und Tacitus in der Hand führten; die andere, die des Gänsekiels, mit der Dante und Voltaire, Göthe, Hegel und Humboldt geschrieben haben; endlich die im 19. Jahrhundert beginnende der Stahlfeder, mit der Leitartikel und Feuilletons hingeworfen werden, um noch nass in der Werkstatt gesetzt und mit Dampfkraft gedruckt zu werden. Die Perioden dieses Schreibwerkzeugs fallen, wie man sieht, mit denen des Materials, auf welches geschrieben wurde und wird, nicht zusammen.

Das Alterthum hatte in Domestication der Vögel nach verschiedenen Seiten hin Wege eröffnet, die seitdem nicht wieder betreten worden sind, und Resultate erreicht, die die heutige Welt wieder hat fallen lassen. In Aegypten war, wie die Momente lehren, ein grosser Wasservogel, der in unbestimmter



Weise Reiher genannt wird, zum zahmen Genossen des Menschen geworden, in Rom der Kranich, der Storch, der Schwan, von kleinerem Geflügel der *turdus*, die *perdix*, *coturnix* u. s. w. Gegenstand der Zucht und Fütterung und auf den Tafeln ein von der Mode bald empfohlener und geforderter, bald wieder verschmähter Braten. Man sehe bei Horaz, um nur diesen Dichter zu nennen, die Stellen: Sat. II, 2, 49 und 8, 87. Noch in den *leges barbarorum*, wie I. Sal. 7, 8 (wenigstens in der späteren Redaction) und I. Alam. 99, 17 ff., werden dem vorgetundenen Stande römischer Landhäuser gemäss auch Schwäne, Störche, Kraniche und andere Vogel, deren Namen schwer zu deuten sind, zum Hausgeflügel gerechnet und Strafen auf deren Entwendung gesetzt. Die Kirche verbot aber den Genuss z. B. von Störchen (wie auch von Bibern, Hasen und Pferden): Papst Zacharias schreibt am 1. Nov. 751 an den heiligen Bonifacius: *in promis colatibus, id est de graculis et cornicibus atque cicinnis. Quae omnino evitandae sunt ab usu Christianorum. Etiam et feli et lepores et equi salvatici multo amplius vitandi*. Das spätere Mittelalter beschränkte sich daher auf Gänse, Enten und Hühner und überliess es der Jagd, die in den ungeheuren, wenig bevölkerten Waldstrecken Mitteleuropas ein ergiebiges Revier fand, die Küche mit Wildpret zu versorgen. In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede sein können, und das Hochwild, von dem die germanischen Wälder belebt waren, so wie das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu schaffen, wurde durch die Entfernung und das warme Klima verhindert. So sahen sich die Römer auf künstliche Zucht delicater Wildvögel angewiesen, die denn auch in oft kolossalen Anstalten der Art betrieben wurde und auf verschiedenen Stufen zu mehr oder minder erreichter Zähmung führte. Diese Versuche sind, wie gesagt, von der neueren Thierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildniß immer weiter gerückt ist, so führen jetzt die Eisenbahnen die erlegten Jagdthiere der berusten Einoden blitzschnell den grossen Consumtioncentren zu: der Markt von Paris bezieht seine Rebhühner schon aus Algier und dem nördlichen Russland. Die Varietäten des einmal bestehenden Hausgeflügels, besonders der Hühner und Tauben, haben sich dagegen im heutigen Europa, bei der immer umfassenderen und beschleunigteren Weltverbindung, in's Unendliche vermehrt, und die vortheilhafteren und schöneren



unter ihnen verdrängen allmählig die aus dem Alterthum zu uns übergegangenen Racen

Eine gezähmte Vögelklasse, von der das frühere Alterthum nur als Wunder aus der Ferne gehört hatte, trat mit der Herrschaft der Barbaren in ganz Europa auf und ist seit dem Anbruch der neueren Bildung langsam wieder verschwunden — wir meinen die zur Jagd auf andere Vögel abgerichteten Raubvögel, Geier, Habichte, Falken, die Lieblinge des Ritters, die so stolz auf seiner Faust saßen, in denen er sein eigenes Ebenbild erkannte und denen er oft eine leidenschaftliche Zuneigung zuwandte. Jacob Grimm hat der Falkenjagd in seiner Geschichte der deutschen Sprache ein eigenes Kapitel gewidmet, in welchem er durch Sammlung von Stellen aus Schriftstellern und Dichtern des Mittelalters die herrschende Vorliebe für diese Art Jagd ins Licht setzt und die letztere zugleich als nationale Sitte in das hochste vorhistorische Alterthum des germanischen Stammes zurückverlegt. Allein wie es seiner Phantasie auch sonst begegnet, spät Erborgtes und nachmals Erlerntes, das auf dem neuen Boden oft am üppigsten wuchert, wenn es auf dem alten schon im Absterben begriffen ist, als ein in den Tiefen der Jahrhunderte schattenhaft sich Bewegendes und von dort an das Licht Aufsteigendes ahnungsvoll zu schauen, — so auch hier. Die Falkenjagd ist keine deutsche Uebung, vielmehr den Deutschen von den Kelten zugekommen, und nicht einmal in sehr früher Zeit. Die Jagd als Kunst, in verfeinerter und berechneter Ausbildung, ist ein keitscher Nationalzug, der sich durch den Bestand eines reichen und mächtigen Adels in dem zu Cäsars Zeit schon hochcivilisirten, mit Strassen, Städten, Brücken, Zollen u. s. w. versehenen und doch noch trischen und walddreichen Gallien leicht erklärt. Schon die Römer lernten von den Kelten die Hetzjagd im freien Felde, die *chasse au couvre*, im Gegensatz zu der Birsch mit Spürhund, Armbrust und Bolzen, im Walde; das deutsche Wort vom altfranzösischen *bosser*, und entlehnten daher den *canis gallicus* schon bei Ovid und Martial, erhalten im heutigen spanischen *galgo*, den *canis verbaquus* (im heutigen Deutsch durch Volksetymologie in Windhund gestellt, s. die Geschichte des interessanten Wortes bei Zeuss<sup>2</sup> p. 145, Dielenbach O. F. 330 und Glück in Fleckeisens Jahrb. 1864 S. 597, und *segusius* (eine besondere Art Jagdhund, benannt nach einem gallischen Stamme an der Loire)



Beide letzteren Ausdrücke kommen schon in den deutschen Gesetzbüchern vor, und wenn der Falke als Haus- und Jagdthier eben da erwähnt wird, so beweist dies also nichts für einen altgermanischen Ursprung. Ob das Wort Falke, welches erst im spätesten Latein, gleichzeitig mit der neuen Jagdart, auftritt, von *fala* die Siebel innerhalb der lateinischen Sprache gebildet worden ist oder ursprünglich der keltischen Zunge angehört, ist für das Germanische gleichgültig, in welchem es in dem einen, wie in dem anderen Falle ein mit der Sache entlehnter Ausdruck ist. Deutlich aber weist der Name des eigentlichen deutschen Jagdvogels, des Habichts, auf seine Herkunft aus Gallien: altrisch heisst er *schace*, und so oder ähnlich muss er in der ältesten keltischen Sprache gelaute haben. In dem einen der beiden Zweige des Keltischen, dem britischen, dem sich auch das Idiom der Gallier des Festlandes anschloss, verwandelte sich aber in einer Anzahl Wörter das *s* in *h*: aus *schace* wurde im kambrisch-kornischen Munde *hchawc*, und in dieser secundären Gestalt ging das Wort zu den Deutschen über: ahd. *hapuh*, altn. *haukr* u. s. w. Die Germanen der ältesten Zeit kämpften gegen den Bären und Wolf und erlegten den Auer- und Bisonochsen, den Elch und Scheich und den Eber; die Falkenbeize aber lernten sie später von jenseits des Rheines und der Donau her kennen. Auch lässt sich nicht behaupten, dass die letztere jemals in Deutschland volksmässig gewesen sei. Sie war die Lust des Edlen hoch zu Ross, seiner Dame und des Jagdgesindes: der Bauer trieb sie nicht; er staunte die adelige fremdländische Kunst an, wie er die Waffen und Kampfmanieren des Ritters bewunderte und deren romanische Namen allmählig nachsprechen lernte. Eine andere Frage aber ist, ob die keltischen Völker, die die germanische Welt von Westen und Süden her ein- und abschlossen, die Jagd mit abgerichteten Stossvögeln etwa selbst erlunden oder sie nur ausgebildet und im letzteren Falle von welcher Seite sie sie ursprünglich empfangen hatten? Die älteste Nachricht über Jagd mit Raubvögeln in Europa findet sich bei Aristoteles H. A. 9, 36, 4 (das 9. Buch rührt zwar in seiner jetzigen Gestalt schwerlich von Aristoteles her, aber die Stelle findet sich schon bei Antigonus Carystius, unter dem zweiten und dritten Ptolemäer, im Auszuge wiederholt): „In der Gegend von Thrakien, welche ehemals Kedreipolis hiess (ἐν δὲ Κηδρείῳ τῇ καλουμένῃ τότε Κεδρεῖπολις),



werden in einem Sumpfe die kleinen Vögel von den Menschen in Gemeinschaft mit den Habichten gejagt: die Menschen schlagen mit Stöcken an das Rohr und Buschwerk, damit die Vögel auf fliegen, die Habichte aber erscheinen von oben her und verfolgen sie und die erschreckten Vögel fliegen wieder zur Erde hinab, worauf sie die Menschen mit Stöcken schlagen und ergreifen und den Habichten einen Theil von der Beute gewähren: sie werfen ihnen nämlich einige Vögel entgegen und diese werden von den Habichten aufgefangen.“ Statt der *θρόνη ἡ χοιμήρη, καὶ καδρέακος* wird in der Schrift de mirab. auscultat 118 die *θρόνη, ἡ ἐντὶ καδρέακος* genannt, und in dieser Gestalt ist die Notiz auf Plinius 10, 23 übergegangen. Gewisse Thraker also bedienten sich der gezähmten Raubvögel, *ἱέρακες*, um in einer Sumpfigegend die aufgejagten Vögel wieder zur Erde zurückzusehuchen, wo sie von den Jägern mit Stöcken erlegt wurden. der Raubvogel tust das gejagte Thier nicht selbst, erhält aber von der Beute seinen Antheil (Letzteres ganz nach der Sitte der späteren Falkenjäger). War dies thrakische Erfindung? Wir wissen es nicht, denn wenn auch von Aehnlichem in Indien berichtet wird (schon von Ktesias bei Photius und ausführlicher bei Aelian N. A. 4, 26, s. Müller Fr. Ktesiae 11 hinter seiner Ausgabe des Herodot; die Indier jagen Hasen und Füchse mit Raubvögeln; die Zähmung der letzteren ist ganz die der späteren Falconiere, die Thiere bekommen ihr Theil), und die Aegypter einen Raubvogel, den *ἀετρίαις*, so zahm gemacht hatten, dass er der menschlichen Stimme gehorsam war (Ael. N. A. 5, 36), so liegt zwischen beiden Ländern und Thrakien ganz Westasien, und von einer so auffallenden Jagdart bei den Völkern des letztgenannten Ländergebietes hätten uns die Griechen wohl Meldung gethan, wenn sie daselbst üblich gewesen wäre. Ktesias erzählte von ihr als einer Merkwürdigkeit Indiens u. a. am persischen Hofe, an dem er lebte, muss sie also unbekannt gewesen sein. Dass sie bei einem der das sogenannte Kleinasien bewohnenden Völker, der Nachbarn und Verkehrsgenossen der Thraker, gangbar gewesen, ist bei dem Stillschweigen der Griechen gleichfalls nicht anzunehmen. Da aber die von Ktesias ausführlich beschriebene Abrihtungsweise mit der späteren europäischen so genau zusammenstimmt, so mag irgend ein Zusammenhang, den wir nicht mehr aufweisen können, von dem diese Jagd betreibenden, in



irgend einem Grenzgebirge Indiens hausenden Staune (Ktesias spricht von Gekirgshusen, die so gejagt werden) bis nach Thrakien reichen — wo die Zwischenglieder etwa Chorasmier und Massageten, Sarmaten und Seythen waren? Layard, Nineveh und Babylon, übersetzt von Zenker, Leipzig s. a., enthält S. 363 Anm. die Notiz: „Auf einem Basrelief in Khorsabad, welches ich bei meinem letzten Besuche daselbst sah, war, wie es schien, ein Falkonier mit dem Falken auf der Faust abgebildet.“ Leider macht der Zusatz: „wie es schien“ die Sache unsicher; aber wenn die Herrschaft der grossen Euphrat- und Tigris-Reiche zu Zeiten bis an die Grenzen Indiens reichte, mochte eine dort gebräuchliche Jagdart auch einmal in der Hauptstadt an einer der Wände des Königspalastes dargestellt worden sein. Aus Thrakien konnten die Kelten, die auf zahlreichen Kriegs- und Wanderzügen die Hamushalbinsel heimsuchten, die nicht leichte Kunst der Abrichtung von Raubvögeln zur Jagd sich geholt haben. Auf einer gewissen Lebensstufe eignen sich die Völker von ihren Nachbarn nichts bereitwilliger an, als neue und leichtere Arten dem Jagdthier beizukommen, das den Gegenstand ihrer Begierde bildet. Diejenigen Kelten wenigstens, die Italien überzogen und Rom verbrannten, können die Falkenjagd noch nicht gekannt haben, da sich bei den älteren Römern keine Spur einer solchen findet. Erst in den Jahrhunderten der Kaiserzeit tauchen hin und wieder Andeutungen derselben auf, aber in sehr unbestimmter Weise, bis plötzlich in den letzten Zeiten der Völkerwanderung und bald nachher die Sache im Munde aller Schriftsteller ist und als allgemein üblich vorausgesetzt wird. In dem Epigramm des Martial 14, 216. Accipiter:

*Prædo fuit volucrum, famulus nunc accipis: idem  
Decipit et captus non tibi maret avca —*

scheint ein ganz deutlicher Hinweis auf Verwendung des Habichts zur Jagd zu liegen, aber gleichzeitig berichtet Plinius von der neuerdings ergangenen, höchst wunderbaren Sage, in der Gegend von Eriza in Asien (dies Eriza war eine Stadt in Karien an den Grenzen Lysiens und Phrygiens) jage ein gewisser Craterus Monoceros mit Hülfe von Raben, die für ihn das Wild aufspürten und trieben, und wenn er ausziehe, gesellten sich auch wilde Raben dazu. 10, 124: *non et recens fauna Crateri Monocero-*



*lis coquuntur in Frizena regione Astur corvorum apra comulis*  
*eo quod derchebat in sileas eos insidentis corniculis unusque;*  
*illi vestigabant agebantque eo perducta consuetudine ut creantem*  
*sic comitarentur et feri.* Aus der zweiten Hälfte des folgenden  
Jahrhunderts scheint eine Stelle bei Apulejus (Apologia s. de  
magia lib. 34. p. 44 ed. Krueger.) auf Jagd mit Habichten hin-  
zudeuten: wäre es nicht absurd, so ungefähr drückt sich der  
Autor aus, mit missbrauchlicher Anwendung des Gleichklangs  
den Fisch accipiter zum Vogeltang brauchen zu wollen: *quam*  
*si diuus . . . aucupandis volantibus piscem accipitrem (quasi*  
*tum),* aber der Schluss aus den Worten wird hinfällig, wenn  
man das unmittelbar Folgende hinzuzieht: *aut remandis apris*  
*piscem apiculum.* Denn wie konnten Eber mit Hülfe eines Fer-  
kels gejagt werden? Höchstens bei Wölfen konnte es zur An-  
lockung verwandt werden. Vielleicht liegt in folgender Beschrei-  
bung einer Art Falkenjagd in der Paraphrase von Oppian. de  
aucup. 3, 5 die Erklärung des obigen Epigramms von Martial  
und der Worte des Apulejus: „eine angenehme Jagd ist es,  
wenn man einen Falken, *agaza*, mitbringt und diesen unter  
einen Busch legt; die kleinen Vögel, *ai agazoi*, erschrecken,  
suchen sich im Laube zu verbergen, schauen aber immer auf  
den Falken, von der Angst gehannt, wie wenn ein Wanderer  
plötzlich einen Räuber erblickt und, starr vom Schreck, sich  
nicht von der Stelle bewegt; der Vogelsteller zieht die Vögel so  
mit aller Musse vom Baume herab.“ Hier haben wir den Anfang  
einer noch sehr unvollkommenen Jagd mit Raubvogeln, und an  
nichts Anderes dachten, wie gesagt, vielleicht Martialis und Apu-  
lejus. Aber bei Julius Firmicus Maternus, bei Prosper Aquita-  
nus, Sidonius Apollinaris u. s. w. im vierten und fünften Jahr-  
hundert ist die Falkenjagd eine ausgebildete, beliebte und ver-  
breitete Kunst, die ohne Zweifel von den Barbaren herrührte.  
Schon in der halb tabelhaften Irgeschichte der Sachsen bei Wi-  
d-kind tritt ein Jäger mit dem Habicht auf, 1, 10: aus der bela-  
gerten Stadt Scheidungen an der Unstrut, die durch die Ver-  
heissung des Friedens in Sicherheit gewiegt war, ging ein Thu-  
ringer mit einem Habicht hinaus und suchte über dem Ufer des  
genannten Flusses Nahrung, als er den Vogel hatte steigen las-  
sen, nahm ihn Einer von den Sachsen am jenseitigen Ufer als-  
bald in Empfang und weigerte sich ihn herauszugeben; Jener



aber sprach: gib ihn heraus, so will ich dir ein wichtiges Geheimniss verrathen: die Mittheilung des Geheimnisses aber führte zum Untergang der Stadt — lauter in Märchen nicht ungewöhnliche Motive. Während des Mittelalters stand diese Jagd im ganzen feudalen Europa in Blüte (der grosse Kaiser Friedrich II. schrieb selbst ein Buch *de arte venandi cum avibus*) und wanderte von Deutschland und von Byzanz nach dem Osten des Welttheils und zu den Völkern Asiens, an die Höfe der Grossfürsten und Czaren, der Emire, Scheikhs, Chagane und Schahs, bis zu den Nomaden der Steppe und den Beduinen der Wüste. Marco Polo fand sie in den Residenzen der mongolischen Fürsten bis nach China hin, ebenso neuere Reisende des 17. und 18. Jahrhunderts in den Ländern des Islams. In Europa gerieth sie in denselben Masse, wie das Schiessgewehr sich ausbreitete und vervollkommnete, in Verfall und endlich in Vergessenheit, wobei es charakteristisch ist, dass die Namen der neuen durch die Luft treffenden mörderischen Waffen so häufig von den Stossvögeln entnommen sind, an deren Stelle sie traten (vergl. *falconetto*; *moschetto*, die Muskete, eigentlich der Sperber; *terzruolo*, eigentlich das Männchen des Habichts; *sagra*, ein Geschütz, eigentlich der Sakertalke). In Frankreich gingen bis zur Revolution bei feierlichen Anlässen des Hofes die königlichen Falkoniere voran, oder vielmehr Leute, die deren Abzeichen trugen, denn in Wirklichkeit gab es keine *fauconnerie du Roi* mehr. In England soll noch jetzt bei einem oder zwei Landlords in ehrwürdiger Tradition ein Falkenstaat aufrecht erhalten und die dazu nothigen abgerichteten Thiere aus Belgien bezogen werden. In Asien aber ist die Falkenjagd bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden eine eifrig betriebene Lieblingsbeschäftigung.<sup>14)</sup>

## DER PFLAUMENBAUM

(*prunus domestica* L., *prunus insitita* L.)

Der Pflaumenbaum, *prunus*, wird nur einmal bei Cato 133 genannt, während er in der Parallelstelle 51 übergangen ist. Von allgemeiner Kultur in den Gärten und einer dabei sich ergebenden Mannichfaltigkeit der Sorten konnte also damals noch nicht



die Rede sein. Den Dichtern der goldenen Zeit dagegen ist die Frucht schon ganz geläufig, Verg. *Ecl.* 2, 53:

*Addam cerea pruna; honos erit huic quoque pomis.*

Was *cerea pruna* sind, erklärt Ovid. *Met.* 13, 818:

*Prunaeque, non solum nigro licentia sacro,  
Verum etiam generosa norasque imitantia ceras.*

Auch das Pfropfen der edlen Pflaume auf den Schlehdorn ist all-  
gemein, Verg. *G.* 4, 145:

*apinos iam pruna ferentis,*

Auf Horazens Villa waren Pflaumen auf Dornen zu sehen, *Ep.*  
1, 16, 8:

*quid? si rubicunda benigne  
Corna repes et pruna ferunt?*

Columella kennt drei Sorten: *cereolum*, *Damascum*, *mychimum*. Plinius aber eine verwirrende Menge von Varietäten, 15, 41: *Ingens postea turba prunorum* — folgt die Aufzählung einiger derselben. *In peregrinis arboribus dicta sunt Damascena a Syria Damasco cognominata, jam pridem in Italia nascentia* — *Sunt dici possunt populares eorum myae, quae et ipsae ante coeperunt Romae nasci insatae sortis*. Diese Damascener Pflaume, als die aller-  
edelste, gab bei den Byzantinern und Neugriechen den Namen für Kulturpflaume überhaupt her; der Name *prunus* ging mit dem Baum und der Frucht von Italien aus durch alle Länder West- und Mitteleuropas. Die Römer hatten ihrerseits den Namen von den Griechen entlehnt; *αροῖνον* aber galt nach Galeenus eigentlich für die Frucht des wilden Baumes, 6, p. 619 Kühn: *ὁ τε τῶν ἀρωποζοκκινῶν, ἡ ἀροῖνα καὶ ἐστὶν* (d. h. im nordwestlichen Kleinasien) *καλοῦται*, fand aber dann auch, wie in ähnlichen Fällen auch sonst geschah, auf die edle *prunus domestica* Anwendung, z. B. bei Dioscor. 1, 174. Sonst hieß bei den Griechen die Frucht der letzteren *ροζκινῶν* (die erste Hälfte ein orientalisches Wort, s. Pott in Lassens Zeitschrift 7, 109), die Schlehenpflaume *ἀρβυλῶν*. Das älteste Zeugnis für den ersteren Namen ist in einem Citat des Pollux 1, 232 aus Archilochus, also aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts, enthalten; dann in einem Fragment des Hipponax aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, Fr. 81 Bergk.

*αἰτέωνον εἶχον ροζκινῶν καὶ μινδῆς.*



In der Abhandlung über die Pflaumen bei Athenäus 2, p. 19 ff. wird nach dem Peripatetiker Clearchus berichtet, die Rhodier und die Sikelioten nannten auch die Pflaumen *ῥαάτιλα*, und nach dem Glossator Selenkus, *ῥαάτιλα*, *ῥῖλα*, *ροατίριλα*, *μάδρια* seien dasselbe. Der Sprachgebrauch des Theokrit bestätigt diese Angabe nicht: von den zwei Stellen dieses Dichters, in denen das Wort *ῥαάτιλον* vorkommt, wird in der einen, 12, 3, die Ankunft der Geliebten so süß genannt, wie der Frühling im Gegensatz zum Winter, und das *ῥῖλον* im Vergleich mit dem *ῥαάτιλον*: hier kann unter dem letzteren schwerlich die köstliche Pflaume verstanden werden, vielmehr wird *ῥῖλον* nur als kürzerer Ausdruck für *ροατίριλον* zu nehmen sein. In der anderen Stelle 7, 146, werden bei Schilderung eines ländlichen Lustortes Birnen, Äpfel und *ῥαάτιλα* zusammengenannt, und es steht nichts entgegen, sie auch hier als die einheimischen Schlehenpflaumen zu fassen. Die heutigen romanischen Sprachen verwenden für die Schlehe das Verkleinerungswort der Pflaume: *pruquola*, *prunelle*; das englische *hullace* Schlehe soll aus dem Keltischen stammen (s. Schenhardt in K. Zeitschr. 20, 1871, S. 249); dem deutschen Schlehe, ahd. *slēhā*, mhd. *slēhe* entspricht buchstäblich das slavische *sliva* in der Bedeutung Pflaume; dem französischen *crique* oder vielleicht direkt dem lat. *grauum* ist das deutsche Krieche, niederdeutsche Krecke nachgebildet (Grimm, Wörterb. 5, 2206), auch altpreussisch *kriehmytus*; Zwetsche, welches slavischen Klang hat, aber in den slavischen Sprachen nicht vorkommt, ist nach Schmeller 4, 310 aus *daucazzyrōv* entsteht, wie die Engländer aus demselben griechischen Wort ihr *damsin*, *damsom* gemacht haben. Das italienische *susina*, spanische *ondrina*, vielleicht nach Orten oder Menschen benannt, stimmen wenigstens in der Endung mit den Namen bei Plinius: *onychia*, *malina* u. s. w. überein. Das in Tyrol gebräuchliche Zeiber (s. Schöpl, Tyrolisches Idiotikon) lautet bei den benachbarten Slowenen *cibara*. Von den obigen Glossen *ῥῖλα*, *μάδρια*, zu denen man noch *ῥαάτιλα* und *ῥαάτρια* hinzufügen kann (Nauck zu Arist. Byz. p. 1184), ist nur *ῥῖλα* allentfalls aus orientalischen, zur iranischen Familie gehörenden Sprachen zu erklären (Pott a. a. O. S. 1084).

Die gegen den nordischen Winter abgehärtete *prunus instabilis* mit runden Früchten mag in Europa ursprünglich heimisch sein, aber in ihrer veredelten Gestalt stammt sie, wie die echte



Pflaume, aus Asien. Bei den Alten wird die eine von der andern um so weniger genau unterschieden, als auch die erstere unter der Hand der Kultur die feinsten Früchte lieferte und noch liefert, z. B. die *Rome-Claude*. Wie schon der letztere Name andeutet, ist auch in diesem Zweige der Obstbaumzucht Frankreich das eigentlich klassische Land, sei es in Folge des Klimas oder der industriellen Bemühung seiner Bewohner. Gieht man weiter nach Süden, zu den Küsten des mittelländischen Meeres hinab, so scheint auch die Pflaume viel von ihrem köstlichen Aroma zu verlieren. Die europäische Gegend aber, wo die Pflaumenzucht im Grossen betrieben wird und als integrierender Factor der Bodenproduction auftritt, ist das österreichisch-ürkische Grenzland (s. dartüber G. Thoenmel, *Geschichtliche, politische und topographisch-statistische Beschreibung des Vilajet Bosnien*, Wien 1867, und F. Kanitz, *Serbien*, Wien 1868). Dort begegnet man ganzen Wäldern von Zwetschenbäumen, ihre Früchte bilden 4 bis 6 Wochen hindurch frisch gepölkert die Hauptnahrung der Bevölkerung und werden in gedörrtem Zustande massenbatt nach Deutschland, ja bis nach Amerika hin, ausgethrt. Schweine und Pflaumen sind fast die einzigen Äquivalente, mit denen diese Länder ihren Bedarf vom Auslande, von dem sie in allen Stücken abhängig sind, bezahlen. Die Hauptanwendung aber, die von dem reichen Ertrage der Frucht gemacht wird, ist die zu Pflaumenbranntwein, der belichten *slivovica*. Obgleich von diesem Artikel ungeheure Mengen an Ort und Stelle verbraucht werden — denn wozu besäßen jene Raren eine tiefere Prädestination, als zum Genuß von Raki? —, so ist auch die Ausfuhr noch bedeutend. Wie alt diese Kultur dort ist und ob sie vielleicht über die Zeit der slavischen Einwanderung hinausgeht, ist uns unbekannt. Aus Beeren, an denen der Nordosten reich ist, ein Getränke zu machen, ist ein altslavischer oder osteuropäischer Nationalzug, der schon von Herodot in seiner Beschreibung des hinterskythischen Landes angedeutet wird.



## DER MAULBEERBAUM

(*morus nigra* L.)

Dieser medisch pontische Baum fand seiner blutrothen, angenehm säuerlich süssen Früchte wegen ziemlich frühe Verbreitung nach Westen. Er erreicht eine ansehnliche Höhe und trägt ein dunkles Laub, das im Frühling spät hervorbricht. Letztere Eigenschaft verschaffte ihm, wie Plinius 16, 102 sagt, den Beinamen *sapientissima arborum* d. h. der vorsichtige Baum, der sich erst hervorwagt, wenn kein Frühlingsfrost mehr zu fürchten ist. Die Beeren, der Himbeere an Gestalt ähnlich, im eigentlichen Vaterlande oft einen Zoll gross, munden nur und sind nur gesund, wenn sie die völlige Reife haben, dann aber müssen sie rasch verzehrt werden, weil der Saft bald in Gährung geräth und zu Essig wird. Man pflückt sie daher frühmorgens und kauft und geniesst sie, ehe die Hitze des Tages sie verdorben hat, auf den Fruchtmarkten heutiger städtischer Städte, wie einst in Italien zu Horaz Zeiten, Sat. 2, 4, 21:

*Ille salubris*

*Aestates peragel qui nigris prandia moris*

*Finiet, ante praecein quae legerit arbore solem.*

Die dunkelrothe Färbung war das Merkmal, das den Alten an ihnen besonders auffiel. Wie Horaz, so nennt sie auch Martial schwarz, 8, 64, 7:

*ut mora canis nigrior caduco!*

bei Vergil sind sie blutig, Ecl. 6, 22:

*Sanguinea frontem moris et tempora pupit,*

so auch bei Columella, 10, 101:

*candidataque moris*

*candida sanguineo manat facella exore,*

Sullas Gesicht war von grellem Roth mit weissen Flecken untermischt, so dass ein Spötter in Athen dichtete, es sei wie eine Maulbeere, mit Mehl bestreut, Plut. Sull. 2:

*Συζωντον γὰρ ὁ Σίλλας, ἀσπίρα λευκανόντων,*

Elephanten, denen vor der Schlacht der Rüssel mit Maulbeeren bestrichen war, sollten dadurch kampfgierig werden, offenbar wegen der Aehnlichkeit des Saftes mit dem Blute (1 Macrab. 6, 34



nach Lathier: „da liess der König . . . die Elephanten mit rothem Wein und Maulbeersaft besprühen, sie anzubringen und zu erzurauen“. Leppige Weiber und lustige Leute, die Mummenschau trieben, benetzten sich Schenke und Wangen mit Maulbeersaft, und dem Weine, den sie dazu tranken, war vielleicht auch, wenn er zu blass gewesen war, ein Zusatz von demselben Saft gegeben worden, um ihn dunkelroth zu machen (*melas oinos*, wie jetzt *amur*) — wie noch jetzt im Süden Pravis ist.

Fragen wir, wann der Maulbeerbaum aus seinem asiatischen Vaterlande zuerst in Europa erschienen, so verweisen uns einige beiläufig aufbewahrte Dichterstellen auf die Zeit der attischen Tragiker, andere ein Jahrhundert später auf die der mittleren und neuen Komödie. Nur dass die Verwechslung mit der Sykomore, dem ägyptischen Maulbeerleigenbaum, und andererseits mit dem Brombeer- und Hindeerstrauch einige Unsicherheit in die Deutung der Zeugnisse bringt. Die Sykomore nämlich, ein weit-schattender Baum mit feigenähnlichen Früchten, ursprünglich in Aegypten zu Hause, aber auch in semitischen Ländern, wo der Boden es erlaubte, in Palästina und Cypern vielfach angepflanzt, war auch den Griechen aus ihrem Verkehr mit jener Gegend nicht unbekannt geblieben; der Baum empfahl sich nicht bloss durch die Kühlung, die sein Laub gewährte, sondern auch durch die Früchte, die eine Nahrung des niederen Volks bildeten, und durch das sehr geschätzte Holz, das eben so fest als leicht sein sollte. In den heiligen Schriften der Hebräer erscheint die Sykomore nur in den beiden Pluralformen, *schakam* und *shakmot*, und vergleicht man dazu die beiden griechischen Benennungen, die frühere *arzakarak*, und die spätere *arakipogon*, *arakomger*, so ist augenfällig, dass sie jenen hebräischen oder vielmehr den entsprechenden syrischen oder niederygyptischen nachgebildet sind. Diesem Sykomorenbaum erschien nun der eigentliche Maulbeerbaum mit Recht oder mit Unrecht sehr ähnlich und entbehrt auch seinen Namen. Theophr. h. pl. 4, 2, 1: „der Maulbeerbaum kommt der dortigen Sykomore sehr nahe, denn er hat ein ähnliches Blatt, gleicht ihm auch in der Grösse und der ganzen Gestalt.“ Wiederholt von Plinius, 15, 36: *Arbor quous Acappia, mox similis folio mamechidani, asperti*. Ebenso Dioscorides, 1, 181: *roiz qizim, foroz noqin*. Daher sagt Dioscor. 1, 34, = geradezu: es giebt zwei Arten Sykammen, die einen



tragen Maulbeeren, die anderen Früchte wie Feigen. Andererseits waren die Früchte des Maulbeerbaumes denen des Brombeerstrauches, *βάρος*, sehr ähnlich, und der uralte Name der letzten *μόρα*, *μῶρα*, *mora*, konnte leicht auch auf die ersteren angewandt werden. Athen. 2 p. 51: *συχάρματα ἢ χαλοῖσιν ἐνιοὶ μόρα*. . . *Λιμνίτιος δὲ ἴξιν τὰ αὐτὰ σιζάματα καὶ μῶρα*. Phanias, der Ereter, der Schüler des Aristoteles, wollte den Namen *μῶρα* auf die Frucht der wilden *σιζάμιος* d. h. auf die Brombeere beschränkt wissen, die auch sehr süß sei (Athen. *ibid.*), aber die Uebertragung hatte schon zu weit um sich gegriffen. Ja, die Alexandriner brauchten, wie Athenäus eben dort berichtet, ausschliesslich *μόρα* für Maulbeeren, vermuthlich weil *σιζάμιος* für die bei ihnen häufigen Früchte der ägyptischen Sykomore schon seine feste Verwendung gefunden hatte. Selbst der Ausdruck *βάρια*, der doch wörtlich die Beeren des Dornstrauchs bedeutet, wurde hin und wieder auf die Maulbeeren angewandt, Bekk. Anecd. gr. 221, 13: *βάρια σιζαμίνοι ὁ καρπὸς, ἐν τῷ Σιζαμίον*. Wenn nun berichtet wird, Aeschylus habe in seiner Tragödie „die Phryger“ von Hector gesagt, er sei reifer gewesen, als die *μόρα*, Athen. 2 p. 51:

*ἀνὴρ ἐκείνος ἢ πεντάτερος μόρον,*

so sind wir nicht sicher, ob der Dichter hier in der That, wie die Späteren annahmen, an Maulbeeren gedacht und diese ihm also bekannt gewesen, oder ob er nicht vielmehr die einheimischen Brombeeren im Sinne gehabt? Bedenkt man, dass die Maulbeere vor der völligen Reife ungeniessbar ist, dann aber auch unverweilt gepflückt und verzehrt werden muss, so kann das Erstere allerdings wahrscheinlicher sein und besser auf Hector's vollzogenes Geschick passen. Aber dasselbe Wort *μόρον* hatte Aeschylus noch bei einer anderen Gelegenheit gebraucht, in den Kreterinnen, und zwar vom Brombeerstrauch, *κατὰ τῆς βάρια*, Athen. *ibid.*:

*Λιτωῖς τε γὰρ νόφουσι καὶ μελαγχρίσις  
καὶ μελιτοαρέτοις βρίθεται ταύτῃ χρόνον.*

Hier würde der Wechsel der Farbe an den Früchten vom Weiss durch das Rothliche bis zum Schwarzen in der That auf Maulbeeren rathen lassen (Plin. 15, 971 *moris* . . . *trino colores, candidus primo, mox rubens, maturis niger*. cf. Theophr. de caus.



pl. 6, 6, 4), wenn nicht Athenäus, der die Stelle excerpirte und den Zusammenhang doch gekannt haben muss, grade die *βάρος* als den Gegenstand der Rede angäbe. Eben so unbestimmt als diese Stellen des Aeschylus ist die des Sophokles aus einer verlorenen Tragödie, Bekk. Anecd. gr. 361, 20 (Nauck, Fr. Soph. n. 362):

αἰσώτορ μὲν ἦναι λειζὸν ἀνδρῶν σιάνηρ,  
ἔπειτα φρονίζοντα γογγύλον μόρον,  
ἔπειτα γῆρας λαμβάνεις Αἰγίπτιον.

Ausser manchen Bedenken, die diese Verse erwecken, worunter das unerträgliche *ὁ μόρος* für *τὸ μόρον*, welches freilich Eustathius sich gefallen liess, erscheint das Beiwort *γογγύλος* rund weder für die Brombeere, noch für die Maulbeere passend. Ein dritter Zeuge aus älterer Zeit für das Wort *μορα*, welches mehr der dorischen Mundart angehörte, ist Epicharmus, Phot. Lex. v. *αυζάνια*: *τα δὲ μόρα, Αἰγίον μᾶλλον καὶ Ἐτιχάρμης μόρον νῶν το γιγνόν*. Muss auch hier die eigentliche Bedeutung zweifelhaft bleiben, so findet sich bei den jüngeren Komikern die Maulbeere deutlich und unverkennbar. Eubulus (blühte nach Suidas Ol. 101, muss aber bis zu Demosthenes Zeit gelebt haben) bei Athen. 13. p. 557:

οὐδ' ὅσα εἰς ἐμεῖς αυζάνησιν τὰς γνάθους  
ζεγριμένα.

Philippides (zwischen Ol. 118 und 122, Freund des Königs Ly sinmachus) bei Phot. l. l.:

τοῖς αυζάνησι δ' ἀπὲρ τοῦ γένους ὄλον  
τὸ πρόσωπον

denn statt der Schminke kann zum Farben des Gesichts nur der rothe Maulbeersaft dienen. Theophrast unterscheidet in seiner genaueren Sprache die *αυζάνηρος* oder den Maulbeerbaum von der *αυζάνηρος Αἰγίπτιος* oder der Sykomore, und eben so sicher ist der erstere unter dem Namen *μορέα* in den von Athenäus 2. p. 51 aufbewahrten Versen aus den *Πεσπυζαὶ* des Nicander zu erkennen.

καὶ μορέας ἢ τῶν αἰγίπτιον αἰγίων νῶνται,  
αἰγίον εὐαγγέλιοντα βροτῶς ἰδεῖν ὁ μορεῖ.

Und des Maulbeerbaums mit den jugendbeglückenden Früchten,  
Bei den Menschen zuerst die Fruchtzeit kündigt, die süss



In der That ist *morus nigra* wie mit ihrem Laube im Frühling die späteste, so mit ihren Früchten, der Wonne der Jugend, im Sommer die erste. Zu Galenus Zeit endlich war *μόρος* schon der allein gebräuchliche Ausdruck und *αἰζόμωρον* nichts als eine klassische Antiquität: ich will lieber, bemerkt er de aliment. tacult. 2, 11, *μόρος* sagen, wie es Allen geläufig ist, als *αἰζόμωρον*, wie die Attiker vor 600 Jahren sich ausdrückten: thöricht derjenige, dem es mehr auf sogenannte korrekte Sprache, als auf Gesundheit des Leibes und der Seele ankommt. Um so auffallender ist, dass die Neugriechen, zwar auch *μωρεά*, daneben aber auch *αἰζόμωρα* sagen sollen.

Bei dem Uebergange des Baumes nach Italien war die Benennung *αἰζόμωρος* schon verloren gegangen; er trug fortan, wie der Brombeer- und Himbeerstrauch, nur *mora*. War *μόρος* oder *μῆρος* ein dorisches Wort und brauchte es Epicharmus in Sicilien, so wird Name und Sache von Grossgriechenland aus zu den Lateinern gekommen sein. Der Name ist so fern, als das Beispiel der Griechen die lateinisch Redenden vermochte, das in ihrer Sprache gewiss alte Wort *morum* auf die neue Beere anzuwenden. Wo Verwechslung möglich war, da mochte man sagen Beere vom Baume, *morum celsae arboris*, und für Maulbeerbaum *morus celsa*, worauf wenigstens das italienische *gelso* führt. Bei den Dichtern wird die Frucht nicht selten erwähnt; Ovid erzählt uns im vierten Buche seiner Metamorphosen, woher die rothe Farbe der Beeren stammt, nämlich vom Blute des Pyramus, als dieser sich wegen der Thisbe unter dem Baume den Tod gab — eine ganz kleinasiatische, auch bei andern Pflanzen wiederkehrende Sage, die diesmal Babylon zum Schauplatz gewählt hatte und darin eine Erinnerung an die Herkunft des Baumes aus dem tieferen Osten bewahrte. Sehr zärtlich war der Baum nicht, denn er hat seitdem die Alpen überstiegen und gedeiht nicht blos in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland, ja in Scandinavien, obgleich es wohl vorkommt, dass er in härtern Wintern erriert. Wichtiger als durch seine Früchte wurde er ein Jahrtausend später durch sein Laub; er machte die Einwanderung der ostindisch-chinesischen Seidenraupe möglich. Die ersten Pflanze, die nach den schwarzen Beeren begehrt, ahnten nicht, dass die rauen Blätter einst durch eine mannigfache Metamorphose mittelst eines kleinen Thierchens sich



in ein kostbares, weiches, glänzendes Gewebe verwandelt wurden. Die Römer hatten zwar die serischen Gewänder allmählig kennen gelernt und wogen sie mit Gold an, aber dass diese wunderbaren Fäden nur verspinnene Maulbeerblätter seien, kam auch ihnen nicht zu Sinn. Im weitem Verlauf der Zeiten endlich trat *morus nigra* das Amt, die Seidenraupe zu züchten, an einen andern noch spätern Ankömmling aus dem centralen und östlichen Asien ab, an die *morus alba*, einen Schwesterbaum von kleinerem Wuchse, glatteren und zarteren Blättern und weissen honigsüssen Früchten, der gegen Ende des Mittelalters in Europa erschien. Die persischen Provinzen am kaspischen Meere, in Europa Italien und Frankreich, die Hauptseidenländer des Westens, sind jetzt in den Bezirken, wo diese Industrie blüht, über und über mit beschnittenen und berupften weissen Maulbeerbäumen bedeckt: nur hin und wieder steht der Maulbeerbaum der Alten noch angepflanzt da und dient nur in zurückgebliebenen und abgelegenen Gegenden mit seinem Laube zur Ernährung der spinnenden Raupe und zur Erzeugung einer gröbern, minder edlen Seide. Eine noch dienlichere Art *morus*, als der gewöhnliche weisse Maulbeerbaum, die *morus alba multifida*, ist in neuerer Zeit aus Manilla, wohin sie aus China gekommen war, in Europa eingeführt worden und soll, richtig behandelt, gut gedeihen.<sup>2)</sup>

## MANDELN. WALNUSSE. KASTANIEN.

In der römischen Kaiserzeit wusste man die drei in der Ueberschrift genannten Früchte, als *juglandes*, Walnüsse, *amagdalae*, Mandeln, und *nuxes castaneae*, Kastanien, genau zu unterscheiden, je weiter man aber in der Zeit hinaufgeht, desto mehr verwirren sich die Namen. So lange die Bäume selbst, deren Aussehen und Natur so verschieden ist, dass sie gar nicht mit einander zu verwechseln sind, nicht allgemein bekannt waren, und nur der Handel jene Schalenfrüchte in Sicken oder Thontässern auf den Markt, z. B. den von Athen, brachte, griff man bei der Benennung zu den einheimischen Wörtern Nuss oder Eichel und



tigte wechselnde Beinamen hinzu, die von der Beschaffenheit der Schale oder von dem Lande, wo die Frucht angeblich wuchs, oder von dem Handelshafen, der sie geliefert hatte, hergenommen waren. So schwankend aber blieb der Gebrauch, dass z. B. der populäre Name Jupiters Eichel, *Ἰὺς πίλωνος* (d. h. die edle Eichel im Gegensatz zu der gemeinen), der in Griechenland in den meisten Fällen die Kastanie bezeichnete, in der lateinischen Uebersetzung *jughans* die Bedeutung Walnuss hat. Am frühesten tritt die Mandel auf, die unter dem Namen *αμυγδαλί* bei den attischen Komikern schon gewöhnlich ist; die Namen der Walnuss, der Kastanie und einiger edlern Arten der Haselnuss lauten aber noch lange durch einander. Hält man die Hauptstellen zusammen, so ergibt sich wenigstens eine unzweifelhafte pflanzengeographische Thatsache, nämlich die Herkunft aller dieser Früchte aus dem mittlern Kleinasien, besonders aber aus den Pontusgegenden und zwar in verhältnissmässig später Zeit. Dorthin weisen alle Namen: Hermippus ap. Athen. 1, p. 28:

*Τὰς δὲ Ἰὺς πίλωνος καὶ αμυγδαλὰς ἀνακρίνεται*

*Ἡρακλείδης ἐπιζῶντα καὶ γὰρ ἴ' ἀνελθίμενα δαιμό.*

Plin. 15, 93 von den Kastanien: *Sardibus har procreare primum: ubi apud Graecos Sardianus balanus appellatur.* Dioscor. 1, 145: *οἱ Σαρδιῶνες πίλωνος, ὡς καὶ ἡμεῖς, ἢ σατῶνα καλοῦσιν, ἢ πίλα, ἢ Ἰὺς πίλωνος.* Galen. 6, p. 778 Kühn.: *οἱ γὰρ οὗτοι ἐποὶ καλοῦσιν, καὶ ἄλλοι οὖν ἐν Ἰωνίᾳ, Σαρδιανὴς τε καὶ λιζιανὴς ἀνακρίνουσιν αὐτὰς (die Kastanien) ἀπὸ τῶν γηγόνων, ἐν αἷς ἐκείναις γιγνόμεναι (also wo sie am häufigsten sind, nicht etwa wo eine besondere feine Sorte wächst). τοὺς οὖν ἑταροὺς τῶν ἀνακρίτου τῶν κατὰ τὸν αἶμα πίλωνος λιζιανὴν δὲ ἀπὸ γηγόνων τινὸς ἐν τῷ ὄρει τῇ Ἰδῇ τῇ ἀποκομμένην ὀφείλουσιν.* Amphiloehus ap. Athen. 2, p. 54: *οἷον δὲ γίνονται τὰ κατὰ τὰ Σαρδιῶνα, ταῦτα δὲ καὶ ἐκείναις ἑποῖα (was oben Dioscorides πίλωνος nannte) beide Formen schwer deutbar und vielleicht verderbten.* Strab. 12, 3, 12: *ἢ δὲ Σαρδιανὴς καὶ ἀνακρίτου ἔστι καὶ ἀνακρίτου, ἢ ἐν ταῖς ἑποῖαις τείνεται.* Theophr. h. pl. 3, 15, 1: *ἢ δὲ Ἡρακλείδης καὶ κατὰ — folgt die Beschreibung, die auf die Haselnuss passt.* Inschrift bei Boeckh, Staatshaushalt 2, 356: *Ἡρακλῆος εἴρεος καὶ ἀμυγδαλῆος καὶ Ἡρακλῆος καὶ κατὰ καὶ κατὰ καὶ κατὰ καὶ κατὰ.* Macroh. Sat. 3, 18, 7: *nux castanea . . . vocatur et Heracleotica.* Nun



our doctus Oppian in libro quem fecit de silvestribus arboribus sic ait: *Heracleotica haec nux, quam quidam castaneam vocant* Dioeles ap. Athen. 2, p. 53: τὰ δὲ Ἡρακλειωτικὰ καλούμενα καὶ τοῖς κάλυκτον ἰστέμεν μὲν οἷον ὁμοίως τοῖς ἀμυγδαλέωσι, ἔχει δὲ καὶ κεγγρώδες.

Nüsse also oder Eichen, benannt nach Sardes in Lydien, nach einer Gegend am Idagebirge, nach Sinope und Heraklen, den beiden Hafenstädten am schwarzen Meere, und bezogen aus Paphlagonien, der Landschaft an demselben Meere. Ganz gewöhnlich ist aber auch die direkte Benennung pontische Nüsse, meistens, aber nicht ausschliesslich, für eine grössere Art Haselnüsse gebraucht, so wie persische oder königliche, weil sie aus einer Gegend stammten, die den persischen Königen unterworfen war. Plin. 15, 88: *In Asiam Graecianque e Pontu venire ideoque Ponticar nuces vocantur.* Idem 87: *Et has (juglandes) e Perside regibus translatae indicio sunt Graeca nomina: optimum quippe genus earum Persicon atque basilicon vocant, et haec fuisse prima nomina.* Diosc. 1, 179: τὰ δὲ πόντικα, ἃ ἐνιοὶ λευκώγια καλοῦσιν. Idem 1, 178: Ἀρσία βασιλικὰ, ἃ ἐνιοὶ περσικὰ καλοῦσιν. Athen. 2, p. 53: *Οἱ πόντικόν καλούμενον καρίον, ἃ λόγιμα τινες ὀνομάζουσι, μυγματεύει Νικόδομος. Ἑμῶν δὲ καὶ Τιμαχίδου ἐν γλώσσης τοῖς κάλυκτον ἰστέμεν καλεῖσθαι τὸ πόντικον καρίον.*

Woher aber stammte der Name Kastanie, und wann taucht er zuerst auf? Xenophon kam mit den Zehntausend auch zu den Mosynoken, einem pontischen Volke, und fand bei ihnen viel breite Nüsse aufgespeichert — sie dienten also zur Volksernährung —, die von den Spätern, s. Poll. On. 1, 232, für Kastanien gehalten worden sind, Anab. 5, 4, 28: κατὰ δὲ ἐν τῶν ἀνθρώπων ἢ πολλὰ τὰ κλάρα, ἃ ἔχοντα διαφύειν οὐδυνάν — viel wahrscheinlicher aber eine grosse Art *corylus* waren, wie sie jene Gegenden hervorbrugen; auf jeden Fall aber kennt er den Namen Kastanie noch nicht. Derselbe würde zuerst bei Theophrast h. pl. 4, 8, 11 erscheinen: ἐμμερὶς τῷ Ἀκοντινικῷ καρίῳ, wenn die Lesart sicher wäre und die vier Worte, da sie dem sonstigen Gebrauch des Theophrast widersprechen, nicht ganz wie ein späteres Glossen aussähen. Erst der Dichter Nikander im zweiten Jahrhundert vor Chr. spricht deutlich von der Nuss, die das Land Kastanis erzeugt, Alexiph. 271:



διελευθεῖς καρύνα, τὸ καστανὶς ἔργαζεν αὐτὰ.

Aber wo lag die Gegend Kastanis? der Scholiast belehrt uns: *τόλις θησαυρίσ, ὅθεν τα καστανία ἀτὸ τῆς καστανίδος γῆς*, und ähnlich drückt sich das Etymologicum M. s. v. *καστανία* aus. In der That gab es an der thessalischen Küste am Fuss des Pelion in der Landschaft Magnesia einen kleinen Hafen oder nach Strabo ein Dorf, *καίμη*, des Namens *καστανίη*, *καστανία*, zuerst bei Herodot 7, 183 und 188 erwähnt; auch sagt Theophrast h. pl. 1, 5, 4. es wüchsen in Magnesia und auf Euböa, welche Insel der Landschaft Magnesia gegenüber lag, viel Euböische Nüsse d. h. Kastanien. Von diesem wenig bekannten Flecken also hätte die Kastanie ihren Namen? oder suchte man in der Verlegenheit nicht vielmehr nur irgend einen geographischen Namen, um den der Frucht damit zu erklären? Auch fügt der Scholiast noch eine zweite Deutung hinzu, die an sich viel grössere Wahrscheinlichkeit hätte: *ἡ καστανὶς τόλις Ἰλίου, ὅπου καλεῖται τὸ καστανίον* — wenn sich nur sonst von einer pontischen Stadt oder Gegend dieses Namens eine Spur fände. Oder taucht hier jenes räthselhafte *Καστανίον* südwestlich von Sinope auf, das wir in byzantinischer Zeit als einen bedeutenden Ort kennen lernen, ohne dass die Alten seiner erwähnten (Ritter, Erdkunde, 18, 414 ff.)? Jene Inschrift bei Boeckh, in der dieser Gelehrte keine römischen Spuren fand, kann wegen des darin vorkommenden Namens *καστανία* wenigstens nicht weit von der römischen Zeit abliegen. Dass auch in verschiedenen orientalischen Sprachen die Namen *glans regni*, *الجوز البكراني* oder *juglans* für die Kastanie vorkommen (Pott in der Zeitschr. für Kunde des Morgenl. 7, 110 ff.), würde bedeutungsvoll sein, wenn nicht Benennungen wie *hendek*, *pandek* für *nux Pontica*, arabisch *malhon* für *malum Medicum* bewiesen, dass auch abendländische Fruchtnamen den Rückweg in den Orient fanden. Nicht in den semitischen, wohl aber, wie wir glauben, in iranischen Idiomen, besonders im Altarmenischen, würden Kenner dieser Sprachen vielleicht den Ursprung und eine Erklärung des Namens Kastanie entdecken können. — In Italien nennt Cato gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. weder *juglandes*, noch Kastanien, noch Mandeln. An einer Stelle aber, 8, 2, giebt er die Vorschrift: *nucis calvae avellanae prarnestinae et graecae, haec facito uti serantur*. Hier sind unter *nucis avellanae* die aus Campanien



stammenden, dorthin von den griechischen Küstenstädten verpflanzten edlern Haselnüsse, unsere Lamberts d. h. lombardischen Nüsse zu verstehen, die den Griechen selbst aus dem Pontus zugekommen waren; aber wie sind *nux calva* und *graca* zu deuten? Ernst Meyer, Geschichte der Botanik, 1, 344, vermuthet in der *nux graca* die Kastanie, befindet sich damit aber im Widerspruch mit dem Gebrauch der Späteren, die durchgängig unter *nux graca* die Mandel verstehen. Bei Columella heisst der Baum *amygdala*, die Frucht *nux graca*; Plinius 15, 90 sagt ausdrücklich: *haec arbor (der Mandelbaum) an fuerit in Italia Calanis actate dubitatur, quoniam graccus nominat*, und eben so Macroh. Sat. 3, 18, 8: *nux graca haec est quae et amygdale dicitur, sed et Thasia eadem nux vocatur. Festus est Cloelius in Ordinatorum Graecorum libro quarto, cum sic ait: Nux graeca amygdale*. Ist also Catos *nux graca*, wie nicht zu bezweifeln, die Mandel, so hätte man bei der *nux calva* die Wahl zwischen der Walnuss und der Kastanie. Vergleicht man die vier Sorten Kastanien bei dem Scholiasten zu Nicandr. Alex. 271: τὸν δὲ κατιόντα τὸ νύξ Σαγδιονάρ, τὸ δὲ ἑλάντω, τὸ δὲ καλαζακ, τὸ δὲ γυρτοζονάρ — so könnte *calvus* wohl einerlei sein mit *γυρτοζονάρ*, nacktschalig, und *nux calva* folglich die Kastanie bedeuten. Einen ähnlichen unbestimmten Ausdruck, *molluscus nux*, hatte Plautus gebraucht, Macroh. Sat. 3, 18, 9: *Plautus in Calcedo sic ejus meminit*:

*molluscus nuxem  
Super ejus dedit appendere tegulas.*

*Eccae Plautus nominat quidem, sed quae sit nux mollusca, non exprimit.* Hält man diese Bezeichnung zu dem obigen *κατιόν* beim Scholiasten des Nicander und zu Vergils *castaneae molles* (Ecl. 1, 82: *molles* weichschalig, nicht, wie man gewollt hat, wohltschmeckend), so wird man nicht anstehen, auch hier den das Dach beschattenden Kastanienbaum voranzusetzen. Auf jeden Fall kann bei dem Mangel testier Namen an eine allgemeine Kultur dieser Blume in Italien zu Plautus und Catos Zeit nicht gedacht werden. Die Walnüsse finden sich unter dem Namen *juglandes* schon mehrmals bei Varro und einmal bei Cicero — da wo er erzählt, der Tyrann Dionysius der altere habe sich von seinen Vätern den Bart mit glühenden Nusschalen ab-



brennen lassen, Tuscul. 5, 20, 28 —, der Kastanien erwähnt zuerst Vergil, z. B. in der so eben angeführten Stelle und Ecl. 2, 52:

*Castanæque nuxes mea quas Amygdalis amabat,*

die *amygdala amara* und *dulcis* finden sich unter diesem Namen zuerst bei *Scribonius Largus* in dessen *compositiones medicamentorum* vor der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Von da an waren die Bäume sowohl als die Namen in Italien so eingebürgert, wie noch heut zu Tage die *noxi*, *mandorle* und *castagni*. In allen Gärten stehen die Mandelbäumchen bei mildem Wetter schon im Januar, sonst aber im Februar und März, ehe noch die Blätter hervorgekommen sind, in ihrem schneeigen Blüthenschmuck da, die Nussbäume beschatten mit ihrem dichten aromatischen Laube die Wege selbst in Deutschland, und die Kastanien haben in Italien, Spanien und einem Theile Frankreichs sogar zu wirklichen Wäldern sich vermehrt, die je nach der geographischen Breite in höhern oder tiefern Zonen die Berge, z. B. in prächtvollen Exemplaren den Kegel des Aetna, umgürten. So sehr sind die Früchte der letzteren zur allgemeinen Volksnahrung geworden, dass man in Frankreich die Trägheit der Corsen ihren Kastanien zugeschrieben und desshalb den Untergang dieser Bäume gewünscht hat — wie die Bäume den Tropenmenschen faul macht. In der That — besitzt eine corsische Familie nur zwei Dutzend Kastanienbäume, dazu eine Heerde Ziegen, die das ganze Jahr hindurch frei weidet, so sind alle Bedürfnisse gedeckt, und der Wunsch des Vaters und jedes der Söhne geht nur noch auf Erwerb eines Stummchens, um damit eine — Flinte zu kaufen. Auch im rauhen italienischen Apennin lebt der Gebirgsbewohner, da wo der Ackerbau unmöglich oder unergiebig geworden ist, einen grossen Theil des Jahres von Kastanien und Kastanienmehl und gerrath in grosse Noth, wenn einmal in einem ungünstigen Jahr die Erndte spärlich ausfällt. Ausser den Früchten giebt der Kastanienbaum in der heissen Zeit auch Schatten und Kühlung und das Holz dient nicht blos zur Feuerung, sondern auch zu Werkzeugen und Geräthen jeder Art. So gehört dieser Baum zu den allerwichtigsten Erwerbungen der Kultur, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Auf die Botaniker pflegt treulich die Kastanie in Südeuropa den Eindruck eines dort von Urlegung einheimischen Gewächses zu machen. So lässt z. B. Link, 11



ein vorzüglicher Kern der europäischen Südens gewesen sein soll, die ersten Menschengeschlechter in Europa, noch vor der Epoche des Hirtenlebens, von dieser Frucht sich hauptsächlich nähren (die Urwelt und das Alterthum, 1, 355—361). Allein dem widerspricht schon der Umstand, dass weder die Griechen noch die Römer für den Kastanienbaum und seine Frucht einen individuellen Namen haben. Vielmehr waren Himmel und Boden in den Gebirgen Süd- und zum Theil Mitteleuropas für diesen Baum so günstig, dass er sich rasch verbreitete, der Hand des Menschen sich entzog und in weiten Strecken zum Waldbaume wurde. Der Fall ist durchaus nicht der einzige dieser Art. So wurden nach der Eroberung Teneriffas durch die Spanier am Ende des 15. Jahrhunderts Kastanien auf dieser Insel angepflanzt und „bilden dort jetzt einen Wald, der fast nur durch europäische Blumen, die er beschützt, seinen europäischen Ursprung verräth“ (L. v. Buch, Ueber die Flora auf den kanarischen Inseln, Abhandl. der Berliner Akademie, 1816—1817, S. 351). Man vergesse nicht, dass seit der vorausgesetzten Einführung dieses Baumes zweitausend Jahr und mehr verflossen sind. Nach eben so langer Zeit wird Amerika in noch grösserem Massstabe ähnliche Erscheinungen bieten. Auch würden die Griechen, wenn sie in ihrem Lande den Kastanienbaum vorgefunden hätten, seiner Frucht gewiss in ihren kulturgeschichtlichen Sagen erwähnen. Wir hören aber immer nur von den Eichen der *opec*, der Speiseeiche, und die ersten Menschen, wie die wilden Arkader in ihren Bergen und Wäldern, werden immer nur als Eichelesser, *ταταυιγέρον*, bezeichnet, selbst durch Gottermund, Orakel bei Herod. 1, 66:

*Ὁλλόν ἐν Ἀρκαδίῃ βάλανιγέρον ἰσθρὸς ἔσται.*

Würde Hesiodus in der schönen Stelle der Werke und Tage, wo er das Gedeihen schildert, das Friede und Recht über die Menschen bringen, 232:

Ilmen gewahrt viel Nahrung die Erd', im Gebirge die Eiche  
Tragt hoch oben die Eichen und mehr zur Mitte die Bienen.

Reichlich beschwert sich das Schaf zur Schur mit wohltem Vliesse —

würde er die Kastanien vergessen haben, wenn sie damals schon in den Bergen wuchsen und ihre süsse Frucht den Menschen spendeten? Dass aber die Gegenden südlich vom Kaukasus und der



Nordrand von Kleinasien alle Arten Nüsse und Kastanien in höchster Fülle und Vollkommenheit hervorbringen, darüber sind ältere wie neuere Reisende einstimmig. Kolenati sah in Armenien Haselnussbäume, deren Stamm zwei bis drei Fuss Durchmesser hatte; Wutzer, Reise in den Orient, II, 151, traf auf dem Wege von Nicin nach Brussa Platanen und Kastanien, deren Grösse ihn in Erstaunen setzte: „beide Bäume bilden die Riesen der Vegetation Westasiens, in welcher die Platane den ersten, die Kastanie den zweiten Platz einnimmt. Es war die Zeit der Kastanienerndte, weshalb denn zahlreiche mit Säcken beladene Esel umherstanden, um die Früchte aufzunehmen, welche Männer und Knaben von den hohen Bäumen herabholten, während Frauen sie aufhoben und verpackten. Die glühenden Sonnenstrahlen bemühten sich vergebens, das gewaltige Laubdach zu durchdringen.“ Von diesen Gegenden kamen die Kastanien auf dem Landwege über Thrakien, Makedonien und Thessalien nach Euböa, nach welcher Insel sie in Athen zu Theophrasts Zeit euböische Nüsse hiessen. Heut zu Tage sind die griechischen Kastanien klein und meist mit der den Kern umgebenden bittern Schale durch- und verwachsen und daher nicht angenehm zu essen (nach Fiedler). Die besten durch Kultur veredelten Kastanien liefert von den europäischen Ländern jetzt das südliche Frankreich.<sup>16)</sup>

Die wilde oder sogenannte Rosskastanie, *ascalus hippocastanum* L., gehört zu den Gewächsen, deren Verbreitung Europa den Türken verdankt. Der schöne, schattige, im Frühling unter den ersten sich belaubende Baum kam gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts über Wien aus Konstantinopel und wurde bald in Gärten und auf öffentlichen Spaziergängen beliebt — man erinnere sich nur der Kastanien des Tuileriengartens und unter ihnen des berühmten Napoleon-Baumes. Die aufrecht stehende, stolz prangende Blüthe entsprach, wie die Tulpe, dem türkischen Geschmack; der prosaische Name Rosskastanie soll von der türkischen Gewohnheit stammen, den Husten der Pferde mit der Frucht des Baumes zu curiren.



## DER KIRSCHBAUM

(*prunus cerasus* L.)

Dass die Kirschen, die Lust der Knaben und der Vogel, von dem reichen Lucullus, dem Sieger über Mithridates, nach Europa gebracht worden, das weiss auch jeder Kunste aus der römischen Geschichte, obgleich ihm vor dem vollen Korbe mit den sitzenden rothen Beeren die Sache so gleichgültig ist, wie dem naschenden Sperling auf dem Baum. In der That melden von Plinius an verschiedene Gewährsmänner, dass nach Zerstörung der Stadt Cerasus, die an der pontischen Küste zwischen Sinope und Trapezunt lag, der römische Feldherr, L. Lucullus, aus der Gegend derselben den Kirschbaum nach Italien verpflanzt habe — jedenfalls eine kostbarere und länger dauernde Kriegsbeute, als das sechs Fuss hohe goldene Kolossalbild des Mithridates und der gemmenbesetzte Schild und die vielen goldenen und silbernen Gefässe, mit denen Lucullus seinen Triumph zierte. Wo Plinius seine Angabe her hat, wissen wir nicht; Plutarch im Leben des Lucullus, der doch eine Menge Einzelheiten gesammelt hat, schweigt über die durch seinen Helden geschehene Einführung einer neuen Obstgattung. Indessen stimmt mit der Nachricht des Erstern gut überein, dass die Kirsche bei Cato ganz fehlt, bei Varro nur einmal genannt wird und bei den Spätern häufig ist. Eine völlig neue Entdeckung war die Frucht freilich auch zu Lucullus Zeit nicht. Erstens wird bei Athenäus 2 p. 51 eine Stelle aus den Schriften des Diphilus von Sydnus, eines Zeitgenossen des Königs Lysimachus, dessen Reich sich auch über Vorderasien erstreckte, angeführt, in der die diätetischen Eigenschaften der Kirschen, *ta zqina*, erörtert werden, mit dem Beifügen, die rotheren und die indischen verdienten den Vorzug. Zweitens besass auch Italien einen einheimischen Verwandten des Baumes, *prunus avium* L., der bei den Alten von dem Kornelkirschenbaum, *cornus mascula* L., nicht unterschieden wird, dessen Früchte aber in Europa bisher nicht veredelt waren und sich dort vielleicht auch nicht veredeln liessen. Daher Servius ad Verg. G. 2, 18 ganz richtig bemerkt: *hoc autem vitum ante Lucullum erat in Italia sed durum, et varium appellabatur*. Diese wilde süsse Kirsche, zusammen mit der Kornelkirsche und dem Hartkirsch-



wird bei Theophrast h. pl. 3, 12 unter dem Namen der männlichen und weiblichen *zōreia* beschrieben: die männliche hat sehr hartes Holz, die weibliche weicheres; die Bewohner des troischen Idagebirges sagen von der weiblichen, sie trage Frucht; diese letztere ist essbar, süß und duftend; die Macedoner dagegen behaupten, beide Geschlechter seien fruchttragend, die weibliche Frucht aber nicht essbar. Solche auf kleinasiatischem Boden am Idagebirge und bei Milet zur Zeit des Königs Lysimachus bereits veredelte Süßkirschen mögen auch die *zēpōria* des Diphilus Siphnius, — diejenigen aber, die Lucullus im Reiche Pontus kennen lernte und mit denen er Italien beschenkte, eine edlere, grössere, saftreichere Art Sauerkirsche gewesen sein. Beide Hauptarten wurden, nachdem diese Frucht einmal bekannt und beliebt geworden, rasch vermehrt, aus Asien, das sich bald darauf völlig aufschloss; vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden Bäume gepfropft und eine Menge Varietäten, darunter die allerköstlichsten und feinsten, erzeugt. Ein besonderer Vorzug der Kirsche war es, dass sie so frühe, schon mitten im Sommer, reifte und in der heissen Zeit ihren erfrischenden Saft spendete, wenn die übrigen Früchte noch im Rückstande waren. Als aus dem Pontus, einer Gegend mit harten Wintern, stammend und in gemeinern Arten sogar im südlichen Europa einheimisch, konnte dieser Fruchtbaum auch durch das ganze mittlere Europa, bis in den Norden des Welttheils hinein, weiter wandern. Wirklich war die Kirsche zu Plinius Zeit, hundert zwanzig Jahr, nachdem sie zuerst in Italien erschienen, schon über den Ocean nach Britannien gegangen (Plin. 15, 102); sie wuchs an den Ufern des Rheins; in Belgien gab man der nach Lusitanien benannten Sorte den Vorzug, in welchem letzteren Lande sie also gleichfalls vorkam und schon eine eigne Spielart gebildet hatte. Ja, in den Alpen und jenseits der Alpen in den ehemaligen Barbarenländern trägt der Baum aromatischere Früchte, als an den Gestaden des Mittelmeers, wo ihm unter Einwirkung der See das Klima zu gleichmassig milde ist, Plin. 101. *septentrione frigidiisque audit.* Tyrol, die Schweiz, der Oberrhein sind jetzt ein reicher Kirschenbezirk, in welchem es dem Baume besonders wohl ist. Wie in der Schweiz aus dem Ueberflusse dieser Erndte das bekannte Kirschwasser destillirt wird, so in Dalmatien, Triest, Venedig aus der *marasca* d. h. der Sauerkirsche der *maraschino rosato*.



der an Feinheit seine ungarisch-serbische Nachbarin, die Pflaumen-Slivovica, übertrifft.

Entsprechend den beiden europäischen Hauptarten der Kirsche, der süssen und der sauern, gehen durch die europäischen Sprachen zwei Hauptnamen für diese Frucht. Das lateinische *cerasus*, griechische *κέρανος*, *κερασιός*, ist, wie zuerst Casaubonus einsah, nicht von der sinopischen Kolonie *Κερασις* hergenommen, sondern die Stadt vielmehr nach dem Namen des dort wachsenden Baumes benannt. *Κέρατος* scheint nur die kleinasiatische Form für das eigentlich griechische *κεράτια* (schon homerisch), lat. *cornus*, welche Wörter mit *κέρας* und *cornu* genau verwandt sind und den Baum nach der hornartigen Härte des Holzes, die es zu Wurtspeeren besonders geeignet machte, bezeichnen. Man beachte die Schilderung des Theophrast, h. pl. 3, 12, 1: „das Holz der *κεράτια* ist ohne Mark und ganz fest, an Dichtigkeit und Stärke dem Horne ähnlich; das der weiblichen *κεράτια* aber hat ein inneres Mark und ist weicher und ausgehöhlt und taugt daher nicht zu Speeren.“ Im homerischen Hymnus an den Hermes 160 erhält der Speer das Prädikat *κεράτιον*, ja *ἡ κεράτια* hiess später ohne Weiteres die Lanze. (Da merkwürdiger Weise auch im Litauischen *ragutis* der Speer von *raigas* Horn abgeleitet ist, so muss der Speer aus dem Hornbaum oder dem Hartriegel eine sehr alte europäische Waffe sein. Auch der deutsche Hornung, lit. *ragutis*, ist nach der in diesem Monat festgefrorenen Erde so benannt). Theophrast kennt auch den Namen *κερασιός*, h. pl. 3, 13; 4, 15, 1; 9, 1, 2; aber aus seiner Beschreibung geht hervor, dass er einen Waldbaum meinte, dessen Bast zu Stricken verwendet, dessen bohnen-grosse rothe Früchte mit weichem Kern aber, wie es scheint, nicht essbar waren. Bei den Griechen am Pontus hiess die edle Kirsche, die ja gleichfalls ein Baum mit rothen Früchten war, *κέρανος*, und von da ging der Name mit dem Baume nach Italien über, von Italien ins transalpinische Europa. Die romanischen Sprachen bildeten ihr Wort, wie gewöhnlich, aus dem Adjectiv *cerasens* (die Formen bei Diez, 1, 129); das deutsche Kirsche ist nicht aus dem Romanischen, sondern unmittelbar aus dem Lateinischen genommen, folglich zur Zeit der Völkerwanderung oder bald nachher (genaue Sammlung aller Varianten von Hildebrand unter Kirsche im Grimmschen Wörterbuch); das slavische *crjesnja* wurde seit der Ein-



wanderung der Slaven in das Donaugebiet aus dem Deutschen entlehnt (wie auch das aus dem deutschen Pluralzeichen entstandene *n* lehrt — gleich dem deutschen Femininum aus dem lat. *cerasa*, Wackernagel, *Uindeutschung*, S. 42), das magyarische *tserecseny* wieder aus dem Slavischen; das byzantinische *κράτος* ging in das Türkische, Persische, Kurdische u. s. w. über. — Dunkler ist die Herkunft des andern durch ganz Europa verbreiteten Namens der Kirsche, besonders der sauren: ital. *visiola*, altfranz. *guisne*, jetzt *guigne*, span. *guinda*; deutsch Weichsel, ahd. *weihsel*; slav. *visnja*, *visnĭ*, lit. *vyszna*, neugr. *βιάγρον*, *βιάγιν* (auch walachisch, albanesisch, türkisch) — lauter Formen desselben Wortes, ohne regelmässige Lautvertretung. Liesse sich irgend ein Begriffszusammenhang zwischen den Kirschen und den Beeren der Mistel aufweisen, oder vielmehr, — da ein solcher wohl herzustellen wäre —, versicherte uns irgend ein Factum, dass er reell geltend geworden, so wäre nicht blos durch das griech. *ἰξός* (mit Digamma), lat. *viscus*, *viseum*, eine Erklärung des Wortes gefunden, sondern auch die naturgemässe Herkunft der Frucht aus Italien durch den Namen bestätigt. Will man das deutsche Wort an die Spitze stellen, wozu der französische und spanische Anlaut *qu* einladet, so ist zunächst der inlautende Guttural als jüngerer Element zu entfernen: er fand sich vor *sl.* wie im Flussnamen Weichsel (*Vistula*, *Visula*, slav. *Visla*) ein, während im niederdeutschen Wispelbaum (Vogelkirsche, Bremisches Wörterb.) durch Einfügung eines *p* ein deutscher Klang hervorgebracht wurde.<sup>71)</sup> In einem Fragment des Komikers Amphis wird die Frucht der *κράνεια* oder des Cornelkirschenbaumes *μέσπιλον* genannt, Mein. fr. com. gr. 3, 318:

ὁ σιχάμινος σιχάμιν, ὁρῆς, φορεῖ,  
ὁ ἰρῆνος ἀνέληνος, ὁ κόμμιος μιμνάζετα,  
κράνεια μέσπιλα.

Wir wissen nicht, ob dies auf eine Spur führen kann.



## ARBUTUS. MEDICA. CYTISUS.

Dem heissen, gebirgigen Süden sind die blumenreichen Wiesen des Nordens und die grünen Matten der Hochalpen versagt: ihre Stelle vertritt die immergrüne Strachvegetation, die, nachdem der Wald längst der Kultur gewichen, die Vorberge, die felsigen Küsten, die Ränder der Schluchten und Wasserrinnen bekleidet. Von einem der schönsten Bäumchen dieser Region, dem Erdbeerbaum, *arbutus unda* L., wissen wir nicht, ob er immer da gewesen oder mit den Menschen von Südosten her eingewandert. Mit lorbeerartigen Blättern, den Erdbeeren ähnlichen, erst grünen, dann allmählig gelb und roth sich färbenden Früchten, die er wie der Citronenbaum gleichzeitig mit den Blüten an seinen Zweigen trägt, mit ewig sich erneuerndem Laube, dessen gleichmässiges Schwiiden und Spriessen schon Theophrast h. pl. 1. 9, 3 richtig beobachtet hat, geht der Baum über das mittlere Italien nicht gern nach Norden hinaus, entwickelt aber, wie Juba bei Plinius 15, 90 übertreibend behauptet, in Arabien einen Wuchs von 50 Ellen und würde somit auch dort sein wahres Vaterland haben. Varro indess 2, 1, 4 rechnet die Arbutusfrucht, wie Eicheln, Brombeeren und *poma* (Apfel oder Beeren), zu den Nahrungsmitteln der Urvwelt, also zu den Früchten, die die jungfräuliche Erde selbst darbot: *quae involuta ultero ferret terra*, und die folglich nicht erst die Kultur erzogen und verbreitet hat. Und in dem Gemälde, das Ovid von dem goldenen Zeitalter entwirft, sammeln die ersten Menschen ausser Brombeeren und Erdbeeren, Cornelkirschen und Eicheln, auch Früchte des *Arbutus haemes*, Met. 1, 101:

*Ipsa quoque immixta rursusque intacta, nec ullis  
Saucia commercibus per se dabat omnia tellus.  
Contentique citius nullo cogente venena  
Arbutosae fetus montanaeque fraga legabant,  
Cornaque et in dura haerentia mora rubeta  
Et quae deciderant putula Jovis arbore glandes*

Jetzt gilt die Frucht sowohl in Griechenland als in Italien für ungesund und betäubend, und man überlässt sie den Vögeln, für die sie den gesuchtesten Leckerbissen bildet, dies populäre Vor-



urtheil theilten schon die Spätern unter den Alten, so bereits Dioscorides 1, 175. Theophrast (s. unten) nennt sie ohne Vorbehalt essbar; nach Galen. de alim. fac. 2, 38 pflegten Landleute sie zu genießen: τὰ μαμαίρινα ἐσθιοντο ἀνθρώποις οἱ κατὰ τοὺς ἀγρούς, und heut zu Tage ist sie von Nordländern oft ohne Schaden gegessen worden (z. B. Petter, Dalmatien, Gotha 1857, 1, S. 76: „ich habe mit meiner Familie die schönen rothen Beeren des Erdbeerbaums oft genossen, mit Wein, Zucker und Zimmt zubereitet, wie man es in meiner Heimath mit den Erdbeeren macht, aber keine betäubenden Eigenschaften wahrgenommen“). — Die Verschiedenheit der Benennung bei Griechen und Römern erlaubt übrigens den Schluss, dass in dem Lande, wo der griechische und der italische Urstamm sich trennten, um verschiedene Wanderrichtungen einzuschlagen, der Erdbeerbaum nicht wuchs. Das lateinische *arbutus*, *arbutum* schliesst sich sichtlich an *arbus*, *arbuscum* an; das griechische *záμπος* erklärt Bentley durch gewunden, kriechend, was aber zu der Natur des Baumes nicht passt; nach Fick? 33 wäre es ein uralter indoeuropäischer Pflanzename. Der Name der Frucht *μαμαίριον* (mit Varianten der Schreibart) kommt zuerst bei Aristophanes vor, Athen. 2. p. 50 (nach Meinekes Correctur):

Ἐν τοῖς ἡστέον δ' ἀναιδείᾳ ἀνείκελ τὰ μαμαίρια ἐφύετο πολλὰ,  
dann auch bei Theophr. h. pl. 3, 16, 1: ἡ δὲ záμπος, ἡ τοῦ μαμαίριον ὀρεγνύου τοῦ ἐδεσμοῦ. — nach Bentley 1, 219 eine Zusammensetzung von *μαμ* mit *αίριος* die essbare Eichel. Man könnte auch Winterfrucht deuten (*μαμάνια*, *μαμαίριον*, *μαμαίριον*), Lucet. 5, 910:

*quae nunc hiberno tempore coquit*

*Arbuta punico per matura colore.*

Auch *arbutus andrachna* L., ἀνδραχίτη, war den Alten bekannt — wohl so viel als der Strauch, der eine gute Kohle, ἀνδραχί, giebt.

In jenen immergrünen *saltus* fand die Herde des Ackerbauers zur Noth eine gentigende Nahrung; da dieselben aber nicht überall nahe lagen, mussten die Alten darauf verfallen, das Laub der im Garten gepflanzten Bäume abzustreifen und neben der theuren Korn und Mehlnahrung zur Fütterung der Hausthiere zu verwenden. Esel und Ziege hatten, so zu sagen, Anleitung dazu gegeben; der Esel verzehrte Alles, was abseits



wuchs, es mochte noch so stachlicht, hart und klebrig sein, und die Ziege ging mit Vorliebe den jungen Blättern der Sträucher und Bäumchen nach. So wurden die Zweige, die bei Schneitelung des Oelbaums und des Weinstocks abfielen, den Thieren vorgeworfen und im Herbste das welke Laub gesammelt und zum Unterhalt des Viehes benutzt. Da dies nicht ausreichte, so erfolgte der weitere Schritt, die Ränder der Aecker und die Gräben und Wege einfach und doppelt mit Reihen von Bäumen zu bepflanzen, die zugleich Holz zur Feuerung und zu ländlichen Werkzeugen und ihr Laub zur Nahrung des Viehes und zur Streu abgaben. So führte die südliche Form des Ackerbaus zu Laubfütterung und Forstgärtnerei. Schon Cato 30 ertheilt die dem Ohr des nordischen Landwirthes seltsam klingende Vorschrift: Gieb dem Ochsen Laub von Ulmen, Pappeln, Eichen und Feigenbäumen, so lange du davon hast; den Schafen gieb grünes Baumlau, so lange du solches hast u. s. w., und 51, 2 wiederholt er: Hast du kein Heu, so gieb dem Ochsen Eichen- und Epheublätter. Auch bei den spätern landwirthschaftlichen Schriftstellern wird diese Art Fütterung so oft erwähnt und vorausgesetzt, dass sich an ihrer Allgemeinheit nicht zweifeln lässt. An diesem Punkte sehen wir besonders deutlich, wie sehr die südlich-antike Bodenwirthschaft von der neuern in nordischen Breiten sich unterschied und noch unterscheidet, die letztere, die grösseren Raum hat, nimmt die Gaben aus der Hand der Natur mehr direct entgegen, die erstere verdankt Alles sich selbst und lebt wie in einer zweiten, selbstgeschaffenen Welt, von der aus gesehen die rohe Natur in unabsehbar weiter Ferne liegt. Auch die Alten aber mussten bemerken, dass nicht jedes Baumlau geeignet war, den Pflugstier kräftig, das Schlachtvieh fett, die Milchkuh ergiebig zu machen, und dies gab Gelegenheit, Futterpflanzen, die diesem Zwecke besser entsprachen, aus dem Orient einzuführen. Eine solche Erwerbung waren die *medica* und der *cythus*, die Cato beide noch nicht kennt, Varro aber erwähnt und die also in der Zwischenzeit von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. bis nach der Mitte des ersten Jahrhunderts in Italien verbreitet wurden. Die *μυδιζή, αία* oder *μυδιζή*, lat. *medica*, *medicago sativa* L., stammte, wie der Name sagt, aus Medien, aus den wohlbewässerten, mit üppigem Pflanzenwuchs und saftigen Triften gesegneten Landschaften südöstlich vom Kan-



kasus, ἐν τῇ ταύτῃ Κανόνῃ ἀύλῃ, die Strabo als so reizend schildert und denen er ausdrücklich die gepriesene Staupe zuweist, 11, 13, 7: καὶ τῇ ταύτῃ δὲ τῇ μάστιγι ἐργασίαν τοῖς ἵπποις καὶ τοῖς ἀνθρώποις ἐν τῇτα ἰδίῃς Μηδιστὶν ζυγαίμην. Besonders den Pferden sollte ihr Genuss zuträglich sein, und den Rosse züchtenden und das Ross verehrenden Persern wird denn auch ihre Verbreitung zugeschrieben, in genauerer Angabe den Kriegszügen des Königs Darius, Plin. 18, 111: *Medica externa etiam cinereum est, ut a Medis adventa per bella Persarum quae Darius intulit*. Unter den griechischen Schriftstellern erscheint sie zuerst bei Aristophanes und zwar als Pferdefutter, Eq. 696: ἔσθιεν δὲ (οἱ ἵπποι) τὰς ἀρπύγας ἀπὸ τῶν μηδιστῶν. Aristoteles erwähnt sie wiederholt, aber in Betreff ihres Nutzens in ziemlich abfälliger Weise: zwar sollte sie den Bienen zuträglich sein, hist. anim. 9, 10: *γενναίη δὲ ἀρπύγη ἀπὸ τοῦ ἀνίφου . . . ἀπὸν Μηδιστῶν*, aber ihr erster Schnitt ist untauglich, 8, 8: *τῆς δὲ πρώτης τῆς Μηδιστῆς ἡ ἀγεννήσιμος γὰρ ἐστὶ*, und sie entzieht den Thieren die Milch, besonders den Wiederkäuern, 3, 21: *τῆς δὲ ἐποφίης ἡ περ ἀφαιρᾷ τὸ γάλα, καὶ μάστιγα τοῖς μάλιστα ζῴων*. In Italien war das Urtheil in so fern ein anderes, als wenigstens die Schafe durch Fütterung mit der Medica reicheren Ertrag an Milch geben sollten, Varr. 2, 2, 19. *maxime amicum cyprianum et medica, nam et pinques facit facillime (ovēs) et gemit lac*. Im folgenden Jahrhundert ist Columella über diese Futterpflanze des Lobes voll, 2, 10, 25: *ca. us (pabulorum generibus), quae placet, crima est herba Medica, quod cum semel scribitur, decem annis durat; quod per annum deinde recte quater, interdum etiam saepe demittitur; quod aprum stercoreat; quod omne emacratum alimentum ex ea pinguescit; quod asprotanti pecori remedium est; quod iuvenum opus toto anno tribus equis abunde sufficit*. Da sie also perennirend ist, bis zu sechs Mal im Jahre gemäht werden kann, den Acker nicht erschöpft, sondern befruchtet, das gesunde Vieh fett macht, das kranke heilt und von einem Morgen Medica drei Pferde das ganze Jahr erhalten werden können — wie sollte sie nicht eifrig angebaut worden sein, besonders in den verbrannten, im Sommer wasserlosen Gebirgsgegenden, wo noch für das kletternde Schaf, nicht aber für das Pferd und den Ochsen genügende frische Nahrung sich fand. Die Staupe, die, weil sie die Wurzeln sehr tief treibt, die Trocken-



heit nicht scheut, wird auch jetzt noch in Italien angebaut, doch viel seltener, als im Alterthum; die Namen, die ihr ausser *medica* je nach den Landschaften gegeben werden, *erba spagna*, *fieno d'Ingheria*, scheinen auf eine abermalige Einführung in neuerer Zeit zu deuten. Das spanische *malga* ist nur eine Entstellung aus *medica*, das gleichfalls spanische *alfalfa* stammt aus dem Arabischen, ist aber vielleicht eine andere Pflanze. Das französische *luzerne*, das auch in die deutsche Sprache übergegangen ist, provençalische *lauzerda* ist etymologisch dunkel, denn die Herkunft aus dem Schweizer Kanton Lucern oder dem piemontesischen Oertchen und Flüsschen *Luzerna* oder *Luserna* wird, so viel wir wissen, durch kein historisches Zeugniß belegt. Der, wie es scheint, von Belgien ausgegangene Kleebau mag in Nordeuropa der *medicago sativa* hinderlich gewesen sein.

Der *cythus*, *Medicago arborea* L., ist ein Strauch, dessen Laub als den Hausthieren erwünscht und heilsam von Dichtern und technischen Schriftstellern des Alterthums einstimmig gepriesen wird. Wie der Maulbeerbaum in den Seidebezirken und der Theestrauch in China, ward er nur seiner Blätter wegen gebaut und musste sich gefallen lassen, derselben in regelmässigen Fristen grausam beraubt zu werden. Man köpfte ihn und zog ihn niedrig und benutzte also vorzugsweise den immer erkeuten Stock ausschlag. Nicht bloss dem eigentlichen Vieh, auch den Hühnern und Bienen war er zuträglich und die specifische Wirkung auf Vermehrung der Milch so augenfällig, dass selbst saugenden menschlichen Müttern ein Decoct aus Cytisusblättern mit Wein eingegeben und das Kind dadurch gestärkt und sein Wuchs befördert wurde. Acht Monat lieferte der Baum den Thieren grünes Futter, den Rest des Jahres noch gute Nahrung in getrockneter Gestalt. Dabei sollte diese Kultur nur geringe Kosten machen, die Pflanze selbst mit dem magersten Boden sich begnügen und gegen alle Witterung und die Unbilden excessiven Klimas unempfindlich sein. So etwa drücken sich Columella 5, 12 und Plinius 13, 130 ff. aus, wobei der letztere noch hinzusetzt, es sei um so mehr zu verwundern, dass der Cytisus in Italien nicht noch häufiger sei. Zu allererst sollte der Strauch auf der Insel Kythnos, einer der Cycladen, aufgetreten, von dort auf die übrigen Inseln, dann auf das griechische Festland und auch Italien übergegangen sein. Ob er auch nach Kythnos von anderswo



gekommen, darüber fehlte die Nachricht; in wie frühe Zeit die erste Benutzung und die Verbreitung fiel, wird nicht gemeldet. Das Wort *zératog* kommt in einer der pseudo-hippokratischen Schriften (*de victus ratione* 2, 54. T. III, p. 117 *Ermerins*) vor, deren Zeit wir nicht bestimmen können, dann mit Sicherheit in dem berühmten Ziegenchor aus den *Altes* des Epolis, bei Meineke *Fragm.* 1. Aristoteles und Theophrast nennen den Cytisus, ein Athener Amphiloehus hatte über ihn und die *medica* eine eigene Schrift geschrieben (Plin. 18, 144 und jetzt auch 13, 130. Schol. Nic. Ther. 617), aber wann er lebte, wissen wir nicht. Wenn auch aus Democritus ein Ausspruch über den Cytisus angeführt wird, so führt dies auf kein höheres Alter, denn die Schriften, die unter dem Namen des berühmten Philosophen gingen, waren späte Fälschungen. Ob nicht die Insel Kythnos durch eine Art etymologischer Sage zur ersten Heimath dieses Strauches oder seiner Kultur geworden ist? Das griechische *zératog* lateinisch auch als Neutrum *cytisum*, aus dem Accusativ *zératog* sieht wie ein einheimisches Wort aus und mag mit *zótroc* der wilde Ölbaum und lat. *colinus*, *chus colinus* L., verwandt sein; es könnte auch aus einer der Sprachen oder Mundarten Kleinasiens stammen, etwa wie *zératog* im Verhältniss zu *zárata* und *cornus*. In der neuern Landwirthschaft spielt der Strauch, so viel uns bekannt ist, keine Rolle mehr, bildet aber eine Zierpflanze unserer Gärten. In den Lobsprüchen, die ihm die Römer ertheilten, darin dem Vorgang der Griechen folgend, drückt sich wohl nur die Freude an dem neu-erfindenen Futterbau überhaupt und dessen überraschend wohlthatigen und nachhaltigen Einfluss auf das Gedeihen der ganzen Wirthschaft aus.

## DER OLEANDER

(*Nerium oleander* L.)

Der Oleander oder Lorbeerrosenbaum schmückt jetzt in Griechenland und Italien nicht bloss die Gärten, sondern begleitet auch die Wege und die trockenen Betten der Flüsse mit seinen rosenartigen, lieblich duftenden Blüten und dem fahlen Glanze



seiner länglichen immergrünen Blätter. Wie so manche andere Pflanze dieser Gegenden schwebt er mitten inne zwischen dem Kultur- und dem wilden Stande d. h. einmal herübergebracht, wusste er sich selbst zu helfen und nahm den Schein eines freien Naturkinds an. So fand ihn schon Plinius; auf den ersten Blick mochte er das Bäumchen für eingeboren in Italien halten, aber als er sich auf den Namen besann, der ein griechischer ist, *rhododendron*, Rosenbaum, oder *rhododaphne*, Rosenlorbeer, erkannte er wohl, dass er einen Fremdling zunächst aus Griechenland vor sich hatte, 16, 79: *rhododendron, ut nomine adparet, a Graecis venit; alii nerium vocant, alii rhododaphnen, sempiternum fronde, rosae similitudine, caulibus fruticosum; pimentis capereque et oribus venenum est, idem homini contra serpentium venenum remedium*. Auch der Zeitgenosse des Plinius, der Arzt Dioscorides, kennt und beschreibt den Strauch genau, der als giftig zugleich einen wirksamen Arzneistoff und, wie der eigentliche Lorbeer und vorzüglich die Rauten, ein Heilmittel gegen Schlangenbiss abgab, 4, 82: „*ρῑρον*, oder *ροδοδάφνη*, oder *ροδοδένδρον*. Ein bekannter Strauch, der längere und dickere Blätter hat, als der Mandelbaum“ — (folgt die weitere Beschreibung, dann:) „er wächst in Paradiesen und in Ufergegenden und an den Flüssen; seine Blüten und Blätter wirken schädlich auf Hunde und Esel und Maulthiere und die meisten Vierfüßler, den Menschen aber sind sie, mit Wein getrunken, heilsam gegen den Biss von Thieren, besonders wenn man Rauten hinzumengt, kleinere Thiere aber, wie Ziegen und Schafe, sterben, wenn sie einen Aufguss davon trinken.“ Dass der Oleander den Thieren verderblich sei, war eine allgemeine Meinung, die noch jetzt herrscht. Palladius 1, 35, 9 erwähnt selbst eines Mittels die Mäuse damit zu vertilgen, indem man nämlich deren Gänge und Löcher mit Blättern dieses Baumes verstopft, und die bei Lucian in der heiterlichen Geschichte vom verwandelten Esel, der hungrig in einen Garten bricht, Asin. 17, ausgedrückte Furcht vor den dort wachsenden Oleandern liegt noch demödeut zu Tage in süditalien gebräuchlichen Namen *ammazza Fasino*, Eselsmörder, als Volksmeinung zu Grunde. In der römischen Kaiserzeit also ist der Rosenlorbeer bei den Aerzten und im gemeinen Leben so häufig und bekannt, wie noch jetzt. Schen wir uns bei den älteren Griechen um, aus deren Sprache die Namen desselben stammen, so treffen



wir nirgends eine Spur von Bekanntschaft mit dem doch so auffälligen Gewächse an. In Theophrast's beiden botanischen Werken findet sich in der langen Reihe der von ihm beobachteten oder auch nur vorübergehend erwähnten Pflanzen keine, die auf den Oleander passte, denn der auf Lesbos und anderswo wachsende, *ερίωνος* genannte Baum b. pl. 3, 18, 13, der zwar auch den Schafen und Ziegen tödtlich ist, aber Blüten trägt wie das weisse Veilchen, die nach Mord, *γέρων*, riechen (was Plinius 13, 118 übersetzt: *pestem denuntians*), ist kein anderer als *Eryonimus latifolius*, der Spindelbaum. Eben so wenig stossen wir bei Aristoteles oder einem Komiker oder sonst einem der früheren Prosaiker oder Dichter auf eine dahin zu beziehende Notiz. Der andere griechische, zuerst bei Plinius und Dioscorides auftretende Name *ρίγον* konnte uns verführen, der Pflanze dennoch ein hohes Alterthum in Griechenland beizulegen: schliesst sich derselbe nämlich an das tragische *ῥαγος*, *ῥιγος* fliessend, an Nereus, den Wassergott, und die Nereiden, die Göttinnen des techten Elements, und sagt er also soviel als Wasserpflanze aus, so muss er jener frühen Periode der Sprachbildung angehören, aus der diese alterthümlichen Wort- und Fabelzeugen in die jüngere Welt herabgestiegen waren. Allein, wenn der Oleander es auch liebt, die Rinnen der Bäche und die kiesigen Schluchten, in denen sich vorübergehend, oft nur einige Stunden lang, die wilden Wasser hinabstürzen, von beiden Seiten in langen blühenden Reihen zu verfolgen, so ist er doch keine eigentliche Wasserpflanze und erstreigt auch die Berge; und sollte die liebliche Blume mit ihrem Mandelduft, wenn sie schon so trübe Griechenlands Landschaften zierte, oder das den Ziegen und Eseln todbringende Laub nirgends in Literatur und Mythos einen Widerhall gefunden haben? Von einem späten Schriftsteller, der in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts lebte und allerlei Sagen, persönliche Vorfälle und wunderbare Züge sammelte, dem Ptolemäus Chennus aus Alexandrien (auszugsweise erhalten in des Photius Bibliothek), erfahren wir, eine Rhododaphne sei auf dem Grabe des Anykus gewachsen und wer davon genoss, sei zum Faustkampf angeregt worden (p. 148 b. Bekk.). Es ist derselbe Anykos und das selbe Grab, von denen schon früher bei dem Lorbeer die Rede gewesen. Was dort dem Lorbeer zugeschrieben wurde, die Kraft die Sinne zu verwirren und zu Streit zu verführen, das wird hier dem



Oleander beigelegt; aber wie alt ist diese Variante, und aus welcher trübten Quelle mag Ptolemäus sie abgeleitet haben? Bei all dem ist nicht unwahrscheinlich, dass der Baum aus Kleinasien und speziell der Pontusgegend, dem Vaterland der Gifte und Gegengifte, nach Griechenland herüberwanderte. Dort lebten z. B. die Sanni, ein Volk, dessen Honig betäubende Kraft hatte: man suchte die Ursache davon in den Blüten der Oleanderbüsche, von denen dort alle Wälder voll waren, Plin. 21, 23, 43: *aliud genus in eodem Ponto situ, gente Sannorum, mellis quod ab insania quam gigit ma nonnun vocant. Id existimatur ex tribali flore rhododendri quo scatet silex: gensque ea, cum ceram in tributa Romanis praestet, mel, quoniam citiale est, non pendit* (\*). Noch jetzt wuchert der Oleander in ganz Kleinasien an den Bächen und auf den Bergen, mehr nach Süden, in dem Gebiet der semitischen Rasse, trägt er bei den Arabern den sichtlich aus dem griechischen *δάφνη* abgeleiteten Namen *difnah*, *daphn*, *difna*, ist also nicht vor der Bekanntschaft mit den Griechen dort eingeführt worden.

Nach Allem kann der Oleander erst in der Zeit zwischen Theophrast und etwa den letzten Zeiten der römischen Republik nach Griechenland gekommen sein, nach Italien entsprechend später. Die älteste literarische Erwähnung wäre die in dem Vergilischen *Culex*, v. 402:

*Laurus dem Phoebe surgens decus: hic rhododaphne*

wenn wir sicher sein könnten, dass dieses Gedicht wirklich ein Jugendwerk dessen ist, dem es zugeschrieben ward.<sup>72</sup> Schon wir davon ab, so erscheint der Name zuerst ein Jahrhundert später bei Scribonius Largus, während er bei Celsus noch fehlt; bald darauf ist das Gewächs, wie schon bemerkt, Jedermann in Italien bekannt: zuerst war es in den Gärten (Dioscorides: *ex arboribus*) der Zierde wegen angepflanzt worden, dann verbreitete es sich auch im freien Lande um so schneller, als Ziegen und Esel, die Feinde aller jungen Bäumchen, die nichts aufkommen zu lassen pflegen, es verschonten, und von da an lebten die hellrothen Oleanderrosen, vermischt mit den samten blauen Blüten des *citer aquas* wie gewundene röthliche Bandstreifen an beiden Ufern der vom Gebirge herabkommenden Wasserrinnen Südeuropas. Das Volk in Italien aber verwandelte das ihm schwierige grie-



ehische Wort *rhododendron*, unter Andechnung an *laurus*, allmählig in das heutige *oleandro*, *leandro*, das in allen Sprachen und auch in der wissenschaftlichen Botanik gilt; nur die Neugriechen sagen gewöhnlich *τιξοδάφνη*, oder bitterer Lorbeer.

## DIE PISTAZIE

(*pistacia vera* L.).

Die köstliche Pistaziennuss, die auch in nordischen Ländern den Zuckerbäckern und Glaciers zu einem ihrer feinsten Ingredienzen dient, wächst auf einem kleinen Baume mit gewirzhaft duftenden Blättern aus der Familie der Terebinthaceen. Sie gleicht an Grösse einer Haselnuss, ist länglich-dreikantig gestaltet und schliesst einen grünen, euganliegenden, mandelartigen Kern ein. Das Vaterland des Baumes ist das wärmere Mittelasien, sein Name scheint persisch <sup>29)</sup>. Im semitischen Syrien war er, wenn die Deutung nicht trägt, frühe zur Zeit der Erzväter, und dann wieder ganz spät, als im Abendlande schon die römische Republik in's Kaiserthum umschlug, wegen seiner Früchte hochgeschätzt. Aber da die älteren Griechen von Pistazien nichts wissen, kann der Handel dieselben in jener früheren Zeit noch nicht den europäischen Küsten zugeführt haben. Erst nachdem Alexander der Grosse das Herz des Welttheils angeschlossen hatte, trucht von dorthier die erste Kunde von dem Baume und seinen Nüssen auf, die die Einen der Mandel, die Andern der Pignole vergleichen, und erst in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr., wird uns berichtet, brachte ein Römer die Pflanze selbst aus Syrien nach Italien hinüber und gleichzeitig ein anderer nach Spanien.

Als die Brüder Josephus, von der Hungersnoth gedrängt, zum zweiten Mal nach Aegypten zogen, nahmen sie kostbare Geschenke mit, den Vezir des Pharao, in dem sie ihren Bruder nicht vermittelten, damit günstig zu stimmen. Unter den erlesenen Landesfrüchten, die bei dieser Gelegenheit, Genesis 43, 11, aufgeführt werden, stehen neben Mandeln auch *batum* d. h. nach der Uebersetzung der Septuaginta, der Vulgata, der arabischen und syrischen



Terebinthaceenart; da diese aber, wenn sie auch in anderen Gegenden zuhause wägen, doch in keinem Falle zu den Lexart-  
bäumen gehören, die des Mithrasens und Darbringens werth  
gewesen wären, so spricht zuerst Richard Georg (Satz II. 1. 10  
den Bäumen zu Lehen, es seien vielmehr Pistazien gemeint. Oben  
Colons im Hieroboticon 1. 24 stimmt ihm bei, und wohl zu  
schon die Sache ausgemacht zu sein. Ein Unstand aber ob-  
dient bedenklich, dass namentlich seit Jacobs und Josephs Zeiten  
der Baum wie verschollen ist, die Griechen ihn nicht kennen und  
erst Theophrast, offenbar in Folge von Alexanders Zügen, nicht  
von Syrien, sondern von Bactrien her von dieser neuen  
wunderbaren Art Terebinthus durch Hörensagen kenntnis hat  
so kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, ob nicht  
erst die persische oder gar erst die griechisch-syrische Herrschaft  
den Baum in die Gegend der von den syrischen Königen neu  
gegründeten Stadt Beroea, Beroea, des heutigen Aleppo, J. Op-  
pert, Expedition scientifique en Mesopotamie, t. p. 42, gebracht habe.  
Die Stelle des Theophrast lautet, h. pl. 1. 4. 7. „Man sagt aber,  
dass es eine Terebinthe gebe oder nach Andern einen der Tere-  
binthe ähnlichen Baum, bei dem zwar Blatt und Aeste und alles  
Lebige terebinthenartig sei, nur die Frucht eine andere, denn  
die letztere gleiche der Mandel. Diese Terebinthe komme in  
Bactrien vor und trage Stosse wie die Mandeln und diesen an  
Aussehen ähnlich, nur dass die Schale nicht rauh sei, an Ge-  
schmack aber und zum Genusse weit vorzüglicher als die Mandeln,  
daher sie auch bei den Eingebornen mehr im Gebrauch seien“  
(wiederholt von Plinius 12, 25). Die Beschreibung ist richtig,  
obgleich sie bloss auf einem *quod dicitur* ruht, der Name aber  
fehlt noch. Dieser erscheint erst bei Nicander im folgenden Jahr-  
hundert, aber die Pflanze wächst auch bei diesem Dichter noch  
am indischen Strande des Choaspes, des Flusses von Susa, The-  
rine, 2000:

Und wie viel nur dort an des brausend wilden Choaspes

Indischen Strom gleich Mandeln Pistazien tragen die Aeste,

Der Erste, der der syrischen Pistazien erwähnt ist dann,  
wieder ein Jahrhundert später, der Stürker und Geschichtschreiber  
Dionysius aus Apamea in Syrien, das ein Kind des Landes selbst,  
bei Athen 11 p. 649 „In Arabien und Syrien wächst auch die



Persea und die sogenannte Pistazie (τὸ χαλσίανον παρίον, also ein noch neuer Name), welche eine traubenförmige Frucht trägt, weisschalig und lang, ähnlich den Thriänen (τοῖς θασπείαις — so auch bei Müller, Fragm. 6; die frühern Herausgeber haben hier ἀνγδάλοις oder καρίαις vermuthet), diese sitzen wie die Weinbeeren über einander; innerlich sind sie grünlich und stehen den Pinienkernen an Geschmack zwar nach, haben aber schöneren Duft.“ Die Späteren wissen Alle, dass Syrien und namentlich Aleppo diese Frucht in höchster Vollkommenheit hervorbringt, so Dioscorides 1, 177: *πιστάκια τὰ μὲν γενόμενα ἐν Συρίᾳ, ὅμοια στρογγύλοις, κισσόμορφα*. Plin. 13, 51: *Syria — peculiaris habet arbores; in nuncum genere pistacia nota*. Galen. de simpl. medic. temperamentis et facult. 8, 21 (Tom. 12 Kühn.): *πιστάκιον ἐν Συρίᾳ ἁκρίαν γεννᾶται τοῖς τοῦ κισσοῦ*. Idem de aliment. facult. 2, 30 (T. 6 Kühn.): *περὶ πιστάκιον*. *Πρωτὰ καὶ κατὰ τὴν μάγαν Αἰγυπτίων* (der Baum war also schon nach Aegypten verpflanzt), *ποτὲ κτείοι δὲν Βαβυλῶνις καὶ Συρίας*. Nach Europa und zwar nach Italien versetzte den Baum Vitellius, nach Spanien zu derselben Zeit der römische Ritter Flaccus Pompejus, Plin. 15, 91: *hanc autem (pistacia) idem Vitellius in Italiam primus intulit simulque in Hispaniam Flaccus Pompejus eques Romanus qui cum eo militabat*; L. Vitellius, der nachher Censor wurde, war zur Zeit des Kaisers Tiberius Legat in Syrien gewesen und hatte seine Anwesenheit in jener Provinz dazu benutzt, mancherlei Gartenerträge von dort auf sein Landgut bei der Stadt Alba zu versetzen — wie Plinius kurz vorher 15, 83 berichtet hatte. Ob die Pistazien am letztgenannten Orte gediehen, wird uns nicht gesagt; da aber die Stadt Alba nicht weit vom Fuciner See, dem heutigen lago di Celano, also mitten im rauhen marsischen Gebirge liegt (der See friert mitunter zu) und es noch heut zu Tage der Pistazie in Nord- und Mittelitalien zu kalt ist, so wird wohl auch L. Vitellius an diesem Theil seiner Pflanzung wenig Freude gehabt haben. In Calabrien und Sicilien liess sich der Baum eher naturalisiren; dort liefert er jetzt Früchte zur Austuhr, die indess für nicht so gewürzhaft gelten, wie die orientalischen. Da die Pistazie, wie alle Terebinthaceen, eine diöcische Pflanze ist, so sichert auch bei ihr, wie bei der Dattelpalme, die Hand des Gärtners die Befruchtung, indem er die Blütenrispe des männlichen Baumes künstlich mit der des weiblichen in Berührung bringt.



sehr gewöhnlich ist es, den gemeinen Terpentinbaum mit einem Pistazienfels zu veredeln. Ob die sicilischen Pistazien übrigens aus der Zeit des L. Velleius und überhaupt aus der Römerzeit oder erst aus der Epoche der arabischen Herrschaft stammen, konnte fraglich scheinen, zumal da der sicilische Name *iodace* dem arabischen gleicht, wenn nicht Palladius in seinen Büchern *de re rustica* wiederholt über Pflanzung und Kultur der Pistazien Unterricht gäbe. Palladius besass, wie er selbst berichtet, 1. 10. 16. Güter in Sardinien, und auf dieser warmen Insel konnte allerdings der zarte medisch-syrische Baum theilweise seine ursprüngliche Heimath wiederfinden. Wäre der Orient nicht im Gartenbau, wie in allem Uebrigen, so tief in Barbarei versunken, die Pistazienzucht konnte dort unter Völkern, die dem Sorbeto und allen Süßigkeiten leidenschaftlich zugethan sind, für den Pflänzer gewinnreich werden. Noch immer ist der Pistazienhain von Aeppo weit und breit berühmt; von Persien berichtet Fouak (Persien, 2. 8. 47): „Pistazien ziehen ausschliesslich die Bewohner von Kaswin und Damgan und zwar in unübertrefflicher Qualität.“ Dort also ist auch der erste Ausgangspunkt des Baumes zu suchen.

Zu den Charakterpflanzen der Mittelmeorflora gehören die nahen und entfernteren Verwandten der Pistazie: *pistacia lentiscus*, der sog. Mastixbaum, der mehr in Form von immergrünen Gebüsch in der süditalischen Küstenregion baumt, dort aber keinen Mastix und aus seinen Beeren auch nur ein herbes, höchstens zum Brauen dienliches Öl giebt; *pistacia terebinthus*, der Terpentinbaum, der in Italien oft seine Blätter abwirft und nur ganz im Süden als immergrüner Strauch auftritt. In Europa keinen Terpentin liebt, auch keine essbaren Beeren trägt; *chamaecyparissus*, der Perrückenbaum (warum er so heisst, weiss Jeder, der den Baum nach der Blüte und die einem verwirren Haarschoß ähnlichen Rückstände derselben gesehen hat); endlich *quercus coccinea*, der eigentliche Somaeh, dessen Blätter in getrocknetem und gepulvertem Zustand den vorzüglichsten Gerbstoff für tauu fähige Lederarbeiten aus Ziegenfellen, für Satteln, Corduan, Maroquin abgeben, jetzt in Syrien allgemein angebaut und einer der wichtigsten Exportartikel der Insel.

Ob diese Bäume oder Sträucher, alle balsamisch immergrün gerbstoffhaltig, der Schmuck südlischer Felsenruter, von Laganum



zu der europäischen Flora gehört haben oder gleich der Myrte erst an der Hand des Menschen von Asien eingewandert und dann verwildert sind, erscheint zweifelhaft. In Europa halten sie sich an dem warmen südlichen Rande des Welttheils und wagen sich nicht weit nach Norden, wie doch leicht italienische Gewächse zu thun pflegen; sie erscheinen in Strauchgestalt, während ihre Brüder in Asien zu stattlichen Bäumen aufwachsen; sie liefern kein balsamisches Harz, keine essbaren Früchte, kein duftendes Oel, oder nur in dem Masse, als sie sich dem wärmeren Asien nähern: zu ihrer Einführung konnten ihre medicinischen Kräfte, ihr technischer Nutzen, der aromatische Duft und Geschmack ihres Harzes und ihrer Beeren, endlich auch religiöser Wahn das Motiv abgeben. Unter ihnen ist der Sumach technisch am wichtigsten, die Terebinthe historisch am interessantesten. Der Terpentibaum weist uns in die älteste Zeit nach Persien. Die Perser sind Terebinthenesser: als Astyages, König der Meder, auf dem Throne sitzend, erblicken musste, wie die Seinigen von den Scharen des Cyrus geschlagen wurden, da rief er: wehe! wie tapfer sind diese terebinthenessenden Perser! Nicol. Damasc. ed. Müller. 66, 59. p. 401: οὐ μοι τοῖς τερεβινθοφάγοις Ἡέρα, οὐα ἀνθρώποις. Ael. V. H. 3, 39, die Arkader assen Eichen, die Perser aber Terebinthen: φαλαίρας Ἀρκάδας . . . δένδρον εἶπον . . . , τερεβινθὸν δὲ καὶ τερεβινθῶν Ἡέρα. Unter den für die Tafel der persischen Könige täglich zu liefernden Artikeln, deren Betrag neben anderen Gesetzen auf einer ehernen Säule im Palaste eingegraben stand, findet sich auch Terebinthenol, Polyaen. Strat. 1, 3, 32: ἔλαιον ἀπὸ τερεβινθῶν τέρει παρὰ, das also auch der König zur Speise nicht missen wollte. Die Jugend der Perser wurde angehalten, in freiem Felde zu leben und sich von Terebinthen, Eichen und wilden Birnen zu nähren, Strab. 15, 3, 18: καὶ τερπνὸς ἀπὸ τῶν γρηθῶν, τερεβινθῶν, δρυιδοδάμναι, ἐγγυδῆ. Terebinthen wuchsen auf dem Paropamisus: als Alexander nach Bactriana zog, kam er durch eine turchbare Bergwüste; sie war ganz baumblos, Terebinthengebüsch ausgenommen, Strab. 15, 2, 10: αὐτῇ τερεβινθῶν θάμνωδες οὐκ ἔστι: hier *Pistacia vera* zu verstehen, wie Sprengel zu Dioscorides und nach ihm Ritter wollen, ist kein Grund. Zu Dioscorides Zeit lieferte der Baum vorzugsweise in der Region, die den Wohnplatz der semitischen Völker bildet, das hochgeschätzte Terpentinarz, 1, 91: „das Harz dieses



Baumes kommt aus dem petrischen Arabien; er wächst aber auch in Judaa und Syrien und Cypern und Libyen und auf den Cycladen“, und schon früher hatte Theophrast die hohen mächtigen Terebinthusbäume der Umgegend von Damascus mit dem niedrigen Terebinthengelbüsch des Hagelbuzes und Macedoniens in Contrast gesetzt, h. pl. 3, 15, 31: „die Terebinthe ist am Idagelarge und in Macedonien klein, struchelartig, gewunden; bei Damascus in Syrien aber hoch, zahlreich und stattlich: dort, sagt man, ist ein Berg ganz voll von Terebinthen, neben welchen nichts Anderes wächst (dasselbe bei Plinius 13, 54). Im Alten Testament hat der Baum religiöse Bedeutung und zwar um so mehr, je älter die Zeit ist, um die es sich handelt. Die beerentragende Terebinthe ist, wie die eicheltragende Eiche, von der sie nicht immer zu unterscheiden ist, der Urbaum, unter dem die Erscheinung des Göttlichen empfangen und der Altar errichtet und das Opfer dargebracht wird. Abraham erhob seine Hütte und kam und wohnte bei den Terebinthen Maure, die zu Hebron sind und baute daselbst dem Herrn einen Altar (Genes. 13, 18). Und dort ward ihm die Erscheinung des Herrn und dessen Verheissung (Genes. 18). Die Stätte, wo der Baum des Abraham gestanden hatte, war noch lange Jahrhunderte geweiht, die dortige Terebinthe sollte so alt sein, wie die Welt, Joseph. de bell. jud. 4, 9, 7: „man zeigt aber sechs Stadien von der Stadt eine sehr grosse Terebinthe, die seit Erschaffung der Welt da stehen soll“. Euseb. demonstrat. evang. 5, 9: „daher wird bis auf den heutigen Tag der Ort von den Einwohnern als ein heiliger verehrt wegen der daselbst dem Abraham gewordenen Erscheinung, und auch die Terebinthe ist dort noch zu sehen.“ Auch die ferner Wohnenden, Phönizier und Araber, kamen dort zusammen, spendeten Wein, schlachteten Opfertiere, schütteten Gaben in die Quelle, und wie gewöhnlich war mit dem religiösen Dienst Handel und Wandel, Waaren- und Marktverkehr verbunden. Wegen des Gräuels solcher Baum- und Quellvergötterung befahl Kaiser Constantin der Grosse, auf Andringen seiner Mutter, der heiligen Helena, den Altar zu zerstören, die Bildsäulen zu verbrennen und eine christliche Kapelle an die Stelle zu setzen (Sozomen. h. e. 2, 3). Eine andere heilige Terebinthe war die des Jacob zu Sichem (Genes. 35, 1), unter der zu Josuas Zeit die Bundeslade stand und von Josua ein steinerner Altar errichtet wurde (Jos. 24, 26); dort versammelten



sich noch zur Zeit der Richter alle Männer von Sichem und machten Abimelech zum Könige (Richter 9, 6). Auch zu Gideon kam der Engel des Herrn unter einer Terebinthe zu Ophra, und Gideon baute daselbst einen neuen Altar, nachdem er die Aschera der Midianiter umgehauen hatte (Richt. 6, 11 ff.). Todte wurden unter Terebinthen begraben, Genes. 35, 8: Da starb Debora, der Rebecca Amme, und ward begraben unter Beth El, unter der Eichen (Terebinthe), und ward genennet die Klageeiche. In späterer Zeit, da der Jehovahkultus geistiger geworden war, ist es den Propheten besonders anstößig, dass den kanaanitischen Heiden die Bäume, darunter die Terebinthen, heilig sind, z. B. Hos. 4, 13: Oben auf den Bergen opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Pappeln und Terebinthen, denn die haben keine Schatten. Ezech. 6, 13: dass ihr erfahren sollet, Ich sei der Herr, wenn ihre Erschlagenen unter ihren Gotzen liegen werden um ihren Altar her, oben auf allen Bergen, und unter allen grünen Bäumen und unter allen dicken Eichen (Terebinthen). Gerade diese Verehrung aber mochte frühzeitig dazu beigetragen haben, dass der Baum sich an die Küsten Europas verbreitete. Lieferte er indess schon in Asien nur geringe Mengen des kostbaren, heilkräftigen, reinen Terpentins, so büsste er in Europa mit der Höhe des Wuchses auch die Kraft, diesen auszuschreiden, gänzlich ein, einige griechische Inseln, wie Chios, etwa ausgenommen. Was man schon bei den Römern und auch jetzt noch unter Terpentin versteht, wird von *pinus picea* und dem Lärchenbaum, *larix*, gewonnen und kommt dem echten Terpentinen natürlich nicht gleich. Das Geigenharz, Kolophonium genannt, trug diesen Namen schon im Alterthum, *Koloponia attica*, weil es, wie Dioscor. 1, 92 berichtet, ehemals aus dem kleinasiatischen Kolophon bezogen wurde.

Der Mastixbaum, *agrost*, wird unter diesem Namen zuerst bei Herodot 1, 177 genannt. Das Harz des Baumes, *μαστιξι*, hatte seinen Namen von der Sitte, es zu kauen (*μασάζειν* kauen, *μασάζ* Mund), wie aus dem Holze auch beliebige Zahnstocher gemacht wurden. Die Einwohner der Insel Chio, wo viel Mastix gewonnen wird, kauen noch jetzt beständig dieses Harz, womit sie nicht bloss einen angenehmen Athem zu gewinnen, sondern auch ihrer Gesundheit zu dienen glauben. Es gehört dieser Gebrauch, wie das Betelkauen, mit zu dem System des orientalischen Mussig-



gangs, kann sich indess neben dem amerikanischen, in der ganzen Welt gemein gewordenen Tabakrauchen immer noch mit Ehren sehen lassen. Der lateinische Name *lentiscus*, eine Ableitung von *lentus*, ist von der zähen, klebrigen Beschaffenheit des Harzes hergenommen.

Der Perrückenbaum, *rhus cotinus*, findet sich bei Theophrast h. pl. 3, 16, 6 unter dem Namen *zoxeryia* (so ist der Text nach Plin 13, 121 und Hesych. v. *zoxoxapouéiv* sicher festzustellen) erwähnt. Dass dieser Baum, der zum Rothfärben diente, eins ist mit *rhus cotinus* L., geht aus dem Zusatz des Theophrast hervor: *Idem dē ēστι τὸ ἐκ τὰ κοῖνὰ τὸν κόκκον. Ἡ δὲ τοῦ* ist nämlich eben jenes grosse röthliche Gefieder der Fruchtrispen, von dem der Baum seinen deutschen Namen hat.

Der Sumach, *rhus coriaria*, wird unter dem Namen *κοῖς* sehr frühzeitig, nämlich schon von Solon, also am Anfang des 6. Jahrhunderts, genannt, Phot. p. 491, 21: *κοῖς τὸ ἰδρύμα Σολῶν*. Die Beeren bildeten also ein Gewürz, *ἰδρύμα*, das die Speisen schmackhaft machte, wie Myrtenbeeren oder wie jetzt der Pfeffer. Diosc. 1, 147: *κοῖς ὁ ἐστὶ τὰ βῆλα, ἢ ἐκ τῶν ἐπιθῶρον αἰσίων, ζοφῶς ἰστί τῆς ζαφουρίας ἀπαοδευτικής κοῖς*. *Επιθῶς* ist ein häufiger Beinamen dieser Frucht, und vielleicht liegt dieselbe Wurzel dem Namen *κοῖς* zu Grunde, der entweder auf griechischem Boden oder in einer verwandten kleinasiatischen Sprache danach gebildet wurde. Dann würde der Sinn mit dem von *zoxeryia* zusammenreffen, wie auch beide Bäume sich nahe stehen. Schon die Alten brauchten die Blätter des Gewächses, das nach seinem Vaterlande Syrien bei Celsus und Serapionus Largus *rhus syriacus* heisst, als Gerberlohe; dass es aber in Sicilien, wo es jetzt das beste Produkt giebt, erst seit der arabischen oder mittelgriechischen Zeit angebaunt wird, verräth der Name *sumach*, Sumach, der dem arabischen *sumniq* und byzantinischen *σομφάκι* bei Du Cange ganz gleich ist. Für die Kultur des Sumach sind übrigens die Inseln Sardinien und Sicilien, so wie manche Provinzen der pyrenäischen Halbinsel wie geschaffen, denn gleich dem Opuntiencaetus zieht er steriles Steingeröll und dünnen Felsengrund jedem anderen Boden vor und findet darum in jener Erdgegend einen fast unbeschränkten Verbreitungsraum.



Unter dem Räucherwerk des wärmeren Asiens, den *Styrax*-*uata* und *uqonata*, wird von den Alten häufig auch des *Styrax*-*barzen* gedacht, welches die Phönizier zu Herodots Zeit nach Griechenland ausführten, Herod. 3, 107: *τὴν στύρακα . . . τὴν ἐκ Ἑλλάδος θοίνιζες ἐξάγουσι*. Vielleicht aber hatten diesen syrischen Baum die Phönizier fröhe auch um ihre europäischen Niederlassungen anzupflanzen gesucht. Zwar Theophrast, da wo er die lange Reihe asiatischer aromatischer Substanzen auführt, darunter auch die *στύραξ*, h. pl. 9, 7, 3: *οὐκ γὰρ οὐδὲ τίς αὐτὴ ἀπονάται χρῶνται, ἀλλὰ οὐκ ἔστι καὶ κατὰ κοινὰ χρῶνται . . . στύραξ, ἵπικ* u. s. w., fügt gleich hinzu, mit Ausnahme der Iris gehöre nichts davon Europa selbst an: *ἐκ γὰρ αὐτῆς Ἑβραίων οὐδὲ Ἰσθμίου τῆς ἵπικος*. Aber bei der böiotischen Stadt Haliartus, in einer Landschaft, an die sich Ueberlieferungen früher phönizischer Kultur und religiösen Verkehrs mit der Insel Kreta knüpften, wuchsen nicht weit von der Quelle *Κισσῶνα*, in der die Ammen den neugeborenen Bacchus abgewaschen hatten, *Styrax*-bäume, Plut. Lys. 28, 7: *οἱ δὲ Κρητικοὶ στύρακος αἰ. ἀποδοῦν ἀπαυγίζουσι*, und die Haliartier bestätigten damit, dass Rhodamantys bei ihnen gewohnt habe, und wussten auch sein Grab noch anzuzeigen. Von Kreta kam auch später noch *Styrax*, doch wurde dieser natürlich nicht für den besten gehalten, Plin. 12, 25, 55: *styrax laudatior . . . ex Psalmo, Sidone, Cypro, Creta minime* — wenn die Lesart richtig ist. Die Bäumchen von Haliartus lieferten wohl gar keinen Ertrag, aber zu Latzen schätten mochte ihr Holz wohl dienen. Die latinisirte Form *styrax* beweist übrigens, dass dies bei Opfern beliebte Räucherwerk fröhe nach Italien kam, ganz wie wir dies aus der lateinischen Benennung des Quittenbaums schlossen, dem den Alten zufolge der *Styrax*-baum ähnlich sehen sollte.

## PFIRSICH, APRIKOSE

(*amygdalus persica* L., *prunus armeniaca* L.)

Beide Bäume stammten, wie ihre Namen lehren, aus dem inneren Asien, noch jenseits des Kirschenlandes, und wurden im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft in Italien bekannt. Weder



Cato, Varro, Cicero oder sonst ein Schriftsteller der republikanischen Zeit, noch ein Dichter des augusteischen Alters weiss etwas von ihnen, und eben so wenig die Älteren Griechen, so weit sie uns erhalten sind. Erst als sich die römische Staatsmacht seit Mithridates Untergang theils direkt theils mittelbar bis zu den Thälern Armeniens und an den Sudrand des kaspischen Meeres erstreckte und zwischen ihr und dem Partherreiche die Gränze ungewiss schwankte und die Beziehungen in Krieg und Frieden hin und hergingen, da schlossen sich allmählig auch die Naturschätze dieser fremdartigen, fruchtreichen Gegenden auf und wurden theilweise nach Italien hinübergeleitet. Die Citrone, „die schwer ruht als ein goldener Ball“, konnte, ehe der Baum selbst von einem Europäer erblickt war, im Abendland bewundert werden — schmachtet sich doch jetzt der härtige Kaufmann in Archangel, der nächste Nachbar des ewigen Eises, frische Citronenscheiben in seinen chinesischen Thee; nicht so die weiche Aprikose und der schmelzende Pfirsich, denn, nach Plinius Wort, *non aliud pugans*. Indess, gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. hatten gewerbsame Gärtner diese Frucht bäume in Italien angepflanzt und liessen sich die ersten gewonnenen persischen Aepfel und armenischen Pflaumen theuer bezahlen. S. Plin. 15, cap. 11 - 13. S. 10 - 13. Dass die Namen Anfangs schwankten und erst später constant wurden, war bei so seltenen, unbekannten, aristokratischen Früchten, die dem Blick und der Zunge der Menge erst nach und nach vertraut wurden, und bei dem Mangel an sicherer naturwissenschaftlicher Systematik nicht zu verwundern; doch ist gerade hier die Geschichte der Namen zugleich die der betreffenden Frucht und ausserdem lehrreich für die Art, wie solche Namen überhaupt im Volksmunde entstehen. Anfangs wusste man nur, dass der Pfirsich und auch die Aprikose hinter dem im engeren Sinne so genannten Asien ihre Heimath hatten, und man nannte sie demgemäss persische Früchte, die Aprikosen, die der Pflaume ähnlich und verwandt sind, auch Früchte aus Armenien. Der Name persisch gab Verwechslungen mit der ägyptischen Pome, wohl auch mit dem medischen Aepfel oder der Citrone, und die Späteren hatten die abergläubischen oder unrichtigen Vorstellungen zu widerlegen, die durch solche Irrung veranlasst waren. Weiter fanden sich Abarten ein, deren besondere Eigenschaften durch



sprechende Beinamen hervorgehoben wurden; so sagten die Obstzüchter von der feinsten Art Pfirsiche *ducarina*, weil diese eine stärkere Haut oder ein festeres Fleisch hatten, von einer andern frühe reifenden Art *praeoqua*, *praeoria*. Letzterer Name, ein auch sonst vielfach angewandter technischer Gärtnerausdruck, dessen erster Bestandtheil dem griechischen *πρωτ.* deutschen früh, genau entspricht, musste aber besonders auf den Aprikosenbaum, der nicht bloß gleich der Mandel zeitig blüht und also *πρωταρ-θής* ist, sondern auch seine Früchte als *πρωταρτος*, *hätif*, *hätivan*, zeitig reift, Anwendung finden und blieb zuletzt als Appellativum völlig auf ihm haften. So konnte schon Dioscorides 1, 165 sagen: *τα δὲ μετὰ ταῖς καυκασίαις ἀγρίαραι, θεννίστη δὲ πρῶταρτα*. Von den Römern aber entlehnten ferner die Griechen die so in Italien fixirten Namen — denn im Umschwung der Zeiten war die Bewegung schon eine rückläufige geworden, und orientalische Naturprodukte gingen schon von Westen nach Griechenland — und theilten sie wieder dem Orient mit, der das damit Bezeichnete ursprünglich besessen hatte, aber desselben nicht bewußt geworden war. Die Pfirsiche, deren beste Sorte, wie so eben bemerkt, die Hürtlinge, *duracina*, gewesen waren, hießen jetzt mittelgriechisch und neugriechisch *ῥοδάκινα*, der Baum *ῥοδάκιον*, *ῥοδάκινον*, nach Salmasius wahrscheinlicher Vermuthung nichts als eine Umstellung des lat. *duracina*, *duracina*, zu welcher in dem Anklang an *ῥόδον* die Rose eine Verführung lag. *Praeoqua*, *πρωταρτα* verwandelte sich in mittelgriechischem Munde in *πρωτάριον*, *πρωτάριον*. *ῥοδάκιον*, *ῥοδάκινον*, *ῥοδάκιον*, *ῥοδάκινον*, *ῥοδάκιον*, *ῥοδάκινον*, *ῥοδάκιον*, und da man in der zweiten Hälfte des Wortes das griechische *ροζος*, Kern, Beere, oder *ῥοζος* der Kukuk zu hören glaubte, auch in *ροζομήλα*, *ῥοζομήλον*, den alten Namen der Pflaume (Langkavel, Botanik der späteren Griechen, S. 5). Aus einer dieser entstellten Formen bildeten die Araber dann mit dem Artikel ihr *al-baqiq*, und als dies korbettoschlurkende, nach Erfrischung schwächende Volk in Spanien, auf den Inseln des Mittelmeers und in Süditalien seine Gärten anlegte und gleichzeitig in den Häfen seine Waaren aus- schiffte, da ging auch dieses Wort in seiner arabischen Form in den Mund der Abendländer zurück und vollendete so seinen westöstlichen Kreislaut: ital. *albericco*, *alberico*, *alberico*, span. *albaricoque*, daraus französ. *alricot*, aus diesem wieder deutsch







*non arboribus consita Italia est. ut tota pomarium videatur?* und die Schilderung des Lucretius, 5, 1376:

*ut nunc esse cides cario distincta lepore  
omnia, quae pomis intersita dulcibus ornant  
artus atque tenent felicibus operta circum.*

Diese Umwandlung hatte dieselbe Zeit gebraucht, wie die Erhebung Roms zum Centrum von Italien und Italiens zur Herrscherin der Welt. Die älteren Griechen kennen die Halbinsel noch als ein Land, das im Vergleich mit ihrem eigenen und mit dem Orient einen nordischen primitiven Charakter trug und dessen Produktion hauptsächlich in Getreide, Holz, Vieh bestand. Der Komiker Hermippus, der in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges dichtete, weiss unter den Ausfuhrartikeln Italiens nur Graupen und Ochsenrippen zu nennen, Athen. 1, p. 27:

*ἐκ δ' αὖτ' Ἰταλλας χιόνθρον καὶ πλεῖρά βότεια.*

Alcibiades bei Thucydides 6, 90, da wo er den Lacedämoniern die Vortheile eines Zuges nach Sicilien und Grossgriechenland darstellt, beruft sich auf den Reichthum Italiens an Schiffsbauholz und Korn. Anderthalb Jahrhunderte später rechnet Theophrast, h. pl. 4, 5, 5, Italien zu den wenigen Ländern, wo *καρυγχαίσιμος ὄλος*, d. h. Schiffsbauholz, vorkomme. Als Hiero von Syrakus sein von uns wiederholt erwähntes riesenhaftes Getreideschiff von Stapel gelassen hatte, da fand sich ein Baum, der zum Hauptmast dienen konnte, nur in Italien im brettischen Gebirge, Athen. 5, p. 208 (also im Sila-Walde, der aus Laricio-Kiefern besteht; da ein Sauhirt der Auffinder war, müssen diese auch mit Eichen oder Buchen untermischt gewesen sein; der Wald wird von Dion. Hal 20 fr. 15 Kiest. ausführlich geschildert). Von ungeheuren, unwirthlichen Wäldern hören wir auch durch die römische Ueberlieferung. Den cimnischen Wald bei dem heutigen Viterbo, nördlich von der römischen Campagna, im Süden des etruskischen Gebietes, beschreibt Livius unter dem Jahr 308, also nach der Zeit Alexanders des Grossen, als so schrecklich, wie nur die von den Römern später betretenen Wälder Germaniens, 9, 36: *silva erat Ciminius magis tum in via atque horrenda, quam nuper fuisse Germanici saltus, nulli ad eam diem in mercatorum quidem adita.* Und ähnliche Farben braucht



Die erste Aufgabe der Verwaltung ist es, die  
Mittel zu beschaffen, die für die Ausführung  
der Verwaltungszwecke erforderlich sind. Diese  
Mittel können aus verschiedenen Quellen  
herkommen: aus Steuern, aus Gebühren,  
aus Zinsen, aus Spenden, aus Verkaufserlösen  
usw. Die Verwaltung muss sich für die  
beste Quelle entscheiden, die für die  
Erreichung der Verwaltungszwecke geeignet  
ist. Die Verwaltung muss auch die Mittel  
so verwenden, dass sie für die Ausführung  
der Verwaltungszwecke ausreicht. Die  
Verwaltung muss die Mittel so verwenden,  
dass sie für die Ausführung der  
Verwaltungszwecke ausreicht.

Die zweite Aufgabe der Verwaltung ist es,  
die Mittel so zu verwenden, dass sie für  
die Ausführung der Verwaltungszwecke  
ausreicht. Die Verwaltung muss die Mittel  
so verwenden, dass sie für die Ausführung  
der Verwaltungszwecke ausreicht.

Die dritte Aufgabe der Verwaltung ist es,  
die Mittel so zu verwenden, dass sie für  
die Ausführung der Verwaltungszwecke  
ausreicht. Die Verwaltung muss die Mittel  
so verwenden, dass sie für die Ausführung  
der Verwaltungszwecke ausreicht.



aus jenen östlichen Provinzen nach Ablauf ihres Jahres heimkehrten und manche schöne Frucht, die dort auf ihre Tafel gekommen war, nach Italien und auf ihre Villen zu versetzen wünschten, da boten sich ihnen erfahrene Gärtner in Menge dar, die beim Transport und der Anpflanzung behülflich waren und zur Belohnung die Freiheit erhielten oder wenigstens eine milde Behandlung erfuhren. Die gleiche Geschicklichkeit der den Syrern benachbarten und stammverwandten Cilicier war in Aller Munde, seitdem Vergil in der schönen, vielbewunderten Episode des vierten Buches seiner Georgien den Garten des voryeischen Greises bei Tarent und die von ihm auf ganz sterilem Boden erzielte Fülle des Gemüthes und der Früchte gepriesen hatte. Wenn einige Grammatiker den *Corycius senex* des Dichters so verstehen wollten, dass mit diesem Beinamen eben nur die Meisterschaft oder die Art und Weise des Gärtners, nicht seine Herkunft, bezeichnet werde, so setzt die Möglichkeit dieser Deutung eben einen auch abgesehen von Vergil bestehenden allgemeinen Ruhm cilicischer Gartenkunst voraus.

Die syrischen Sclaven brachten aber neben anderen sinnlichen Verführungsdiensten des Orients auch das orientalische Ratfinement in Behandlung der Thiere und Pflanzen mit. Wie die Entmannung, die Circumcision und die Bastarderzeugung, war dort auch die Zustutzung der Bäume und die Vermischung der Fruchtarten durch Implan und Propfen von frühe an üblich. Die geflissentlich erzeugten Monstrositäten, die sorgfältig bewahrten Naturspiele, die Künsteleien mit der Kraft des Wachstums, dies Alles war freilich nur derselbe Trieb in seiner Ausartung, der die Olive und den Dattelbaum ursprünglich fruchttragend gemacht und die Caprifcation der Feige, die Füllung der Rosen, Violett u. s. w. ertunden hatte. In den Gärten Italiens — von Cato an, der cap. 52 und 133 schon lehrt, am lebendigen Baum selbst vermittelst durchbrochener erdgefüllter Töpfe oder Körbe künstliche Wurzeln und einen neuen Baum zu erzeugen, und selbstzutrieden hinzusetzt: *hoc modo quod genus vis propinquabis*, und: *eo modo quod vis genus arborum facere poteris*, bis zu dem *opus topiarii* der Späteren, wo durch Bescheeren, Bekleidung mit Ephen u. s. w. die Bäume in Thiergestalten u. s. w. verwandelt wurden, suchte nicht sowohl das reine Naturgefühl Ausdruck, als sich die List daran übte, die Natur, die ewig schaffende, auf trenden wun-







konnte, und dessen Ausdruck manierirt und daher oft dunkel ist, aber es bricht doch nicht selten bei ihm ein grosser Sinn durch, und im gegenwärtigen Fall das tragische Gefühl eines beschlossenen, nach allen Seiten und bis auf den Grund seines Inhalts erschöpften Lebens. Italien, will er sagen, hat alle Pflanzen des Erdkreises in sich versammelt und an ihnen mit Aufwand alles Witzes alle Bildungs- und Triebkraft der Natur versucht – was steht noch bevor, was kann noch kommen, als das Nichts? Und es kam in der That das tausendjährige Mittelalter, und in Syrien war der Mann schon aufgestanden, dessen Lehre sich wie ein fremder tödtender Stoff durch alle Adern der griechisch-römischen Welt goss, der wahre *ex assibus ultor* nicht bloss für den Brand Karthagos, der syrischen Kolonie. So weit die alte Religion noch hielt, widersetzte sie sich auch dem Spiel mit der organischen Natur: Bäume, die zweierlei Aeste trugen, brachten Irrung in den Ritus von Beschwörung und Stöhnung der Blitze, und dieser Serupel mag Manchen von solchen Versuchen abgeschreckt haben. In demselben Sinne hatte schon das mosaische Gesetz verboten, natürlich Geschiedenes zu paaren, Bastarde zu erzielen, Kleider zugleich aus Wolle und aus Lein gewebt zu tragen, Ochsen und Esel zusammen vor den Pflug zu spannen und den Acker mit zweierlei Saat zu besäen. Indess, diese eifrige Bemühung des Pflöpfens, Impfens und Inoculirens, so aberwitzig sie sein mochte, wenn sie über die Grenzen des Natürlichen hinaus wollte, trug doch dazu bei, die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit der einst fremden, jetzt eingebürgerten Früchte immer weiter zu steigern. Das Obst, die ursprüngliche, des Feuers nicht bedürftige Nahrung des Menschen, der nur in den Himmelsstrichen sich schön entwickelt, wo die Baumfrüchte gedeihen, veredelte und verbreitete sich nicht nur durch ganz Italien, und wurde bis auf den heutigen Tag auch in der Familie des Armen ein nothwendiger Bestandtheil des täglichen Mahles, sondern ging auch über die Alpen in das mittlere und westliche Europa hinüber, wo das Klima bei entsprechender Einsicht und Thätigkeit des Kulturmenschen diese Zucht noch erlaubte, ja begünstigte. Frankreichs Boden und Himmel erzeugt jetzt das allerfeinste Obst, England hat auch in diesem Zweige die Kultur aufs Höchste getrieben, und dem Beispiel beider Länder folgte in einiger Entfernung Deutschland nach. Letzteres Land



hielt Tacitus für schon zu kalt zum Obstbau, obgleich für Getreidebau noch geeignet, Germ. 5: *terra . . . satis ferax frugum, feracem arborum impotens*, und die Einwohner nährten sich von wilden Beeren, frischem Wildpret und saurer Milch, 23: *cibi simplicioris; agrestis poma, roris ferat et lac emertum*; in der That trägt der Norden Deutschlands auch heut zu Tage in offenen Gärten keine italienischen Feigen, Mandeln und Pflirsche. In dem Donaugebiet befinden sich die meisten Arten noch sehr wohl und die Einfuhr trockenen Obstes von dort (und besonders von Böhmen) in den Zollverein betrug schon vor einigen Jahren gegen 500,000 Centner zum Werth von mindestens 3 Millionen Thaler. Je weiter nach Nordosten, in die Region des excessiven Klimas mit harten Wintern und Frühlingsfrösten, desto mehr verkümmert der Fruchtbau, und in den Dörfern des eigentlichen Moskowiens fällt es dem Bauern nicht ein, einen Baum zu pflanzen oder im Herbst eine trübliche Aepfel- oder Birnenernte halten zu wollen. Das heutige Europa hat die Versuche aufgegeben, Nüsse auf Eichen zu ptopfen und dergleichen, es veredelt auch den Wein nicht mehr durch Impfen, wie doch Cato that, es operirt durch zweckmässige Wahl und Pflüge und sucht für den jedesmaligen Standort die ihm zusagende Frucht. Dass die Namen der mitteleuropäischen Früchte aus Italien stammen, haben wir bei Besprechung jeder einzelnen gesehen, dasselbe tritt grösstentheils bei den Benennungen der Veredlungsmethoden ein. Das in der *lex Salica* vorkommende *inpotus* für Ptopfreis, das französ. *ente*, *enter*, provençalisch *cafar*, abd. *inpotou* mhd. *impfeten*, nld. *enten*, und *impten*, gehen alle auf das griechische *ἐμπτω*, *Emptréin* zurück, fasst man das Gebiet ins Auge, in welchem dieser Ausdruck herrscht — er kommt unter den italienischen Mundarten in der von Piemont, Parma, Modena vor, s. Diez —, so wird gläublich, dass die damit bezeichnete Erfindung den keltischen Bewohnern des westlichen Oberitaliens, der Alpen, der Rhonegegend und durch diese den Landschaften am Ober- und Unterrhein von einer griechischen Seestadt zugekommen ist — wobei Jedem zunächst Mussila einfallen muss. Eine griechische Quelle scheint auch dem französischen *greffe* Ptopfreis, *greffer* ptopfen, zu Grunde zu liegen, s. Diez unter diesem Wort. Der andere deutsche Ausdruck *ptopfen*, Ptopfreis führt dagegen direkt auf Italien und ins Lateinische: *propago*, ein dritter: *pelzen* stammt von



provençal. *empeltar*, welches selbst von *pellis*, der Haut d. h. der Rinde des Baumes, gebildet ist. Nicht minder interessant aber als diese lebendigen Zeugen des Kultureinflusses vom klassischen Süden her ist das einheimische Wort, welches Ulfilas an mehreren Stellen im eilften Kapitel des Römerbriefes für das griechische *ὑπερσπίζω* braucht: *intrigan*, *intrusjan*. Es fehlt in allen übrigen deutschen Mundarten, findet sich aber auf slavischem Gebiet wieder und gehört also zu der Zahl merkwürdiger Erborungen der ostgermanischen Sprachen aus dem Slavischen. Die Bedeutung war *spalten* und mit der Präposition *in*: *ein-spalten*, *in einen Spalt senken*. Im Slavischen, wo dieser Stamm mannigfach verzweigt ist, entwickelt sich aus der Vorstellung *spalten*, *platzen*, die des *Krachsens*, *ternen* die des *Blitzes* als *spaltenden Donnerkeils*. *usl. tresnuti*, *russ. tresnuti pndi. rumpl*, *russ. trescati* *platzen*, *trescina* *Spalt*, *altsl. trëska sarmentum*, *trëska fulmen*, *tresnuti percutere*, *bulg. tresk* *Span*, *croat. triskati* *einschlagen*, *triskati strepitum idere* u. s. w. Litauisch scheint *trukas* ein *Riss*, eine *Spalte*, *truksi* *platzen* (mit langem Voeal, Nesselmann S. 118) dasselbe Wort zu sein. Ob auch das griechische *ὑπερσπίζω*, *ὑπερσπίζω* *Ast*, *Zweig* dahin gehört? Den nämlichen Bedeutungsübergang von *spalten* zu *propfen* zeigt ein anderer slavisch-litauischer Stamm. *cepati*, *cepiti* *findere*, *cep sarculus insertus*, *cepina sequentum*, *lit. cepiti* *pfropfen*, *cepas* *Pfropfling* u. s. w. (Noch andere auf die Veredlung der Obstbäume sich beziehende, größtentheils sekundäre Benennungen gesammelt von Pott in den Beiträgen von Kuhn und Schleicher II, S. 101 ff.).

## AGRUMI.

Der Phantasie des Nordländers, der sich, wie alle hyperbo-reischen Völker seit mehr als zweitausend Jahren, nach dem schö-nen Süden sehnt, schweben vor Allem die Hesperidenbäume mit den goldenen Früchten vor, die er unter seinem Nebelhimmel nur in Papier gewickelt aus der Hand des Schiffers oder des Kauf-manns erhält. Und in der That, welcher Gartenbaum könnte der Orange an Schönheit und Adel den Rang streitig machen! Hoch



und stattlich, wo das Klima mild und der Boden uppig genug ist, mit glänzendem, dunklem, immergrünem Laube, mit lilienartig duftenden weissen Blüten, die das ganze Jahr hindurch hervorbereichen, mit erst grünlichen, dann allmählig golden schimmern den Früchten, deren Schale, mit flüchtigem Oel gefüllt, aromatisch duftet, deren Geschmack je nach den Varietäten von balsamischer Bitterkeit und der strengsten, aber feinsten Säure bis zum süssesten Nektar ansteigt, mit festem, dichtem Holze und einer Lebensdauer, die die des Menschen bei weitem übertrifft — in welchem anderen Baume des Südens wäre so die Kraft der Sonne und der sanfte Hauch der Luft und der leichte Glanz des Himmels zusammengefasst und vegetativ dargestellt, als in den Anrantiaceen! An den Citronenhain in der Nähe von Poros im Peloponnes, an die Agrumi von Messina am Fusse des Actua und dem gegenüberliegenden Reggio in Calabrien, an die Gärten von Sorrento bei Neapel und die zauberischen Pomeranzenwälder von Milis auf der Insel Sardinien denkt jeder Reisende, der das Glück gehabt, sie zu sehen, immerfort mit Entzücken zurück. Der Agrumwald von Poros zieht sich etwa eine Stunde in die Länge und in die Breite den sanften Abhang des Gebirges in die Ebene hinab und gewährt von seinem erhöhten Rande zugleich eine herrliche Aussicht über Land und Meer und die gethürmten Fels Gipfel; reiche Quellen, die aus den Bergen kommen, bewässern ihn in mannichfach vertheilten Rinnalen; die Bäume stehen dicht, doch so, dass sich die Zweige gegenseitig berühren; die Zahl der Stämme beträgt 30,000 (nach Ross, Königsreisen II, S. 7; bei Fiedler, Reise I, S. 282, steht 2000, wohl durch Druckfehler statt 20,000). Ueber die Orangen von Milis giebt Alfred Meissner, Durch Sardinien, S. 183 folgenden kurzen, aber schonen Bericht: „Es giebt der Orangengärten um Milis herum über dreihundert; die grössten gehören dem Domkapitel von Oristano und dem Marquis von Boyl an. Ich liess mich zuerst in den einen, dann in den andern führen. Beides sind kleine Wälder, einzig aus Pomeranzenbäumen gebildet. In der freien Natur hat der Baum seine steife Kugelform verloren, er streckt und reckt seine Aeste nach allen Seiten, und in seiner Krone leuchten die goldenen Äpfel, die silbernen Blüten. Man wandelt unter einem ununterbrochenen, schattenden, schimmernden Laubdach. Eine dicke Schicht herabgefallener Orangenblüten deckt den Boden, kleine



Bächlein sind an den mächtigen schwarzen Wurzeln vortbergeleitet, ihr Gemurmel vereinigt sich mit dem Gesange der Vögel, die in den Zweigen wohnen. Man kann in diesem Haine der Hesperiden frei umhergehen, die Zweige bei Seite biegen, die dem Wanderer ihre Blüten ins Gesicht schlagen, und, von einem Duft ohne Gleichen heranscht, sich in den Schatten von Orangen strecken, die so mächtig wie Waldbäume sind. — Der gesammte, den verschiedenen Besitzern gehörige Orangenwald von Milis soll 500,000 Bäume zählen. Er giebt in einem Durchschnittsjahre zwölf Millionen Stück solch goldener Aepfel ab“ (nach einem Gewährsmann bei La Marmora 60 Millionen, wohl übertrieben). „Im Garten des erzbischöflichen Kapitels ist ein Baum, der allein jährlich über 5000 Früchte tragen soll. Mehrere Bäume dort sind, wie mir der Gärtner, ein Geistlicher, sagte, nachweisbar über sieben Jahrhunderte alt. Der Urvater von allen steht im Garten des Marchese von Rojl. Er ist so stark, dass ein Mann ihn mit ausgebreiteten Armen nicht umspannen kann; seine Krone ist majestätisch, wie die einer Eiche. Der Gang durch den Orangenwald von Milis schien mir allein schon die Reise nach Sardinien zu lohnen. In einem Pavillon im höchstgelegenen Garten sitzend, sah ich die herrlichste der Campagnen sich meilenweit ausdehnen, das Abendroth ließ dem freundlichen Bilde eine zauberische Beleuchtung.“ Aehnlich ist das Urtheil des neuesten Reisenden, Freiherrn v. Maltzan, der die Vega von Milis ausführlich schildert (Reise auf der Insel Sardinien, Leipzig 1869, S. 216 ff.). Das reizende Puerto de Soller auf der Insel Mallorca soll dem sardinischen Milis an Schönheit und Fülle dieser Kultur nicht nachstehen. Dort verbindet sie sich mit dem Terrassenbau an heissen schnittreichen Felswänden, über die die Winterbäche herabstürzen; während die fast senkrechten Bergzinnen ringsum glühen, hat doch die Sonne Raum, in das Thalbecken zu dringen, und ein Fläschchen entsendet seine Wasserräden nach allen Seiten hin durch Rinnen und über Aquädukte in die Gärten. Die jährliche Austuhr aus dem Hafen von Soller beträgt über 50 Millionen ausserordentlich süsser Orangen, die an Bord der Schiffe etwa eine Million Franken werth sind (s. Pagenstecher, die Insel Mallorca, Leipzig 1867, S. 97 ff.).

Indess, dies Alles sind doch nur Oasen in dem stidlichen Europa, welches weit entfernt ist, ein eigentliches Orangenland







wird nicht gegessen, duftet aber schön, wie auch die Blätter; unter Kleider gelegt, schützt er diese gegen Motten; wenn Jemand Gift bekommen hat, giebt er ein wirksames Gegengift ab; wenn man ihn kocht und das Fleisch, τὸ ἑσώτερον, in den Mund andrückt und hinunterschluckt, verbessert er den Athem; man steckt die Kerne im Frühling auf wohlbearbeiteten Gartenbeeten, die alle vier oder fünf Tage gewässert werden; sind die Pflanzen herangewachsen, so werden sie wieder im Frühling auf einen zarten, feuchten, nicht allzuleichten Boden, εἰς χορῶν καλακὸν καὶ ὑγρόν καὶ οὐ λίαν λεπτὸν, versetzt; der Baum trägt das ganze Jahr hindurch und prangt gleichzeitig mit Blüten, mit unreifen und mit reifen Früchten (dasselbe auch de c. pl. 1, 11, 1 und 1, 18, 51; von den Blüten sind diejenigen, die in der Mitte eine Art Spindel, ἡλαζάκη, tragen, fruchtbar, die anderen nicht (dasselbe auch 1, 13, 1); man zieht den Baum auch in durchlöchernten thönernen Gefässen, στείρεται δὲ καὶ εἰς ὅστρακα διατετριμένα, wie die Palmen; dieser Baum wächst, wie gesagt, in Persis und Medien, περὶ τὴν Περσίδα καὶ τὴν Μηδίαν. An dieser sehr sorgfältigen, obgleich aus der Ferne entworfenen Schilderung fällt nur auf, dass die Frucht selbst nach Grösse, Gestalt, Farbe und innerer Beschaffenheit nicht näher beschrieben wird. Waren etwa medische Äpfel schon nach Athen gekommen und den Lesern des Theophrast nicht unbekannt? Wirklich scheint ein uns aufbehaltenes Fragment des der sog. mittleren Komödie angehörenden Dichters Antiphanes sich dahin deuten zu lassen, Athen. 3, p. 81 (nach Meineke's Redaktion):

καὶ περὶ τὴν ἡμῶν γ' ἡλίσσον τὸ καὶ λέγειν  
ὅσα τῶ σφοδρῶς ἀλλήλων. ἀλλὰ ταῦτ' ἐλάττω  
ταρβύν τὸ μῆλα. B. κατὰ γε. A. κατὰ δ' ἔτ' ὁ θροῖ·  
ποσάτι γάρ το σάφει τοῖτ' ἀφ' ἑμῶν  
εἰς τὰς Ἀθήνας ἐστὶ τὰ τοῖ βουλιώος.  
B. τὰρ Ἐσπερίδων ὅμιτι γε. A. εἰ τὴν Φεωφύλον  
πασὶν τὰ χρῆσι μῆλα ταῖν' εἶναι. B. τρία  
μυρία ἐστὶν. A. ὁλόγων τὸ καλὸν ἐστὶ τανυστοῖ  
καὶ τίμων.

Die Lebenszeit des Antiphanes steht nicht ganz fest; nach Suidas wäre er im Jahre 328 vor Chr. gestorben, also gerade zur Zeit von Alexanders Zügen in Asien; in einem andern Fragment des



[illegible]

Notes: 1. *See also* 100-101, 102-103, 104-105, 106-107, 108-109, 110-111, 112-113, 114-115, 116-117, 118-119, 120-121, 122-123, 124-125, 126-127, 128-129, 130-131, 132-133, 134-135, 136-137, 138-139, 140-141, 142-143, 144-145, 146-147, 148-149, 150-151, 152-153, 154-155, 156-157, 158-159, 160-161, 162-163, 164-165, 166-167, 168-169, 170-171, 172-173, 174-175, 176-177, 178-179, 180-181, 182-183, 184-185, 186-187, 188-189, 190-191, 192-193, 194-195, 196-197, 198-199, 200-201, 202-203, 204-205, 206-207, 208-209, 210-211, 212-213, 214-215, 216-217, 218-219, 220-221, 222-223, 224-225, 226-227, 228-229, 230-231, 232-233, 234-235, 236-237, 238-239, 240-241, 242-243, 244-245, 246-247, 248-249, 250-251, 252-253, 254-255, 256-257, 258-259, 260-261, 262-263, 264-265, 266-267, 268-269, 270-271, 272-273, 274-275, 276-277, 278-279, 280-281, 282-283, 284-285, 286-287, 288-289, 290-291, 292-293, 294-295, 296-297, 298-299, 300-301, 302-303, 304-305, 306-307, 308-309, 310-311, 312-313, 314-315, 316-317, 318-319, 320-321, 322-323, 324-325, 326-327, 328-329, 330-331, 332-333, 334-335, 336-337, 338-339, 340-341, 342-343, 344-345, 346-347, 348-349, 350-351, 352-353, 354-355, 356-357, 358-359, 360-361, 362-363, 364-365, 366-367, 368-369, 370-371, 372-373, 374-375, 376-377, 378-379, 380-381, 382-383, 384-385, 386-387, 388-389, 390-391, 392-393, 394-395, 396-397, 398-399, 400-401, 402-403, 404-405, 406-407, 408-409, 410-411, 412-413, 414-415, 416-417, 418-419, 420-421, 422-423, 424-425, 426-427, 428-429, 430-431, 432-433, 434-435, 436-437, 438-439, 440-441, 442-443, 444-445, 446-447, 448-449, 450-451, 452-453, 454-455, 456-457, 458-459, 460-461, 462-463, 464-465, 466-467, 468-469, 470-471, 472-473, 474-475, 476-477, 478-479, 480-481, 482-483, 484-485, 486-487, 488-489, 490-491, 492-493, 494-495, 496-497, 498-499, 500-501, 502-503, 504-505, 506-507, 508-509, 510-511, 512-513, 514-515, 516-517, 518-519, 520-521, 522-523, 524-525, 526-527, 528-529, 530-531, 532-533, 534-535, 536-537, 538-539, 540-541, 542-543, 544-545, 546-547, 548-549, 550-551, 552-553, 554-555, 556-557, 558-559, 560-561, 562-563, 564-565, 566-567, 568-569, 570-571, 572-573, 574-575, 576-577, 578-579, 580-581, 582-583, 584-585, 586-587, 588-589, 590-591, 592-593, 594-595, 596-597, 598-599, 600-601, 602-603, 604-605, 606-607, 608-609, 610-611, 612-613, 614-615, 616-617, 618-619, 620-621, 622-623, 624-625, 626-627, 628-629, 630-631, 632-633, 634-635, 636-637, 638-639, 640-641, 642-643, 644-645, 646-647, 648-649, 650-651, 652-653, 654-655, 656-657, 658-659, 660-661, 662-663, 664-665, 666-667, 668-669, 670-671, 672-673, 674-675, 676-677, 678-679, 680-681, 682-683, 684-685, 686-687, 688-689, 690-691, 692-693, 694-695, 696-697, 698-699, 700-701, 702-703, 704-705, 706-707, 708-709, 710-711, 712-713, 714-715, 716-717, 718-719, 720-721, 722-723, 724-725, 726-727, 728-729, 730-731, 732-733, 734-735, 736-737, 738-739, 740-741, 742-743, 744-745, 746-747, 748-749, 750-751, 752-753, 754-755, 756-757, 758-759, 760-761, 762-763, 764-765, 766-767, 768-769, 770-771, 772-773, 774-775, 776-777, 778-779, 780-781, 782-783, 784-785, 786-787, 788-789, 790-791, 792-793, 794-795, 796-797, 798-799, 800-801, 802-803, 804-805, 806-807, 808-809, 810-811, 812-813, 814-815, 816-817, 818-819, 820-821, 822-823, 824-825, 826-827, 828-829, 830-831, 832-833, 834-835, 836-837, 838-839, 840-841, 842-843, 844-845, 846-847, 848-849, 850-851, 852-853, 854-855, 856-857, 858-859, 860-861, 862-863, 864-865, 866-867, 868-869, 870-871, 872-873, 874-875, 876-877, 878-879, 880-881, 882-883, 884-885, 886-887, 888-889, 890-891, 892-893, 894-895, 896-897, 898-899, 900-901, 902-903, 904-905, 906-907, 908-909, 910-911, 912-913, 914-915, 916-917, 918-919, 920-921, 922-923, 924-925, 926-927, 928-929, 930-931, 932-933, 934-935, 936-937, 938-939, 940-941, 942-943, 944-945, 946-947, 948-949, 950-951, 952-953, 954-955, 956-957, 958-959, 960-961, 962-963, 964-965, 966-967, 968-969, 970-971, 972-973, 974-975, 976-977, 978-979, 980-981, 982-983, 984-985, 986-987, 988-989, 990-991, 992-993, 994-995, 996-997, 998-999, 1000-1001, 1002-1003, 1004-100

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 84

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000 1001 1002 1003 1004 1005 1006 1007 1008 1009 1010 1011 1012 1013 1014 1015 1016 1017 1018 1019 1020 1021 1022 1023 1024 1025 1026 1027 1028 1029 1030 1031 1032 1033 1034 1035 1036 1037 1038 1039 1040 1

1. The first thing I noticed when I stepped out of the plane was the cold, crisp air. It was a relief after the warm, humid air of the tropics. I had heard that the weather in the north was perfect, and I was not disappointed. The sun was shining brightly, and the sky was a clear, deep blue. The ground was covered in a soft, green carpet of grass, and the trees were tall and leafy. It was a beautiful sight, and I felt like I had entered a new world. I had heard that the north was a beautiful place, and I was not disappointed. The sun was shining brightly, and the sky was a clear, deep blue. The ground was covered in a soft, green carpet of grass, and the trees were tall and leafy. It was a beautiful sight, and I felt like I had entered a new world.



gefehlt haben (Marc. 9, 23: „alle ding sind möglich dem der da gläubet“). So wird bei dem fingirten Gastmahl des Athenäus 3, p. 84 nach beglaubigten Aussagen erzählt, dass in Aegypten Verbrecher, die zufällig von einer solchen Frucht gekostet hatten, wilden Thieren und giftigen Schlangen vorgeworfen wurden und unversehrt blieben; dass man darauf von zwei Verbrechern dem einen dies Gegengift auf seinem letzten Gange mitgegeben, dem andern nicht, und der letztere auf der Stelle vom Schlangenbiss getödtet worden, der erstere ohne Schaden davongekommen sei; dass dieser Versuch dann häufig und immer mit demselben Ertolge wiederholt worden sei. Als die Deipnosophisten des Athenäus dies hörten, griffen sie fleissig nach den aufgetischten medischen Aepfeln, nicht des Geschmacks wegen, dürften wir hinzufügen, und wohl unter Gesichterschneiden. Die zweite Eigenschaft der Frucht, dass sie verderbliches Ungeziefer abwehrte, gab zu dem lateinischen Namen *citrus*, *malum citreum* u. s. w. Veranlassung. Das griechische *ξέδος*, mit welchem die duftenden unzerstörbaren Coniferen-Hölzer, Wachholderarten, Ceder, *Thuja articulata* u. s. w., die nicht nur selbst den Würmern widerstanden, sondern auch die Kleider vor denselben bewahrten, bezeichnet wurden, — dies *ξέδος* war in Italien durch populäre Entstellung zu *citrus* geworden (wie *mala cotonea* für *κισσία*, *Euretic* für *Eurydic*, *lady* für *dāda* und manches Andere). *Citrus* bedeutete insbesondere das aus Afrika seit alter Zeit eingeführte Holz des Lebensbaumes, *Thuja articulata*, aus dessen Masern in der späteren Epoche des Luxus und Reichthums kostbare Tischplatten gefertigt wurden, das aber mit seinem aromatischen Dufte auch die Motte, den Erbfeind der wolletragenden Völker des Alterthums, von den Kleiderkisten fern hielt, Plin. 13, 86. *libros citratos fuisse: propterea arbitrarier lineas non letuisse*. Auf diese Sitte, die wollenen Tuniken durch Harz oder Splitter der *Thuja* oder stüllicher Wachholderspecies vor der Zerstörung zu sichern, bezieht sich vielleicht der schon von Nätvius in seinem Epos vom zweiten punischen Kriege gebrauchte Ausdruck *citrata vestis* d. h. das citrusduftende Kleid (Macrob. Sat. 3, 19, 1), abgleich Festus p. 42 Müller und Isidorus darunter ein wie die Citrusmasern getrauntes verstanden wissen wollen. Da nun der goldene medische Apfel gleichfalls und zu dem gleichen Zweck in die Kleiderladen gelegt wurde — und diese Sitte erhielt sich, wie wir aus Athenäus erschen, bis zu den



Zeiten der Grossväter, d. h. bis in den Anfang des zweiten Jahr nach Chr. —, auch der Duft der Schale einiger Massen dem des Cederharzes analog ist, so wurde er in der Vorstellung des Volkes zur Frucht des Citrusbaumes und im gemeinen Leben, später auch bei den Gebildeten, ja bei den Griechen danach benannt. Dioscorides 1, 166 sagt noch: *τα δὲ ὑψηλὰ λεγόμενα ἢ ἀγροίαν ἢ ζιδωνίαν, γεννᾶται δὲ ζίρπια*, aber Galenus de aliment. facult. 2, 37 lacht schon über diejenigen seiner Collegen, die ausgelehrter Affectation sich des allgemein verständlichen *ζίρπια* enthalten und statt dessen *το γιδίζον ὑψίον* sagen. Der Zeitgenosse des Galenus, der Afrikaner Appulejus, der eine Schrift de arboribus geschrieben hatte, tadelt darin, wie Servius zu der oben angeführten Stelle des Vergil berichtet, die Gewohnheit, den Baum mit dem medischen Apfel als *citrus* zu bezeichnen, da beide ganz verschieden seien: *hanc plerique citrum colunt, quod negat Appulejus in libris quos de arboribus scripsit et docet longe aliud esse genus arboris*. Aber der Name war in der Sprache des Volkes herrschend geworden und konnte in einer Zeit, deren Signatur grade die Reaction des Populären gegen die Bildung war, nicht mehr ausgerottet werden.

Seit wann aber darf man annehmen, dass der Baum selbst in Italien gezogen wurde, und welche Art des Genus *citrus* war es, welcher die einst in Athen, dann in Italien und nach Juba von Mauritania auch in Libyen als Hesperidenapfel angeschante Frucht angehörte?

Hätten die älteren unter den griechischen und römischen Schriftstellern den Baum schon in Europa mit Augen gesehen, sie hätten sich nicht so lange ausschliesslich an die Beschreibung des Theophrast gehalten, und noch viel weniger hätte der Name *citrus* für ihn aufkommen können. Plinius giebt ganz die Schilderung des Theophrast wieder, dann setzt er hinzu 12, 16: *temptare quales transferre ad sese propter remane praestantiam fistulatis in vasis, data per cavernas radicibus spramenta . . . sed nisi apud Medos et in Perside nasci nobis*. Also Versuche waren bereits gemacht worden, aber, wie es mit ersten Versuchen oft geht, vergebliche; man hatte Bäumchen in thonernen durchlöchernten Kübeln reisen lassen, sie waren aber ausserhalb Mediens und Persiens nicht fortgekommen, oder hatten wenigstens keine Früchte angesetzt, 16, 135: *fastidit . . . nota Assyria munda*.



*atibi ferre.* Ohne diese ausdrücklichen Zeugnisse könnte eine andere Stelle des Plinius für die entgegengesetzte Meinung benutzt werden, 13, 103: *alia est arbor eodem nomine (arbor citri), malum ferens cretatum aliquis odore et amaritudine, aliis ceptitum, domus etiam decorans, nec dicenda verbasus.* Hier sind die drei letzten Worte durch die schon früher von dem Autor nach Theophrast gegebene Beschreibung motivirt, die drei vorhergehenden: *domus etiam decorans* erklären sich durch die im Text eben beendigte ausführliche Beschreibung der aus dem afrikanischen Citrusholz gearbeiteten Prachtstücke. In wie fern aber schmückte, wie jener afrikanische, so auch dieser medische Baum die Häuser? Stand er in Kübeln unter den Säulen der Halle und war er also doch, der obigen Versicherung zuwider, auch ausserhalb Mediens lebensfähig? Oder zierte er die Wohnungen der Reichen nur durch seine Früchte, die etwa als *zeqûta* auf Tischen und Gesimsen prangten und die Dämonen des Verderbens als *phera mala* abhielten? Ein oder anderthalb Jahrhunderte nach Plinius wenigstens muss der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein. Florentinus, der im ersten Drittel des dritten christlichen Jahrhunderts gelebt haben wird und dessen Werk zwar verloren gegangen ist, aber dem Inhalt nach zum grossen Theil in der Sammlung der Geoponika des Cassianus Bassus sich wiederfindet, schildert 10, 7 die Kultur der *zeqûta* ganz nach dem Bilde der heut zu Tage in Oberitalien z. B. in den *quindici* des Gardasees, gebräuchlichen: man zieht sie an der Südseite von West nach Ost laufender Mauern, bedeckt sie im Winter mit Matten, *stridone*, u. s. w. Reiche Leute, fügt Florentinus hinzu, die Aufwand machen können, pflanzen sie unter Säulengängen, die der Sonne geöffnet sind, an die Mauer, begiessen sie reichlich, lassen die Sommerglut auf sie wirken und bedecken sie, wenn der Winter naht. Also doch nur Treibhauskultur. Bei Palladius, der im vierten oder wahrscheinlicher im fünften Jahrhundert lebte, wachsen Citronenblume auf Sardinien und bei Neapel, also in warmen, durch Seeluft gemilderten Gegenden, auf fettem, reichlich bewässertem Boden, Winter und Sommer unter freiem Himmel, und die bisher nur traditionellen, halb sagenhaften Vorstellungen konnten jetzt an der Wirklichkeit gemessen und berichtigt werden. So fand sich z. B., dass der Baum wirklich, wie schon Theophrast







dass bei Apicius jede einzelne in einem besonderen Topf eingemacht wird, 1, 21: *in vas citrium mitte, gipsu suspende* (wo Andere eine Art Kürbiss verstehen wollten); wenn sie noch unreif ist, umgibt man sie mit einer thönernen Hülle, in die sie hineinwächst und deren Gestalt sie annimmt, das Fleisch d. h. die weisse, dicke, beinahe den ganzen Raum einnehmende Schale wird als Hauptbestandtheil mit aufgezählt, *ἡρ ὁλορ σίκερα* bei Galen, de alim. fac. 2, 37 — lauter für die *citrus medica cedra* treffende Züge; endlich tragen alle übrigen Arten der Hesperidenfrucht Namen, die jeden Zweifel über das spätere Zeitalter, in welchem sie eingeführt wurden, ausschliessen. Die Limone — die wir deutsch fälschlich Citrone nennen —, eine kleinere, mehr oder minder rundliche Frucht mit dünner aromatischer Schale und reichem saurem Saft heisst so nach dem arabischen *limūn*; diess stammt aus dem Persischen; letzteres entlehnte das Wort aus dem Indischen — womit Herkunft, Weg und Zeit genugsam angedeutet sind. Als um das Jahr 1000 der Fürst von Salerno von Arabern in seiner Stadt belagert wurde und vierzig zufällig aus dem heiligen Lande heimkehrende Normannen ihn befreit hatten, schickte er in die Normandie Gesandte und mit ihnen *poma cedrina, amygdalus quoque et deauratas nuxes* — um die Normannen zu bewegen in ein so schönes Land zu kommen und es vertheidigen zu helfen (Chronica Montis Cassiniensis bei Pertz Ser. 7 p. 652; in der altfranzösischen Uebersetzung des Amatus von Montecassino, herausgeg. von Champollion-Figene, 1, 49, sind die *poma cedrina* durch *citre* wiedergegeben). Um diese Zeit also wächst in Unteritalien immer nur noch die Citronate der Alten. Auch als Jacobus de Vitriaco, Bischof von Acon, nachher von Tusculum und Cardinal, der im Jahre 1240 in Rom starb, die Naturwunder des heiligen Landes beschrieb, kann der Limonenbaum noch nicht in Europa gewesen sein, denn er führt ihn ausdrücklich unter den in Europa fremden palästinensischen Pflanzen auf, Bongarsii Acta Dei per Francos, Hannover 1614, p. 1099 (hist. hierosolymit. 1, cap. 85): *sunt praeterea aliae arbores fructus nardos, pontici* (mittellateinisch für *austeras*, s. Du C.) *edibiles saporis, et se procreantes, quas appellant Limones: quorum succo in aestate cum cactibus et piscibus libentissime utuntur, eo quod sit frigidus et viscerans palatum et procreans appetitum*. Auch die Pampelmuse, franz. *pampelmusse*, von den



[illegible]



sehen Mundarten und im Spanischen ist das anlautende *n* des arabischen Wortes noch erhalten; dem französischen *orange* gab der hineinspielende Begriff von *or*, *aurum* seine etwas abweichende Form: in *orange* liegt schon das Göthe'sche Goldorange. Schon Jacobus de Vitriaco hat das Wort in französischer Gestalt: *in parvis autem arboribus quaedam crescunt alia poma citrina, minoris quantitatatis frigida et aculi seu potius saporis, quae poma Orengeas ab indigenis nuncupantur*. Albertus Magnus in seinem Buche de Vegetabilibus, welches kurz vor 1256, also nicht sehr lange nach Jac. de Vitriaco geschrieben ist, tadelt 6, 53 diejenigen, die für die *cedrus* (den Citrouenbaum der Alten, *quae arbor facit poma crocea oblonga magna, quae fere figuram praetendunt cucumeris et habent in se grana acetosa*) den Namen *aranguus* brauchen: *sed tamen aranguus pomum habet breve et rotundum et caro ipsa est mollis* u. s. w. Nach Amari, storia dei Musulmani di Sicilia, vol. 2, Firenze 1858, p. 115 wäre die in einem Diplom von 1094 (bei Pirro, Sicilia sacra, p. 770) vorkommende *via de Arangeriis* in der Nähe von Patti — ein Orangenweg, also der Name und die Frucht schon vor den Kreuzzügen durch die Araber auf die Insel Sicilien gekommen.

Noch weit jünger ist in Europa die süsse Pomeranze, *citrus aurantium dulce*. Auch hier liegt in der deutschen Benennung Apfelsine d. h. chinesischer Apfel und in der italienischen *portogallo* die Geschichte und der Weg des Baumes ausgesprochen. Erst die Portugiesen brachten ihn nach Ausbreitung ihrer Schifffahrt in den Meeren des östlichen Asien aus dem südlichen China nach Europa, angeblich im Jahre 1548, und der europäische Urban stand noch lange zu Lissabon im Hause des Grafen von St. Laurent. Der Jesuit Le Comte, der lange in China gelebt hatte, berichtet darüber in seinen Nouveaux memoires sur l'état present de la Chine, 2<sup>e</sup> édition, Paris 1697, T. 1, p. 173: *On les nomme en France Orange de la Chine parceque celles que nous vîmes pour la première fois en avoient été apportées. Le premier et unique orangier, duquel on dit qu'elles sont toutes venues, se conserve encore à Lisbonne dans la maison du Comte S. Laurent et c'est aux Portugais que nous sommes redevables d'un si excellent fruit*. Noch Ferrarius (Hesperides, Romae 1646, fol.) nennt die Apfelsine *aurantium Olyssiponense*, Orange von Lissabon, und fügt p. 125 hinzu, sie sei von dort nach Rom ad Pros et Barberinos



hinteres geschickt worden. Das Letztere ist nur ein Compliment für den Papst Urban 8. Barberini, unter dem der Jesuit Ferrar sein Werk verfasste; die Garten der Pier können aber nur die der beiden Päpste Pius 4 und Pius 5 sein, die von 1565 bis 1572 den päpstlichen Stuhl einnahmen. Die köstliche Frucht verschaffte dem Baum bald Verbreitung um die Küsten des mittelländischen Meeres bis tief nach Westasien hinein, und nicht bloss die Italiener, auch die Neugriechen sagen *coptopaisa*, die Albanesen *protokala*, ja selbst die Kurden *protoghal* (Pott, Zeitschr. für Kunde des Morgenl. 7, 113), während im Norden die Russen, die Grenz nachbarn der Chinesen, den deutschen Namen Apfelsin angenommen haben — lauter Anzeichen der vollbrachten Umwälzung im Weltverkehr, der nicht mehr wie zur Zeit des Hellenismus und der römischen Kaiser und später der islamitischen Araber quer durch Asien von Ost nach West ging, sondern seit Vasco de Gama die umgekehrte Richtung genommen und sich den Ocean zum Schauplatz gemacht hatte. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Eine neue Varietät, die sogenannten Mandarinen, kleiner, süsser, gewürzhafter, als die Apfelsinen, trat im 19. Jahrhundert auf und erwirbt sich mit jedem Jahr ein grösseres Terrain; nach Sirehen sollen die Mandarinen von Malta gekommen sein. Zu Abweichungen ist das ganze Fruchtgeschlecht überhaupt sehr geneigt, und Oertlichkeit, Impfung und Behandlung haben unzählige Spielarten hervorgebracht. Solche künstlich zu erzeugen, war sonst der Stolz der Gärtner, als von den Türken und später von Versailles aus neben Oper, Ballet, Vergoldung und Porcellan auch der Besitz weitläufiger Orangerien mit kugelig beschnittenen Bäumen in prachtvollen Kibeln und Kästen, die im Sommer lange Alleen bildeten, zum kostbaren Erforderniss aller Hoheiten, ja der Herrenhäuser des reichsunmittelbaren Landadels geworden war. Später verwandelten sich bei steigender Bildung die Orangerien in mehr botanische Treibhäuser, und als der ästhetische Humanismus auch den mittleren Ständen den dumpfen theologischen Kerker geöffnet hatte, da zog der junge Schwärmer, den Hotgarten und ihren Schneekengespinnnen den Rücken kehrend und Mignon nachsingend, in das Land, wo unter azurnem Himmel die Goldorange in dunkeln Laube glühte und in reiner Form die



dorische Säule aufstieg. Doch musste er lange wandern, ehe er einen Hesperidenhain betrat, und auch da war Alles in prosaischer Weise auf Ertrag, Benutzung und Absatz berechnet; die Citronen wurden zerquetscht und der abfliessende trübe Saft in hölzerne Fässer gegossen; die Blüten wurden unbarmherzig abgeschüttelt, damit aus ihnen kölnisches Wasser, *eau de Cologne*, bereitet werde; der Zuckerbäcker versott die Früchte für den Markt von London, Hamburg, Bergen in Norwegen und Archangel am Eispol; der Destillateur fabricirte Bergamottöl aus den Schalen. Auch war damals, als Pästum seine Tempel errichtete, die Tauronenier im Theater sassen und Pindar, Aeschylus und Plato von den Herrschern von Syrakus als Gäste aufgenommen wurden, weit und breit kein blühender Citronenbaum zu sehen, ja jene alten Helden, Künstler und Denker hatten nie von einem solchen auch nur gehört. Erst die Villen, in denen die Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts und die Mitglieder der platonischen Akademie wandelten, waren mit Pomeranzen geschmückt, und süsse Orangen brachen erst die schwarzen Väter Jesuiten aus den immergrünen Zweigen und überreichten sie den lächelnden Holdamen in Puder und Retrock zur Erfrischung für die schönen, lechzenden, geschminkten Lippen.<sup>61)</sup>

## DER JOHANNISBRODBAUM

(*Ceratonia siliqua* L.)

Der Johannisbrodbaum ist ein immergrüner, nicht sehr hoher, aber schattenreicher, mächtig ausgebreiteter Baum, der am liebsten in der Nähe des Meeres die heissen, sonnerwärmten Felsenwände, die ihm zum Schutz gegen kalte Nordwinde dienen, mit seinen Wurzeln umklammert. Er wächst langsam, trägt erst nach zwanzig Jahren und dauert Jahrhunderte lang. Seine Früchte — braune, flache, einen Zoll breite, einen halben, ja einen ganzen Fuss lange, horn- oder siebelförmig gekrümmte Schoten, mit glänzend dunklen, bohnenartigen Samen und süssem, nahrhaftem Fleisch, das sogenannte Johannsbrod — werden von Thieren und







er also auch, wie Olive und Dattelpalme, ein Produkt menschlicher, insbesondere semitischer Kunst und Mühe. Einst, wie jetzt, bildeten die süßsen Schoten in Palästina eine gemeine Speise. Der Täufer Johannes hatte damit in der Wüste sein Leben getristet, und noch den Reisenden neuerer Zeit wurde der angebliche Baum gezeigt, der den Vorläufer des Messias mit seinem Johannisbrod gemehrt hatte. In der Parabel im 15. Kapitel des Lucas hegehrt der verlorene Sohn, der zum Hüter der Schweineherde herabgesunken ist, seinen Hunger mit den Hörnchen, *ἀρά τῶν κεραιῶν*, die die Schweine frassen, zu stillen, aber Niemand gab sie ihm. Auch der Name des kleinen Gold- und Diamantengewichts, des Karats, der von den Bohnen der Johannisbrodschote, *κεράττα*, genommen ist (schon bei Isidor *ceratus*, später von den Arabern adoptirt und durch sie den Sprachen aller Länder mitgetheilt, — wofür auch *siliqua* gesagt ward), beweist, wie verbreitet und alltäglich die Frucht im griechischen Orient war. Bei den römischen Schriftstellern finden wir einige Stellen, die auf schon damals versuchte Anpflanzung im Abendlande hindeuten. Nach Columella 7, 2, 6 sollen die Schweine im Walde ausser von anderen wildwachsenden Früchten auch von *gracuae siliquae* sich nähren. Da zu Columellas Zeit unmöglich Johannisbrodbäume einen Bestandtheil europäischer *nemora* ausmachen konnten, so mag die Notiz aus irgend einem griechisch-orientalischen Schriftsteller über Landwirthschaft stammen. An einer anderen Stelle geht Columella den Rath, den Baum im Herbst zu säen, 5, 10, 20: *siliquam gracuam quam quidam asperitior vocant et Persicum ante brumam per autumnum serito*. Auch dies ist wohl nur eine aufgenommene fremde Wirthschaftsregel; Plinius wiederholt sie mit denselben Worten (17, 136) entweder aus Columella oder aus der gemeinsamen Quelle; im Uebrigen nennt er die Frucht *praedules siliquae* (15, 95) oder *siliquae syriacae* (23, 151) und behandelt sie nicht als einheimische. *Syriacae* heißen die Schoten auch bei Scribonius Largus ein Menschenalter früher; wo sonst *siliquae* als Speise des Armen und Genügsamen vorkommen, ist kein Grund, etwas Anderes als das Nächste d. h. als Bohnen oder Erbsen darunter zu verstehen. Bei Galenus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ist, wie wir so eben gesehen haben, das Johannisbrod durchaus nur Gegenstand der Einfuhr aus dem Orient. Palladius aber in den letzten Zeiten des Römerreichs



führt ausführlich den Baum vorpflanzten und spricht auch von seinen eigenen Erfahrungen dabei, 3, 25, 27: *scripsi Pichuarum quoniam arbor et Nocebra et semine et plantis: anno hoc maximam cauda siccis, campestris, tamen, ut ipse expertus sum, in loco calido fortius fieri, si adpectus humori: potest et tubis periri a. w.* Da diese Stelle in einigen Handschriften fehlt, auch der heilige Benutzer des Palladius, Petrus Crescensius, über den Baum schweigt, so bleibt Zweifel, ob wir nicht am Ende ein unechthafes Einschießel vor uns haben. Sollte aber auch die Naturalisation des Baumes zur Zeit der Römer begonnen haben, so lehren doch die arabischen Namen: ital. *carrobo, carroba*, span. *arroba, alarroba*, portug. *alfarroba*, franzos. *caroube*, aus was dann erst die Araber entweder die erloschene Kultur vom Neuen aufnahmen oder der noch vorhandenen die heutige Verbreitung gaben. In der südlichen Hälfte der italienischen Halbinsel sind jetzt die Carroben häufiger und die Ernte reichlicher, als derjenige Reisende voraussetzt, der bloss die gewöhnliche Strasse der Fioristen gewandert ist und den syrischen Baum etwa nur an der Felsenstrasse bei Anagni gesehen hat. Sicilien, die arabische Insel, erzeugt und verschifft viel Johannsbrot; die reichsten Bäume dieser Art stehen am apulischen Gargano, diesem so malerischer, naturwissenschaftlicher, auch botanischer Hinsicht so merkwürdigen, aber auch so selten besuchten, massigen, isolirten, zum Meer abstürzenden Kalkstein Vorgebirge. Im heutigen Griechenland finden sich Carrobenbäume hin und wieder auf dem Festlande und auf den Inseln zerstreut, darunter einige von ehrwürdigem Alter, wie derjenige, unter dem Fiedler, Reise, I, 224, auf dem skironischen Wege sein Mittagsmahl hielt und dessen Stamm einige Fuss Durchmesser hatte. In Kleinasien, Syrien u. s. w. gemessen der Baum auch religiöse Verehrung, und zwar bei Muselmännern wie bei Christen. Er ist dem heiligen Georg geweiht und Kapellen unter oder in seinen Zweigen sind gewöhnlich. Wie bei allen Kulturgewächsen haben sich auch bei diesem Varietäten gebildet, die sich durch grössere oder geringere Stossigkeit und Haltbarkeit und durch Form und Grösse der Schoten unterscheiden. Im Orient, wo die Frucht noch mehr Zucker entwickeln mag, und zuweilen auch in Europa pressen man aus den Schoten auch eine Art Honig, mit dem andere Früchte eingemacht werden, und wirt die Rückstunde den



Schweinen vor. Auch das harte Holz wird geschätzt und die Rinde dient zum Gerben.

## DAS KANINCHEN

(*Lepus cuniculus* L.).

Von Spanien her lernten die Römer ein dem Hasen verwandtes Hausthier kennen, das den Griechen im Osten des Mittelmeeres nicht zu Gesicht gekommen war: das Kaninchen. Es war, wie das Spartgras und die Korkelche, Spanien eigenthümlich und eng an den iberischen Volksstamm geknüpft, mit dem es über Afrika nach dem westlichen Europa gekommen sein muss. Es trug bei den Römern den Namen *cuniculus*, ein Wort, dessen Stamm aller Wahrscheinlichkeit nach der iberischen Zunge angehört und nur mit lateinischer Endung versehen ist<sup>52</sup>). Mit dem selben Ausdruck bezeichneten die Römer schon seit Cicero und Cäsar auch unterirdische Gänge, und es war Streit, ob diese nach dem Thier oder umgekehrt das Thier nach jenen benannt sei; die Alten entschieden sich meist für Letzteres, aus keinem anderen Grunde, als weil ihnen die Sache und also auch das Wort in dieser Bedeutung häufiger aufstieß, als das halb unbekannte Thierchen, — während wir die erstere Annahme für natürlicher halten, wenn auch die römischen Sapeurs und Mineurs ihre Kunst nicht gerade den Kaninchen abgelernt haben, wie Martialis meint, 13, 66:

*Gaudet in offensis habitare cuniculus antris:*

*Monstravit tacitas hostibus ille vias.*

In der Literatur kommt das Kaninchen zuerst bei Polybios vor, also um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr., in der nach dem Lateinischen gebildeten Form *κύνιζλος*, 12, 3: auf Corsica giebt es keine wilden Thiere *ἀλλ' ἀκονίζια καὶ κύνιζλον καὶ ἐπολάται ἀγρίον* Mouffloust. Bei Athenaeus 9, p. 400 lautet die von Polybios gebrauchte Form *κύνιζλος*, dem Lateinischen noch etwas näher. Auch bei dem Geschichtschreiber und Philosophen Posidonius von Apamea in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Chr. kam das Wort vor. Catullus kennt Spanien als







lit. *conere*, preuss. *heure*, slav. *vóerica*, das Eichhorn, span. *baron*, ital. *furillo*, französisch *furt*. Es kroch in die Kaninchenhöhle und trieb die Bewohner zum Ausgang hinaus, wo der Jäger sie aufging und erlegte. Die Griechen benannten dies Frettleben mit dem allgemeinen Ausdruck *ζαλῆ*, dem sie zu näherer Bestimmung das Prädikat *Ταγριανία* hinzufügten. Schon Herodot weiss von solchen tartessischen d. h. spanischen Wiesel: er sagt I, 192 bei naturhistorischer Beschreibung der Nordküste von Afrika, es lebten dort unter den Silphiumständen *ζαλταί*, den tartessischen ganz ähnlich — welche letztere also im fünften Jahrhundert vor Chr. schon in Spanien zur Jagd üblich waren. Dass schon zur Zeit der Republik Kaninchen auch von den Römern in sogenannten Leporarien gehalten wurden, sehen wir aus Varro; an der Tafel des Athenäus hat einer der Sprechenden auf der Fahrt von Dicarchia, dem heutigen Pozzuoli, nach Neapel die kleine Insel an der äussersten Landspitze, also das heutige Nisida, von wenig Menschen und viel Kaninchen bewohnt gesehen (Athen. I, 13) — was auch noch heut zu Tage von den italienischen Inseln im Verhältniss zum Festlande gilt. Immer aber ward das Thierchen bei den Römern als charakteristisches Merkmal des Landes Spanien betrachtet: wir sehen dies z. B. aus Gold- und Silbermünzen des Kaisers Hadrian, wo auf dem Revers mit der Legende Hispania vor einer liegenden weiblichen Figur, die einen Olivenzweig hält und den linken Arm auf den Felsen Calpe stützt, ein Kaninchen abgebildet ist (H. Cohen, Description historique des ... médailles impériales, T. 2, Paris 1859, Adrien n° 270 - 276).

Heut zu Tage haben sich die niedlichen, so eigenthümlichen Thierchen mit dem wohlschmeckenden Fleische über ganz Europa ausgebreitet, sind aber besonders in Frankreich unter dem Namen *lapin* (nach Duez für *chapin*, Volksausdruck: der Ducker) eine häufige und beliebte Speise. Dies muss schon zu der Zeit, die Gregor v. Tours beschreibt, der Fall gewesen sein, denn 5, 1 berichtet er von Roccoleims: *erat enim dies sanctae Quadragesimae in qua fetus canicuborum* (also die oben genannten *laureos*) *saepe comedit*. Das weisse Kaninchenfleisch galt auch sonst für keinen Fastenbruch, was die Kirche oft zu berichtigen hatte. Bei Petrus Crescentinus, dem Zeitgenossen Dantes, wohnt das Kaninchen in dem zusammenhängenden Strich Landes von Spanien durch die Provence bis in die Lombardei, 9, 80: *quod in*



*Hesperus et in Ichnusa et in partibus Lemniscarum, de sideribus  
hinc apparet* — also immer noch auf hermetischen Lehren. Jetzt  
ist es nicht bloss dem Franzosen, sondern auch dem Pariser  
wohl bekannt und hat nicht bloss die Inseln des westlichen Mittel-  
meers, sondern auch die des Ostlichen oder griechischen Mittel-  
meers und mit seinen Gängen und Höhlen durchleuchtet.<sup>1)</sup>

## DIE KATZE.

Der Hund ist ein uralter Begleiter des Menschen, ja gewiss  
das früheste und erste von allen Tieren, die der Mensch sich  
zugewandt hat, — wer der es nicht weiss, sollte glauben, dass die  
unerbittliche Feindin des Hundes, die Katze, die jetzt fast in keinem  
Hause fehlt, so weit einharte und halb einharte Menschen sind,  
eine ganz junge Erwerbung der Kultur ist. Freilich die Bewohner  
des Nilmalles müssen wir dabei ausnehmen. Dass das geheimnis-  
volle, mit seinem Thun in die Nacht der Zeiten hinabreichende,  
den so anzuhabende als abwesende Volk der Aegypter die Katze  
in Menge erzieht, sie heilig hielt, sie nach dem Tode einbalsamirte,  
wirdes nicht bloss die Alten, wie Herodot und Diodor, sondern  
bestätigen auch die Denkmäler und Ueberreste: man sehe z. B.  
den Hymnus auf die Sonnenkatze auf einer Stèle, übersetzt von  
Brugsch in der Zeitschrift der DMG 10. 1857. Die gezähmte  
Art war die *felis manicata* Rüpp. Dr. Hartmann in der Zei-  
tschrift für ägyptische Sprache, 1864, S. 11. Das Verschlossene  
und Stumme, daher Annunzreiche, das nach Hezel alle Thiere  
haben, ist in der Katze und deren eigenbündlichen, gleichsam  
mystischen Sitten und Neigungen besonders fühlbar. Sie hat noch  
jetzt für den, der sie gewahren lässt und sie aufmerksam beob-  
achtet, etwas Aegyptisches, das die Vortheile der Frauen, den  
Widerwillen der Andern weckt. Dies Thier so vollkommen zu  
zähmen und an den Menschen zu gewöhnen — denn die Haus-  
katze verwildert nicht leicht und kehrt immer wieder zum Hause  
zurück — konnte nur dem Aegypter gelingen und war die Arbeit  
von Jahrtausenden. Nur wenn viele, sehr viele Generationen  
des Thieres auf dieselbe behutsame, pflegende, liebevolle Art



behandelt wurden und in der langen Zeit jede Erfahrung eines verursachten Schmerzes oder zugefügten Leides aus dem Gedächtniss der scheuen Creatur ausgelöscht war, konnte aus der wilden Katze, deren Geschlecht von allen am wenigsten auf Zähmung angelegt scheint, unsere jetzige ansehnliche Hauskatze werden. Religiöser Aberglaube hat hier, wie so oft, das Unglaubliche geleistet und auch einmal der Kultur gedient, statt sie aufzuhalten. Die verhältnissmässige Kleinheit des Thieres kam der Aufgabe zu Hülfe, denn die grossen Katzen, Leopard, Tiger, Löwe, hätten schwerlich jemals mit dem Menschen zusammenwohnen können. Ein Glück war es, dass die Weiterverbreitung der ägyptischen Katze noch in den letzten Zeiten des römischen Reiches, ehe das ascetische Christenthum in die Tiefe drang, und vor dem Einbruch des islamitischen Sturmes Statt fand; sonst hätte mit der Vernichtung des gesammten alten Aegyptens und der Ausrottung seiner religiösen Vorstellungen und Sitten auch die dieses Haus-thieres erlitten und vielleicht nicht wieder gut gemacht werden können.

Die Griechen und Römer litten nicht selten unter der Plage ungeheurer Vermehrung der Mäuse, und hin und wieder werden uns Geschichten überliefert von wunderbarer Rettung einer Gegend vor den Mäusen oder von geschehener Auswanderung wegen übermässiger Vermehrung dieser Nagethierchen. Als Hausdiebin kennt die Maus schon die voreuropäische Sprache, denn dieser Name, der sich in Griechenland und Italien und an der Elbe wie am Indus wiederfindet, stammt bekanntlich von einem Verbum mit der Bedeutung stehlen. Als Feinde der Maus — und sie hat deren viele — mussten auch frühzeitig die das Haus des Menschen umschleichenden Thiere, das Wiesel mit seinen Unterarten\*, Iltis, Marder, wilde Katze, beobachtet werden; einige davon wurden deshalb gehegt und nicht verfolgt und traten in eine Art Gemeinschaft mit dem Menschen, Wiesel und Marder lassen sich zähmen und ehe die Katze eingeñhrt war, geschah dies viel häufiger, als jetzt. Doch litt in einer späteren Epoche unter diesen Räubern auch wieder das Federvieh, besonders dessen junge Brut, und man suchte sie dann wieder abzuhalten und machte ihnen den Krieg. Griechisch lauteten die Namen *yakel*, *zitis*, *ixtis*, gen. *ixtidou*, *zidikou* oder *oñkou*, lateinisch *mustela*, *mustella*, *felis* oder *felis*, *mustel*. Genau unterschieden wurden die Thiere



nicht, und auch die Benennungen schwanken, wie im Volksmunde, so auch in der Literatur. An keiner Stelle aber, wo wir auf einen dieser Namen stossen, sind wir gezwungen, ihn auf die gezähmte Hauskatze zu deuten. Besonders das Wiesel, *γῆζα*, *mustela*, wird als Gegenstand der Furcht für die Maus und übermächtige Feindin mit derselben so zusammen genannt, wie wir Katze und Maus in Fabeln, Redensarten und Spielen zu verbinden pflegen. Zwei Wesen, sagt die Maus am Anfang der Batrachomyomachie zum Frosche, fürchte ich vor Allem auf der ganzen Erde, den Habicht, *ἰεραξ*, und das Wiesel, *γῆζα*, die meinem Geschlecht viel des Leides gebracht haben, dann auch die schmerzreiche, verhängnissvolle, trügerische Falle, am meisten aber doch das Wiesel, das das stärkste ist und mir selbst in meine Löcher spitzend nachkriecht. In den Wespen des Aristophanes erwidert auf die Aufforderung des Einen: erzähle mir eine Hausgeschichte, der Andere: o, damit kann ich dienen, also es war einmal ein Mäusel und ein Wiesel, *οἷτο τὰτ' ἐν οἴκῳ τοῦ γῆζα* — wie man bei uns den Kindern vorträgt es war einmal ein Katzchen und ein Mäuschen. Auch in einem Stück des Plautus hat vor den Füßen eines der Redenden das Wiesel eine Maus gefangen, Stich. 3, 160:

*spectatum hoc mihist:*

*Mustella murem ut abstulit praeter pedes*

Die ägyptische Hauskatze wird von den griechischen Berichtserstatlern *αἰζοργός* genannt; wo das Wort, das überhaupt nicht häufig vorkommt, auf ein griechisches Thier angewandt wird, hindert nichts, an den Marder oder die Wildkatze zu denken. Nur in der Stelle des in Alexandrien dichtenden Kallimachos in Cerer. 111 konnte auf den ersten Blick die Wahrscheinlichkeit für die ägyptische Katze sprechen: Erysiethon hat im Heimbunger Alles im Hause verzehrt, die Kuh, das kriegerische Ross,

*καὶ τὰν αἰζοργόν, τοὶ ἐτάρηθ' ὄρεα ζυγὰ —,*

wozu der Schol. die Erklärung thut. *τὸν ἰδιὸς ἐνὶ οἴκῳι κατατρώγων.* Aber dass die kleinen Thiere die *αἰζοργός* flüchten, ist noch charakteristischer für den Hausmarder, als für die zwar auch rauberische, aber doch auch schmeichlerische, weiche Katze, der also der Dichter wohl ein anderes Epitheton gegeben hätte. Das lateinische *mustela* passt genau auf das Wiesel, aber



auch *felis* ist nirgends die zahme Katze, sondern sei es der Iltis und Marder oder die Wildkatze. Die landwirthschaftlichen Schriftsteller Varro und Columella lehren die Entenhäuser und Hasenparks so anlegen, dass keine *felines* und *meles* Eingang finden können — wobei sie unmöglich an Hauskatzen gedacht haben können. Die Art, wie Horaz Sat. 2, 6, 79 die bekannte Fabel von der Land- und Stadtmans erzählt, beweist augenscheinlich, dass zu des Dichters Zeit in den Häusern der Hauptstadt noch keine Katzen gehalten wurden: „Eine Stadtmans machte der Feldmans einen Besuch und wurde von dieser nach Kräften bewirthet, mit Erbsen, Huterkörnern, wilden Beeren und Stückerhen Speck. Der verwöhnte Gast aber verschmähete die gemeine Kost und sprach: Was nützt es dir hier in Feld und Wald einsam und fern von den Menschen zu leben? Komm, folge mir in die Stadt, da giebt es bessere Bissen. Beide brachen auf, es war tiefe Nacht, krochen durch ein Loch der Mauer und schlichen in das städtische Haus. Da standen noch die Schlüsseln und Körbe vom Gastmahl des vorigen Abends, sie liessen sich schmecken und ruhten auf purpurnen Teppichen. Da plötzlich — sehen sie die Katze herbeischleichen und retten sich kaum aus äusserster Todesnoth? Ganz und gar nicht, sondern die Thüren öffnen sich mit Geräusch, lautes Hundegebell erschüttert das Haus, beide Mäuse laufen ängstlich hin und her und fürchten sich fast zu Tode. Da sagte die Feldmans: ich danke schön Iltir dies schwelgerische Leben; da gefällt mir mein Loch in der Erde, wo ich sicher und ungestört bin, mehr, wenn es da auch nur Erbsen zu nagen giebt.“ — Hier würde ein neuerer Fabeldichter statt des Motivs der Bedienten, die frühmorgens zur Reinigung des Speisesaales eintreten, unfehlbar der Katze ihre Rolle angewiesen und auch von den bellenden Hunden nichts erwähnt haben. — Bei Plinius findet sich einige Bekanntschaft mit den Eigenheiten der Katze, *felis*, aber als zahme Haustfreundin der Menschen stellt auch er sie nicht dar, 10, 202: *Felis quidem quo silentio, quam lentius vestigiis obrepunt aribus! quam occulte speculatur in musculus exsiliant! excrementa sua effossa obrunt terra intelligentes odorum illum indicem sui esse.* Richtige Beobachtungen, die aber an der europäischen wilden Katze sich ganz eben so machen liessen, wie die entsprechenden am Fuchse und anderen Thieren der Walder und Berge. Ein pompejanisches Mosaikbild, jetzt im



Museo nazionale in Neapel, zeigt „eine Katze, die eine Wachtel zerreißt“, - aber das luchsartige, etwas gestreifte Fell, sowie der Ausdruck des Kopfes deuten mehr auf die wilde Katze, wenn auch eine ähnliche Bildung hin und wieder bei der jetzigen Hauskatze vorkommen mag. Auch die bei Mazois II, 1 55 abgebildete Katze ist zwar ein katzenartiges Thier, aber unmöglich eine Hauskatze; auch sagt der Herausgeber selbst, *on chat n'est senté avec assez peu de naturel*. Bei den Aufgrabungen in Pompeji haben sich nirgends Reste einer Katze gezeigt, s. das Ausland, 1872, n° 7, Zur ältern Geschichte des Vesuv, S. 167: Pferde, Hunde, Ziegen und andere Hausthiere wurden verschüttet und ihre Reste sind wieder aufgefunden worden; „merkwürdiger Weise waren aber alle Katzen schon bei Zeiten verschwunden.“ Die Merkwürdigkeit hört auf, wenn es in der Stadt eben noch keine Katzen gab. — Sehen wir uns in der Literatur der Fabel um, so gewährt uns diese leider keinen sichern chronologischen Anhalt. In den im Volksmunde in alter Zeit lebenden äsopischen Fabeln, so weit sie uns in Bruchstücken und Andeutungen bei den Schriftstellern der klassischen Zeit erhalten sind, tritt nirgends die Katze auf. Bei Babrios, dessen Zeitalter streitig ist, erscheint in zwei Fabeln der *αἰζονος*, beide Mal deutlich als Marder, der dem Hühnervolk nachstellt: in Fabel 17 hängt sich der *αἰζονος* als Sack (*ὡς θήλας* *τις*, als Beutel von Mardertell) am Pflock auf, wird aber vom Hahn an dem noch dran sitzenden Gebiss erkannt, in Fabel 121 ist die Henne krank und der *αἰζονος* schleicht theilnehmend herbei, worauf Jene sagt: geh nur fort, das ist die beste Art, meinen Tod zu verhüten. Als Feindin der Maus sieht auch Babrios das Wiesel an: Fabel 32, wo das Wiesel in eine schöne Frau verwandelt wird und bei der Hochzeit sich durch Verfolgung einer Maus verräth, beweist dies unwidersprechlich (wir sagen dagegen: die Katze lässt das Mäusen nicht), eben so Fabel 31, wo die Wiesel, *γῶραι*, und die Mäuse Krieg führen. In den Fabeln des Phädrus ist das Verhältniss ganz dasselbe. Auch da führen 4, 6 die Mäuse und die Wiesel Krieg und ein vom Menschen gefangenes Wiesel ruft 1, 24 aus: *quae tibi molestus mardus purgo domum*. Aber bei Palladius, als die Tage des weströmischen Reiches bereits gezählt waren, erkennen wir unsere Hauskatze unter dem von ihm zuerst gebrauchten, nur für dies neue Hausthier geltenden Namen *colas*,



der seitdem von Italien aus, wie das ägyptische Thier selbst, zu allen Völkern gewandert ist, nicht bloss zu allen europäischen, Basken, Finnen, Albanesen und Neugriechen mit eingeschlossen, sondern auch weithin in den Orient zu Asiaten des verschiedensten Stammes<sup>ab</sup>). Die Worte des Palladius lauten, l. 9, 4: *Contra talpas prodest rulos (in anderen Handschriften cattos) frequentius habere in mediis arduis (Artischockengärten). mustelus habent plerique mansuetas (die also damals noch häufiger waren). aliqui foramina earum (oder eorum) rubrica et sacro agrestis cucumeris impleverunt. nonnulli iuxta cubilia talparum plures cavernas aperiunt, ut illae territae fugiant solis admissu. plerique lupulos in aditu earum (eorum) setis pendentibus ponunt.* Unter *talpa* verstand Palladius, der schon romanische Neigungen zeigt, an dieser Stelle, wie wir glauben, die Maus, nicht den Maulwurf, italienisch *topo mase*, die Maus (aus *talpa*); die Variante *eorum* könnte in diesem Falle schon dem Verfasser selbst entschlüpft sein. Nach Palladius finden wir das Wort wieder bei dem griechisch schreibenden Kirchenhistoriker Evagrius Scholasticus, 4, 23: αἰτοῖον. ἢ αἰτοῖον ἢ ἀντίθου λίπον. Evagrius lebte in Epiphania in Oölesyrien und führte seine Geschichte bis zum Jahr 594; gegen das Jahr 600 also war der Ausdruck *zörtia* in Vorderasien schon ein gewöhnlicher. Das *ἀντίθου* des Evagrius drückt im äussersten Westen der ungefähr gleichzeitige oder nur wenig spätere Isidorus durch *rudus* aus, 12, 2, 38: *hunc (murionem) rudus ratum a captura vocant.* Es war eine in Italien gebildete Volksbenennung: das Thierchen, das Junge, wie man für Gans das Vogelchen, *aoca*, für Schaf *pecora* u. s. w. sagte. Wenigstens ist dies immer noch die wahrscheinlichste Herleitung. Ob aber nicht eine besondere Veranlassung vorlag, dass jetzt gerade ein ägyptisches Thier, an das die Griechen und Römer bisher nicht gedacht hatten, in den Häusern gewöhnlicher wurde, als früher? Die Geschichte schweigt davon, doch drängt sich folgende Vermuthung auf. Zur Zeit der Völkerwanderung überzog von Asien her ein bis dahin unbekanntes gefräßiges Nagethier, die Ratte, *mus rattus*, die Keller, Speicher und Wohnungen der europäischen Welt. Der Zeitpunkt ihres Erscheinens und die Richtung ihres Weges ist nicht überliefert, aber der Name Ratte findet sich schon in frühen althochdeutschen Glossaren, so wie in dem angelsächsischen des Altrie



in England und ist also bedeutend älter, als Albertus Magnus bei dem, das Thier von Naturforschern signalisirt worden ist. Zug es im Gefolge der Völkerstürme in Europa ein, ward es im Herzen Asiens durch den Aufbruch türkischer Völker, z. B. der Hunnen, unheimlich. Als es den Osten Europas erreichte, müssen die Slaven sich bereits in Stämme gesondert haben, denn sie benennen es ungleich der Pole sagt *zob. m.* gleich and. *se. zo.*, die Schermaus, der Maulwurf, also wie *talpa* = Maus, der Russe *kruta* die Domuslaven wieder anders. Der deutsche Name Ratte, Ratz, abh. *rato*, wird ein anlautendes *h* verloren haben und mit dem altslavischen *kruta* russischen *krut* der Maulwurf, identisch sein. Altirisch hiess die Ratte fränkische Maus (Stocks, ir. gl. 248.), sie war den Iren also vom Franklande zugekommen. Eine zweite, noch fürchterlichere Invasion der Art hat Europa seit dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts erlebt: da erschien die grosse Wanderratte, *mus decumanus*, an der unteren Wolga, überzog mit allmähligem, oft eigensinnigem Vorrücken eine Stadt und Gegend nach der anderen, verbreitete sich mit Fluss- und Seeschiffen — denn sie hat eine Vorliebe für Wasserkfahrten — und in den Revolutionskriegen mit den Magazinen der österreichischen und russischen Armeen über Deutschland und den Westen Europas und hat seit lange nicht bloss von Paris und London Besitz genommen (vielleicht zu Schiffe direkt von Ostindien), sondern im Wege des Handels auch die neue Welt jenseits des atlantischen Oceans erreicht, überall ihre schwächere Vorgängerin, die Hausratte des Mittelalters, ausrottend (s. v. Middendorff, Sibirische Reise, IV, S. 887 ff.). Gegen sie hat sich in der Thierwelt noch kein überlegener Feind gefunden, wie die Katze gegen jene frühere Einwanderung. Auch die kleine niedliche, naschhafte Hausmaus muss einst so aus dem südlichen Asien zu uns hinübergekommen sein — fiel ihre Ankunft etwa mit dem Einbruch der Indoeuropäer zusammen? Noch andere Thiere, die dem Alterthum unbekannt waren, scheinen mit der Völkerwanderung oder mit dem Eindringen von Kultur und Stämmen in den dunklen Osten Europas in den Gesichtskreis der Kulturvölker des Westens getreten zu sein, so der Dachs und der Hamster. Der Name des ersteren verbreitete sich von den Germanen her über das romanische Gebiet, dem das Thier bis dahin fremd gewesen zu sein scheint; der des letzteren, in Italien



unbekannt, in Frankreich roh aus dem Deutschen herübergenommen: *le hamster*, von den Germanen einem slavischen Worte nachgesprochen, deutet auf einen von Osten gekommenen Erdbewohner, dem die Lichtung der Wälder durch den Ackerbau den Weg bahnte <sup>66</sup>).

Den Germanen kam die Katze zu einer Zeit zu, wo die mythische Produktion, wenn auch geschwächt, doch nicht ganz erloschen war <sup>67</sup>. Die Katze wurde das Lieblingsthier der Freya, der Liebesgöttin, vielleicht in Vertretung des Wiesels. Grimm DM<sup>2</sup> 634: „der Freya Wagen war mit zwei Katzen bespannt. Katze und Wiesel galten für kluge, zauberkundige Thiere, die man zu schonen Ursache hat.“ Im späteren Mittelalter verwandeln sich Hexen und Zauberinnen in Katzen, wozu das schleichende, nacht-wandlerische Wesen, das dunkle Fell, die im Finstern unheimlich glühenden Augen des Thieres auch ohne Erinnerung an das Heidenthum Anlass geben konnten. Die märkische Sage bei Kuhn n<sup>o</sup> 134 a mag statt aller Übrigen der Art dienen: „Am letzten April war ein Müllergesell noch spät Abends in einer Mühle beschäftigt, da kommt eine schwarze Katze zur Mühle hinein; er versetzt ihr einen Schlag auf den Vordertuss, dass sie schreiend davonläuft. Andern Morgens, als er in das Haus des Müllers kommt, bemerkt er, dass dessen Frau mit gequetschtem Arm im Bett liegt, und erfährt, dass sie das seit gestern Abend habe. Niemand wisse woher. Da hat er denn gemerkt, dass die Müllerfrau eine Hexe war, und dass sie am vorigen Abend als Katze zum Blocksberg gewesen sein müsse.“ Das auch vornehme Weiber und Fürstinnen schon im elften Jahrhundert Lieblingsskatzen im Schooss hielten und mit Leckerbissen fütterten, beweist das Beispiel der Gemahlin des Kaisers Constantin Monomachus bei Tzetzes, Chil. 5, 522:

ὁσπερ γαλῆν xερσίκιον, γαλῆν τὰν ἀποτρόσιον  
ἢ Μωρομύχοι δέ τινας ἰσχυρὰ τοῖς στερητοῦσι u. s. w.

Noch jetzt ist das Thier im europäischen Osten und Süden und bei Morgenländern beliebter, als bei den Völkern germanischer Abkunft. In Russland giebt es keinen Kaufladen, an dessen Schwelle nicht eine wohlgenährte Katze im Halbschlummer blinzelnd liege. Auch in Frankreich ist die Katze die gern gesehene Freundin des Hauses und der Familien und in Italien herrscht



eine allgemeine Vorliebe für das feine, reinliche, graziose Thier. „In mancher Kirche von Venedig bis Rom, erzählt Fridolin Hoffmann (Bilder römischen Lebens, Münster 1871), sah ich wohlgenährte Sakristei-Kater auf den Balustraden der Seitenaltäre oder selbst auf der Communionbank sitzen; sogar der Gottesdienst stört die Thiere nicht in ihrer Behaglichkeit. Ruhig schreiten sie mitunter hin, während der Klänge der Orgel, über den vordern hohen Theil der Kniebänke, und die Leute sind sogar so artig, ihre Hände mit dem Gebetbuch zu lüften, um den Spatziergänger ungehindert vorbeizulassen. Angesichts solcher Bevorzugung ist es also nicht zu wundern, wenn selbst in sehr anständigen Wirthshäusern auf einmal eine oder zwei Katzen sich neben uns auf einem Sessel oder einer gepolsterten Bank niederlassen, gehäbig spinnen oder sich mit der Schnauze seitwärts magnetisch reiben.“ Wie einzelne Menschen von diesem Thier in unbegreiflicher Weise angezogen werden, dafür ist der Berner Tagelöhner Gottfried Mühl, der Katzen-Rafael, ein Beispiel. Er war als Knabe, wie später als Mann, stumpf für Alles und fast blödsinnig, nur das Leben und Treiben der Katzen beobachtete er mit Verständniss und Liebe und stellte es in Aquarellbildern meisterhaft dar (er starb 1814).

---

## DER BUEFFEL.

In Folge der Völkerwanderung vermehrte sich auch die Familie der Rinder, dieses Urthieres der aus der Wildheit sich erhebenden Menschen, um einen aus dem fernem Süden gekommenen Verwandten, den schwarzen, tückisch blickenden, mit mächtiger Zugkraft begabten Büffel. Er lebt jetzt in den feuchten, beissen Malaria Ebenen Italiens, in deren Schlamm ihm wohl ist und deren giftige Dünste er nicht durchtet: in den toskanischen Maremmen, in den Niederungen der Tybermündung, in den pontinischen Sümpfen, bei Pästum, in der Basilicata, in den Landes der Gascogne u. s. w. Gleich ungeheuren Schweinen wälzen sich die pontinischen Büffel in dem baumhohen Schilf, beim Geräusch des Wagens stillhaltend und den vorüberziehenden



Reisenden dumm anstierend, oder stecken, gesichert vor den Stichen der Bremsen, bis an die Nüstern im Schlamm der Stümpfe. Der Büffel wird benutzt wie das gemeine Rind, zieht den schweren Pflug, den hochgethürmten Erntewagen, den gewaltigen mit Steinen beladenen zweirädrigen Karren, liefert Milch und Käse und nach dem Tode das grobe Fell zu dem schwersten derben Leder. Auch im Morgenlande fand Niebuhr dies Thier sehr verbreitet. Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772, S. 165: „Den Büffelochsen findet man in den Morgenländern fast in allen sumpfigen Gegenden und bei grossen Flüssen, und dasselbst gemeinlich in grösserer Menge als das gemeine Hornvieh. Die Büffelkühe geben mehr Milch und die Büffelochsen sind zur Arbeit wenigstens eben so geschickt, als die gemeinen. Ich sah Büffel in Aegypten, auf der Insel Bombay, bei Surat, am Euphrat, Tigris, Orontes, zu Scanderone u. s. w. Ich erinnere mich nicht, sie in Arabien getunden zu haben, und da ist für dieses Thier auch zu wenig Wasser. Das Fleisch der Büffelochsen schmeckte mir nicht so gut als anderes Ochsenfleisch. Es ist härter und grobfaseriger.“ Während der unaufhaltsame Kulturprocess die königlichen, eigenwilligen, wüthenden Bewohner der europäischen Wälder, den Ur und den Bison, bis auf einen geringen Rest vertilgt hat, brachte das Völkergedränge diesen Fremdling von den Gränzen Ostindiens bis an die Südküsten Italiens. Dort in Arabosien, dem heutigen Beludschistan, kennt Aristoteles einen wilden Ochs, der der Beschreibung des Meisters nach kein anderer, als unser heutiger Büffel gewesen ist, hist. anim. 2, 1 (II, 4): *Ἐν Ἀραβίᾳ, ὅτι καὶ οἱ βοεὶ οἱ ἑγυπιοὶ διαφέρουσι δ' οἱ ἑγυπιοὶ τὸν ἑαυτῶν ὄνον καὶ οἱ ἱερεῖς οἱ ἑγυπιοὶ ἀπὸς τοῦ ἑαυτοῦ μέλανος τε γὰρ εἶναι καὶ ἰσχυροὶ τῷ σώματι καὶ ἰσχυροὶ, τὰ δὲ λεγόμενα ἐξ ἰνδιόχωντες ἔχουσι μᾶλλον.* Von dort her müssen sich in den folgenden Jahrhunderten die Büffel weiter durch Asien verbreitet haben; in Italien zeigten sie sich zuerst gegen das Jahr 600 nach Chr. unter der Regierung des longobardischen Königs Agilulf, Paul. Diae. 4, 11: *tunc primum caballus siveatici et bubali in Italiam delati Italiae populus miracula fuerunt*“. Wir müssen dem longobardischen Mönche für diese Nachricht dankbar sein, denn wie selten lassen sich die Geschichtschreiber, die mit Kriegszügen und Thronstreitigkeiten alle Hände voll zu thun haben, herab, uns einen kultur-



historischen Brocken zuzuwerfen. — hätten aber doch etwas nähere Auskunft gewünscht. Waren diese *babali* etwa die *ari* und *bisontes* der europäischen Wälder? Schwerlich, denn diese mussten doch schon viel und oft in Italien gesehen worden sein und hätten weder bei Römern noch bei Longobarden Verwunderung erregt. Wenn es aber wirkliche Büffel waren, — woher und auf welchem Wege kamen diese Bewohner warmer Landstriche, denen es in den Stümpfen und Lachen der Pomtündungen noch jetzt zu kalt ist? Zu Schiffe konnten sie nicht eingeführt sein. Da sie in Gesellschaft wilder Pferde erschienen, so scheint uns wahrscheinlich, dass sie ein Geschenk des Chans der Awaren an den Longobardenkönig waren; denn dies Nomadenvolk türkischen Stammes, das damals an der Donau hauste und in furchtbaren Verheerungszügen das römische Reich heimsuchte, stand mit dem longobardischen Hofe in freundlichen Beziehungen. Schickte König Agilulf dem Chan der Awaren Schiffsbaumeister, die ihm die Fahrzeuge zur Eroberung einer Insel in Thrakien stellten, so konnte Jener wohl Produkte aus dem Herzen Asiens als Gegengabe bieten. So sind denn die schwarzen, schwerwandelnden Büffel, die dem Wanderer in der römischen Campagna begegnen und in so charakteristisch asiatischer Weise von flüchtigen Hirten zu Pferde mit der langen Pike im Steigbügel umkreist und in Ordnung gehalten werden, noch lebendige Zeugen jener furchtbaren Zeiten, wo die unermessliche östliche Landmasse, mit der die Halbinsel Europa ohne andere Schutzwehr als die Entfernung zusammenhängt, ihre Horden ausspie, um wo möglich alle Menschlichkeit, das Werk und den Gewinn langer veredelnder Arbeit, bis auf die Wurzel zu vertilgen. Dass die ganzen und halben Nomaden, die sich in dem schönen, fruchtbaren, einst hochkultivirten Pannonien wechselweise lagerten und verdrängten, neue Rindviehracen mitbrachten und vielleicht vortheilhaftere, als das Alterthum sie aus der Ueberlieferung der Vorwelt besass, lag in der Natur der Dinge; eben so dass diese auch in Italien einwanderten und ihren Stamm daselbst behaupteten, nachdem die Völkerwoge, die sie herbeigetragen hatte, längst abgelflossen war. Die dreitache Race der südrussischen Steppen, einer klassischen Rindviehgegend, ist ein Niederschlag von eben so viel Nomaden Einbrüchen. Der sogenannte ukrainische oder podolische oder ungarische Ochs, gross, grauweiss,



hochbeinig, langgehörnt, reich an Talg und Fleisch, das Zugthier der Lastwagen und Frachttuhren, die die Steppen oft hunderte von Wersten weit durchziehen, findet seinen Verwandten in der südlich vom Po durch Mittelitalien herrschenden grossen weisslichen Art mit den langen, von einander abstehenden Hörnern, die auch nach Spanien und Algier übergegangen ist. Da schon Varro sagt 2, 5, 10: *ubi in Italia non tam frequentes, quam qui in Thracia ad μέγαν κόλπον, ubi alio colore pauci*, so könnte dies das scythische Vieh gewesen sein, gekommen mit den iranischen Weidevölkern und durch Gothen oder Longobarden nach Italien verschlagen. Eben daher würde die eubäische Race stammen, die gleichfalls weiss war, Ael. h. a. 12, 36: *καὶ ἐν Εὐβοίῃ δὲ οἱ βοῦς λεῖπον τίςτινται σφέδον λεόντες, ἐνθεν τοὶ καὶ ἀγρίοιαι ἐκάλουν οἱ ποιῆται τῇ Εὐβοίᾳ*, denn Euböa stand frühe mit Thrakien und überhaupt dem Norden in Verbindung. Indess ist das scythische Vieh bei Herodot *κόλον* und bei Hippokrates *λίπος ἀνερ* und gleicht also dem kleinen germanischen, dem nach Tacitus die Glorie der Stirne fehlt. Vielleicht also ist der zweite sibirische Schlag, das kleinere, rothe, eigentliche Steppenvieh, ein Abkömmling jener altscythischen Heerden, während die dritte Race, das sogenannte kalmtükische Vieh, wie der Name sagt, die tatarischen oder gar erst die mongolischen Horden in den Westen begleitet hat. Im Italien des Varro war die gallische (also mit den Galliern eingezogene?) Race vorzüglich zur Feldarbeit geeignet, in dem des Plinius galt das kleine, unansehnliche Alpenvieh für das milchreichste, 8, 179: *plurimum lactis Alpini quibus minimum corporis*, wie auch bei Columella 6, 21, 5 die Alpinischen Kühe im Veneterlande *humilis stature, lactis abundantis* waren. Noch zu des Ostgothen Theodorich Zeit war das tyrolische Vieh klein, aber kräftig; als die Alemannen, von dem Frankenkönig Chlodwig aufs Haupt geschlagen, auf gothischem Gebiet Schutz suchten und zum Theil in Italien angesiedelt werden sollten, da waren die Kinder der Flüchtlinge von der langen eiligen Wanderung ermüdet und konnten nicht weiter, und der König betahl den norischen Provinzialen, die grossen alemannischen Thiere gegen ihre kleinen einzutauschen, womit beiden Theilen geholfen sein werde. Cassiod. Var. 3, 50: *Provincialibus Noricis Theodor. R. . . . decrevimus, ut Alemannorum boves, qui videntur pretiosiores propter corporis*







nuthung: ein so viel angebautes Gewächs, vorausgesetzt dass Klima und Boden ihm sonst zusagten, konnte als Flüchtling den Weg leicht auch in solche Gegenden finden, wo es vorher nie von Menschenhand angepflanzt worden. Gewiss sind nur folgende drei Sätze: 1) dass die Alten nie von einer ähnlichen Pflanze gehört hatten, deren Blüten einen angenehmen Zusatz zum Biere geben; 2) dass die Denkmäler des trühesten Mittelalters, in denen das Bier und die Produkte städtischer Gärten oft genannt werden, nirgends bei solcher Gelegenheit des später so unentbehrlichen Hopfens Erwähnung thun; endlich 3) dass in manchen Ländern Europas, wie England und Schweden, der Gebrauch, Hopfen zum Biere zu thun, erst gegen Ausgang des Mittelalters oder gar erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auftritt und allmählig allgemeiner wird.

In der *lex salica* und in den Verordnungen Karls des Grossen suchen wir vergeblich nach einer Andeutung dieser Pflanze und ihres Anbaues; eben so wenig nennt sie kurz vor der Mitte des 9. Jahrhunderts der Oberdeutsche Walafridus Strabo in seinem *hortulus*. Um dieselbe Zeit aber tauchen auch aus anderen Gegenden die ersten Spuren derselben auf. In einem Schenkungsbriefe des Königs Pipin, Vaters Karls des Grossen, vom 17. Jahr seiner Regierung an die Abtei St. Denys (bei Doublet, *histoire de l'abbaye de St. Denys*, Paris 1625, 4<sup>o</sup>, p. 699) vergiebt der König dem Stifte *Humbonarias cum integritate*, worin man das mittellateinische *humlo* der Hopfen finden kann; indess ist dies dort ein Eigenname neben vielen anderen, den eine Oertlichkeit oder ein Besitzthum führt, und die Lautähnlichkeit ist vielleicht nur zufällig. Aber in dem Polyptychon des Irmino, Abtes von St. Germain-des Prés, das in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts, noch vor dem Ableben Karls des Grossen, aufgesetzt ist, werden häufig Zinsabgaben von Hopfen erwähnt, der in dem Text *humolo*, *humelo*, *umlo*, zwei Mal auch *fumlo*, genannt wird (s. Guérard, *Polyptyque de l'abbé Irminon*, Paris 1811, 4<sup>o</sup>, 1, 2, p. 714). Nur wenige Jahre später werden in den Statuten des Abtes Adalhardus von Corvey vom Jahre 822 (bei d'Achery, *Spicilegium*, Paris 1721, fol., T. I., *Statuta antiqua abbatiæ S. Petri Corbeiensis*, lib. 1, cap. 7, p. 589) die Müller von der Arbeit mit Malz und Hopfen oder von der Liederung des letzteren befreit: *et ideo volumus ut (molinarum) ullum alium ser-*



*citium nec cum carro nec cum caballo nec manibus operando nec arando nec seminando nec messis vel prata colligendo nec herbas faciendo nec hamonem nec lipia soleendo nec quidquam ad opus dominicum faciunt.* In den Urkunden des Stitts Frisingen (bei Meichelbeck, *Historia Frising.* I., Pars instrumentaria) kommen schon zur Zeit Ludwigs des Deutschen in der Mitte und der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts nicht selten Hopfengärten, *humularia*, vor, die also auch in jener oberdeutschen Gegend schon Branch geworden waren. In den folgenden Jahrhunderten wird der Hopfenbau immer allgemeiner in Deutschland, und je weiter in der Zeit, desto blütiger erscheint die Steuer an Hopfen in Zinsbüchern und der Hopfengarten unter den Bestandtheilen der durch Kauf oder Schenkung in andere Hand übergehenden Grundstücke. Die Pflanze ist der Aebtissin Hildegard, dem Albertus Magnus bekannt, ihr Anbau so verbreitet, dass er dem Sachsenspiegel, Schwabenspiegel u. s. w. Anlass zu ausdrücklichen Rechtsbestimmungen giebt. Auch in den Gegenden mit slavischer Landbevölkerung, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, ist seit der Zeit, wo sie uns näher bekannt werden, die Hopfenabgabe ganz gebräuchlich, wie eine flüchtige Durchsicht der einschlagenden Urkundenbücher lehrt. Nach Stenzel, *Geschichte Schlesiens*, 1, 301, findet sich die erste Erwähnung, dass Hopfen in Schlesien angebaut wurde, im Jahre 1224. In Folge der Beimischung dieses bitteren Aromas wurden die Biere haltbarer, konnten weit verfahren werden und bildeten allmählig den Gegenstand lebhaften Binnenhandels zwischen den Braustätten und entlegenen Consumtionsbezirken. Besonders Flandern und Norddeutschland enthielt solche wegen des Hopfenbieres berühmte und durch Bierhandel sich bereichernde Städte. Unter den ersteren ragte z. B. Gent hervor, dessen bürgerliche Bierbrauer, die beiden Artevelde, Vater und Sohn, es mit Königen aufnahmen, unter den letzteren z. B. Einbeck, der bairische Name Bockbier, eine Verstümmelung statt Einbeck-Bier, erhält noch das Andenken daran (Schmeller 1, 151 f., der noch von einer licherlichen Fortzeugung des Irrthums berichtet: „als Gegenstück zu diesem stärker stossenden Bock ging, besonders aus den Bräuhausern der Jesuiten, die etwas sauttränthigere Gaisss hervor.“) Wie »at verhältnissmässig der Hopfen aus Deutschland in die Nachbarländer gekommen, lehren die Belege und Ausführungen bei Beck-



mann, Beiträge 5, 222, nach England z. B. nicht vor Heinrich 8. und Eduard 6. Von Alters her waren andere Zusätze üblich gewesen, Eichenrinde, Baumblätter, bittere Wurzeln, wilde Kräuter mancherlei Art, in Schweden z. B. die Schatgarbe, *Achillea millefolium*, oder die Pflanze, die dort Porst, in Deutschland Porsch, Porst, Post, *ledum palustre*, genannt wird. Dass schon zu Heenraus Zeit die Pioner in Thrakien eine Art Bier mit Zusatz von *wortz*, brauten, ist bei früherer Gelegenheit bemerkt worden (S. 82); aber was die Pioner in so hohem Alterthum unter *conga* verstanden — für die spätere Zeit deutet man diesen Namen als *crigron viscosum*, *inula viscosa* oder *gumcolens* u. s. w. — lässt sich natürlich nicht mehr ausmachen.

War aber die Pflanze wirklich erst durch die Völkerwanderung ins westliche Europa gekommen, und wo wurde sie zuerst zur Würze des Bieres verwandt? Da die Geschichte uns die Antwort versagt, so sind wir auch diesmal genöthigt, mit Gegenüberstellung der Namen in den verschiedenen Sprachen uns zu helfen. Aber auch diese scheinen uns diesmal nur necken und in die Irre führen zu wollen. Halbe Uebereinstimmungen, mögliche Uebergänge locken zur Verküpfung an; Unsicherheit räth an, dieselbe wieder fallen zu lassen: entschliesst man sich, einen Ausgangspunkt zu fixiren, so spinnt sich von daher der Faden leidlich fort, aber eben so wohl liesse sich auch das letzte Glied zum ersten machen und der Wanderung und Entwicklung des Wortes die umgekehrte Richtung geben.

Die einfachste Form, die man deshalb versucht ist, an die Spitze zu stellen, ist das niederdeutsche und niederländische *hoppe*, *hop* der Hopfen. Es kommt schon in den Glossen des Juuins bei Nyerup, *Symbolae ad lit. tenton. antiquior.*, vor, die von Graff ins achte bis neunte Jahrhundert gesetzt werden: *hoppe timulus* (verschrieben oder verlesen statt *humulus*?), *felthoppe bradigala thyonia*? wofür merkwürdiger Weise bei Dioscor. 4, 182 ein dakisches *αραδιλα*). Dass dies *hoppe*, wie Weigand im Wörterbuch vermuthet, selbst erst aus mittellat. *hupa* entstanden sei, hat keine Wahrscheinlichkeit; *hupa* findet sich nach Du Cange nur in einer Quelle, die selbst dem Boden der Niederlande angehört, und ist schwerlich mehr als Latinisirung des deutschen Wortes. Eine Etymologie liesse sich in dem Verbum hüpfen, hoppen, finden; aber eine von Ast zu Ast springende Pflanze statt einer ranken-



den scheint keine natürliche Vorstellung und Benennung. Doch welches auch seine Herkunft sei, aus diesem *hoppe* entstand eine Verkleinerungsform mit hinzutretendem l, aus der sich das französische *houblon* für *houblon*, so wie das mittellat. *habalus* (bei Kleinmayr, Juvavia, Diplomatischer Anhang, S. 309: *duos montes habali*) erklärt. Weiter in Italien, wo die Pflanze weder angebaut noch gebraucht wurde, verwuchs der fremde Name mit dem Artikel zu dem italienischen *lapolo*, *luppolo*, aus welchem Vulgärwort dann im späteren Mittellatein das gerade bei italienischen Schriftstellern auftretende *lupulus* der Hopfen entstand. Bei der Abhängigkeit der mittelalterlichen Botanik von der gleichsam mit kanonischem Ansehen bekleideten griechisch-römischen Literatur suchte man nach einem ähnlich klingenden Pflanzennamen bei den Alten und fand ihn auch glücklich bei Plinius 21, 86: *secuntur herbae sponte nascentes quibus pleraeque gentium utuntur in cibis*, . . . *In Italia paucissimas noemus, fraga, tammum, ruscum, batum marinum, batum hortensium, quam aliqui asparagum gallicum vocant, praeter has pastinacum pratensem, lupum sativarium, caque verius oblectamenta quam cibos*. Also: wildwachsende, zur Speise dienende Pflanzen giebt es in Italien wenige, darunter auch ein im Weidengebüsch wachsender *lupus*; doch gewähren sie mehr eine Art Naschwerk oder Delikatesse, als eine Nahrung. Dass der *lupus* eine rankende Pflanze gewesen, ist nicht gesagt, und wenn der Name sich nicht zum mittellateinischen *lupulus* halten liesse, würde Niemand auf den Hopfen gerathen haben. Bei dem leichten Uebergange des h, p in m, zumal vor folgendem l, entwickelte sich aber aus *hupa*, *habalus*, *habalo* auch ein mittellateinisches *humlo*, *humulus*, und dies ist seit dem Ende des achten Jahrhunderts der gewöhnlichste und am weitesten verbreitete Ausdruck, der mit dem Hopfen selbst nach Norden und Osten wanderte. Altnordisch wurde daraus *humall*, finnisch und estnisch *humala*, *humal*, bei allen Slaven *chmel*, *chmela*, magyarisch *kömle*, neugriechisch *χομπέλι*, walachisch *hemeja* u. s. w. So würde das Wort selbst in seinen Transformationen auf Ausgang der Sitte vom Niederrhein weisen; die deutschen Franken oder schon die keltischen Belgier wären die Erfinder des bitteren Trankes, und Lannes Hypothese ergäbe sich als grundlos.

Wie aber, wenn vielmehr das slavische *chmel* das Grundwort, der Ahnherr aller übrigen Namen wäre? Könnte es nicht



in slavischer Lautbildung (ch für s) das griechische *σπίθαξ*, *σπίθος* sein, welches zwar nicht unser Hopfen, aber doch eine rankende Pflanze ist (bei Theophrast *ἐπαλλόκαυλος* und *βοτρυότης*, von Hesychius erklärt: *στεινὰ δὲ ἴσχυον ἐλισσόμενον· ἔχει δὲ ἀνὰ ἄκας τὰ ἴσχυα*, bei Diodor 20, 44, 3 mit dem Ephedrus zusammengestellt: *στεινὴν καὶ σπίζαν*) und zugleich eine rauhe (*σπίθαξ τρυγία* bei Dioskorides)? Beachtenswerth ist die allgemeine Bedeutung Berauschung, Trunkenheit, und in den abgeleiteten Formen sich berauschen, tranken u. s. w., die das Wort bei den Slaven hat. Diese Bedeutung ist sehr alt, wie aus einer merkwürdigen Stelle des Zonaras vom Jahre 1120 hervorgeht (in den not. ad canon. Apostol. 3 bei Beveregius, Pand. can. t. 1. p. 2): *αὐτὰρ δὲ ἐστὶ πᾶν τὸ ἀνὰ οἶνον μέθην ἐκποιοῦν, οἷα εἶναι ἢ ἐπιθυμῶσιν ἀνθρώποι, ὡς λεγομένη χοιμήη, καὶ ὡς αὐτὸς αὐτὰζῶσιναι*. Hier ist also *humeli* ein Trank, der ohne Wein Berauschung bewirkt, wie dasselbe slavische Wort auch heute noch auf den Branntwein und die Wirkungen desselben angewandt wird. Auf eine noch ältere Zeit, als die des Zonaras, deutet eine sprichwörtliche Formel bei dem Chronisten Nestor. Als Wladimir im Jahr 6193 (d. h. 985 nach Chr.) gegen die Bulgaren an der Wolga, welche Stiefel trugen, gezogen war und sie besiegt hatte, rief ihm Dobrynja: Lassen wir die Stiefelträger, von denen wir keinen Tribut erzwingen werden, und wenden wir uns gegen die Bastschuhträger. Da machte Wladimir Frieden mit den Bulgaren, den diese so lange zu halten versprochen, „bis der Stein beginnen wird oben zu schwimmen, das Hopfenblatt aber zu Boden zu sinken“. Auch in den russischen Hochzeitsgebräuchen hat der Hopfen seine Stelle, jetzt wie im 15. Jahrhundert und gewiss noch früher: als Helena, die Tochter Iwans 3. Wassiljewitsch, in Wilna mit dem Grossfürsten Alexander von Litauen getraut wurde, da flochten ihr die Bojarinnen in der Kirche zur Mutter Gottes den Haarzopf los, setzten ihr die Kika (Kopfputz in Gestalt einer Elster) aufs Haupt und überschütteten sie mit Hopfen (s. Karamsin, Band 6). Auch hier bedeutete der Hopfen Berauschung, Frohlichkeit, Fülle des Guten. Brachten somit die Slaven ihr Gewächs nach Deutschland und wurde der slavische Name desselben von den Deutschen adoptirt, so ergab sich daraus das lateinische *humulus* und in weiterer Umgestaltung die Formen mit h und p.



Nach einer dritten Ableitung könnte das plinianische *lupus* sein *l*, welches als Artikel genommen wurde, in Frankreich verloren haben und dann durch Anlehnung an hüpfen, wie aus *apapa* niederdeutsch der Hophop, hochdeutsch der Wiedehopf entstand, zu *hoppe* geworden sein. Schon Ducange war der Meinung, *humulus* sei eine aus *lupulus* hervorgegangene jüngere Form.

Was man auch für das Wahrscheinlichste halten mag, — dass Hopten, *humulus* und *chmelch* nur Varietäten desselben Wortes sind, entstanden durch Uebertragung von Mund zu Mund, lässt sich nicht wohl läugnen. Das Mittelalter verbreitete die Pflanze und schuf damit erst das eigentliche, neneuropäische Bier, welches von dem der Urzeit, das aus Stierhörnern getrunken wurde, sich weit unterscheidet. Jetzt sind auf dem Kontinent bekanntlich Böhmen und das bayerische Franken, ausserhalb desselben besonders England, auch jenseits des Oceans Amerika die Länder, wo nicht bloss der meiste, sondern auch der feinste Hopten erzeugt wird: der Osten Europas, von wo diese nördliche Weinrebe vielleicht her stammt, bringt nur verhältnissmässig wenigen und diesen von grösserer Qualität hervor. Auch hier also würde sich der Fall wiederholen, dass eine Pflanze auf neuem Boden unter menschlicher Pflege edlere Eigenschaften entwickelt, die ihr im wilden Stande und in ihrem natürlichen Vaterlande abgehen.<sup>82)</sup>

Wir haben im Vorigen die Schwelle des Mittelalters schon überschritten, und es ziemt sich, an diesem Wendepunkte einige allgemeine Rück- und Vorblicke zu thun.

Das Resultat des langen Assimilationsprocesses, dessen einzelne Momente wir uns zu vergegenwärtigen versucht haben, war die Homogenität der Bodenkultur in allen Uferländern des Mittelmeeres. Diese Gleichartigkeit stellte sich auch äusserlich in der Einheit des römischen Reiches dar, welches in seinem wesentlichen Bestande eine Zusammenfassung der um dies innere Seeberken gelagerten Landschaften war. Der gartenartige Anbau und die wichtigsten Kulturgewächse dieses Gebietes waren semitischer Abkunft und, wie das Christenthum, von dem südöstlichen Winkel desselben ausgegangen. Die einst barbarischen Länder Griechenland, Italien, Provence, Spanien, Waldgegenden mit gro-



ben Rohproducten, stellten jetzt das Bild einer blühenden, in mancher Beziehung auch ausgearteten Kultur im Kleinen, mit Gartennmesser und Haeke, Wasserleitungen und Cisternen, gegrabenen Weihern, berupften Bäumen und ungitterten Vogelhäusern dar wie in Kanaan und Cilicien. Das Sommerlaub und die schwellenden Contouren der nordischen Pflanzenwelt waren der starren Zeichnung einer plastisch regungslosen, immergrünen, dunkel gefärbten Vegetation gewichen. Cypressen, Lorbeeren, Pinien, Myrtenbüsche, Granat- und Erdbeerbäumchen u. s. w. umstanden die Gehöfte der Menschen oder bekleideten verwildert die Felsen und Vorgeborge der Küste. Griechenland und Italien gingen aus der Hand der Geschichte als wesentlich immergrüne Länder hervor, ohne Sommerregen, mit Bewässerung als erster Bedingung des Gedeihens und dringendster Sorge des Pflanzers. Sie hatten sich im Laufe des Alterthums semitisirt, und selbst die Dattelpalme fehlte nicht, als lebendige Zeugin dieser merkwürdigen Metamorphose.

Indess, neben der semitischen Strömung läuft ein anderer, der Zeit nach späterer Kultureinfluss von den Ländern im Süden des Kaukasus aus. Wir können beide integrirende Bestandtheile der Kulturflora des Mittelmeers als den syrischen und den armenischen unterscheiden — die Namen Syrien und Armenien in weiterem Sinne genommen. Die armenischen Bäume, fruchtreicher und üppiger, als die Urvegetation des südlichen Europa, ertragen doch die Winterkälte leichter, als die Abkömmlinge Syriens, und sind wir über die Herkunft einer dieser Pflanzen in Zweifel, so brauchen wir nur zuzusehen, ob sie sich strenges südlich der Alpen und etwa der Cevennen hält oder jene klimatische Scheidewand, wenn auch in spärlichen und verkümmerten Repräsentanten, an der Hand der Kultur noch übersteigt. Dass die Pinie nicht aus Kleinasien stammen kann, lehrt uns ihre Abwesenheit in Deutschland, ja in Frankreich, dass der Weinstock den süd-kaspischen Ländern angehört, aber von den Syrern uns zugebracht ist, erkennen wir an der Haltung dieses Rankengewächses in Europa: nur in Südeuropa spendet die Rebe reichlich und natürlich, breitet sich behaglich aus, thut, so zu sagen, ein sorgloses Leben, aber sie lässt sich noch in Schlesien ziehen, sie hat sich hier und da in deutsche Wälder verirrt, und liefert auf ihr zusagendem Boden, wie in der Champagne, in geschützten Thälern,



wie am Rhein, auf Ebenen von heisser Sommerglut, wie in Ungarn, mit Beihülfe der Kultur noch edle Früchte. Die Feige ist ein semitischer Baum, vor Allem aber ist es die Olive, die Herrscherin des innern Meeres, die von Byblus und Gaza, nicht etwa von Cyzicus und Sinope aus, ihr mittelgrosses, streng begrenztes Reich gegründet hat. Pontisch und kaspisch dagegen im eminenten Sinne sind die Nussbäume, sowohl die eigentlichen, als die Kastanien. Die Letzteren ersteigen die Gebirge der hesperischen Halbinseln in dichten ausgebreiteten Beständen, ohne den frischen Hauch der Höhe zu fürchten, und haben die Buchen vor sich her auf die obersten Abhänge gedrängt, doch auch im westlichen Mitteldeutschland begleitet der Walnussbaum die Wege und sammeln sich die Kastanien zu bescheidenen Wäldchen. Mit einsichtsvoller Naturtrende hat Josephus diese Gesellung verschiedener Bäume aus ungleichen klimatischen Zonen in der mediterranen Flora geschildert, zunächst mit Bezug auf die Gegend um den See Genesareth, de bell. jud. 3, 10, 8: „Die Traube und die Feige, die Könige unter den Früchten, reifen dort fast ununterbrochen, neben den Feigen und Oelbäumen, denen eine sanftere Luft zusagt, stehen in unermesslicher Fülle die Nussbäume, die die winterlichsten sind (d. h. aus dem Norden stammen), und die Dattelpalmen, die heissesten, die von der Glut sich nähren. Und es ist, als hätte die Natur ihren Ehrgeiz darin gesetzt, hier die Fruchtgewächse streitender Himmelsstriche mit einander wett-eifern zu lassen.“ Etwas Aehnliches rühmt Columella von Italien: nachdem er angeführt, wie auch manche Duft- und Balsampflanzen heisser Länder vermocht worden, in Rom Laub und Blüte zu tragen, fährt er fort, 3, 9, 5: *his tamen exemplis omnium admonemur, curae mortalium obsequentissimum esse Italiam quae paene totius orbis fruges adhibito studio columnum ferre didicerit.* — Dass auch manche Gewächse, die im Rücken Armeniens und Syriens im heissen Persien, ja ursprünglich im tropischen Indien lebten, in Südeneropa naturalisirt werden konnten, dafür gab unter manchem Anderen die Orange das leuchtendste Beispiel, und wie aus dem Indus und Gangeslande etwa sechshundert Jahre vor Chr. Geburt eine der nützlichsten Haustihiere, der Haushahn, gekommen war, so etwa sechshundert Jahre nach Chr., gleichsam zum Beweise, dass die Bewegung des Austausches noch nicht völlig ruhete, der arachosische Oelse oder der Bülbel.



Im ersten Jahrhundert vor Chr. hatte das weite Reich, dessen Mittelpunkt Italien war, d. h. das geographische Gebiet der antiken Kulturperiode, seine Vollendung erreicht; es umfasste als ein grosses orientalisches Kolonialland das Mittelmeer von allen Seiten. Die Grenzprovinzen am Euphrat nach Osten, an Rhein und Donau nach Norden bildeten zu äusserst liegende schwankende Erwerbungen, mit anderem Charakter, Beiwerke, schon zu weit von der Binnensee entfernt, um welche die alte Welt gruppiert war. Innerhalb dieser natürlichen Schranken und der entsprechenden festen und spröden Gestalt der Sitten und des Lebens aber begann diese Kultur in sich selbst zu ersticken. Während der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera vollzieht sich sichtlich ein unaufhaltsamer, beschleunigter Process des Verfalls, der, wie eine rettungslose Krankheit, endlich zur Auflösung führte. Es ist leicht, diese auf den ersten Blick räthselhafte Erscheinung, die von Aussen keine zwingenden Gründe hatte, mit dem Altern und dem Tode des organischen Individuums zu vergleichen; aber da Völker und Epochen keine Pflanzen oder Thiere sind, so sagt das beliebte Bild über den Vorgang selbst und die dabei wirkenden realen Ursachen unmittelbar nichts aus. Vielleicht lagen einige der letzteren in Folgendem.

Ein Grundfehler und der eigentlich schadhafte Punkt der antiken Civilisation war die unwirtschaftliche Construction der Gesellschaft und des Staates und die damit zusammenhängende Abwesenheit realistisch-technischen Sinnes bei den Menschen. Während der römischen Kaiserzeit wurde die Welt immer ärmer, daher immer muthloser und gedrückter. Die Steuern stiegen von Regierung zu Regierung, warfen aber immer nicht das Nöthige ab und liessen sich immer schwerer, zuletzt als unerschwinglich gar nicht mehr eintreiben. Man half sich, indem man sie zu möglichst hohem Satze Generalpächtern in die Hand gab: welche *publicani* sich dann wieder durch erbarmungslose Aussaugung schadlos hielten, wie in Frankreich vor der Revolution. In den Städten mussten einzelne reiche, mit hervorragenden Ehrenämtern bekleidete Bürger für die Gemeinde haften und wurden mit ihrem Vermögen die Bente des Fiskus. In der Noth griffen die Kaiser zu Verschlechterung der Münze — das Papiergeld mit Zwangskurs war noch nicht ertunden —, was nur zur Folge hatte, dass alle Preise in die Höhe gingen und das Leben



immer theurer wurde. Letzteres wurde dann dem Eigennutz und bösen Willen der Verkäufer und Händler zugeschrieben und demgemäss z. B. vom Kaiser Diocletian das berühmte Edict erlassen, nach welchem die Maximalpreise aller Lebensmittel, Rohstoffe, Arbeitslöhne und gewöhnlichen Manufacte von Staatswegen normirt waren, ein schlagendes Beweisstück für die Richtigkeit national-ökonomischer Begriffe — die übrigens in dem sog. Gesetz des Maximum von 1793 genau sich wiederholt. Anders als auf Symptome zu curiren, vielmehr den gesteigerten Anforderungen des Staates durch Entfesselung der Production und freie wirtschaftliche Bewegung zu begegnen, fiel Niemandem ein. Zwar hatten die Römer Strassen und Brücken gebaut, die noch jetzt unsere Bewunderung erregen, aber diese dienten mehr dem Glanz und der Grösse der Weltherrscher und der Leichtigkeit militärischer und administrativer Verbindung, als den Zwecken des Handels und Verkehrs. Sie waren durch Binnenzölle gesperrt und diese wieder in den Händen der Staatspächter, mit allen Uebelständen und vexatorischen Praktiken dieses Systems. Ausfuhr- und Einfuhrverbote an den Grenzen, widernatürliche Getreidegesetze u. s. w. hemmten die Circulation der Güter und also die Vermehrung des Kapitals und Reichthums. Dazu kamen die Staats- und Regierungsmonopole, deren Zahl immer zunahm, und die kaiserlichen Fabriken, die nur scheinbar vorthellhaft arbeiteten. Der unersättlichen Habgier des Soldatenstaates, der, von Anfang an militärisch construiert, sich in fast immerwährendem Kriegszustand betand, konnte keine Production der ackerbauenden und fabrirenden Bevölkerung genügen: was die Abgaben übrig liessen, wurde durch die Einquartierung und die Naturalverpflegung der Truppen verzehrt. Die Soldaten, denen schon gegen Ende der Republik gewaltsam und willkürlich Aecker in Italien zugetheilt waren, spielten seitdem die grosse Rolle. Sie waren meist unverehelicht, verschweigten auf grobe Weise, was sie im Kriege zusammengebracht, waren faul zur Arbeit und zu Uebergriffen geneigt<sup>20</sup>. Bei dem unentwickelten Zustande des Finanz- und Rechnungswesens und der Unbekanntheit mit den natürlichen Gesetzen, die es regeln, konnte auch der Geldhandel und der leichte Umlauf der Kapitalien kein Element zunehmenden Reichthums bilden. Der Zinssatz stieg auf eine unerhörte Höhe, und die Verbote, die dem Wucher steuern sollten, machten das Uebel nur schlimmer. Wie der



Zins überhaupt im Alterthum für verächtlich, ja für unerlaubt galt, so blieb auch das Princip der Arbeitstheilung unbegriffen. Schon Cato und Varro warnen gradezu vor derselben: der Erstere will, der Landwirth solle möglichst wenig kauen, 2, 5: *patrem familias vendicem, non emicem esse oportet*; der Andere giebt die Vorschrift, was auf dem Landgute vom Gesinde selbst gemacht werden könne, solle nicht von auswärts gekauft werden, 1, 22, 1: *quae nasei in fundo ac fieri a domesticis poterant, eorum ne quid ematur*. Die Arbeit zu Hause also wurde nicht als ausgegebenes Geld gerechnet; auch unterhielten die grosseren Wirthschaften ihre eigenen Schmiede, Zimmerleute, Schuster, Bötticher u. s. w. selbst, wogegen in den Städten der arbeitende Bürger- und Handwerkerstand fehlte. Kein Wunder, dass die Technik des Handwerks unvollkommen blieb, welcher ohnehin in dem Naturell der Alten keine verwandte Richtung entgegenkam. Die natürliche Realität der Dinge unbetungen beobachten, sich ihrer zweck- und werkmässig bedienen, sich durch solches Rüstzeug befreien, ist kein antiker Charakterzug. Die Alten lebten im Traume religiöser Phantasie, in idealem Schein, beherrscht vom Hange künstlerischer Darstellung, befangen im Zauber des Schönen, als ein adeliges Geschlecht. Sehen wir uns in den pompejanischen Resten die Geräthe, die Werkzeuge u. s. w. an, wie schön und edel sind sie gezeichnet, obgleich vielleicht von Sklavenhand gearbeitet, aber auch meistens wie kindlich! Was uns daran durch rationelle Technik ertrent, war nicht Ergebniss nüchturner Beobachtung und verständiger Berechnung, sondern alte Tradition, bei der es blieb, und die als solche von Menschenalter zu Menschenalter sinken musste. Und mit der Technik sank auch der Geschmack, die Grazie und Reinheit der Formen und der Adel des Gedankens. Denn beide sind nicht absolut getrennt: was die Technik gewinnt, kommt auch dem Geiste zu Gute; jede Erweiterung ihrer Schranken, die der erstern gelingt, gestattet auch dem letztern den Flug in eine bisher unbekannte Welt. Hätten die Alten z. B. ihre dürftigen musikalischen Instrumente mannichtfarber entwickeln und etwa die Orgel und die Geige — die erst mit den Arabern auftrat — erfinden können, es ist kein Zweifel, dass auch ihre Musik selbst eine neue Seele gewonnen hätte. Wie stationär die mechanischen Künste bei den Römern blieben und wie fern ihnen die Natur als Object verständiger Forschung lag, lehrt insbesondere



die Geschichte der römischen Seefahrt und des römischen Ackerbaues. Umfang und Grenzen des grossen Reiches boten Anlass genug, sich auf der hohen See zu versuchen. Die Welt-herrscher waren im Besitz der iberischen, lusitanischen und mauritanischen Küsten, aber die nahe gelegenen canarischen Inseln musste Plinius nach den Aufzeichnungen des Königs Juba beschreiben: römischen Schiffen oder Handelsleuten war es nicht eingefallen, sich so weit zu wagen. Die Insel Ithbernia, an der vielleicht schon Pytheas drei Jahrhunderte vor Chr. gehandelt war, blieb den Römern wie im Halbbübel zur Seite liegen; sie verbarg sich hinter dem schwierigen biscayischen Meerbusen und dem stürmischen, klippenreichen irisch-englischen Kanal. Die römischen Schiffe waren und blieben Küstentfahrer, die mit heran-nahendem Winter die Häfen aufsuchten und die umbrausten Vor-gebirge flüchteten. Winde, Wellen und Jahreszeiten wurden mythisch angeschaut; der Schnabel des Schiffes war zierlich und künstlerisch geschnitzt, das Schiff selbst aber unvollkommen con-struirt. Vom rothen Meer ging ein alter lebhafter Handelsver-kehr nach Indien, und Strabo erfuhr, dass aus dem dortigen Hafen Myos Hormos jährlich 120 Schiffe nach diesem Lande aus-liefen; aber weder das indische Zahlensystem, noch die Magnet-nadel gelangte von dort in den römischen Westen, der, in den eigenen engen Kreis gebannt, gegen das Neue unempfindlich war und vom Orient nicht, wie später in der Epoche der Araber, Bereicherung und Anregung erfuhr. Nach Nordosten, am Pontus Euxinus, stand es wie am rothen Meer. Die Itoner besaßen eine Anzahl befestigter Plätze an den Ufern des Pontus, aber der Handel, der über jene Gegenden ging, lag in den Händen der Asiaten und die Geographie des kaspischen Meeres erfuhr keinerlei Fortschritt. Wie ganz anders thatig bewiesen sich dort im Mittelalter die Gennesen, Bürger einer kleinen Stadt, denen nicht, wie dem *civis romanus*, die Furcht und das Ansehen des römischen Namens schützend zur Seite stand. Als sie sich in der Krim festgesetzt hatten, da befuhren sie auch mit eigenen Schiffen das kaspische Meer und ihre Kauffleute waren zahlreich in Tauris in Persien angesessen — und so fand sie ein anderer Italiener, der Venetianer Marco Polo, als er dort vorbeikam, um den ganzen ungeheuren Welttheil zu durchziehen und diesen dann, als der Herodot des Mittelalters, zu beschreiben. Zu dem einen wie zu



dem Andern fehlte dem Römer der offene Sinn für die fremde Welt: wo er nicht mehr erobern und die von ihm geschaffenen politischen, socialen und militärischen Formen in regelmässigen Linien wie ein festes Mauerwerk hinstellen konnte, da lockte ihn kein Begehr, da war die Luft nicht mehr, in der er athmete und lebte. — Der römischen Seefahrt glich der römische Ackerbau; auch in ihm regte sich kein Trieb der Entwicklung. Die Werkzeuge waren und blieben die durch Ueberlieferung gegebenen unvollkommenen, die Methoden die hergebrachten, höchstens um neue eben so unwissenschaftliche vermehrt, die ein Gemisch von bloss praktischen, wirklichen oder vermeintlichen Erfahrungen und abergläubischer Phantastik darstellten. Düngung und Fruchtwechsel waren bekannt, aber nicht nach Gebühr gewürdigt und nicht in ihren Consequenzen entwickelt. Der Boden versagte zuletzt, Aecker verwandelten sich in Weidegrund, Hungersnoth war häufig und Getreidezufuhr eine Hauptsorge der Regierung; Italien trug durchschnittlich nur das vierte Korn (Dureau de la Malle, *Économie politique des Romains*, II, S. 121 ff.). Der eigentliche Grund des steigenden Misserfolgs lag in der Höhe der Arbeitskosten, diese aber beruhten in dem volkswirthschaftlich-technischen Ungeschick und der Gleichgültigkeit gegen reelle Naturkenntnisa.

Zu den Gründen, die den Untergang der antiken Gesellschaft herbeiführten, hat man sich gewohnt, vorzugsweise die Sklaverei zu rechnen. Gewiss ist diese mit der höchsten industriellen Entwicklung unverträglich, aber auf manchen Bildungsstufen — ganz abgesehen von der Rassenanlage und den daher rührenden verwickelten Problemen — ist sie ein natürliches, unter Umständen sogar wohlthätiges Institut. Sie bestand auch bei den Barbaren, die dem antiken Leben ein Ende machten; sie währte in dem germanisch-romanischen Europa ungeschwächt fort und löste sich dort im Fortgang der wirthschaftlichen Kultur durch verschiedene Zwischenstufen allmählig und natürlich von selbst auf. In Rom unterschied sich das Sklavenwesen in den meisten Beziehungen nur dem Namen nach von der strengen Gesindeordnung und der feudalen Gutsverfassung moderner europäischer Länder bis vor nicht langer Zeit. Ja, im Sklavenstande lag oft noch ein geschützter Rest des Volksvermögens: der Sklave konnte wenigstens nicht vom Pfluge weggerissen und in das Lager der Legionen geschleppt werden, während die freie Bevölkerung durch



Conscription decimirt wurde und sich nur allmählig durch die häufigen Freilassungen ergänzte. Auch in Rom hülte sich, wenn im Uebrigen die Zeiten nicht so trostlos rückläufig gewesen wären, die Sklaverei vor dem Wachsthum der wirthschaftlichen und politischen Kräfte nicht auf immer halten können.

Ein Ausdruck dieses allgemeinen Elends war die unaushalt-same Verbreitung der neuen Religion vom Orient her, die dem verzweifelnden Geschlecht einen rettenden Ausweg in das Innere des Gemüthes zeigte. Das Christenthum, indem es „das Herz im Tietsten koste“ und alles Wesentliche in das Innere verlegte, unter-grub aber eben dadurch die Grundlagen selbst, auf denen die alte Welt ruhte. Der Christ, dem die Armen die Seligen und der Tod ein Gewinn war, blieb kalt gegen Erwerb und Vermehrung irdischer Güter: sein Sinn stand in einer anderen, durch Entzuekung gesehauenen Welt, und er sammelte Schätze im Himmel. Bekannt ist, dass bei dem allgemeinen Sinken geistiger Produktion doch die Jurisprudenz, dieser Kern und Stamm römischen Wesens, sich nicht bloss erhielt, sondern weiter gedieh: aber in der zahl-reichen Reihe auf einander folgender Juristen ist kaum ein Christ; was konnte diesem an der Ordnung der Verhältnisse dieser kurzen Pilgerschaft liegen? nicht um Rechtsansprüche festzustellen, son-dern um Heile der Seele zu schaffen, war ihm dies zeitliche Da-sein gegeben. Auch die Erkenntniss der Natur, ja Wissenschaft jeder Art liess ihn gleichgültig; im Glauben besass er alle Wahr-heit; ohnehin stand der Untergang dieser gegenwärtigen Dinge jeden Tag zu erwarten. Auch im römischen Feldlager betand sich der Bekenner der neuen Religion dem Feinde mit ganz anderen Gefühlen gegenüber, als der achte Römer der alten Zeit: der Sieg brachte ihm keine Freude, und Tod und Niederlage betreite ihn von irdischer Trübsal oder diene ihm zur heilsamen Prüfung. Sein wahrer Feind war der Heide und dessen Schönheitsdienst und Selbstgenügsamkeit. So verloren Recht und Krieg, die Grund-pfeiler Roms, vor dem Hauch des neuen christlichen Geistes ihren Halt und ihre tragende Kraft.

Nach einer anderen Seite hin, der kulturgeographischen, öffneten sich die Schranken der antiken Kultur durch den Ein-tritt Nordwest- und Mitteleuropas in die Geschichte der Mensch-heit. Diesen Durchbruch bewirkte zuerst der grosse Cäsar, indem er Gallien und Belgien eroberte und Britannen und Germanen



betrat. In jenen neuen Gebieten wehte schon der Athem des Oceans, und ungeheure Wälder mit riesigem Baumwuchs beschatteten den jungfräulichen, noch nicht angebrochenen Boden. Häufige Nebel und Regen erhielten das Land auch im Sommer noch feucht; die Bäume liessen das Laub im Herbste fallen, im Winter getroren die sumpfigen Gründe und konnten betreten werden. Im Gegensatz zu den engen Landschaften der durch Gebirge getheilten südeuropäischen Halbinseln und der gedrängten Baumzucht des Ostens und Südens streckten sich die nördlichen Flächen in ungeheurer barbarischer Weite nach allen Seiten fort, und das Leben trug das Gepräge dieser grosseren Verhältnisse, wie im Ocean die Woge breiter ist, als im geschlossenen Meere. Wo der Acker gebaut wurde, wie in gallischen Landen, da wuchs das Korn in unabsehbaren Auen, daran gränzte überall die Waldregion, die Heimath der grossen Raub- und Jagdthiere, je weiter östlich vom Rhein, desto seltener durch sporadische Kulturflecke unterbrochen. Die Civilisation stand in den Anfängen, besonders bei Briten, Belgen und Germanen; sie war bei den Galliern schon weiter vorgertickt, aber im Vergleich mit Italien, der Erbin Griechenlands und des Orients, immer noch im Stande der Kindheit. Dennoch hatte die mitteleuropäische oder eisalpinische Technik des Lebens, so unentwickelt sie war, vor der griechisch-römischen manche Vortheile voraus, die durch Klima, Vegetation, Boden, überhaupt durch den ganz anders gearteten natürlichen Ausgangspunkt von selbst sich ergaben. Eine ganze Reihe von Erfindungen liessen sich aufzählen, die von Gallien den Römern zukamen, aber von diesen, die bereits abgeschlossen hatten, mehr notirt, als in lebendigen Gebrauch verwandelt wurden; wir führen beispielsweise nur an: den Räderpflug, den *rheda* genannten Wagen, die Seife, das linnene Hemd, die Mergeldüngung. In religiösen, sittlichen und Rechtsbegriffen fanden die Römer bei Briten und Germanen ihre eigene, längst vergessene Jugendzeit wieder: sie hatten diesen Urstand in langer Stufenfolge zu einem in's Einzelne ausgeführten, überall von feinem Verstande und reicher Erfahrung des Menschenlebens durchdrungenen, fest gestalteten und mannichfach vermittelten Systeme entwickelt; aber dieser unschätzbare Kulturgewinn war conventionell erstarrt und ward als Fessel empfunden: bei den Germanen waltete noch das unmittelbare, rohe, aber frische Naturgefühl, und tiedenkende Römer, wie Tacitus,







schöne, einst von gebildeten Menschen edler Race bewohnte, jetzt zur Pferdeweide gewordene Pannonien. Anders im Westen. Dort bildeten Italien, Spanien, Gallien, die britischen Inseln, Germanien nach dem politischen Falle Roms immer noch ein innerlich zusammengehaltenes Ganze, die europäische Völkergemeinde, deren idealer Mittelpunkt die ewige Stadt war. Diesem Schauplatz des Mittelalters lag das byzantinische Reich im Osten so gegenüber, wie einst Asien den Griechen: cultivirter in vieler Beziehung, aber unfrei und tief entartet, von Barbaren umlagert. In dem Wechselverkehr des Nordens und Südens oder der Germanen und Roms besteht der Hauptinhalt der Geschichte des europäischen Mittelalters. Von Deutschland waren die Schaaren ausgegangen, die den stolzen militärisch-administrativen Bau des Imperatorenreiches in Trümmer geschlagen hatten: sie wirkten als Befreier, weil sie Einzelleben an Stelle der wie mit ehernen Klammern festgefügt Einheit gesetzt hatten. Umgekehrt hatte Deutschland schon vor der Völkerwanderung sich der Verführungen südlicher Kultur nicht erwehren können und erfuhr nun während des Mittelalters den unaufhaltsamen, allmählig alle Ader durchdringenden Process der Romanisirung an sich: seine Wälder wurden ausgerodet (Caroli M. Capit. II. de 813 § 19: *et plantent vineas, faciant pomaria, et ubicunque invenient utiles illos homines datur illis silva ad extirpandum*), Ansiedlungen, bald auch Städte gegründet und die Sitten, die Regierungs- und Rechtsnormen, die das Alterthum erfunden hatte, auf den neuen Boden angewandt. Ein wichtiger Mittelpunkt der hin- und hergehenden Kulturbewegung war Belgien. Zur Zeit Cäsars wohnten dort noch kriegerische, in derber Naturtrische verbliebene Kelten, den Germanen ähnlich, von diesen bedrängt, später mit ihnen sich mischend; den Germanen nachher ein Vorbild weitergeschrittener Civilisation, des Ackerbaus, der Industrie, der Freiheit, den alten Römerlanden eine Quelle der Jugend. Belgien, Nordostfrankreich und das Rheinland zu beiden Seiten des Stromes schienen bestimmt, ein eigenes Reich mit individuellem Gepräge zu werden, ein Zwischenglied beider Hälften Europas; doch vollzog sich dieser Ansatz nicht, und jene Gegend blieb ein schwankender Grenzstrich, bald dem einen, bald dem anderen Theile zufallend. Flandrische Kolonisten aber waren es, die in Deutschland die höheren Formen des Ackerbaues lehrten, von



Burgund ging die Tuch- und die Leinwandweberei aus; dort (in St. Denis, Rheins u. s. w.) ward die gothische Architektur erfunden und war eine dichte Saat von Städten mit Kathedralen, eine mächtiger als die andere, ausgestreut; dort gingen die Fabeln von Reineke Fuchs um und erwachte zuerst die fantastisch phantastische Idee der Krenzzüge; dort hatte die modernste Kunst, die Musik, ihre Geburtsstätte und wurde die Oelmalerei, wenn nicht erfunden, so doch angewandt und vervollkommenet. Aber während Deutschland mit den Mitteln antiker Kultur erzogen und gebildet wurde, erweiterte es seinerseits den Bezirk Europas durch unermüdlich fortgesetzte Kolonisation nach Osten — eine der grössten, nicht genug zu beachtenden Erscheinungen des Mittelalters. Im Süden ging diese germanische Expansion von dem Stamme der Baiern aus, dem Laufe der Donau nach; im Norden von den Sachsen, quer über die Oder, die Weichsel, bis hoch an den Küsten der Ostsee hinauf; in jenen deutsch gewordenen Landen erhielten die Nibelungen wenigstens ihre letzte Fassung und schwang sich die Pflanzstadt Wien zum Kaisersitz auf, in diesen trat Copernicus auf und wurden nach Jahrhunderten Kant, Winckelmann, Fichte und Humboldt geboren; und während dadurch im Süden das Reich des heiligen Stephan in den Kreis der neu-europäischen Civilisation gezogen wurde, wurde im Norden auch das weite Gebiet der Piasten und Jagellonen dem geistigen Leben des Westens geöffnet.

Hatten Germanen das weströmische Reich, Türken und Slaven die nördliche Hälfte des griechischen Gebietes überfluthet, so brach seit dem 7. Jahrhundert, um den Untergang der alten Welt vollständig zu machen, der Arabersturm über Syrien und das noch blühende Nordgestade Afrikas los. In der ersten Wuth des Islam war die Zerstörung furchtbar und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder gut gemacht — „keimt ein Ghabe neu,“ so wird die Arbeit vieler vergangener Geschlechter „wie ein böses Unkraut ausgerauft“ —, aber nachdem der erste fanatische Paroxysmus verlogen, vermehrten die Araber das aus dem Alterthum vererbte Kulturkapital durch werthvolle Beiträge: den Kompass, die sogenannten arabischen Zahlen, die Antange der Chemie und Pharmacie, der Kautmanns- und Hatenpraxis, manche neue Bodengewächse u. s. w. Die arabische Kultur selbst verschwand freilich wie eine Episode, aber das von ihr Zugebrachte wurde im



Abendlande weiter entwickelt, und als die italienischen Seestädte aufblühten und Banken und Wechselgeschäfte einrichteten, und als das Schiesspulver und das Linnen-Papier erfunden waren und allgemeiner angewendet wurden, da war nach langen Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens ein Punkt der Umkehr erreicht, von dem an das Leben wieder aufzusteigen begann. Hatten schon die Römer die beiden letztgenannten Erfindungen machen können, vielleicht wäre die ungeheure Unterbrechung stetigen Kulturganges, die wir das Mittelalter nennen, vermieden worden. Vor dem Schiesspulver wären vielleicht die Hunnen in ihre Steppen zurückgeflohen, und das Papier hätte möglicher Weise den Untergang der griechisch-römischen Literatur — denn was wir besitzen, sind nur kümmerliche zerstreute Reste — verhindert. Im fünfzehnten Jahrhundert war Italien bereits wieder so erstarkt, dass der Humanismus, sowohl der literarische, als der sittliche und politische, da anknüpfen konnte, wo das Alterthum in seiner Erschöpfung den Faden hatte fallen lassen. Die Welt öffnete sich dem wieder sehend gewordenen Auge, der Mensch empfand wieder Freude an dem Dasein in dieser Natur und begann nach Erkenntniss ihrer Gesetze und ihres geheimnissvollen Innern sich zu sehnen. Mit der Magnetsadel bewaffnet segelten kühne Schiffer von Lusitanien und Iberien aus nach Amerika, Ostindien und China: vor den Blicken breitete sich in tausendfacher Fülle der Naturwunder die neue Welt aus, die einst Seneca jenseits der Meere gehutet hatte — denn mehr als die Ahnung war den Römern nicht beschieden. Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie, Anatomie, Botanik regten sich mit jugendlichem Eifer; die Kirche bewachte sie misstrauisch, konnte sie aber nicht mehr ersticken; mit Hilfe von Messer und Wage, Schmelztiegel und Retorte, Hebel und Pumpe, Thermometer und Barometer, Telescop und Mikroskop, Pendel, Logarithmen und Infinitesimalrechnung bereitete sich die immer vollere und umfassendere Betreibung der Menschheit vor. Was die moderne Welt von der alten unterscheidet, ist Naturwissenschaft, Technik und Nationalökonomie.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Betrachtungen wieder zu unserem näheren Thema, so lehrt die Namengebung in der deutschen Sprache, dass von der Epoche der Völkerwanderung an bis tief in die mittleren Zeiten hinein Alles, was der deutsche



Garten trug, und ein grosser Theil der Feldverrichtungen aus Italien und Gallien oder Südfrankreich eingeführt war. So weit das Klima es erlaubte, wurde durch eine fortgesetzte Kulturwanderung angeeignet, was Italien entweder ursprünglich besessen oder selbst in früheren Jahrhunderten aus Griechenland und Asien bezogen hatte. Nicht bloss die Baumfrüchte, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Maulbeeren, die Trauben und alle Manipulationen der Kelterung und Weingewinnung, dazu auch der Keller (*cella*), die Tonne und die Kufe, die Flasche, der Becher, der Kelch, der Krug (ein keltisches Wort, Zenss<sup>2</sup> 151, 778), sondern auch Blumen, Gemüse, Küchen- und Apothekergewächse, wie Kohl (*caulis*), Kales, Kappes (*caputium*), Erbse (*cervum*), Wicke (*tricus*), Linse (*lens*), Petersilie, Zwiebel, Kümmel, Beete (slavisch *svetla* entstellt aus *svetlov*), Rettich (den die Römer selbst erst unter den ersten Kaisern aus Syrien als *radix Syria* bezogen hatten), Meerrettich (entstellt aus *armoracia*), Münze (*mentha*), Koriander, kerbel, Liebstöckel (*libisticum* statt *liquisticum*), Lavendel, Melisse, Polei (*pulegium*), Fenchel, Anis, Karde, Lattich (*lactuca*), Spargel und vieles Andere, sind lateinisch benannt; die Siebel ist das lateinische *secula*, Flegel — *flagellum*, Mergel — *maria*, *margla*, Speicher — *spearium*; lateinisch sind Butter und Käse, Pferd und Zelter, die Masse: Meile, Centner, Pfund, Mutt (*modus*), Scheffel (*scaphum*, *scapulus*), Seidel (*sidula*) u. s. w. Wie die italienische oder gallische Villa mit allem Zubehör, den Gewächsen, Thieren und nothigen Werkzeugen und Arbeiten auf deutschen Boden versetzt wurde, davon giebt Karls des Grossen *capitulare de villis* und das *specimen breviarum rerum fiscalium* ein deutliches Bild. In Italien selbst hatte sich trotz der Völkerwanderung und der chaotischen Auflösung die Zahl der angebauten Gewächse und der gebräuchlichen Hausthiere im Allgemeinen nicht verringert: so zähe ist das Privatleben, und so uner müdlich geht in den kleinen Kreisen desselben der Zerstörung die Heilung und Wiederherstellung zur Seite. In den tausend Jahren des Mittelalters bis zur Entdeckung Amerikas ist kein gezähmtes Thier mehr zu verzeichnen; es blieb bei dem alten Bestande trotz der Bewegungen im inneren Asien, der grossen arabischen Herrschaft vom Indus bis zum Tajo und der Einbrüche der Mongolen und Türken. Wohl aber bereicherten die eben genannten Weltbegebenheiten die Kulturflora des Westens um einige



integrirende Glieder, unter denen wir uns, wie billig, zunächst zu den Früchten des Aekers wenden.\*

## DER REIS

(*oryza sativa* L.).

Der Reis, eine Pflanze fetter, wasserreicher Niederungen in tropischem und subtropischem Klima, wurde von Alters her in Indien überall gebaut. Im Mündungslande des Indus musste die saugfähige Natur des Bodens dieser Art Getreide besonders zusagen, aber auch auf trockenen und höher gelegenen Strecken konnte die Aussaat so geregelt werden, dass die zu bestimmten Zeiten eintretenden tropischen Regen der aufschliessenden Frucht zu Hülfe kamen. Obgleich an eigentlichen Nahrungsstoffen hinter dem Weizen zurückstehend, war und ist der Reis doch mehr als dieser die allgemeine Volksnahrung nicht bloß im eigentlichen Indien, sondern auch bei den Bewohnern der Halbinsel jenseits des Ganges, Südchinas und der Inseln des indischen Meeres, bis im äussersten Osten die Sagopalme an die Stelle dieser Grasart tritt. Reisfelder fehlten in dem bezeichneten Gebiet nur da, wo im rauheren Gebirge die Wärme nicht mehr ausreicht oder die Monsunregen ausbleiben und künstliche Bewässerung nicht möglich ist. Eine eigentliche Brodnahrung ist der Reis in so fern nicht, als er selten gemahlen und verbacken wird; er bildet als Liebesspeise eine kernige, weiche, aus gequollenen Körnern bestehende, wohl auch mit Fett getränkte Grütze, die die alten griechischen Bericht-erstatte mit ihrem Wort *ζῶρδος*, Graupenbrei, die Lateiner mit *alien* bezeichneten. Auch die Kunst aus Reis ein alkoholhaltiges Getränk, den Arrac, wie aus dem Saft des Zuckerrohrs den Rum, zu bereiten, ist eine altindische, denn schon die Griechen haben davon gehört, Strab. 15, 1, 53: *οἰνόν τε γὰρ οἱ πίπιναι (τοὺς Ἰνδοὺς), ἀλλ' ἐν θανάτῳ μόνον, πίπιναι δ' αὖτ' ὀφείζουσιν ἀπὸ κριθῶν σικερίδα-τος καὶ αἷμα δὲ τὸ ἀλλόν ὀρυζαν εἶναι φασιν*. *Adrian. de nat. anim.* 13, 8: *εἰρή δὲ εἰς πολεμὸν ἀθλοῦνται (ἐλέφαντι) οἶνος μόν, οὐ μὲν ἢ τῶν ἀρμελίων· ἐπεὶ τὸν μὲν ἐξ ὀφείζουσιν χειροσφύσει, τὸν δὲ ἐκ καλίου*. Freilich darf man sich darunter noch nicht jenes



stark destillirte Wasser denken, das wir heut zu Tage Arrac und Rum nennen, sondern nach den Worten der Alten eine Art Bier oder Wein. Der Sanscritname des Reises war *erika*; bei Uebergang in die iranischen Sprachen musste dies den Lautgesetzen gemäss zu *brizi* werden; aus dieser altpersischen Form machten die Griechen ihr *ῥιζία*, *ῥιζιον*, welches letztere Wort dann durch Vermittelung des Lateinischen der bei allen neuereuropäischen Völkern vorhandene Benennung zu Grunde liegt.

Die erste Bekanntschaft mit dem Reis machte das Abendland durch die Feldzüge Alexander des Grossen, obgleich einzelne, allerdings unbestimmte Spuren schon auf die Mitte des fünften Jahrhunderts weisen. Nach einer Notiz des Athenäus nämlich hatte Sophokles in seinem Triptolemos von einem *ῥιζιδης ἄνθρωπος* gesprochen, den die Spätern entweder als Brod aus Reis oder aus einem in Aethiopien einheimischen sesamähnlichen Korne deuteten, 3, p. 110: *ῥιζιδος δ' ἄνθρωπος μάλιστα Σοφοκλῆς ἐν Τριπτολέμῳ, ἔστιν τὸν ἐξ ῥιζῆς γενομένην ἢ ἀπὸ τῶν ἐν Αἰθιοπίας γενομένων ἀνθρώπων, ὃ ἐστὶν ἡμῶν ἀγνῶτον*. Pollux 6, 73 erklärt ungefähr ebenso, lässt aber den Reis weg: *ῥιζιδος τὰν ἄνθρωπον Αἰθιοπίας τὸν ἐξ ῥιζιδος γενομένην ὃ ἐστὶν ἀρίστου ἐπιχθονίου, ἡμῶν ἀγνῶτον*. Auch Hesychius stellt die Aethiopier an die Spitze: *ῥιζιδος ἄνθρωπος κατὰ Αἰθιοπίας καὶ ἀρίστου ἐπιχθονίου ἀγνῶτον, ὡς ἐπὶ Πτολεμαίῳ, αὐτῶν τινες δὲ ῥιζιον*, während Phrynichus in Bekk. Anecd. 1, p. 54 ganz kurz sagt: *ῥιζιδος ἢ οἱ πολλοὶ ῥιζιον καλοῦσιν*. Hatte Sophokles selbst schon an jener Stelle des Triptolemos den *ῥιζιδης ἄνθρωπος* mit den Aethiopiern in Verbindung gebracht, so konnte er an die Aethiopen Homers, die nach Sonnenaufgang hin wohnen, oder an die *Αἰθιοπίας* in *ἐκ τῆς Ἰνδίας* seines Freundes Herodot d. h. eben an die Anwohner des unteren Indus und der angrenzenden Küste gedacht haben, und beide Deutungen würden zusammenfallen. Die Namensform *ῥιζιδος*, *ῥιζιδιον* stimmt merkwürdiger Weise in der Nasalisierung, hinter welcher das *ι* der Griechen in *δ* übergieng, mit dem armenischen *branz*, neupersischen *larang*, *larang* überein. Herodot selbst, der ja auch schon von der auf Bäumen wachsenden Wolle gehört hat, erwähnt einer Abtheilung der Inder, die sich von einer wildwachsenden Pflanze nährte, deren Körner von der Grösse eines Hirsekorns in einer Hülse steckten und mit der letzteren gekocht und so gegessen werden, 3, 100: *καὶ αὐτοὶ οὗτοι οὐκ ἐγγυς τοῦ περὶ ὅς ἐστιν*.



αἰσχροῦ ἐκ τῆς γῆς γινόμενον, τὸ ἀλλόγοις ἐν τῇ γῆτι ἔρποναι καὶ αἰσχροῦ. Auch dies kann als Reis gedeutet werden; die Fehler der Beschreibung, z. B. dass der Reis, der zu Herodots Zeit längst eine Kulturfrucht war, als αἰσχροῦ bezeichnet wird, erklären sich durch das trübende Medium der Ferne, durch welches damals noch jenes äusserste Wunderland geschaut werden musste; einen Namen der Frucht scheint Herodot nicht erfahren zu haben, wogegen sein *ἔρποναι* richtiger ist, als das Brod des Sophokles. Mit der Eroberung Asiens durch die Macedonier trat, wie so vieles Andere, so auch der indische Reis vollständig in den Gesichtskreis der Griechen. Gleich Theophrast beschreibt die Pflanze und ihren Gebrauch genau, h. pl. 1, 1, 10: *νόστιμα δὲ παρρησιὰ τὰ καλούμενα ὁπίζον ἐξ οἷ το ἔρποναι. Τοῦτο δὲ οὐκ ἐν τῇ γῆτι καὶ παρρησιᾷ οὐκ ἔστι γόνιμος, ἐπὶ τῇ δὲ, τῇ ὅταν περὶ τοὺς οὐκ αἰσχροὺς καὶ τὸν πολὺν χρόνον ἐκιδάται, ἀποχέεται δὲ οὐκ εἰς σταχὲν, ἀλλ' οὐκ ὅσον ὅταν ὁ ἔρπος καὶ ὁ κίρκος. Noch merkwürdiger aber ist die Nachricht des Aristobulus, der ein Begleiter Alexanders auf dessen Heerzügen in Asien gewesen war und in hohem Alter eine Geschichte des grossen Königs, verbunden mit einer Naturschilderung der durchzogenen Länder verfasste, bei Strab. 15, 1, 18: *τῇ δ' ὁρεῶν γῆτι ὁ Αἰριστοβούλος ἱστορεῖ ἐν ἰδίᾳ καὶ οὐκ ἀπὸ ἀκούης, ὅτι τὰς ἐχθρας αἰετῇ ἰσθμῷ δὲ τοῦ περὶ τερματιζν, νόστιμα τε καὶ τὸ ἐρποναι. Περιέχεται δὲ περὶ δύναν Ηλιμαδὸς καὶ ἀπὸ τῆς οὐκ ἐκιδάται καὶ ἐν τῇ Βακτριανῇ καὶ Βαβυλωνίᾳ καὶ Σουσίᾳ καὶ ἡ γῆτι δὲ Σιρία γῆτι. Μετὰ δὲ τῇ ὁρεῶν ἀπὸ τῆς οὐκ ἐκιδάται καὶ τὸν ὁρεῶν γῆτι, ἀπὸ τῆς καὶ τῇ οὐκ ἐκιδάται, ἀπὸ τῆς καὶ τῇ οὐκ ἐκιδάται. Hier also wird nicht bloss die Kulturart in geschlossenen, überschwemmten Beeten überraschend richtig beschrieben, sondern schon Bactriana (also die Gegend am oberen Oxus), Babylonien und Susia (also schon die unteren Euphrat und Tigrislander, semitisches Gebiet) als reisbauend dargestellt. Bestätigt wird die letztere Angabe durch Diodor, der bei Erzählung der Kämpfe zwischen Eumenes und Seleukos den ersteren wegen Getreidemangels seine Truppen in Susiana mit Reis, Sesam und Datteln nähren lässt, mit welchen Produkten die genannte Gegend ungemein gesegnet sei, 19, 13: *ἰσθμῷ δὲ οὐκ ἐκιδάται τὸν τῇτι καὶ παρρησιᾷ εἰς τῇ Σουσίᾳ, εἰς τῇτι μὲν οὐκ ἐκιδάται τῇτι δὲ οὐκ ἐκιδάται, ἀπὸ τῇ τοῦ οὐκ ἐκιδάται. Εἰς παρρησιᾷ δὲ τῇτι καὶ τῇτι οὐκ ἐκιδάται καὶ τῇτι οὐκ ἐκιδάται.***







bestimmt hin und wieder angeführt; dass er zur Zeit des Horaz noch theuer war — in der That musste die Ferne, aus der er kam, und die Leichtigkeit des Verderbens, der er ausgesetzt war, den Preis erhöhen — erhellt aus Sat 2, 3, 155, wo einem Geizhals eine solche Reistisane verschrieben wird und er vor dem Preis erschrickt:

*agedon, sume hoc ptisanarium oryzae.*

*Quanti cmtar? Parvo. Quanti ergo? Octuarius. Eheu.*

Zu einer gewöhnlichen Speise diente der Reis noch nicht. — bei Apicius kommt nur einmal der *sucus oryzae* als Ingredienz vor, 2, 51 ed. Schuch. —, noch viel weniger wurde zur Zeit der Alten irgendwo im Abendlande der Versuch gemacht, die Pflanze anzubauen.

Das letztgenannte Verdienst gebührt den spanischen Arabern. Längst seit alter Zeit durch den indisch-äthiopischen Handel, der durch ihre Hände ging, mit diesem Getreide bekannt und schon an dessen Genuss gewöhnt, hatten die Araber nach Eroberung Aegyptens den Reisbau im Nildelta, dessen natürliche Beschaffenheit sich trefflich dazu eignete, einheimisch gemacht. Bei ihrem Bestreben, die neugewonnenen Länder nach dem Bilde derer, aus denen sie kamen, einzurichten, mussten die Mauren auch in Spanien darauf verfallen, die bewässerten Niederungen mit dem Lieblingskorne zu bestellen, das noch jetzt den Orientalen so werth ist. Dazu boten sich ausser den Flussbecken der Guadiana und des Guadalquivir besonders die fetten Marschgründe der Provinz Valencia, und hier gewannen die Araber, ohnehin Meister in der Kunst der Bewässerung und des Kanalbanes, bald die gewünschten Ernten, deren Ueberss der Handel sogar den Küsten des europäischen Auslandes zuführte. Nach der allmählichen Eroberung der maurischen Königreiche durch die Christen gingen die arabischen Reistfelder in die Hand der letzteren über, und hiernach das Werk der Ungläubigen fortzusetzen, verbot glücklicher Weise die Religion nicht. Als gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Welt wie neu werden wollte und über Alles, was aus Afrika, Ostindien und Amerika kam oder was von daher berichtet wurde, nicht aus dem Staunen fiel, die spanische Macht sich in Neapel, dann in Mailand festsetzte, indess die italienische Seefahrt nach und von der Levante



noch blühte, da wurde auch der Reiskorn entweder direkt aus Spanien oder nach dem Beispiel der Spanier aus Aegypten nach Italien verpflanzt, zunächst natürlich an den Punkten, wo Kanalisation und Ueberschwemmung von alter Zeit her gebräuchlich war, im Mailändischen und Venetianischen. Es schien damit für den Landmann eine Quelle des Reichthums geöffnet, und Alles wartet sich mit Eifer auf die neue Kultur, etwa wie zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in Süditalien auf die der Baumwolle. Wiesen und Weizenfelder wichen weit und breit den Reiskörnern, und vom Mündungslande der Alpenflüsse, des Po, der Etsch u. s. w., von den Niederungen bei Mantua, Ravenna, Ferrara u. s. w. verbreitete sich der Reiskorn, der in der That einträglicher war, als die gewöhnliche Körnerfrucht, auch in die oberen Gegenden, in die Romagna, nach Piemont u. s. w. Bald aber wurde man inne, dass dadurch das ganze Land in einen künstlichen Sumpf verwandelt wurde und Malaria und Fieber überhand nahmen. So gross nun in jenem südlichen Lande die Gewinnsucht ist, so gross auch die aus vielfacher Erfahrung geschöpfte Furcht vor böser Luft und den Wirkungen stehenden Wassers. Es begann das Gegenstreben sämtlicher Regierungen, das sich schon seit der ersten Hälfte des sechszehnten bis in das laufende neunzehnte Jahrhundert in einer Reihe von Verboten und gesetzlichen Einschränkungen kund that. Ueberall wurde eine Entfernung von so und so viel Meilen festgesetzt, innerhalb welcher die Reiskörner sich von jeder grösseren und kleineren Stadt abseits halten mussten. Dann folgten noch strengere Verordnungen, nach denen nur solche Ländereien mit Reis bestellt werden sollten, die wegen ihrer unapfartigen Beschaffenheit keines anderen Anbaues fähig wären, und in deren Nähe kein bewohntes Haus läge und keine befahrene Strasse vortüberföhre. Eine besondere Aufsichtsbehörde, ohne deren Erlaubniss kein Reiskorn gesteckt werden durfte, wachte über Aufrechthaltung der gesetzlichen Bestimmungen. Obgleich diese im Interesse der öffentlichen Gesundheit erlassenen Beschränkungen immer noch in Kraft sind, hält sich der Reiskorn in Venetien und der Lombardei doch in blühendem Stande und liefert einen bedeutenden Ueberschuss zur Ausfuhr. Die Kultur selbst erfordert viel Aufwand von Arbeit und Sorge, sowohl bei der ersten Einrichtung und Bestellung der wasserrechten, mit Dämm und Graben umzogenen Beete und der späteren Zu- und Ablassung



des Wassers, als bei der Ernte und dem Dreschen, Stampfen, Reinigen des Kornes; zudem wirkt das Wühlen und Waten in Schlamm und Wasser, das Jäten u. s. w. nicht günstig auf die Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen und ihrer Kinder. In Süditalien, wo das Klima noch wärmer und die Gefahr noch grösser ist, war die Verfolgung der Obrigkeiten in demselben Masse lebhafter, so dass dort der Reisbau, so wie er überhand nehmen wollte, immer wieder erstickt wurde und jetzt sich auf einzelne unbewohnte Punkte beschränkt. Der Ertrag der ganzen Halbinsel an Reis wird auf mehr als 2 Millionen Hectoliter im Werth von etwa 70 Millionen Lire geschätzt. In Spanien soll diese altarabische Kultur sehr gesunken sein, wohl auch in Folge sanitätspolizeilicher Verbote; aus Südfrankreich ist sie verschwunden, in der europäischen Türkei sah Busbequius im 16. Jahrhundert Reisfelder bei Philippopel, epist. 1: *farnus Philippopoli, vidimus in locis palustribus et aquosis arizam instar tritici crescentem*. So vorzüglich übrigens die Qualität des südeuropäischen Reises im Allgemeinen ist, so wenig fällt der Handel damit in's Gewicht gegen die Massen, die Ostindien, Java, besonders aber Amerika auf den Markt bringen. Wie nämlich mit dem Zucker und Kaffee und der Baumwolle geschah, so auch mit dem Reis: erst die Versetzung in die neue Welt hat ihn zu einem Weltprodukt gemacht. Die südlichen Staaten der Union, Florida, Mississippi, Alabama, Louisiana, Georgien, besonders aber Südcarolina erzeugen jetzt Reis für Millionen an Ausfuhrwerth, und trotz der grossen Entfernung halten die Preise die Concurrenz mit den italienischen aus. Europa war für diese Frucht die Haltestation, wohin sie die Araber, die alten Zwischenhändler des Ostens und Westens, brachten, und von wo Andere sie weiter nach Neu-Indien jenseits des Oceans schafften.

Ein noch wichtigeres Gegengeschenk hat übrigens Amerika der alten Welt durch seinen Mais, *zea Mais L.* gemacht, der jetzt einen grossen Theil von Südeuropa und der Levante nährt und bis nach China und Japan und in's tiefste Herz von Afrika zu Negerstämmen, die nie einen Europäer gesehen haben, gedrungen ist. Schon Columbus fand diese Saatfrucht in Hispaniola vor, und schon damals wurde sie durch ganz Amerika angebaut, so weit nur Ackerbau herrschte und das Klima es erlaubte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurden Körner davon in spanischen



und italienischen, auch französischen, deutschen und englischen Gärten gesteckt und die Pflanze bald auch im Grossen auf Feldern gezogen. Die Venetianer verbreiteten sie im Orient; sie siedelte sich unter dem Namen *Kakuruz* in der Türkei, den Donauländern, Ungarn an und gab auch dort eine Lieblingsspeise ab (z. B. als Mamaliga bei den Walachen, zu welcher der Brauntwein aus Zwetschen, die sog. *Tschuka*, nicht fehlen darf; nach Deutschland kam sie als türkischer Weizen oder Wälschkorn aus Italien. „Unser Germania“, sagt Hieronymus Bork (Tragus, New Kreutterbuch, Strassburg 1539 fol., 2, 21, wird bald *felix Arabia* heissen, dieweil wir so viel fremder Gewächs von Tag zu Tag aus fremden Landen in unsern Grund gewöhnen, unter welchen das gross Welschkorn nit das geringst ist.“ In Italien ist jetzt die Polenta d. h. der Maisbrei die gewöhnlichste Kost des Landmannes und der Maisbau wetteifert besonders in den fruchtbaren Flächen des nördlichen Theiles der Halbinsel mit der Weizenkultur. Liefert die letztere auch ein edleres Korn und feineres Mehl, so wie eine gesündere Nahrung, so steht sie dem ersteren doch an Ergiebigkeit nach und hat ihm desshalb Schritt für Schritt vom besten Boden abtreten müssen<sup>21</sup>).

Leichter als den Reis muss es gewesen sein, den Mohrrirse, *haleus sorghum* L., die *dhorra* und doch in der Araber, aus Ostindien nach Europa zu bringen, denn schon kurz vor Plinius war er in Italien erschienen. 18, 55: *multum intra hos decem annos ex India in Italiam introductum est, nigrum colore, amplum grano, harundineum culmo. adolescit ad pedes altitudine septem. praegravibus comis (culmis): jubas (phobas) vocant: omnium frugum fertilissimum. ex uno grano sextarii terni gignantur. seri debet in unguis. Die Beschreibung ist zutreffend und an der Identität nicht zu zweifeln, auch mit der Angabe, dass der Sorgho das feuchtharste aller Körner sei, hat es seine Richtigkeit. Leider steht der Gehalt bei diesem Getreide nicht im Verhältnisse zu seiner Ergiebigkeit, und da es sich auch durch Farbe und Geschmack nicht sehr empfiehlt, so mag der Anbau nachher wieder aufgegeben worden sein<sup>22</sup>). Wenigstens hören wir nach Plinius*



nichts wieder von der Dhorra, und erst die Araber verbreiteten dies in den Gegenden um das rothe Meer bis zu den Schwarzen im inneren Afrika gewöhnliche Saatkorn zum zweiten Mal über die Länder am Mittelmeer. Petrus de Crescentiis (um 1300 nach Chr. oder gleich nachher) kennt es genau unter dem Namen *milua* (auch heut zu Tage *melqa*, *melica*, in anderen Gegenden *saggina*, *sorgo* genannt) und beschreibt die Anwendung desselben als Thierfutter, in Theurungsjahren als Beimischung zu anderem Mehl, zu technischen Zwecken u. s. w. ganz in heutiger Weise, lib. 3 de *milica* (der Basler Quartausgabe von 1538): *Meligaria competunt ad claudenda tuguria et vias in tempore luti sternendas et competunt igni et clibanis faciendis, cum fuerint exsiccata, et plantis salicam involvendis, ne exorientur a bestis et ne sole urentur aestivo. Semen milicæ bonus erbus est porcis et holus et equis dari potest et homines eo tempore necessitatis utuntur et cum aliis granis in pane et præcipue rusticis.* Die verschiedenen Arten und Varietäten dieser Frucht kommen auch im jetzigen Italien vor, doch ist ihr Anbau überhaupt beschränkt: sie dient grüß als Futterkraut oder in Körnergestalt zur Schweinemast, denn den Vögeln ist sie schädlich, oder mit ihren Rispen, je nach der Grösse, zu Bürsten oder Besen, oder endlich mit den Halmen zu den geflochtenen Wänden der einfachen Bauernhütten. Wie der Roggen ein zu nordisches, ist der Mohrenhirse ein zu südliches, ein Negerkorn, und beide, obnehin wegen ihres schwärzlichen Mehles verachtet, streiten nach Italien nur hinüber, zum gegenseitigen Erstaunen wo sie zusammentreffen<sup>23</sup>).

## DER BUCHWEIZEN

(*polygonum fappigrum* L.).

Gleichsam zum Ersatz für den dem Süden gewährten Mais erhielt zu derselben Zeit oder nur wenig früher der Norden Europas aus dem Innern Asiens ein der civilisirten Welt bis dahin unbekanntes Korn, den Buchweizen. Ihr Vaterland hat diese dikotyledone Pflanze — denn sie ist keine Grasart, wie die übrigen



Cerealien in Nordchina, Sibirien und den Steppen Turkestan und muss sich mit den Völkern, die aus jenen unermesslichen Weiten aufbrachen, weiter nach Westen in Bewegung gesetzt haben. Wie Plano Carpini, Rubruquis und vor Allen Marco Polo zum ersten Male, seit es ein Europa in geschichtlichem Sinne gab, den Weg zu jenen Einöden mit Glanz Sommern und Eiswintern und den barbarischen Hothaltungen schlitzäugiger gelber Menschen sich bahnten, so kamen in umgekehrter Richtung neben dem unäuglichen Unheil, das jene fürchterlichen Rassen brachten, auch einzelne Sitten, Fertigkeiten, Pflanzen, die für Bereicherung gelten konnten, aus Asien erst zu den östlichen Grenzen der civilisirten Völker, dann zu diesen selbst in langsamem Vorschreiten hindüber. Marco Polo selbst, der den leichten Rhabarber in dessen Vaterlande mit Augen sah und über diese ferne, wunderbare Wurzel berichtet, schweigt über den Buchweizen. Aber die ersten botanischen Schriftsteller seit dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts kennen dies Saatkorn bereits als ein seit Menschengedenken aus der Fremde eingeführtes. Joh. Ruellius, dessen Werk *de stirpium natura* zuerst 1526 in Paris herauskam, hat p. 324 (der Basler Ausgabe 1537 fol.) die Notiz: *hunc (frugem) quoniam avorum nostrorum aetate e Graecia vel Asia venerit, turcicum frumentum nominant*, und gleich darauf: *jam agri plerique in Gallia huc frugem rubent*. Noch älter wäre die Aussage des jüngeren Champier in seiner Schrift *de re cibaria libri XXII*, Jo. Bruyerino Campegio Lugdun. authore, Lugduni 1560 8., wenn seine Behauptung in der Widmung an den Kanzler Michel l'Hôpital, er habe sein Buch *annos abhinc tripudat plus minusve*, also um das Jahr 1530, geschrieben, buchstäblich und mit Ausschluss jedes späteren Zusatzes zu verstehen wäre. Dort heisst es lib. 5. cap. 23. p. 374: *serunt praeterea galli rustici frugem aliam non ita pridem e Graecia Asiae abire orbe ad nos invectam* — folgt die Beschreibung des Buchweizens und dann: *culpis turcicum frumentum nominat*. Die Worte stimmen fast wörtlich mit denen des Ruellius überein, welcher letztere das Manuscript des Bruyerinus Campegius noch vor dem Druck benutzt haben könnte. Der Ausdruck *avorum nostrorum aetate* führt für Frankreich auf das Ende des 15. Jahrhunderts und für Deutschland entsprechend früher, etwa auf die Mitte desselben. Ueber den Weg der Einwanderung erfahren wir nichts Bestimmtes. Die Benennung *turcicum framentum*,



statt deren sich fröhe die andere: *blé sarrazin, grano saraceno* einstellte, weist nur ganz unbestimmt auf die asiatische, über die christliche Welt hinausliegende Heidenenschaft hin. Daher Leonhart Fuchs, *de historia stirpium*, Basileae 1542 fol., p. 821 ganz richtig sagt: *e Graecia autem et Asia in Germaniam venit, unde turcicum frumentum appellatum est: Asiam enim universam hodie immanissimus Turca occupat.* Nord- und Süddeutschland nennen dies Korn verschieden und haben es also nicht auf gleichem Wege überkommen. Der niederdeutsche Name Buchweizen ist, wie man sieht, an Ort und Stelle gegeben und bezieht sich auf die Aehnlichkeit der Körner mit den Bucheckern; das niederländische *boekweit* ging in der Form *bouquette, bucul* u. s. w. in das benachbarte nordöstliche Frankreich über, welches den Buchweizen also aus Brabant bekommen hat. Schon die Lüneburger plattdeutsche Bibel von 1494 setzt Jes. 28, 25 *boekwete* für das Wort, welches Luther später mit Spelt übertrug und die vorlutherischen Bibeln mit Wicken wiedergaben. Der andere, in Süddeutschland übliche Ausdruck Heidenkorn (jetzt durch Umdeutung gewöhnlich Heidekorn, als wäre es ein auf Heidegrund wachsendes Korn), der sich schon in Glossensammlungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts findet (so bei Dietschbach glossar. lat. germ. s. v. *cicor*, im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 6, 138 als Verdeutschung für *medica* u. s. w.), sagt dasselbe aus, was böhmisch *pohanka, pohanka*, poln. *pyzanka*, magyar. *pohanka* — ein von den Heiden gekommenes Getreide: da aber andere slavische Sprachen derselben Weltgegend auch *apda, hajda, hajdina* sagen, welches offenbar ein Lehnwort aus dem Deutschen ist, so bleibt Zweifel, ob nicht das böhmische *pohanka* auch nur ein übersetztes Heidenkorn ist. Ein dritter deutscher Name Taterkorn, Tatelkorn ist so viel als *frumentum Tatarorum* und hat sein Analogon im böhmischen und kleinrussischen *tatarka*, magyar. *tatarika*, finnischen *tattari*, estnischen *tatru*. Hierin läge ein deutlicher Wink, von welchem Volke Ost Europa diese Frucht bezogen hätte, nämlich den Tataren, unter welchem Namen sowohl die Stämme mongolischer Race, als die eigentlichen Wolga- und Krimtataren verstanden wurden; aber dass die Russen diesen Namen nicht kennen, muss bedenklich machen, und es scheint uns daher wahrscheinlich, dass damit Zigeunerkorn ausgedrückt werden sollte, da diese wandernden Horden den Namen Tatern oder das Heidenvolk führten und auf



ihren Zügen, mit denen sie grade im 15. Jahrhundert das westliche Europa überfluteten, diese Saat verbreiten mochten (s. U. Hopf, die Einwanderung der Zigeuner in Europa, Gotha 1870). Das russische *greča*, *greuča*, *grečicha*, kleinruss. *hrecka*, poln. *gryka*, lit. plur. *grikai*, auch in deutschen Mundarten (*Girücken*, walachisch *hrișk*, magyar. *harieska*) bedeutet griechisches Getreide d. h. ein von Süden gekommenes, fremdes, in demselben Sinne, den das Beiwort wälsch bei den Deutschen hatte. Daneben gilt in Russland, in den Gegenden an der Unterwolga ein *dikuša*, so viel als wildes Korn, d. h. entweder wildwachsendes, oder von den Wilden, den jenseitigen Nomadenstämmen angebautes oder von ihnen bezogenes Korn, wofür auch das tatarische Wort *kurluk* gebraucht wird. Pallas sah auf seinen Reisen häufig, wie diese Nomaden bei ihren flüchtigen Ackerbauversuchen den tatarischen Buchweizen, *polygonum tataricum*, theils anbauen, theils sich seiner als eines Unkrautes nicht erwehren konnten. Nach Lindé (in seinem Wörterb. unter *gryka*) fände sich Wort und Sache in polnischen Inventarien nicht vor der Regierung des Königs Sigismund August, also nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Doch mag die *gryka* bis dahin nur seltener gewesen sein, als später, und ihre Erwähnung nur spärlicher. Alles in Allem genommen, waren es die Türken- und Mongolenstämme, die dieses neue Korn in die Gegend des schwarzen Meeres brachten, von wo es dann (wenn man die Zigeuner aus dem Spiel lassen will) der Seehandel über Venedig und Antwerpen weiter nach Deutschland und Frankreich und beziehungsweise nach den Niederlanden trug; dass es von den Slaven den Deutschen übermittelt worden, dafür spricht, wie wir gesehen haben, kein sicheres Anzeichen in der Namengebung. Es empfahl sich durch den angenehmen Geschmaek und die kurze Vegetationsperiode, letzteres zugleich eine Bestätigung seiner Herkunft aus dem strengen hochasiatischen Himmelsstrich. Jetzt ist das weite Russland, seiner geographischen und kulturhistorischen Stellung gemäss, ein vorzügliches Erzeugungsland dieser Feldfrucht und die aus ihr bereitete Grütze, die sogenannte *kasa*, die aus dem Mehl derselben gebackenen Vorstaken-Kuchen u. s. w. eine unentbehrliche, nationale, dem Volke nicht wie so vieles Andere aus Europa aufgedrängte Kost und Sitte. Auch in Norddeutschland, z. B. in Holstein, hängt der gemeine Mann von Alters her an seiner Grütze aus Buchweizen,



der selbst in den Niederlanden einen wichtigen landlichen Artikel bildet. Im Süden wird das Heidekorn seltener und verschwindet am Mittelmeer ganz; aber in den rauheren österreichischen und tyroler Alpen, wo der Mais nicht mehr trägt, stösst man häufig im Herbst nach der Ernte auf die artig aussehenden Felder mit den rothen Stengeln und weissen Blüten des Heidekorns. Es heisst dort *Plent* (aus *polenta*, s. Schopf, Tirolisches Idiotikon) und das Gericht daraus *Sterz*.

---

Schon im Vorhergehenden ist bei Besprechung mancher einzelnen asiatischen Kulturpflanze, z. B. der Citrone und Pomeranze, der Dattelpalme, des Satrans, des Mohrhirse, der *Ceratonia siliqua* u. s. w. bemerkt worden, dass, wenn ihre erste Einwanderung auch schon in die Zeit des Alterthums fiel, sie doch erst durch die Araber ein bleibender Besitz der Küsten des Mittelmeers geworden sind. Die Araber nahmen das Werk des Alterthums kräftig auf und gaben der Bewegung einen neuen mächtigen Impuls. Es war eine Zeit, wo das innere Meer ein arabischer See heissen konnte. Zwar Konstantinopel zu erobern, gelang diesem kriegerischen Kulturvolke nicht, obgleich dies vielleicht nicht zum Schaden der versunkenen Hauptstadt gewesen wäre, und auch sich an der Loire, also im kalten Mitteleuropa, festzusetzen, war wider die Natur und konnte, welches auch der Ausgang der gegen Karl Martell gelieferten Schlacht war, nicht von Bestand sein, aber in Aegypten und ganz Nordafrika, in Spanien, auf Sardinien und den Balearen, in Sicilien, Kababrien, Apulien, an den Küsten der Levante, geboten Araber, bauten den Boden und beluden Schiffe, und an glänzenden Höfen der Kalifen und ihrer Statthalter blühten in einer Epoche allgemeiner Barbarei die Künste und humane Sitten. Ja, der Trieb, die Vegetation Asiens nach Europa zu versetzen, wirkte noch tiefer und in weiterem Umfang, als jemals zur Zeit der Römer, deren Macht doch auch bis in's Innere Asiens gereicht hatte. Durch die Araber kamen ostindische Produkte, von denen das spätere Alterthum nur gehört, oder die es nur durch den Handel als kostbare Waare empfangen hatte, lebend und leibhaftig an das Mittelmeer. Zwar den Pfefferstrauch zu verpflanzen, ging nicht an, und vom Kaffee war noch nichts zu hören, aber die



Seidenraupe wurde in Spanien und Sicilien angesiedelt, und maurische Seidenzeuge aus Palermo dienten dem Herrn der Christenheit zum prachtvollen Krönungs- und Kaisergewand, an stillen Wassern rauschten Papyrusdickleichte, und die Baumwolle und das Zuckerrohr versuchten in den wärmsten Lagen auf europäischem Boden zu gedeihen — letzteres ein Ereigniss von unberechenbarer Wichtigkeit. Denn wenn auch der Anbau des Zuckers und der Baumwolle in Europa selbst keinen nennenswerthen Umfang gewinnen konnte — erst in Folge der amerikanischen Krisis stieg der Ertrag der letzteren in Süditalien auf etwa 100,000 Ballen —, so ward er doch Anlass zu der ungeheuren Produktion jener ostindischen Gewächse in Westindien, zu der entsprechenden Consumption bei allen Völkern der Erde und dem beide vermittelnden, die Océane und alle Hüten belebenden Welthandel. Wer heut zu Tage nach einem Besuche Pompejis aus dem Thor dieser verschütteten Stadt tritt, an deren Wänden flüchtig gezeichnete Landschaften von der schon damals gelungenen Anpflanzung so mancher subtropischen Bäume Zeugniß geben, der kann an den Baumwollfeldern, die sich durch die Gegend hinziehen, sich vergegenwärtigen, wie die Epoche der Mauren dem Alterthum in dieser Hinsicht ebenbürtig ist. Gleich den Namen *zucchero* und *coton*, belegen dies noch andere aus dem Arabischen stammende Bezeichnungen, z. B. *melia azedarach*, ein über alle Gestade des Mittelmeers verbreiteter Baum, *gesminum*, *gelsonium*, der achte Jasmin, der in dem genannten Bezirk fast schon verwildert ist, u. s. w.<sup>24)</sup>

Als die Araber zertielen und allmählig unterlagen, war unterdess im Zeitalter der Kreuzzüge der Seehandel der italienschen Städte aufgeblüht; Venedig und Genua beherrschten die Märkte der Levante und unterwarfen sich Inseln und Territorien. Auch diese Verbindung wandte Europa einen Fleiß des Reichthums jener gesegneten morgenländischen Gebiete zu, und selbst als die Türken immer weiter erobernd vordrangen, schlug auch dies der Weltkultur zum Gewinn aus.

Denn die Türken waren kein bloss zerstörendes Volk, wie die Mongolen, sondern führten Europa aus der Besonderheit ihres



ursprünglichen Heimathlandes und ihres daran geknüpften Naturreichthums manches Neue, Unerhörte zu, das die Schranken der gewohnten Sitte und den Kreis der Vorstellungen erweiterte. So waren sie Freunde der Bäume, besonders der Blumen. In den kurzen, heftigen Sommern Turkestans erblühten auf trockenen, fast ununterbrochen von dem Licht der Sonne getroffenen Heiden zahlreiche, farbige, stolze Blumen, und diese begehrte der Türke auch nach seiner Wanderung in den Südwesten in seinen Gärten zu schauen und gesellte ihnen aus den vielen in seiner Hand vereinigten Ländern noch andere bisher unbekannte hinzu. So wurde Stambul und das Türkenreich überhaupt das Bezugsland für eine neue prächtige Gartentlora, die auf zwei Hauptwegen, über Wien und über Venedig, in Europa einwanderte. Die berühmteste und wegen ihrer weiteren Schicksale merkwürdigste dieser türkischen Blumen war die Tulpe, so in Italien nach dem persischen *dahlend* oder Turban genannt, das Staunen und die Bewunderung der damals noch sehr naiven Kinder des Westens. Das Wesentliche der Geschichte dieses stolz blühenden, leicht Spielarten bildenden Zwiebelgewachses hat J. Beckmann in seinen Beyträgen I, 233 ff. und 2, 548 ff. mit gewohnter Gründlichkeit erzählt. Conrad Gesner, der Linné des 16. Jahrhunderts, sah die erste Tulpe im Jahr 1559 in Augsburg im Garten eines der dortigen Patricier; für das Jahr 1565 sind blühende Tulpen auch im Garten der reichen Fugger bezeugt. Die Saat jener ersten sollte aus Konstantinopel oder, wie Andere sagten, aus Kappadocien gekommen sein; nach Clusius war Kaffa in der Krim ihr Vaterland, mit anderen Worten die krimischen Tataren, die Stammgenossen der Türken, hatten sie mitgebracht und angepflanzt und lieferten die Zwiebeln. Während die Italiener eine andere Art direkt bezogen und ihr, wie gesagt, auch den Namen *tulipano* gegeben hatten, sollte der Kaiserliche Gesandte Busbeck, der sich allerdings mit dieser Blume viel befasste, die erste deutsche Tulpe nach Prag gebracht haben. Aus Wien erhielt sie Nordeuropa, namentlich England; die größten Liebhaber aber fand die Blume an den unterdess frei und reich gewordenen, phantasielos gebliebenen Holländern. In Holland erwachte der Wettstreit, immer neue, seltene, wunderliche Abarten und Farbmischungen zu erzeugen, und führte endlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu dem weltbekannten Tulpenschwindel, dem Kaut und Verkauft auf Zeit von nie dagewesenen



Exemplaren, mit Entrichtung bloss der Differenz zwischen dem vereinbarten und dem am Vertaltage notirten Preise, — einem „Windhandel“, der das Vorspiel bildete zu den ein Jahrhundert später zu Paris in der rue Quincampoix sich abwickelnden Scenen und zu dem offen und versteckt getriebenen Glücksspiel unserer Börsen. Die Geschichte sagt nicht, ob es vielleicht schon damals speculative Kinder Israels waren, die in Amsterdam, Harlem und Rotterdam für eine Phantasie-Tulpe den Preis eines Hauses oder Landgutes bezahlten, und ob sie schliesslich die einzig Gewinnenden waren, indess allen übrigen Spielern der erträumte Reichtum in der Hand zerfloss. Andere Blumen und Ziergewächse, die Europa dem Halbmond verdankt, sind der jetzt allgemein verbreitete, lieblich duftende Syringenstrauch, *syringa vulgaris*, italienisch und spanisch *lilac*, französis. *lilas* — ein orientalischer Name —, durch Busbequius aus Stambul herübergebracht; der *Hibiscus syriacus* mit den prachtvollen rosenartigen Blüten; die aromatisch duftende orientalische Hyacinthe, *Hyacinthus orientalis*, aus Bagdad und Aleppo nach Venedig und Italien gebracht, später die Nebenbuhlerin der Tulpe auf den Blumenbeeten der Holländer und, wie diese, in unzähligen Farben und Abarten erzeugt; die Kaiserkrone, *Fritillaria imperialis*, eine persische Blume, die die Europäer in den Gärten Konstantinopels kennen lernten; die Gartenranunkel, *ranunculus asiaticus*, die Lieblingsblume Mahomed des vierten, die dieser in allen Formen aus den Provinzen seines weiten Reiches in den Gärten seiner Hauptstadt versammelte, und die dann von dort nach Italien und weiter nach Deutschland und den Niederlanden wanderte. Bei der einmal erwachten Blumenlust kamen dann zu diesen und anderen türkischen Blumen noch andere aus anderen Gegenden, so die schöne Balsamine, *impatens Balsamina*, noch jetzt überall in Italien blühend, im 16. Jahrhundert von den Portugiesen aus Ostindien gebracht, und die in Italien selbständig aufgetretene Nelke, ital. *garofola*, *garofano*, französisch *oeillet*, das Aenglein, genannt,  *dianthus caryophyllus*, die Blume der italienischen Renaissance — denn in der Epoche des Aufblühens der Städte und des Handels hatte das Auge des Menschen sie in dem südlichen Italien wild gefunden und seine Kunst und Pflege ihr gesteigerten wurzhaften Duft, Blätterfülle und alle Abstufungen der Farbe abgeloct. Noch jetzt ist sie,



Im schönen Kreis der Blüthen Drang,  
Und Wohlgeruch das Leben lang  
Und alle tausend Farben —,

obgleich von den Alten nicht beachtet, der besondere Liebling des Volkes jenseits der Alpen. Dass aber nicht bloss Blumen, sondern auch Bäume durch die Türken über die Welt verbreitet sind, beweist der von uns an anderer Stelle bereits erwähnte schöne Kastanienbaum mit den pyramidalen Blüten und dem dichten Schatten schon im Frühling, *Aesculus hippocastanum*, aus dem Vaterlande der Türken stammend; der Kirschlorbeer, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Trapezunt, wo ihn Pierre Belon zuerst sah, durch Clusius nach Wien übertragen; endlich die reizende, zarte, stuss duftende *Mimosa* oder *Acacia Farnesiana*, deren italienischer landschaftlicher Name *gappia di Costantinopoli* verräth, an welchem Punkte sie zuerst den Boden Europas betreten hat. - Von dem Buchweizen, als einem türkisch-mongolischen, aus Hochasien mitgebrachten Korn, ist bereits die Rede gewesen.

Doch was bedeuteten diese verspäteten Ankömmlinge aus dem Orient gegen den ungeheuren Umtausch, der mit der Entdeckung Amerikas begann? Amerika, sagt Kohl sehr schön in seiner Geschichte der Entdeckung Amerikas, Bremen, 1861, S. 112, tauchte auf, wie ein unserem Planeten angehängter neuer Stern. Was Amerikas Tropen- und gemässigte Zone lieferten, war nicht ein Nachtrag, von Phöniziern, Kleinasiaten, Griechen und Römern nur zufällig versümt, sondern Gaben und Erzeugnisse einer ganz neuen Welt - und es begann die zweite grosse Periode der Geschichte, die des Verkehrs beider Hemisphären, da die erste nur die Entwicklung der einen aus sich und in sich gewesen war. Wir stehen noch am Anfang dieser Epoche, die der grosse Genueser eröffnet hat, und Transplantation und Acclimatisation sind nur das zufällige Geleite des Handels und der Schifffahrt gewesen. Dennoch führt schon jetzt jeder Spaziergang durch europäische Parks und Gärten, jede Fahrt auf Landwegen und Eisenbahnen an amerikanischen Gewächsen vorüber: die *vitis Labrusca*, der sogenannte wilde Wein, aus Nordamerika, bekleidet Säulen und Wände, rothglühend



im Herbste, doch keinen Traubensaft spendend, wie die morgenländische Schwester vom Kaukasus und Demavend; neben ihr klettert mit hochgelben Blüten die peruanische Kapazinerkresse, *Tropaeolum majus*, empor; die Pyramidalpappel, *populus delatata*, zieht wie ein grüner Säulengang oder paarweise in Procession an der Heerstrasse fort, am Mississippi einheimisch, ihr uns zunächst aus Italien gekommen und daher lombardische Pappel genannt, der einzige Baum, der in unserem Norden Gestalt hat und daher auch von den Gemüthsschwärmern der romantischen Zeit und Schule verachtet und verfolgt; breiten, dichten Schatten wirft die amerikanische Platane, *platanus occidentalis*, Hecken nordamerikanischer Acacien, *Rolonia pseudacacia*, umgeben die öffentlichen Spaziergänge, in denen Bignonia Catalpa, der Tulpenbaum, *Liriodendron tulipiferum*, jenseits der Alpen die jetzt allverbreitete herrliche Magnolie, *Magnolia grandiflora*, der Pfefferbaum, *schinus molle*, der Korallenbaum u. s. w. den Eintretenden empfangen. Für den Weizen und das Rind und das Pferd Geschenke von unschätzbarem Werth haben wir den Mais, die Kartoffel, den Opuntienactus, *Opuntia ficus indica*, zurück- erhalten. Was die Kartoffel im Norden ist — auch für diese Frucht ist, wie der Name lehrt, Italien das Mittelland gewesen —, weiss Jeder, weniger dass die Opuntienteige für die Wüsten und Felsen des Mittelmeeres fast dieselbe Bedeutung hat, wie jenes Knollengewächs für die Heiden des Nordens. An allen Küsten jenes Südens, vom Atlas und der Sierra Morena am Aetna vorbei bis zum Taurus und Sinai, hat diese südamerikanische, blaugraue, stachelige, in sonderbarer Vegetation ein fleischiges Blatt aus dem Ende des anderen hervortreibende Pflanze die dürrsten, untrachtbarsten Felswände und Steingründe überzogen und sie so durch Humusbildung der Kultur wiedergegeben. Man pflanzt sie auf den Lavafeldern des Aetna, um diese rascher urbar zu machen; ihre Stacheln hüten das Feld, von den Blättern nährt sich das Vieh, und die saftigen Früchte bilden vier Monate gegen den Herbst jedes Jahres die Nahrung und Erfrischung der ganzen Bevölkerung. Neben ihr wuchert ihre Gefährtin und physognomische Verwandte, die Aloe, *maro americana*, mit der riesengrossen grünen Blätterrosette und dem aus dieser baum- oder kandelaberartig aufsteigenden Blüthenschaft; beide zusammen haben den Typus der mediterranen Landschaft, die längst vom Orient



ber ihr strenges, stilles Kolorit erhalten hatte, durch ein völlig einstimmendes Element wesentlich ergänzt. Die Kartoffel hat sich bei den Stüdländern nicht beliebt gemacht, wohl aber eine andere, der Kartoffel nahe verwandte, ursprünglich giftige amerikanische Frucht, die Tomate, auch pomi d'oro genannt, *Solanum Lycopersicum*, deren gelbrother säuerlicher Saft die italienischen Schüsseln zu färben pflegt und überall in der italienischen Küche, wo es nur möglich ist, angebracht wird.

Damit dem Bilde des Wechselverkehrs mit der neuen Welt auch sein Schatten nicht fehle, ist auch noch des Tabaks zu erwähnen. Wie die Europäer nicht bloss die wohlthätigen Resultate einer dreitausendjährigen Kultur nach dem jungfräulichen Lande hinüberleiteten, sondern mit ihren Schiffen im Süden auch Neger und Jesuiten, im Norden auch die Pocken und den Brantwein landeten, so verdanken wir Amerika nicht nur die Kartoffel und die edlen Metalle und das Beispiel republikanischer Freiheit: es hat uns auch das genannte markotische Giftkraut überliefert, das jetzt ganz unvertilglichs scheint. Dass ein barbarischer Gebrauch der Indianer, den Rauch der trockenen Blätter einer betäubenden Pflanze durch ein Rohr oder eine zusammengedrehte Rolle in den Mund zu leiten und dann wieder auszustossen oder dieselben Blätter in gepulvertem Zustande in die Nase zu stopfen, von den Rothhäuten zu weissen, gelben und schwarzen Menschen auf der ganzen Erde hat übergeben und bei allen sich so tief einwurzeln können, ist eine Thatsache, die viel zu denken giebt. Wie in Europa der Arme, der Verbrecher um ein Stückchen Geld zu Tabak bittet, so gewinnt der Reisende oder Kaufmann auch den Neger im inneren Afrika, den Samojeden, Malaien u. s. w. durch nichts so leicht als durch eine Gabe Tabak. Türken, Araber und Perser hauchen den Rauch dieses Krautes stillsitzend vor sich her, als ein Bild ihres eigenen unnützen, apathischen, träumerischen Lebens. Hunderte von Millionen sind seit zwei Jahrhunderten auf diese lüsslliche Gewohnheit verwandt worden, die aufgehäuft oder productiv angelegt alle Völker hätten wohlhabend machen können, und noch jetzt sind viele Tausende von Morgen oder Hectaren des kostbaren Erdbodens, der Weizen oder Wein hätte tragen können, mit dieser Species giftigen Nachschattens bestellt. Ähnlicher Erscheinungen werden die kommenden Jahrhunderte vielleicht noch mehr



bringen. Denn wie die Hellenen als ein Adel der Menschheit rings von Barbaren umgeben lebten, von abergläubischen Aegyptern, knechtischen Asiaten, trunksüchtigen Thrakern u. s. w., so auch bisher die Europäer, umringt von farbigen, untergeordneten Rassen. Der die Erde immer dichter umspannende Verkehr wird den weissen Mann in immer nähere Gemeinschaft und Berührung mit jenen Massen bringen und diese Kreuzung vielleicht die Mutter mancher bestialischen Ausgeburt werden. Der Veredelungsprocess der Menschheit wird auch dann seinen Fortgang nehmen und auch diese ungeheure Aufgabe wird gelöst werden, aber in wie langen Zeiträumen, über welche barbarischen Zwischenstufen, unter wie viel Opfern, Rückfällen und Trümmern!

## SCHLUSS.

Die vorstehenden Skizzen tragen in mehr als einer Hinsicht, auch abgesehen von den Unterlassungsfehlern, die der Verfasser begangen haben wird, und deren Folgen er auf sich nehmen muss, den Charakter des Fragmentarischen und der Vereinzelung an sich. Zunächst ist die Bodenkultur, die Garten- und Hauswirthschaft nur der Theil eines Ganzen, ein blosser Ausschnitt aus der allseitig sich vollziehenden Bildungsgeschichte der Menschheit. Dennoch spiegelt sich auch wieder im Einzelnen das Allgemeine, und wie die Kulturpflanzen von Volk zu Volk, von Ost nach West, von Süd nach Nord gewandert sind, so in derselben Richtung und Zeit auch die Freiheit und Kultur selbst in jeder Gestalt. Aus Indien und Persien, aus Syrien und Armenien stammen unsere Feld- und Baumfrüchte, eben daher auch unsere Märchen und Sagen, unsere religiösen Systeme, alle primitiven Erfindungen und grundlegenden technischen Künste. Griechenland und Italien führten uns die Nähr- und Nutzpflanzen zu, mit denen wir im mittleren und nördlichen Europa unsere Wohnstätten umgeben, und eben diese Länder lehrten uns in eben dieser Reihenfolge edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwerke und die höheren Formen politischer und socialer Gemeinschaft. Was die Pflanzengeschichte bezeugt, würde auch von der Kultur-



geschichte im umfassenden Sinne nicht anders ausgesagt werden. Auch die letztere ist nur eine Geschichte des Verkehrs, und wie der einzelne Mensch nur in der Gesellschaft seine Bestimmung, d. h. die höchste Entwicklung seiner Anlagen erreicht, so sind auch die Völker in derselben Masse, wie sie zur Bildung sich erheben, nur Schüler und Erben anderer umwohnender, überlegener Völker. Die grösste Vaterlandsliebe zeigten daher zu allen Zeiten diejenigen nationalen Führer, die nicht die heimische Eigenart am hartnäckigsten festhielten, sondern am offensten und bereitwilligsten auf die Lehren der Fremde und den früher und anderswo erreichten Kulturgewinn eingingen.

Wie die Pflanzen und Hausthiere von Hand zu Hand gingen, davon enthält dieses Buch eine Anzahl monographischer Umrisse; eine andere, jene erste ergänzende Aufgabe wäre es, festzustellen, welche seiner eigenen wilden Pflanzen das Abendland auf die gleiche Weise zur Kultur erhoben hat, sei es direkt oder nach dem Vorbild des Ostens und Stidens. Einiges davon ist im Vorhergehenden gelegentlich angedeutet worden, das Uebrige muss einer eigenen Untersuchung überlassen bleiben. So wächst oder wuchs der Kohl, jetzt eines der nützlichsten und verbreitetsten Gemüses, ohne Zweifel in Europa wild; wann und wo aber fing man an, ihn in Gärten zu versetzen, ihn umzubilden und immer schmackhafter zu machen, und unzählige Varietäten, eine immer zarter, beliebter und von dem Grundtypus entfernter, als die andere, zu erziehen? Manches ist darüber in einer quermesslichen Literatur zerstreut; Vieles muss dunkel bleiben; Einiges lehren die Namen, wie sie noch jetzt gangbar sind oder es früher waren. Wo der Savoyer und Wirsing-Kohl herkommt, ist in diesen Beinamen ausgesprochen, denn auch letzteres ist nichts als das oberitalienische *orza* d. h. grüner Kohl; dass überhaupt Italien uns lehrte, Kohl zu essen und zu pflanzen, sagt das Wort Kohl, aus *caulis*, eben so Kabes, slavisch *kapas*, *kapusta*, aus *caputium*, *capucio*, unmittelbar aus; auch der Kohlrabi, der Raps und Rüben tragen lateinisch-italienische Namen, *caulonapa*, *caulis rabi* und *rapium*, und sind jungen Datums in Deutschland; der zarte, seltsam gebildete Blumenkohl stammt aus dem Morgenlande und kam erst zur Zeit von Venedigs Sinken über Italien und Antwerpen nach Europa, nach Deutschland erst kurz vor Beginn des dreissigjährigen Krieges; das Sauerkraut mag eine tatarische, von den Slaven adop-



tirte Erfindung sein, die sich in Niederdeutschland, wie die sauren Gurken, so weit als dort slavisches oder mit slavischem gemischtes Blut reichte, verbreitete. Wie der Kohl ist auch die Artischocke eine in Europa einheimische, veredelte Distel; europäisch sind auch die Rübe und die Möhre, *daucus carota* L. Wenn der Apfelbaum in unseren Wäldern ursprünglich wild wuchs, so sind doch die edlen Bäume unserer Gärten nicht gerade Abkömmlinge von ihm, sondern stammen von Zweigen, die über die Alpen gebracht und auf den einheimischen Stamm gepfropft wurden (ein Gleichniss für viele ähnliche, jetzt verdunkelte Besitztitel auf geistigem Gebiet<sup>25</sup>). Im Allgemeinen hat Europa auch von dem, was es von Natur besass, nur Weniges aus eigenem Impuls aus der Wildniss gehoben und durch Erziehung nutzbar gemacht; es musste dazu am Mittelmeer aus Asien, in seinen mittleren Gegenden durch den Süden angeregt werden, in dem alle Quellen unserer Bildung liegen.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang haben die Kulturpflanzen unter künstlichen Bedingungen mit dem Menschen gelebt, und die Frage liegt nahe, in wie fern sie dadurch ihre Natur verändert haben? Der Mensch sorgte durch einseitige Wahl und berechnete Pflege für Haltung bestimmter organischer Richtungen und Ausweichungen; daraus gingen Abarten hervor, aus diesen wieder andere; wenn die Zwischenglieder als minder kulturmässig sich verloren, so sind wir verlegen, in dem Gartengewächs den Wildling, von dem es stammt, wiederzuerkennen. Dies ist ein Thema, das die Naturforscher jetzt vielfach beschäftigt, bei dessen Behandlung ihnen aber grössere Bekanntschaft mit der Geschichte, der Literatur und Sprache der Alten, ihren bildlichen Denkmälern u. s. w. von Nutzen sein würde. Noch bedeutungsvoller erscheint dieselbe Frage in ihrer Anwendung auf die Hausthiere. Doch da dieselbe jetzt seit Darwin bei den Naturforschern auf der Tagesordnung steht, so beschränken wir uns auf folgende den Zusammenhang des physiologischen Problems mit der menschlichen Geschichte betreffende Bemerkungen.

Es ist eine, wie uns dünkt, unbestreitbare Thatsache, dass nicht bloss angeborene, sondern auch individuell erworbene Charaktere sich vererben, mit anderen Worten, dass Schicksale und Erfahrungen früherer Generationen mit den jüngeren als feste Naturanlage wiedergeboren werden. Was die Vorfahren erst



gelernt hatten, oft mit Widerwillen und unter Sträuben, das erscheint in den Nachkommen als gegebenes Naturell; was dort Resultat war, wird hier Ausgangspunkt. Und je längere Zeit ein Zustand bei den Voreltern durch die Gewalt der Umstände aufrecht erhalten worden, desto sicherer erscheint er als Erwerb der Enkel. Psychische Regungen bewirken leibliche Veränderungen; indem die letzteren auf die Nachkommenschaft übergehen, rufen sie mit Nothwendigkeit auch die ersteren wieder hervor, die dann als geistige Richtung und Fertigkeit, als Mitgift der Geburt, unmittelbarer Stammcharakter vorgefunden werden. Was wir Geschichte nennen, ist nichts als diese langsame leiblich-geistige Umwandlung der jüngeren Geschlechter nach den Eindrücken, die die älteren erfahren haben, — eben so der sogenannte Zeitgeist nichts als das in den Kindern bewusstlos wirkende Gemeingefühl der von den Vätern und Grossvätern erlebten Schicksale. Könnten wir bei plötzlich eintretenden, scheinbar unvermittelten neuen Geschichtsepochen, deren Ideenreichthum und unerwarteter Durchbruch uns überrascht, die stillen Vorbereitungen in den nächstvorhergehenden Geschlechtern übersehen, alles Wunderbare würde sich verlieren. Bei der Langsamkeit der physiologischen Metamorphose ist ein Sprung nirgends und bei keinem Volke je möglich gewesen. Wird eine Race plötzlich durch eine geschichtliche Constellation unter eine Civilisation geworfen, für die sie durch ihre früheren Schicksale nicht befähigt ist, dann entsteht ein Chaos von Scheinkultur, Rückfällen, disparaten Trieben, barbarischem Raffinement, Rohheit und Siechthum, bis nach Jahrhunderten eines stürmischen Processes sich endlich Alles in's Gleichgewicht gesetzt hat. So ging es z. B. den Germanen auf römischem Boden: sie, die noch kaum die Anfänge des Ackerbaues sich angeeignet hatten, sollten in ummauerten Städten wohnen, der Ordnung eines auf verwickelte Lebensverhältnisse und die feinsten Bedürfnisse berechneten Rechtes sich fügen, in die apitzfindigen Distinctionen der durch die Kirchenväter allseitig abgesteckten Dogmatik und in den symbolischen, altorientalischen Pomp des Rituals sich finden! Hatten sie vorher ein Jahrtausend lang nur an kriegerischen Zügen Freude getunden und in der Stille der Wälder an einem ganz allgemeinen und daher ganz primitiven Naturkultus, der grausame Opfer nicht ausschloss, sich genügt, so war wieder ein Jahrtausend eines neuen Lebens



nöthig, ehe an die Stelle der Körperbeschaffenheit jener ersten Periode und der in ihr wurzelnden Neigungen neue Nerven, Muskelfasern, Gehirnfibern, anders gestaltete Blutkörperchen und damit auch andere Seelenregungen traten. Den Uebergang vom umherschreitenden Jagdleben zur Zuhaltung und Weide der Thiere, eben so von der nomadischen Freiheit zur Ansässigkeit können wir uns daher nicht langsam und schwierig genug denken. Die Noth musste gross sein, ehe der Hirte sich entschloss, den Weidegrund aufzugraben, Körner hinauszustreuen, deren Wachstum abzuwarten, den Ertrag ein Jahr lang aufzubewahren und so an eine bestimmte Stelle der Welt wie ein Knecht und ein Getungener sich zu fesseln. Fiel der Drang der Umstände weg, so wandte er sich sicherlich wie ein Befreiter wieder zum Wanderleben, der inneren Stimme folgend. Nicht anders empfand auch der Jäger die Viehzucht als Knechtschaft. Mit Pfeil und Bogen, mit dem geschärften Stein am Ende des hölzernen Speeres durchstrebte er frei die Wälder, und die Anfertigung dieser Waffen war seine einzige Arbeit und Sorge. War es ihm geglückt, einen wilden Stier zu erlegen, dann war Tage lang ein schwelgerisches Freudenfest für ihn. Diesen selben Stier oder die Wildkuh einzufangen, aufzusparen, an Nachfolge zu gewöhnen, das Kalb aufzuziehen, die Heerde auf der Weide zu bewachen, die Kuh zu vermögen, sich ruhig melken zu lassen — welch' eine Reihe umständlicher, einengender, regelmässiger Vorrichtungen! Um sie zu unternehmen, musste die Jagd ganz unergiebig geworden und nach keiner Seite eine Flucht in die Weite möglich sein. So wie sich eine Zuflucht öffnete, war der Rückfall in das freie Jägerleben unausbleiblich<sup>26</sup>). Je länger aber die neue Lebensart zwangsweise aufrecht erhalten blieb, desto mehr wurde sie Naturell: in den Ururenkeln begann der alte Trieb nach Freiheit allmählig zu erloschen und Kulturempfindung schlug Wurzel. — Dass das Alles nicht etwa Phantasie ist, sondern wirklich so vorging und noch vorgeht, lässt sich besonders deutlich an den Thieren beobachten. Auch bei diesen werden Erfahrungen der Voreltern zum Instinkt der Nachkommen. Vögel haben eine unmittelbare Angst vor dem sie verfolgenden Raubvogel, weil frühere Generationen von diesem Feinde verfolgt worden und ihm in einzelnen Fällen entgangen sind. Wo der Mensch auf sie Jagd macht, fürchten sie den Menschen auf's Aeusserste; wo er aus irgend einem Grunde sie schont, da sind



sie zutraulich und dreist, auch ohne individuelle Erfahrung und ohne das Beispiel der Eltern. Hunde, die längere Zeit hindurch von irgend einem Volke zu einer bestimmten Art Jagd gebraucht worden, werden zuletzt mit ausgesprochenem Naturtriebe gerade für diese Jagd geboren; junge Schäferhunde, deren Vorfahren Jahrhunderte lang zur Bewachung der Heerden angehalten worden, bringen eine unverkennbare Neigung und Geschicklichkeit zum Wächteramt mit zur Welt. Wo die Ochsen der Landessitte nach nicht zum Ziehen gebraucht werden, da hält es schwer, den jungen Abkömmling in's Joch zu spannen; umgekehrt, wo dies schon früher der Fall war. Eben so lassen sich Kühe, deren weibliche Ascendenten nicht gemolken worden, nur schwer dazu bewegen, beim Melken stille zu halten. Die Haustaube, haben wir gesehen, wurde so vollkommen gezähmt, weil sie Jahrhunderte lang ein geheiligter Vogel war, den Niemand anrührte; der Haushahn, weil er bei Persern, britischen Kelten, Slaven, Ungarn u. s. w. dem Lichtgott geweiht und unverletzlich war; die Katze, weil ägyptischer Aberglaube, verbunden mit ägyptischer Geduld, lange Zeiten hindurch dies schone Raubthier schonte und pflegte. Die Summe der Erfahrungen aller einzelnen Individuen wurde endlich zur veränderten Natur. Die Anwendung von diesem Allem auf den Menschen ergibt sich von selbst. Auch bei diesem ist der Humanisierungsprocess ein langsamer, das Werk der Zeit, und auch hier ist der Erfolg nur sicher, wenn dieselben günstigen Einflüsse hinreichend lange gewirkt haben. Tausend Jahre der Knechtschaft bei einem Volke sind z. B. nicht durch einen einmaligen Emancipationsact auszulöschen, eine an andere Lebensbedingungen geknüpfte Race nicht über Nacht durch Erlass europäischer Gesetze zu einem Gliede der civilisirten Familie zu machen. Je weiter ursprünglich der Abstand, um so länger die nöthige Reihe von Geschlechtern und die stille Arbeit der Umwandlung — so lang, dass man oft an der Möglichkeit der Lösung der Aufgabe überhaupt verzweifeln möchte. Den code Napoléon bei irgend einer barbarischen oder halbbarbarischen Race einführen, den Soldaten europäische Uniformen und Exerziermeister geben, Gasröhren legen, eine Eisenbahn durch das Land ziehen und beide durch europäische Angestellte besorgen lassen, französisch abgefasste diplomatische Noten überreichen, die von einem im Hintergrunde versteckten europäischen Sekretär geschrieben worden: dies Alles



ist so leicht, wie jeder andere Anputz durch äussere Farbe, aber nur die unreife, abstrakte Denkart der Menge wird dies für einen grossen Gewinn halten. Eher könnte, da das stille Wachstum von innen und von unten dadurch gestört wird, nur eine ewige Impotenz die Wirkung sein.

Wir haben gesehen, wie die Flora der italischen Halbinsel im Laufe der Geschichte immer mehr den südlichen Charakter angenommen hat. Als die ersten Griechen in Unteritalien landeten, bestand die Waldung noch vorherrschend aus laubabwerfenden Bäumen; die Buchen reichten tiefer hinab, als jetzt, wo sie auf die höchsten Gebirgsregionen beschränkt sind. Jahrhunderte später erblickt man auf den Landschaften an den Wänden Pompejis schon lauter immergrüne Bäume, *laurus nobilis*, den Ölbaum, die Cypresse, den Oleander; in den letzten Kaiserzeiten und im Mittelalter finden sich die Limonen- und Pomeranzenbäume ein, seit der Entdeckung Amerikas die Magnolien, die Agaven und indischen Feigen. Es kann keine Frage sein, dass diese Umwandlung hauptsächlich durch Menschenhand geschehen ist: ob aber in Ländern, wo, wie in den südeuropäischen Halbinseln, zwei Vegetationstypen zusammenstossen, der subtropische, immergrüne, und der der gemässigten Zone, nicht der Zug und Trieb der Natur selbst das Bemühen des Menschen unterstützte? Ob jene mehr südlichen Pflanzen mit lederartigem Blatt, kräftigerer Rinde und mannichtfacher Bewaffnung nicht im sogenannten Kampf ums Dasein durch härteres Leben den Sieg davontrugen d. h. allmählig bis dahin vordrangen, wo erst mit dem Apennin, dann mit den Alpen der jetzigen mediterranen Flora ein Gränzwall gesetzt ist? Auch Deutschland, Frankreich, England haben sich zu historischer Zeit bedeutend im südlichen Sinne umgestaltet; dass aber nordische Kulturgewächse umgekehrt über die Berge gestiegen wären und sich über Nord-, dann über Süditalien ausgebreitet hätten, davon enthalten die zwei bis drei Jahrtausende, über welche unsere geschichtliche Kunde reicht, kein Zeugniss. Ist es mit dem Menschen nicht eben so, und siegt nicht stets der dunkelhaarige über den blonden? Liegt in der Natur des letzteren nicht das Streben, sich der des ersteren anzunähern? Von welcher Complexion das Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht. In der Epoche, wo wir es kennen lernen, ist es längst in Zweige gespalten, deren Haar-, Haut- und Augenfarbe zwei verschiedene Typen



zeigt. Asiaten, Griechen, Römer sind schwarz, Kelten und Germanen blondlockig, blauäugig, hellfarbig; die erstern dabei von kürzerer Statur, mit lebhaften Gesten, kundige, kluge, braune Zwörge: Kelten und Germanen hochaufgeschossene, rothwangige Riesengestalten mit wallendem Haar (Zeuss, die Deutschen, S. 49 fl.).<sup>27</sup> Wie noch jetzt den Südländern, erschien auch dem alten Griechen das blonde Haar als besonders schön und edel und er theilte es gern den Jünglingen und Frauen seines idealen Helden- und Götterkreises zu. Nördlich von Griechenland, in Osteuropa, dem Schauplatz früher Völkermischung, finden wir zwar auch die helle oder röthliche Haut und Haarfarbe hin und wieder hervorgehoben, aber lange nicht mit solcher Entschiedenheit, wie im Westen. Zwar die Budinen schildert Herodot als ein Volk *χλωρόν τε αὐτὸν λευκούς καὶ ἄγαν*, aber sie zeichneten sich eben dadurch vor den übrigen Stämmen aus. Die Slaven nennt nachher Procopius *εὐκρότοι* d. h. weder hell noch dunkel, sondern etwas ins Blonde fallend; Ammianus giebt den iranischen Alanen mässig blondes Haar *crinibus mediocriter flavis*. Auch das Haar der Thraker und Seythen unterschied sich von dem griechischen durch eine Abweichung ins Helle und so erklärt sich, dass sie mitunter ausdrücklich als weiss, roth, weichhaarig bezeichnet werden, in den meisten Fällen aber ihre Gleichartigkeit mit den Griechen stillschweigend vorausgesetzt wird. In welchem von beiden Typen aber dürfen wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Abbild der Urzeit erkennen? Alles spricht dafür, dass diejenigen Stämme, die in historischer Isolirung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunkleren Race sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen. Die Gallier der späteren Römerzeit sind schon weniger blond als die Germanen; daher die erstern, um bei Caligulas Triumphzug Germanen vorstellen zu können, sich färben müssen, während doch ihre Stammverwandten auf der britischen Insel, die Caledonier, noch so rothhaarig sind und so gestreckte Glieder besitzen, dass Tacitus sie deshalb für Germanen ansehen will. In ganz Gallien ging im Contact mit den Römern der nordische Typus in den italischen über; wer erkennt in den nervigen, schnigen, braunen, gewandten, kurz-



gewachsenen Bewohnern des heutigen Frankreich die hohen, grobknochigen Albinos-Naturen der alten Kelten, die, wie Cäsar bemerkt, den Römer wegen seiner Kleinheit verachteten? Süddeutschland oder die Landschaften längs dem Alpenabhang, der Donau, dem Oberrhein, ja dem Main u. s. w. trägt jetzt mindestens kastanienbraunes Haar und ist dem romanischen Typus verwandt; in Norddeutschland, an der Nord- und Ostsee, gleichen nur noch einzelne, nicht alle Individuen einiger Massen dem von den Römern gezeichneten Bilde. Bei Mischehen z. B. zwischen Juden oder Griechen und Germanen zeigt sich in dem Habitus der Nachkommenschaft die grössere Energie der südlichen Complexion, die geringere Widerstandskraft der nordischen. Kein Wunder, dass von den Gothen, Longobarden u. s. w. in Italien, von den Franken, Burgunden, Westgothen in Frankreich und Spanien so wenig in der äusseren Erscheinung der Menschen mehr zu erblicken ist. Die Walachen sind als Resultat der buntesten nordsüdlichen Mischung ein sehr dunkelhaariger, braun-gefärbter Menschenschlag. Sei es nun in diesen, wie in vielen anderen von uns übergegangenen Fällen mehr die Nahrung, also der Stoffwechsel, oder die gebildete Sitte überhaupt oder endlich Vermischung, was diesen Uebergang der Incarnation bewirkt hat, immer ist der Process jenem anderen analog, durch welchen seit den ältesten Zeiten auf dem Wege der Natur, hauptsächlich aber und unbestreitbar auf dem der humanen Kultur die Vegetationsformen des Südostens in den Westen und Norden vordrangen und dort eine andere, immergrüne, idealere Landschaft schufen und den Gruppen und Bildern menschlicher Ansiedelung andere, lichtvollere, reinere Umrisse gaben.



## ANMERKUNGEN.

### 1. S. 1.

B. Seemann, *Narrative of the voyage of H. M. S. Herald during the years 1845–51 etc.* London 1853. Vol II p. 268 und 275. — Diese wegen ihres objectiven Charakters höchst schätzenswerthe Reise ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

### 2. S. 16.

Die Eibe, *taxus baccata*, war schon im Alterthum als giftig gefürchtet, darnach ein dämonischer, den Todesgöttern geweihter Baum. Als Cativoleus, ein König der Eburonen, an keiner Lage verzweifelte, nahm er sich durch Tauschgift das Leben, Cæsar. de b. g. 6, 31, 2: *Cativoleus, rex dimiduae partis Eburonum, . . . taxo, cujus magna in Gallia Germanique copia est, se exanimavit*. Wie bei den Alten wurde auch im Mittelalter die Eibe gern auf Leichenfeldern gepflanzt, und da der Baum sich zugleich durch eine ausserordentlich lange Lebensdauer auszeichnet, so finden sich an solchen Orten auch jetzt noch, besonders in England, uralte herrliche Exemplare. Er war nach Cæsars so eben angeführten Worten in Mitteleuropa überaus häufig, aber die Schönheit seines Holzes, die es den Drechslern und Schnitzlern so werth machte, wie es später das des Buchsbaums war, führte in ganzen Gegenden zu seiner Ausrottung. Besonders aber zu Bögen verwandte es die Urzeit, die darin Bescheid wusste, so ausschliesslich, dass z. B. das alt-nordische *ir, gr* geradezu *arcus* bedeutet, wie *μυλιν*, die Esche, bei Homer die Lanze ist, und die *y*-Rune die Form eines Bogens hat. So steht auch das griechische *τόξον* der Bogen in naher Verwandtschaft mit dem lat. *taxus* und slav. *taxa* die Eibe und zwar in der Weise, dass diese Wörter sich dem grossen Wortstamm bei Curtius no. 235 einordnen: *taxus* ist das Material für den Künstler in Holz, wie goth. *thaho* argilla für den Bildner aus Erde, und beide könnten *Τόξος* heissen, wie der, der bei Homer dem Ajax seinen Schild aus sieben Ochsenhäuten gefertigt hat, oder auch *Τόξος*, der zwar kein Werkmeister war, aber, wie auch der Künstler muss, immer das Richtige traf. — Ein anderer interessanter Name für den Baum geht durch die Reihe der Völker von Westen nach Osten, doch so, dass er in der letztgenannten Weltgegend mit dem Gewächse selbst allmählig erlischt: altirisch *do* (= *seus*, wie *leo* = *leus* u. s. w.), kymr. *yr*, corn. *hwen*, bret. *orn*, in erweiterter Form altirisch *abhar*, *shar*, *jubar*, welches letztere noch heut zu Tage *taxus* und *arcus* bedeutet; spanisch und portug. *iro*, franz. *if*, mlt. *mus*;



ahd. *irra ipu*, ags. *ir*, *ēor*, engl. *year*, dän. *åre*, schwed. *år*, altpreussisch *mers* die Erbe, lit. *gera* der Faulbaum (aus *gura*, Joh. Schmidt, zur Gesch. des indog. Vocalismus, S. 68), lett. *era*; slavisch *ira* die Weide. Litauisch heisst der Eibenbaum *eglus* oder *oņlus*, welches dem slavischen *jele* oder *jelu* die Tanne gleich ist. Im Heimatlande der Slaven zwischen den Quellen des Dniepr und der Wolga wuchs der Tannenbaum nicht mehr (wie auch die Buche nicht und wie aus demselben Grunde die Finnen die *tamma* Eiche aus dem slav. *dabai* oder dem germ. *timbr* gebildet haben) und so weichen in ihrer Sprache die Namen *ira* und *tesa*, *tesa* u. s. w. in die Bedeutung *saite* und *pinus* aus. Doch führte frühzeitig der Handelsverkehr Eibenholz, daraus gefertigte Eimer, Bogen u. s. w. aus den Rheingegenden an die Ostsee, wo der Baum seltener wurde, von da zu den Aisten und Wenden, wo er ganz aufhört. — Dass übrigens neben dem eibenen auch der hornene Bogen im Gebrauch war, lehren Zeugnisse des frühen Alterthums und des fernen Ostens. So wendet in der Odyssee Odysseus seinen Bogen hin und her, um zu sehen, ob ihm in der langen Abwesenheit die Würmer nicht das Horn durchbohrt haben, und so besitzt in der Ilias der Troer Pandarus einen Bogen, den ihm der *νεκροφάγος* *κέρειον* aus den Hörnern eines wilden Steinbocks verfertigt hat. Auch die Ungarn werden uns bei ihrem Erscheinen im Abendlande als mit Hornbögen bewaffnet geschildert: auf ihren Rennern sitzend und die Zähne bleckend sandten sie von diesen Bogen ihre sichern, auch vergifteten Pfeile ab. Im Nibelungenliede heisst daher einer von Etzels Mannen nicht ohne Bedeutung Hornboge.

### 3. 8. 16.

Das Schat ist ein altes Kulturthier, aber die Kunst es zu scheeren war den frühern Menschengeschlechtern unbekannt; vielmehr wurde die Walle mit den Händen abgerissen. Noch im neunzehnten Jahrhundert fand C. J. Graba (Tagebuch geführt auf einer Reise nach Persien i. J. 1828, Hamburg 1830) auf den entlegenen Faröern diese Sitte in Kraft: nachdem er S. 200 ff. das dabei beobachtete Verfahren ausführlich beschrieben, fügt er hinzu: „Dies sieht grausamer aus, als es ist, denn nur derjenige Woll, welche fast von selbst ausfällt, wird abgerissen: die übrige bleibt sitzen und wird vierzehn Tage später genommen.“ In Italien war selbst zu Varros und Plinius Zeit das Ausrufen noch nicht ganz abgekommen. Plin. 8. 74: *oves non aliquo tempore, sed durat quibusdam in locis retendi mos*, nach Varro de r. r. 2. 11. 9 lassen diejenigen, die die ältere Methode beobachtet hatten, die Thiere drei Tage lang hungern, damit die Walle sich leichter ablosen. Da Varro weiss sogar nach einem öffentlichen Document den Zeitpunkt anzugeben, wo aus Sicilien die ersten Schafscherer, natürlich mit den kottigen künstlichen Scheeren nach Italien kamen, 2. 11. 10: *annum tunc, cum in Italia primum venisse ex Sicilia dicunt post R. c. n. CCCCLIII, ut scriptum in publicis Actis in litteris erat, easque induxisse P. Picinnus Meccum*. Sie kamen aus Sicilien d. h. die italischen wachen auch hierin die Lehrer. Ob in der epischen Zeit das Schat schon geschoren oder ihm die Walle noch ausgerupft wurde, konnte nach der eben homerischen Stelle, die drauf Bezug nimmt, fraglich scheinen, Il. 12, 451.



οὐ δ' οὔτε ποσσὶν ἢ τοῖσι χερσὶ τόξον ἠσπενος ὄλες,  
 γυροὶ λαβὼν ἑτάρο; ὀλίγον δὲ πρὸς ἄλγος ἐταίρη.

Also: Hector hob den schweren Stein so leicht auf, wie der Schäfer — entweder das geschorene Vliess oder das Bündel ausgerupfter Wolle. Aber das Wort *τόξον* spricht für die zweite der beiden Deutungen *Hoxos* nämlich, so wie das Verbum *τοξίζω* bei Hesiod (Op. et d. 776: *ὄς τοξίζω* und bei Theokrit 5, 98:

ἀλλ' ἔγωγε γινώσκω μακρόν τόξον ἑπὶ πόδα πάλω  
 τὰρ οἷς τὰς τράκας, Κροτίδα δ' ἀπορησπύα σείω —

ist der spezifische Ausdruck für *carpere linam* im Gegensatz zu *τείνειν*, *καίρειν*, scheeren, abschneiden. In der Odyssee 18, 314 ruft Odysseus den Mägden zu: Nehet ins Haus zu Eurer Herrn und unterhaltet sie, dreht bei ihr sitzend die Spindel oder rupft die Wolle mit den Händen: *ἢ εἴποι μελέων γεγάσθαι* — dem Rupfen und Zupfen liegt zugleich das Kammeln nahe (*τείνειν* *pectere*, *pecten*), welches mit dem Scheeren nichts gemein hat. Diese Verbedeutung von *τείνειν* wird aufs schönste durch das identische litauische Verbum *peisti* (= *k*) bestätigt, welches noch heut zu Tage raufen, rupfen bezeichnet. Nicht anders ist slavisch *ram* das Vliess aus *rucati* rupfen gebildet, dass auch *rellus* nach *rellere* so benannt sei, hielt Varro, der mehrmals drauf zurückkommt, für unzweifelhaft: Neuere freilich, wie Corssen, trennen beide Wörter, indem sie *rellus* zu *epior*, *orior*, *rellere* aber zum gotischen *titian* rauben od. h. eigentlich zerrn stellen. Varro de l. l. 5, 8 führt auch die Meinung einiger an, die *Velia*, der Nebenhugel des Palatin, habe diesen Namen von der Gewohnheit der palatinischen Hirtin ihren Schafen an jenem Orte die Wolle auszuraufen — woraus wir wenigstens ersahen, dass man sich jene ältesten Schäfer nicht mit der Schere in der Hand dachte. — Mit der Wolle der Schafe ging es, wie mit dem menschlichen Haar zu Zeiten der Trauer. Dass Verzweifelte es sich auszuraufen, war bei der leidenschaftlichen Geliedersprache des Südens und des Alterthums in der Natur gegründet und so braucht in solchem Falle Homer das Verbum *εἰλεειν*, *εἰλεεινός*, welches ein eigentliches Ausraufen anzeigt; dass in späterer Zeit, wo das Haar nicht mehr der Stolz des Mannes war, Trauernde sich das Haupt und den Bart scheeren, war bloss ein conventionelles Zeichen und so erscheint in den jüngern Partien des Epos und in der spätern Dichtersprache statt jenes Ausdrucks der andere: *τείνειν* *τείνεσθαι*. Wie frühe im Orient die Sitte, das Schaf zu scheeren, sich einfand, wissen wir nicht genau; auf jeden Fall geschah dies früher, als in Grichenland. Da schon in den ältesten Theilen der Bibel die Abnahme der Wolle als ein ländliches Freudenfest erscheint, so hat dies neuern Auslegern Anlass gegeben, an eine gemeinsame, zu bestimmter Frist vorgenommene Schur zu denken. Sehr bündig freilich ist dieser Schluss nicht. Man erwäge auch, dass die Schafherden der Patriarchen nicht ausschliesslich oder vorzugsweise wegen des Wollertrags gehalten wurden, dass das Schaf vielmehr neben der Milch hauptsächlich dazu bestimmt war, geschlachtet und gegessen zu werden und sein Fell zur Kleidung und zum Ruhelagerabzugeben.



#### 4. S. 17.

S. des Verfassers Schrift: Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin 1873. (Wir benutzten diese Gelegenheit, zwei Druckfehler, die sich daselbst eingeschlichen haben, zu berichtigen: S. 10 muss es heißen *rimo* und S. 30 Werra statt Weser).

#### 5. S. 17.

Diese unterirdischen Wohnungen finden sich in den verschiedensten Gegenden: es sind die *οἶκος ἰναρτος* zur *ζωάνης* der Saken bei Achan, die von Xenophon beschriebenen *οἶκος ζανύνης* der Armenter, die *denersae in human sedes* und *specus aut subfossa* der Sataichen bei Mela, die *defossi specus* der Skythen, die *subterranei specus* der Germanen, die gegen die Kälte von oben mit Mist bedeckt waren, ahd. und mhd. *tunc*, woher unser Dung, Dünger, *serwan* in der *ler Satica*, altfranzösisch *eseregne* u. a. w. (s. Wackernagel bei Bindig, Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs. I. S. 333, der das Wort für deutsch hält und mit dem ags. *scraf ontrum* zusammenstellt). Griechische Ausdrücke für solche Erdhöhlen sind *γυγῆ*, *γυγαίος* (bei Hesychius und Suidas, Aristoph. Equi 794), altslavisch *cupiste*, *cupiliste* = *cumulus*, *sepulcrum* polnisch *zupa* = *salus fodina*), *quakros*, *to quakro* (auch in der Form *quakro*), *quakro* was von der Volksname der Troglodyten am arabischen Meerbusen und am Kaukasus u. s. w. Allmählig hob sich das Rasendach und die Höhle unter dem Hause diente nur noch zur Winterwohnung und zum Aufenthalt der Weiber. Doch hat sich jene älteste Sitte noch hin und wieder bis auf den heutigen Tag erhalten, und der Fremdling, der sich einem solchen Dorfe nähert, hält die kaum erhobenen Dächer für natürliche Aufsehbüttungen des Bodens. Wo in Russland Erdarbeiten vorgenommen werden, z. B. bei Föhrung einer Eisenbahn, da ist das Erste der Bau solcher Höhlen: ein trichterförmiges Loch, Stufen zur Seite, darüber Baumstämme mit Kassen belegt und die Wohnung ist fertig. Die walachischen Bauerhütten, die sog. *bordeitz*, haben einen schrag geneigten Eingang: im Innern findet sich zuweilen, doch selten, ein Fenster, das mit einem Stück Papier verklebt ist und nur wenig Licht einlässt. Gegen Ende des Herbstes werden alle Ritzen verstopft, Thüren von Flechtwerk angebracht und unterirdische Ställe gegraben (s. darüber das unterrichtende Buch von C. Allard, la Bulgarie orientale, Paris 1864). Der Mangel an Lüftung macht diese troglodytischen Behausungen zu einem ganz untraglichen Aufenthalt: die drin herrschende stinkende und erstickende Atmosphäre treibt selbst die stumpfen Bewohner zuweilen in die Winterkälte hinaus. Dazu die unsatzliche Fluthath, über die alle Reisenden, hier wie durch ganz Sibirien, klagen. Die Flöhe zwingen buchstäblich auch den Eingeborenen, wenn die Jahreszeit es irgend erlaubt, draussen zu schlafen, die Hauptursache des häufigen Wechselhebers. Die Insekten besetzen die unterirdische Wand oft so dicht, dass diese wie mit einem schwarzen Schimmer überzogen erscheint. In den primitiven Zeiten und mehr nach Norden hin wo die Winter lang sind (z. B. in Scandinavien, ehe die südliche Kultur bis dahin drang), mussten die gleichen Umstände in demselben oder in erhöhtem Maasse wirken, und wer sich die Vorzeit vergegenwärtigen will, wird gut thun, diese Züge des Bildes nicht ausser Acht zu lassen. Und hier sei



es uns erlaubt, noch einer andern Wohlthat der Kultur zu gedenken. Die sibirischen Reisenden, von Pallas und Humboldt bis auf die neuesten herab, sind einstimmig in Schilderung der Qualen, die ihnen die im Sommer die Luft erfüllenden und Menschen und Thiere anfallenden Mücken, Schnaken, Kanker, Stechfliegen, Bremsen u. s. w. bereiteten (z. B. von Middendorff, Sibirische Reise, Band I, S. 830 ff.). Sich gegen diese Blutsauger zu vertheidigen, ist unmöglich, es giebt nur ein Mittel gegen sie, ihnen den Boden der Existenz entziehen d. h. Entsumpfung und Entwaldung. Deutschland war vor der Romerzeit in dieser Beziehung sicher dem heutigen Sibirien ganz gleich (Middendorff a. a. O.): „Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass unsere Altvordern auch im Kerne Europas denselben Qualen ausgesetzt gewesen seien, welche den Reisenden in allen Urgegenden so unaussetzlich peinigen.“ „Den Zweifler daran, ob die Kultur der Menschheit wirklich zum Vortheil gereicht habe, schicke man in die Urnatur zu den Moskitos.“ „Die Moskitoplage ist offenbar die Hauptursache der Wanderungen der Renthiere und des Rothwildes.“ Zwar wird die Haut der alten Deutschen gegen Insectenstiche innerhalb und ausserhalb des Hauses viel abgehärteter gewesen sein, als die des jetzigen Europäers, aber wo die Haut unempfindlich ist, da ist es auch Geist und Seele.

#### 6. 6. 17.

Dieser Brauch herrschte bei Germanen des Festlandes und Scandinaviens, bei Wenden, Litauern und - Römern, s. Grimm R.A., Cap. 4 am Schluss des ersten Bandes. Auch von iranischen Völkern wird Ähnliches berichtet, so von den Baetern (Strab. II, 11. 31), von den Kaspieru (II, 11, 8), den Massageten (II, 8, 6) u. s. w. Das Griesenalter, γῆρας, ist unerträglich und selbst die Götter haassen es, hymn. in Ven 247:

οἴλουρον, καιατηρόν, δ' τε στυγέοισι θεοὶ περ.

Der Greis selbst wünscht sich hinweg und bittet die Seinigen ihn abzuthun. Naturvölker sind nicht sentimental, wie auch heutige Bauern nicht, und der Tod eines Verwandten, der Gedanke des eigenen Todes lässt sie gleichgültig. Was Herodot 5, 4 von dem thrakischen Volke der Trauer erzählt, sie beklagten das Neugeborene, da ihm die Leiden des Lebens noch bevorständen, und priesen den Tod als Befreiung von denselben, und was Euripides in der berühmten Stelle aus dem Kresphontes ausdrückte (Nauck, Euripidis fragmenta, Lipsiae 1869, no. 452):

ἔχουσιν γὰρ ἡμεῖς ἀλλογον ποιοιμένους  
τοὶ γῶτα θνητὸν εἰς δα' ἔρχεται κατὰ,  
τοὶ δ' αὖ θανόντα καὶ πόρον περαιμένον  
καίροντας εὐφρομένης ἐκπέμπουσιν ὁμόων —

— dies ist im Grunde die Anschauung aller Völker auf einer gewissen Entwicklungsstufe der erwachten Reflexion: man erinnere sich der homerschen *δεινὸν* oder *ἀνδρῶν βροτῶν*. Ein Schritt weiter ist es dann, sich mit einem bessern Leben jenseits des Todes zu trösten, unter Wegdenkung aller Schranken der Endlichkeit, wie die Götter thaten, die Herodot *οἱ ἀθάνατοι* nennt.



S  
Berlin  
daselbst  
und r

den  
von  
hien  
der  
mit  
in  
sel  
be  
di  
A  
i  
s

Die Opfer der Menschenopfer und grausamer Todtenkulten  
sind in der griechischen Literatur nicht aus dem Dunkel  
gehoben und schwanden wie jeder religiöse Wahn nur allmählig  
aus der Geschichte der Menschheit oder der Berührung mit gerechten  
Sitten. Die Griechen und Römer betrachten, so beziehen wir uns in der  
auf die reichhaltigen Sammlungen in der Schrift von E. v. Lasarow  
opfer der Griechen und Römer (in den Studien des klassischen  
Kriegs 1864, 1<sup>er</sup> 8. 231 d.) und auf Weicker, *Griech. Götterlehre*.  
Auch für die nordischen Völker liegen zahlreiche Zeugnisse vor, die  
von Westen nach Nordosten, in immer spätere Zeit hinübergreifen  
hätten den Brauch, die gefangenen Feinde ihren barbarischen  
Gefirn mit nach Kleiniasen gebracht: der Proconsul Q. M. Manli-  
us in Rom an Senat, l. v. 38, 17, die umwohnenden Völker eines  
Verheerungszuges betroffen worden, *quum per redimenda captivos*  
*et incutibus humanis hostibus immolatosque liberos suos auferant*  
Gallien im eigentlichen Gallien berichtet Caesar anderthalb Ja-  
hundert, de b. g. 6, 16, *Qui sunt offere gravibus multis quaque*  
*periculisque versantur, aut pro victoris homines immolant aut*  
*tutus capient administrisque ad ea sacrificia deducunt utantur,*  
*esto humanis sacrificiis esto reddatur, non posse deorum immortalium*  
*placari arbitrantur publice ejusdem generis habent instituta*  
und Mela bestätigt dies mit dem Ausdruck des Schauders, 3, 2,  
*superstitione, superstitione, aliquando etiam immolant adeo, ut homines*  
*et gravissimum istis victimam conferent*. Denselben mordsüchtigen  
finden wir bei den Germanen, Tac. Germ. 9, *Deorum maxime*  
*colunt, cui certis diebus humanis quoque hostibus haurire pax habent;*  
*tempore in silem . . . evocant civesque publice humane celebrant hoc*  
*horrendo primordio*. Als die Römer unter Germanen das Schlach-  
teten, auf dem die Legionen des Varus von den Barbaren umzingelt  
waren, da lagen noch die Glieder der Meute anher, auf Baumstämmen  
deren Köpfe, in den nahen Hainen standen noch die Altäre, an  
Kriegsstrahlen und obersten Centurionen geschlachtet worden, ein-  
lebende zeigten die Stätten der tolgien, an denen die Soldaten an  
die Gruben, in denen die Leichname verscharrt worden waren  
Ann. 1, 61). Nach der wüthenden Schlacht zwischen Chatten und  
duren, von der bei Tacitus Ann. 13, 57 die Rede ist und in we-  
Erstern unterlagen, wurde alles lebend Erfassung nach den Werten  
schlichtschreier der Vernunft gewacht *utrumque duntaxat*. Aus der  
der Maskellaren, dem Spreißen des Hutes im Opfer, weil der  
Kriegswunde wurde zugleich von den Weissagern das Leben ent-  
gehet. So bei den Germanen, Strab. 7, 2, 3. In der Zeit, als  
bestanden sich heilige Propheten, der Mann, der die Götter  
sagenbeseitigen Unwissen, mit der Hand zu sel, hat er die  
mit dem Schwert in der Hand die Gefangenen im Lager, Tacitus



Opferrverhüllung zu einem grossen etwa zwanzig Amphoren fassenden ehernen Kessel, stiegen die Stufen hinan, die zu ihm hinaufführten, und schnitten hinübergelugt jedem Gefangenen die Kehle ab: aus dem in den Kessel hinabstömenden Blute weissagten sie, während Andere die Leiber aufschnitten und aus den Eingewanden den Sieg verkündigten." Auch bei den Scandinaviern waren Menschenopfer im grossen Stil im Schwange. Die Dänen feierten alle neun Jahr, wie Thietmar von Merseburg berichtet, in ihrer Hauptstadt Lathra ein grosses Opferfest, bei dem neunundneunzig Menschen und eben so viel Pferde geschlachtet wurden, dies thaten sie, wie Thietmar erläutert, um sich vor den Rachegeottern von aller Schuld zu reinigen: *putantes, hoc eisdem erga inferos scripturas et commissis crimina apud eosdem placituros*. Dieselbe Bedeutung eines stellvertretenden Sühnopfers hatt wohl auch das ganz ähnliche grosse Fest, das die Schweden nach Adam von Bremen 4, 27, alle neun Jahre in Upsala begingen: dort wurden von allem Männlichen neun Köpfe dargebracht, die Körper aber im nahen Hain an Bäumen aufgehängt und der Verwesung überlassen und Menschen und Hunde hingen dort zusammen - das Scholion 137 setzt noch berichtend oder ergänzend hinzu: „neun Tage lang opfern sie jeden Tag einen Menschen nebst andern Geschöpfen, so dass es in neun Tagen 72 Geschöpfe werden: dies Opfer findet um die Frühlingsnachtigkeitszeit.“ In schweren Landesnothen oder zum Ausdruck besonderen Dankes wurden den Göttern auch ausserordentlicher Weise Menschenleben dargebracht, wie die altnordische Sagen Geschichte lehrt. Grimm DM, Kapitel Gottesdienst). Auf der gegenüberliegenden Küste der Ostsee, in Estland d. h. bei den Preussen, sah es nicht anders aus, Adam Br. de vita Danica 2.4: *Dracones adorant cum coluerint quibus etiam viros libant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant*. Eben so allgemein, wie diese religiöse Sitte, war die andere, ihr verwandte, am Schutthaufen Vorstorbener Frauen Knechte, Gefangene, Pferde abzuschlachten. Achilleus im 25 Buch der Ilias opfert dem Schatten des Patroklos Rosse, Hunde und zwölf junge Trojaner, die er sich selbst zu diesem Zweck lebend gefangen hat. Bei den Galliern wurden noch kurz vor Cäsars Zeit Knechte und Schützlinge, die dem Herrn besonders lieb gewesen waren, mit ihm verbrannt, de b. g. 6, 19: *paulo supra hanc aemorum cerra et clantes, quos ab us dilectos esse constabat, iustus funebribus confectis una cremabantur*, und Verwandte sprangen auf den brennenden Holzstooss, um sich mit dem Todten zu vereinigen, Mela 3, 2, 3: *olim — erant qui se in rogos suorum, velut uni recturi, libenter immitterent*. Bei gewissen Thrakern drängten sich die Frauen des Verstorbenen zu der Ehre, an seiner Gräbt geschlachtet zu werden wie Herodot 5, 5 erzählt: diejenige, der es gelingt, so für die geliebteste erachtet zu werden, wird von Allen gepriesen und mit dem Mann begraben, die übrigen aber bejammern ihr Loos und tragen grosse Schande. Dasselbe in noch ausführlicherer Schilderung berichtet Mela 2, 2, 4 als allgemein thrakische Sitte. Bekannt sind die grausamen Begräbnisse der Scythen bei Herodot 4, 71 und 72 wenn der König gestorben ist, wird eine der Henschlafertinnen erdrosselt und mitbegraben, ebenso der Mundchenk und der Koch und der Marschall und der Leibdiener und der Bote und die Pferde u. s. w., ums Jahr aber werden eben



so häufig Diener, die der König aus der Zahl seiner Unterthanen sich gewählt hatte -- denn gekaufte giebt es bei ihnen nicht --, erwürgt und eben so fünfzig der schönsten Pferde u. s. w. Auch bei den Slaven wird die Frau mit dem verstorbenen Manne verbrannt, wie der h. Bonifacius und später Thietmar übereinstimmend melden. Brief des Bonifacius und anderer Bischöfe an den König Aethilbald von Mercia (zwischen den Jahren 744 und 747, bei Jaffe, Monumenta Moguntina p. 172): *Winedi, quod est foedissimum et deterrimum genus hominum, tam magna zelo matrimonii amorem mutuum observant, ut mulier, viro proprio mortuo, vivere recusat. Et laudabilis mulier inter illas esse judicatur, quae proprio viro sola mortem intulit et in una stipe pariter urdent cum viro suo*; Thietmar von Merseburg 4. 2 von den Polen: *In tempore patris sui (d. h. des Vaters von Boleslav Chrabry), cum is jam gentilis esset, uniuersae mulier post viri exequiis suo igne cremati decollata subsequitur*. Auch die Preussen gaben dem Todten Pferde, Knechte und Mägde, Jagdhunde u. s. w. mit, Petrus von Bussburg 3. 5 (Scriptores rerum prussicarum I p. 54): *unde contingebat quod cum milibus mortuis armis, equi, serui et ancillae, vestes, canes venatici et ares rapaces et alia quae spectant ad militiam urerentur*, und sie müssen bei ihrer Bekehrung versprechen, dass sie bei Todtenbestattungen in Zukunft keine Pferde oder Menschen mehr mitverbrennen oder mitbegraben wollen, Dreger Cod. Pomeran. diplom. no. 191, vom Jahre 1249, Friedensvergleich zwischen dem deutschen Orden und den Preussen: *promiserunt quod ipsi et heredes eorum in mortuis comburendis vel subterraneis cum equis atre hominibus vel cum armis seu vestibus vel quibuscunque aliis preciosis rebus vel etiam in aliis quibuscunque ritus gentium de cetero non versabunt*. Aber Lithuanien, der Grossfürst des mehr östlich gelegenen Litauen, wo sich das Heidenthum und überhaupt die europäische Vorzeit am längsten erhielt, wurde noch gegen das Jahr 1341, also zur Zeit Petrarca's und der beginnenden Renaissance, folgendermassen bestattet (Strzykowski, Kronika polska, Ende des XI. Buches): „Es wurde ein Scheiterhaufen von Fichtenholz errichtet und darauf der Leichnam gelegt, in den Kleidern, die der Lebende am meisten geliebt hatte, mit dem Sabel, dem Speer, dem Köcher und Bogen. Dann wurden je zwei Falken und Jagdhunde, ein lebendiges gewattetes Pferd und der getreueste Lieblingsdiener unter Wehklagen der umstehenden Kriegereschaar mitverbrannt. In die Flamme wurden Luchs- und Bärenkrallen geworfen, so wie ein Theil der dem Feinde abgenommenen Beute, endlich auch drei gefangene deutsche Ritter lebendig verbrannt. Nachdem die Flamme erloschen war, wurde die Asche und das Gebein des Fürsten, des Dieners, des Pferdes, der Hunde u. s. w. gesammelt und in einem Grabe an der Stelle, wo die Flüsse Wilna und Wilia zusammenfliessen, niedergelegt und mit Erde bedeckt.“ Ueber den Leichenbrauch der skandinavischen Germanen belehrt uns die Edda (im dritten Lied von Sigard dem Fafnirsdatter: Brunhild giebt sich nach Sigards Ermordung selbst den Tod und ordnet sterbend an (nach Simrocks Uebersetzung).

Dem Hunnengebieter  
 Urant zur Seite  
 Waizen-Knechte mit kostbaren



Ketten geschmückt  
Zwei zu Haupten  
Und zwei zu den Füßen,  
Dazu zwei Hände  
Und der Habichte zwei  
Also ist Alles  
Eben vertheilt.

Dies war das Todtengelage für Sigurd, für sich selbst verlangt sie:

Ihm folgen mit mir  
Der Magde fünf,  
Dazu acht Knochte  
Edeln Geschlechts,  
Meine Milchbrüder  
Mit mir erwachsen,  
Die seinem Kinde  
Buddi geschenkt.

Wie es die Ost-Scandinavier hielten, die unter dem Namen Russen den Osten Europas als Krieger, Räuber und Herrscher durchzogen und unterwarfen, ersieht man aus zwei Meldungen, die eine eines Byzantiners, die andere eines Arabers, beide um so wichtiger, als sie dem zehnten Jahrhundert angehören, bis wohin unsere übrigen Quellen nicht reichen. Leo Diaconus Hist. 9, 6 p. 92: Die Russen unter Swiatoslav in Byzanz eingeschlossen liefern den Griechen auf dem Felde vor den Mauern hängende Gefechte. Einst, als wieder ein solcher Kampf statt gefunden hat, in welchem Ikmor, der zweite im Range nach Swiatoslav, getödtet worden, sammeln die Barbaren Nachts bei Vollmond die Leichname und verbrennen sie auf Scheiterhaufen, während auf denselben zugleich nach väterlicher Sitte (κατὰ τὴν πατρὸς νόμον) die meisten der Kriegsgefangenen, Männer und Weiber, geschlachtet werden. Sie bringen dazu auch Todtenopfer (θυσανίας), indem sie auf der Donau Säuglinge und Hühner erwürgen und sie dann im Strom versenken. Noch ausführlicher ist die Beschreibung, die der Araber Ibn-Foslan bei Frähn S. 13 ff. von einem russischen Leichenbegängnis gibt, das er im Jahre 921 oder 922 als Augenzeuge bewohnte. Ein Häuptling war gestorben und eines seiner Mädchen, das sich meldete, starb mit ihm. Der Todte ward auf dem Schiff in halbsitzender Stellung auf einem Ruhebett niedergelegt, ein Hund in zwei Theile zerschnitten und ins Schiff geworfen, alle Waffen des Todten ihm beigegeben, zwei Pferde zerhauen und die Stücke ins Schiff geworfen, eben so zwei Ochsen u. s. w. Während das Mädchen von den Männern mit einem Strick erdrosselt wurde, stach ihr gleichzeitig ein altes Weib, das sie den Todesengel nennen, mit einem Messer ins Herz, drauf wurden beide Leichname mit den Beigaben verbrannt. Während des Abschlachtens machten die Männer mit ihren Schuhen ein Getöse, um das Todesgeschrei des Mädchens zu überdecken, welches andere Mädchen in ähnlichem Falle hätte abgeleitet machen können, sich mit ihrem Herrn wiederzuerfinden. Vor dem Tode hatte sie ihre beiden Armbänder abgezogen und sie dem Todesengel gegeben (der



Araber nennt das alte Weib einen „Teufel mit finstrem, grimmigem Blick“, s. oben die grauhaarigen Prophetinnen der Cimbern, eben so ihre beiden Beinringe und sie zwei ihr dienenden Mädchen, den Töchtern der alten Mörderin, gerecht u. s. w. Wir übergehen die übrigen Einzelheiten, die diesen Bericht zu einem der kostbarsten Denkmale des frühen nordischen Alterthums machen. J. Grimm freilich in seiner Schrift über Leichenverbrennung geht widerwillig an dieser Erzählung vorbei, die ihm seine Kreise stört: der Schöpfer der deutschen Alterthumskunde war trotz Allem ein Zugling der romantischen Zeit und sein Abscheu, im Gegensatz zum achtzehnten Jahrhundert, hauptsächlich drauf gerichtet, in der nationalen Vorzeit die Züge tiefen Sinnes aufzudecken. — Die obigen Belegstellen lassen sich leicht noch vermehren, doch reichen die gegebenen hin, die Allgemeinheit dieser Sitte und ihr hohes Alterthum zu beweisen. Wenn wir heut zu Tage die Stein- oder Erdgrüfte der europäischen Urzeit aufwühlen und ihren Moder auseinander-schütten, so pflegen wir nicht daran zu denken, wie viel Grauel, wie viel Angst und Entsetzen vergangener Tage hier an jedem Staubchen haften! Nichts aber führt tiefer ein in die Gemüthsart jener frühen Menschengeschlechter und die finstre Gefangenschaft ihres Geistes, als das Bild dieser Frauen, die wetterwend sich zum Feuerlofe drängen müssen, der Dämon, die zu Dutzenden dem Herrn mitgegeben, der zappelnden Gefangenen, die im düstern Walde oder über dem grossen Kessel geschlachtet werden. In Gallien war der Mord bei Leichenbegangnissen schon vor der Ankunft der Römer ausser Uebung gekommen — durch die Macht zunehmender Bildung —, aber die religiösen Menschenopfer mussten erst durch strenge Verbote der römischen Kaiser ausgerottet werden, Suet. Claud. 25: *Druidum religionem apud Gallos diuae immunitatis . . . penitus abolerit*. In fesselnder Weise malt uns Tacitus die Scene bei Eroberung der Insel Mona an der britannischen Küste (des heutigen Anglesa), in deren heiligem Hain die Gefangenen bluteten, ganz wie im Heiligtum der Nerthus oder im Teufelburger Walde nach der Varus-Schlacht: das Ufer war mit einer bewaffneten Menge dicht besetzt, weibliche Furien, in die Farbe des Todes gekleidet, mit fliegendem Haar, schwebten hin- und herstreifend die Fackel in den Händen, die Druiden heulten mit erhobenen Armen zum Himmel auf — Alles vergebens, die Römer erzwangen die Landung und fällten die geweihten Bäume, die Zeugen blutiger Mysterien seit Jahrhunderten, Ann. 14, 30: *crenatae lucis, arces superstitionibus sacri, nam cruce captum adolere arces et hominum phreos consulere deos fas habebant*. Dass die blutigen Begräbnisse in Gallien von selbst abkamen, die religiösen Menschenopfer aber nur der Gewalt wichen, beweist, wie viel leichter das populäre Herkommen bei steigendem Lichte sich auflöst, als der Wahnwitz der durch einen festen Priesterstand bewachten Glaubenssatzung. Bei den Germanen, Latavern, Wenden war es erst das Christenthum, das der letztern ein Ende machte: wenn man sich bisweilen versucht fühlt, den plötzlichen Abbruch der organischen Entwicklung naturfrischer Völker durch die Bekehrung zum semitischen Christenthum zu bedauern, so darf man sich nur solcher Züge des heidnischen Lebens erinnern, um sich mit dessen unvermittelt in Untergang zu versetzen. Wir fügen noch hinzu, dass noch jedes erste Beginnen, jede Unternehmung und Gran-



dung Menschenblut verlangte, als Bürgschaft des Erfolgs oder der Dauer, eben so jedes Geheimniß, denn nur der Tod ist völlig stumm. Als die Sachsen sich gezwungen sahen, die Westküste Galliens zu verlassen und nach Hause zu schiffen, da wurde der Sitte gemäß jeder zehnte Gefangene grausam umgebracht und dann erst der Anker gelichtet, Sidon. Apoll. Ep. 8, 6: *non est vementuris decimum quemque captorum per aequiles et cruciarias porcas, plus ab hoc tristi quod superstitionis ritu, necare.* Die schon zum Christenthum bekehrten Franken machten unter ihrem König Theudebert einen Zug nach Italien, um das Gothenreich unter Witigis zu bekriegen: im Begriff den Po bei Pavia zu überschreiten und also den eigentlichen Krieg zu beginnen, opferten sie die dort vorgefundenen Kinder und Weiber der Gothen und warfen die Leichname in den Strom — als Erstlingspenden der Unternehmung, Procop. de bell. goth. 2, 25: *ταῖς τε καὶ γυναικας τὰς παῖδας, ὅσας βράβησιν εἶγον, ἑτάρας τε καὶ αἰῶας τὰ ἀσπαραγμοὺς τὸν ποταμὸν ἐκείνων ἐκείτων.* Bei Aufbau von Vesten und Brücken ward ein Lebendiges vermauert (Grimm DM.<sup>2</sup> S. 1005 ff.), bei Anlage von Städten durch einen niedergemetzelten oder lebendig vergrabenen Menschen dem Boden Festigkeit und Sicherheit gegeben. Als z. B. Seleucus Nicator die Stadt Antiochia am Orontes gründete, da wurde grade in der Mitte der Anlage und des Flusses durch den Oberpriester eine Jungfrau, *ἡ δὲ παρθένος*, geschlachtet und diese als das Glück der Stadt angesehen (Joh. Malalas 8 p. 265 ed. Oron.). So wurde an der Stätte, wo Moskau 1147 angelegt werden sollte, der Besitzer des Ortes, Kutachko, in einem Teich ersauft, ebenso Krakau (nach der Ursprungsage bei Kollubek) auf dem Felsen des von den beiden Söhnen des Krakus getödteten Drachen gegründet, nachdem der jüngere Bruder den ältern umgebracht, wie Romulus den Remus u. s. w. Wo Schätze niedergelegt werden, wo im Allerheiligsten eine Handlung vorgeht, von der Niemand berichten darf, da müssen die dienenden Arbeiter sterben. Der Wagen und die Kleider und das Bild der Nerthus, der Mutter Erde, wurden in einem verborgenen See gewaschen und drauf die Knechte, die dabei behülflich gewesen, in eben dem See ersauft. Als König Alarich in Unteritalien plötzlich gestorben war, leiteten seine Gothen einen Fluss ab, begruben den Todten in den Boden und ließen das Wasser wieder drüber strömen; damit aber Niemand die Stätte wieder auffinde, wurden die dabei gebrauchten Gefangenen umgebracht, Jord. 29: *collecto captivorum aquarum sepulture locum effodiunt, ne n. quosquam quandoque locus cognosceretur, fossatores omnes interemerunt.* Lange vorher hatte Decabalus, der König der Baker, seine Schätze in ganz ähnlicher Weise vor dem Kaiser Trajan zu huten gesucht, wie Cassius Dio 68, 11 erzählt: er grub den Fluss Sargetina, der an seiner Königsburg vorüberfloß, ab, versenkte sein Gold und Silber in den Boden und ließ dann den Fluss wieder drüber, verbarg auch seine prächtigen Gewänder, die von der Feuchtigkeit hatten leiden können, in einer Hölle und ließ dann die Kriegsgefangenen, von denen beide Arbeiten ausgeführt waren, todtten, damit Keiner etwas davon verrathen könne. Es half ihm freilich nichts, denn, wie Dio weiter berichtet, wurde der Vertraute des Königs, Bikilis, von den Römern gefangen und brachte das Geschehene an den Tag. Den Inhalt der Schatzhäuser in Kriegsnöthen vor dem Feinde



zu bergen, war überhaupt bei allen alten Völkern die ewige Sorge und gewiss verdanken wir diesem Umstand manchen antiquarischen Fund, den wir gemacht haben oder in Zukunft noch machen werden.

8. 8. 14.

*Hólos* und *populus* gehen auf den Begriff Fülle, Menge zurück, *thunda* (woher unser deutsch, Deutschland), auch in den italischen Sprachen und im Keltischen und Litauischen lebendig, ist aus der Wurzel *tu* — *crescere*, *tinere* erwachsen, das deutsche *Leute*, alav *lydu* *populus*, altpreussisch *ludis* der Herr, der Wirth, der Mensch, lettisch *laulis* Leute, Volk hat seinen Boden in dem noch vorhandenen gothischen Verbum *ludan* — *puifulare*, das alavische *narodu genus, populus, homines, mundus in roditi generare, parere* u. s. w. Wir lassen uns hier auf dies reiche Thema, das uns zu weit führen würde, nicht ein und wollen nur des altberühmten Namens der Gothen gedenken, aus dem der Naturgeist der ältesten Zeiten vernehmlich spricht. Denn dass dieser Name aus dem Verbum *gutan*, gießen, griech. *γυν*, lat. *gundo* zu erklären ist, leidet keinen Zweifel. Die Gothen sind *effusi, profusi*, wie die Menschen überhaupt, wie die Blätter des Waldes, die der Wind herabstreut und der Frühling hervortreibt, wie das Giewimmel der Fische und die Keime des Lebens überall. Hom. II. 6, 146:

So wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen  
Blätter ja schüttet (*γίει*) zur Erde der Sturm jetzt, andere sprossen  
Neu im grünen Wald und wieder gebiert sich der Frühling  
Also der Menschen Geschlecht, dies treibt und das andre verschwindet

Die Kikonen zogen heran, wie Blätter, Od. 9, 51:

Zahllos kamen sie nun, wie Blätter und Blüten im Frühling,  
eben so die Achäer, wie Blätter oder Sandkornern, II. 2, 800:

Denn wie die Blätter des Waldes, wie Sand an des Meeres tieftaden  
Zieh'n sie daher in der Ebene

Homer sagt *φύλλων χείρας*, Hesiod Op. et d. 421:

ἐλθ. φύλλα δ' ἐρπάζε χεῖρα.

und Pindar von der Saat, Pyth. 4, 42:

τε καὶ ἄγ' αἴθ' αἶψα πάντα κείσεται ἄστρα,  
εἰρηχόρου σπέρμα πρὶν ὄρας.

Dasselbe Verbum bei Homer vom Gedränge der Menschen und Thiere, so II. 5, 141 von den Schafen, die fliehend sich drängen (*πέχοντες*), II. 16, 259 von den Myrindonen, die unter Patroklos Führung wie ein Wespenschwarm sich ergüssen (*πέχοντες*), II. 19, 222 von der Fülle der Halme, die das Err in der Schlacht niederstreckt (*πέχοντες*), Od. 22, 387 von den Fischen, die schnappend am Gestade übereinander wimmeln (*πέχοντες*) u. s. w. Bei Aristoteles Hist. anim. 5, 9, 32 sind *χεῖροι πέχοντες*, Zughaie, die sich schwärmend drängen und mit Netzen gefangen werden; Hesychius hat ein *κολοπηχέας* *κοχ* mit der Bedeutung viel, reichlich, der Schollast zu Theokr. 2, 107 ein



sonst unbekanntes Substantiv *κόπος* — reichliche Strömung. Noch näher zum lateinischen, gothischen und albanesischen Worte (alban. *heth*, *huth* ich giesse, werfen) stehen *κοπεῖν* reichlich fließen (bei Theokrit), *κοῖον* reichlich, haufenweise, *κοπίος*, *κοπύος*, *κοπιότης*, *κοπιώω*, *κοπιότης* — Alles vom Volksmässigen, daher Gemeinen und Viehwöhnlichen. Dass auch lat. *fundo* von der zeugenden Kraft der Erde gebraucht wird, lehren Stellen wie Lucret 6, 917:

*tempore quo primum tellus animalia fudit,*

Cic. *terra fruges fundit*, Verg. *fundit victum tellus*, *fundit humna flores* u. s. w. Grade so heisst altnordisch *gjota prœra*, *procreare*, *got* oder *gotu fetura pœsum*, während die Bedeutung giesSEN in dieser Mundart fast erloschen ist. So sind die Gothen des Festlandes, die *Gutos* oder *Gutans*, und die scandinavischen *Gjutar* und *Gotar* nichts als die Ergossenen d. h. die Erzeugten, die aus dem Schoos der Erde Geborenen, die Fülle der Lebendigen wie die Welt gothisch *manaseths* d. h. Menschensaat heisst, ein Name, der viel alterthümlicher ist, als die stolzen Composita, mit denen sich keltische, auch germanische Völker in jüngerer historischer Zeit schmückten. — In der litauisch-slavischen Sprache ist *gutan* spurlos verloren und wird durch slav. *lyti*, *liti fundere*, lit. *liti fundere*, *letos fuxus*, *lyti plure*, *lytus* oder *letus plura* ersetzt. Es liegt nahe, den Namen Litauens und der Litauer: *Litua*, *Lituis* aus diesem Wortstamm zu deuten, wie den der Gothen, ihrer Nachbarn und Kulturverwandten, aus *gutan*.

#### 9. 8. 53.

Es kann dem Verfasser nicht einfallen, durch den im Text gegebenen Abriss der Geschichte des Pferdes das Thema für erschöpft oder die schwierigen Fragen, die es in sich schliesst, für entschieden zu halten. Doch glaubt er die hauptsächlichsten Gesichtspunkte geltend gemacht, die wichtigsten Zeugnisse vorgelegt und letztere nach den ersteren geordnet zu haben. Manches an sich Interessante, wie die Castration, die von den osteuropäischen Völkern, Sarmaten, Scythen u. s. w. ausging, Strab. 7, 5, 8, oder der Hufbeschlag, der dem Alterthum unbekannt, erst bei den Byzantinern seit dem 9. Jahrhundert sicher bezeugt ist Beckmann, Beyträge 3, 122 wurde übergangen, weil es für die Urgeschichte nicht von Belang schien. Wer der Geschichte des Pferdes, auch in späterer Zeit, im Einzelnen nachgehen will, findet in folgenden Schriften Führer dazu:

Ueber das Pferd im altnordischen Alterthum: Artikel Pferde in der Encyclopädie von Ersch und Gruber, von Ferdinand Wächter — Ueber das Pferd in Kunst und Mythologie des griechischen Alterthums, den Pegasus u. s. w. I. Stephan; im *Compte-rendu de la Commission Impériale archéologique pour l'année 1861*. St. Petersb. 1865 4<sup>o</sup>. — Ueber das arabische Pferd: Damas, *Les chevaux du Sahara et les mœurs du desert* Paris 1861 gr. 8<sup>o</sup> (eintem öfter gedruckt und Hammer-Pörgstall, das Pferd bei den Arabern, in den Denkschriften der Wiener Akademie, Philol. Histor. Klasse, Band 6, S. 211 ff. Band 7, S. 147 ff. (Dagegen Ahlwardt, *Chief olahmar's Qasside*, Greifs-1859) 8<sup>o</sup>). — Ueber das Pferd Centralasiens und Ureuropas: F. Brandt,







ger und Leleger auf einer der zahlreich hinüberführenden Insel-Brücken an den Rand des gegenüberliegenden Continents gelangt sein. Sie wurden dann im Norden von lytischen und phrygischen Elementen durchsetzt, im Süden von den Semiten verschlungen oder beherrscht. Umgekehrt gingen auch Karer

ein Volk, vielleicht semitischen Blutes, das sich zu Herodots Zeit für autochthon in Kleinasien hielt, auf die Inseln hinüber, wo sie die Leleger zu Sklaven machten, und betraten hin und wieder Punkte des Festlandes, z. B. Epidaurus. In derselben ost-westlichen Richtung setzten auch phrygische Stämme nach Thrakien hinüber und brachten orientalische Kultur, so weit sie ihnen damals zugekommen war, nach Europa mit. Herodot erwähnt einmal (7, 20) im Vorbeigehen eines grossen vor der troischen Zeit erfolgten Zuges der Myser und Teukrer über den Bosporus, wobei sie alle Thraker sollten unterworfen haben und bis an den adriatischen Meerbusen und nach Süden bis an den Fluss Penens vorgedrungen sein, und ein neuerer Gelehrter (Mitschke, Thrakisch-pelasgische Stämme der Balkanhalbinsel, Leipzig 1864) hat auf diese Nachricht ein ganzes Buch gebaut und einen grossen Theil der griechischen Urgeschichte darnach construiert. Die beiden Meerengen, die die Propontis einschliessen, mögen öfter Zeugen solcher Züge und Gegenzüge gewesen sein, auch die Paoner am Strymon mögen der Rest eines solchen sein, obgleich die Angabe der beiden paonischen Männer bei Herodot (5, 12, 13), sie seien Abkömmlinge der troischen Teukrer, vielleicht nur ein Nachklang aus der Ilias ist, in der die Paoner Bundesgenossen der Troer sind, und obgleich die Sitten des pelasgischen Mädchens dem Darins gerade als ganz unasiatisch auffallen; aber die grosse Wanderung, die Griechenland und Italien ihre gleichartige Bevölkerung gab, und die weiterhin auch die Kelten und mehr nach Norden auch die Germanen, Litaner und Slaven in sich begreift, geschah gewiss nicht von Kleinasien aus.

## 12. §. 56.

So dankbar wir dem verstorbenen v. Hahn für seine Mittheilungen aus dem Gebiet der albanesischen Sprache und Sitte sein müssen, so wenig annehmbar sind die urgeschichtlichen Speculationen, die er hinzufügt. — Der Versuch, die attischen Inschriften aus dem hentigen Albanesischen zu erklären und dies letztere ihm zu einem speciell iranischen zu stempeln (O. Blau in der Zeitschrift der DMG XVII, 649), ist mit zu dürftigen Mitteln unternommen, als dass er nicht ganzlich hatte scheitern sollen. Man darf sich daher verwundern, wenn Justi in der Vorrede zu seinem Handbuch der Zendsprache S. XI geneigt ist, auf eine so kühne Hypothese einzugehen und das Albanesische „für einen Ausläufer der arischen Sprachen und speciell für einen Nachkommen des Lytischen“ gelten zu lassen.

Dass die Thraker rein und geradezu ein iranischer Stamm gewesen, wie P. de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen, S. 281, und nach ihm Roeder (Dacier und Romanen, in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. mic. 1866, S. 81) zu behaupten Anstalt machen, — diese Meinung hat bis jetzt noch nichts für sich. Die einzige thrakische Glosse, die unverkennbar iranisches Gepräge hat, ist der Name des angeblich thrakischen Stammes der Sarapatal oder Kopfabshneider bei Strabo 11, 14, 14, aber dieses wilde Volk wohnte



tief in Asien, über Armenien, in der Nähe der Guranier und Meder, und führte diesen Beinamen dort. Man sehe sich nur die Worte des Strabo an: *quod de* (also nur: man sagt) *καὶ θηριόων τινος, τοῖς προσηγορευομένοις* (bei den umwohnenden Völkern?) *Σαραπαῖος, οἷος περικλυτοῦτος, οὐκ ἔστιν ἐπὶ τῆς Ἀφρικής, ἀλλ' ὅπου τινος τινος καὶ Μίδων, θηριόωντος ἀνθρώπου καὶ ἀνθρώπου, ὅπου τινος, περικλυτοῦτος τε καὶ ἀποκρυφίουτος*. Wenn das thrakische *δῖος* wirklich mit *vidis* Reis zusammenhängt, so ist es ein Fremdwort, das den weiten Weg von Indien über Iran und Kleinasien zu den Thrakern zurückgelegt hat, und beweist also gar nichts. Der thrakische Dämon Zalmoxis, Zamolxis, berichtet Porphyrius im Leben des Pythagoras, sei deshalb so genannt worden, weil über ihn gleich nach der Geburt ein Bärenfell geworfen worden: *τῆς γὰρ ἀφ' ἧς ἐγένετο καὶ οὐκ αὐτῷ*. Soll hier *δῖος* Bär bedeuten, so wurde dies zwar mit arischen, aber nicht weniger mit europäischen Wörtern zusammenstimmen: gr. *ἀρκίς*, lat. *ursus* für *arcus*. Ziehen wir das *u* zur zweiten Hälfte hinzu: *uδῖος*, so bietet sich das litauische *mezka*, slav. *mekka*, der Bär. Da man aber Fellbär für Bärenfell nicht sagen kann, so will P. de Lagarde *ζαλ-υδῖος* als das braune Fell deuten: allein auch dabei ergibt sich nichts spezifisch Iranisches: *μοῖος* hatte auf europäischem Boden sein Analogon im slavischen *měchu* das Fell, und die Slaven sind keine Iranier, *ζαλ* ist gleichfalls in Europa ganz gewöhnlich, z. B. lit. *zelas* grün, zelti grünen, *zole* Gras, slav. *zelye* Kraut, *zeleny* grün u. s. w. Aber die ganze Deutung braunes Fell leidet an zwei wesentlichen Fehlern: erstens kann kein Gott oder Mensch einfach Fell genannt werden, und nur das ist wahrscheinlich und im Sinne der nordischen Völker, dass die Thraker ihren Gott in Bärengestalt oder in ein Bärenfell gehüllt sich dachten und demgemäss benannten; zweitens heisst das Wort, welches den ersten Theil des Compositums bilden soll, nie braun oder gelbschwarzlich, sondern immer grün, grüngelblich und passt daher nicht zur Bärenhaut. Aus Zalmoxis also ist für den Iranismus der Thraker nichts zu gewinnen, und Porphyrius hat entweder, wie die Alten seit Herodot gewohnt waren, sein *ζαλῖος* für Fell aus dem Namen des Zalmoxis selbst gebildet, oder *ζαλῖος* entspricht, wenn die Angabe richtig ist, etwa dem griechischen *ζαυῖος* (wie neulich Fick vermuthet hat), in welchem letzteren Fall die zweite Hälfte des Wortes etwas dem lat. *pelle amictus* oder *pellitus* Aehnliches aussagen muss. Im Gegentheile sind die Beziehungen der Thraker und der ihnen nahe verwandten Dakien und Geten — sie sprechen alle eine und dieselbe Sprache, wie Strabo ausdrücklich bezeugt — zu den Völkern des Nordens mannichfache. Grunn hat bei Verfolgung seiner unglücklichen Hypothesen manche verwandte Züge zwischen Gieten und Germanen aufgewiesen; dass zwischen getischer und slavischer Zunge Analogien waltet, hat Müllenhoff (Artikel Gieten in der Encyclopädie von Ersch und Gruber) scharfsinnig erkannt; unter den dakischen Pflanzennamen sind die zwei alth. durchsichtigen, *propetula* das Laubblatt und *dyn* die Nessel rein keltisch. Auch bei den Illyriern stösst Aehnliches auf. Im heutigen Albanesischen heisst *mal* der Berg und *di* zwei; schon Niebuhr (Vorträge über alte Länder- und Volkskunde, Berlin 1861, S. 106) machte darauf aufmerksam, dass dies mit dem Namen der altillyrischen Stadt *Domatium* die auf einem zweigipflichten Berge lag, genau zusammenstimme,



das Albanesische also wirklich ein Abkömmling des alten Illyrischen sei. Nun giebt es aber überraschender Weise auch ein altirisches Wort *meall collas*, *locus edutus* und mit diesem waren die gallischen Namen *Mellosectum*, *Mellodunum* (wörtlich Bergfestung, heut zu Tage *Melun* zwischen Paris und Fontainebleau) zusammengesetzt (s. Glück, die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen, S. 138 f.). Die altirische, also venetische, also illyrische *cera* die Kuh (bei Columella), heut zu Tage albanesisch *ka*, *kau* der Ochse, stimmt merkwürdiger Weise dem verschobenen Anlaut nach mit dem Germanischen, während die übrigen Sprachen hier die Media *g* aufweisen und Griechen, Lateiner und Kelten aus *g* ein *b* entwickelten (sollte nicht *κάρια* bei Dioscorides 3, 146 als Synonym von *βαγυρίαιον* in der ersten Hälfte desselben albanesische Wort enthalten?). Das albanesische *ljope*, *ljopa* die Kuh geht in den Alpen weit nach Westen, durch die Schweiz bis in die romanischen Dialecte am Genferssee (Bridel, Glossaire du patois de la Suisse romande, Lausanne 1866, p. 266) — war es ein venetisches oder euganisches Wort, das die erobernden Kelten bei den Alpenbewohnern fanden und das sich, wie es mit Namen menschlicher Urbeschaftigung, zumal im Hochgebirge, zu geschehen pflegt, bis auf den heutigen Tag erhielt? Das messapische *fuir* des Hirsch (Monumen., Unterit. Dial. 8, 70), im heutigen Albanes *drin* (mit *d* für *b*?) findet sich im altpreussischen *braydis* Elen, lit. *bredu* Elen und Hirsch, lett. *breidis* wieder — Je länger und aufmerksamer man Thraker und Illyrier anblickt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung, dass dieser Doppelstamm, dessen eine Hälfte Herodot für das zahlreichste Volk nach den Indern hielt, wie geographisch, so auch ethnologisch, religiös und sprachlich eine Centralstellung einnahm, von der aus nicht bloss zu den Iranern, sondern nach Nord und Süd, West und Ost des Welttheils verbindende Adern anliefen.

### 13. 8. 58.

Wir haben im Texte bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermuthungen gestattet, und bei der sich nur nach dem allgemeinen Eindruck urtheilen lässt, den der Eine so, der Andere anders empfängt, eine Art Ackerbau vor dem Ende der Wanderungen zugestanden, neigen uns aber persönlich mehr der entgegengesetzten Ansicht zu. Die gewöhnlichste Annahme ist, dass zwar das indoeuropäische Urvolk noch nicht ackerbauend gewesen sei — da die entsprechenden Ausdrücke im Sanscrit nicht mit Sicherheit aufgewiesen werden können —, dass aber Benennungen wie *arare*, *malere* u. s. w., die bei europäischen Gliedern desselben sich wiederfinden, die Existenz eines ackerbauenden europäischen Muttervolkes beweisen. Dabei ist zu bemerken, dass diejenigen, die dies behaupten und zugleich über die frühere oder spätere Abtrennung des einen und des andern Völkerzweiges von dem gemeinsamen Ausgangspunkte, z. B. des keltischen oder des slavodeutschen u. s. w., Betrachtungen anstellen und darüber Stammbäume aufstellen, sich einer offenen Inconsequenz schuldig machen. Denn sind nicht alle europäischen Stämme als ein ungetrenntes Ganzes und zu gleicher Zeit in Europa eingewandert, so kann auch *ἀργαίος*, slavisch *radlo* u. s. w. nur entweder von dem einen zum andern übergegangen oder von den einzelnen vgl-



leicht in sehr verschiedener Zeit, analog gebildet worden sein. Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von den Nachbarvölkern übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *mulere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen (*antiquum spargere*) in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem andern allmählig die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixiren, mit dem der lebende Theil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntnis des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und dass nicht etwa der eine Theil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Aegypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhodanus, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke u. s. w. erhalten hat. Auch die Zusätze, mit denen ganz neuerdings A. Fick (die ehemalige Sprachinheit der Indogermanen Europas, S. 289 ff.) die hergebrachten Beweismittel zu vermehren versucht hat, können dies Verhältniss nicht ändern. Wer mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden. Was soll aber z. B. *fura* die Furcha beweisen? Dies Wort bedeutet in den germanischen Sprachen Gleise, Spur und dies war offenbar der eigentliche und ursprüngliche Sinn desselben, der noch im lateinischen *dehaurere*, von der Spur abirren, durchblickt. Nach dem Uebergang zum Ackerbau, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, verwandten die Latauer und die Slaven das vorhandene Wort zur Bezeichnung des Ackerbeetes, die Lateiner zu der der Furcha, während die Deutschen bei der Bedeutung Spur verblieben. Noch weniger wollen Wörter wie *calvus*, *stipula pungere* u. s. w. sagen. Der Halm braucht ja nicht gerade Strohhalbm bedeutet zu haben, das slav. *stěbla* heisst Stengel und hat viel Verwandte, das deutsche Stoppel ist eine späte Entlehnung aus dem Mittelalter, *pungere* hatte den Sinn von zerstampfen überhaupt: als das Korn nicht mehr nach uraltester Sitte unmittelbar aus der gerösteten Ache gegessen, sondern vorher durch Stampfen aus der Umhüllung befreit und zu einer Art Gritze oder rohen Mehles verkleinert wurde, da hat sich das vorhandene Verbum von selbst zur Benennung dieser Verrichtung oder wanderte mit der letztern von Gegend zu Gegend. Noch in historischer Zeit hatten sich die nordeuropäischen Völker kaum die nöthigsten Anfänge des Ackerbaus angeeignet. Die Kelten im Innern der britischen und irischen Insel, wie sie Strabo, Tacitus, Cassius Dio u. s. w. uns schildern, oder die Wenden des Tacitus, die die Wälder Osteuropas *latroneum peregrinam* als heilsame Feldbauer nur zu denken, ist unmöglich. Von dem alten Germanen sagt Fick S. 289: „es muss ein wohlbebautes Land gewesen sein, denn ohne intensive Bodenbestellung hätte Deutschland gar nicht diese gewaltigen Volksmassen entenden können, die das römische Reich in Trümmer schlugen.“ Dass dieser oft gehörte Satz falsch ist, hat Roeder in seiner



von uns in Anmerkung 24 angeführten Schrift unwiderlegtlich dargethan. Grade der umgekehrte Schluss ist richtig: je höher die Lebensform, die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Procentsatz, den es zu kriegerischen Zügen verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann.

Wir fügen im Folgenden einige zerstreute Beiträge zu der alten Ackerbau-Sprache hinzu, welche letztere, vollständig und vor Allem kritisch aufgestellt, eine nicht zu verachtende Ergänzung zu den Untersuchungen der Naturforscher über Herkunft und Vaterland der Getreidearten u. s. w. abgeben würde.

Gothisch *hrenteis* der Weizen ist das weisse Korn, also, wie aus dem Prädikat hervorgeht, eine spätere Art, deren Name die Kenntnis eines schwarzeren Getreides voraussetzt. Der Weizen geht nicht so hoch in den Norden hinauf, wie andere Cerealien, und ist in Mitteleuropa erst spät erschienen und danach erst allmählig reichhaltiger worden. Das litauische *kveitys*, plur. *kvečiai*, preuss. *quaydis* findet sich nicht bei den Slawen, ist also aufgenommen worden, als beide Zweige sich bereits von einander getrennt hatten. Da nun auch in keltischen Sprachen *weiss* und *Weizen* auf dieselbe Wurzel zurückgehen (bretonisch *gweenn* weiss, *gwiniz* Weizen u. s. w. aus altgallischem *vindos* weiss z. B. im Namen *Vindobona*, welchem wieder *erand* zu Grunde liegt), so folgt, dass dies Getreide seinen Weg von Gallien zu den Deutschen, von diesen zu den Litauern Aesthern nahm. — Das griechische *ἀραγίς*, *ἀραγίτης*, Gerstengruppen, wörtlich gleichfalls soviel als weisses Korn, mag seinen Namen von einer neuen, ein reineres Produkt ergebenden Art des Schroten bekommen haben — Griechisch *ῥιζαί* Weizen, schon homerisch, findet sich im altslawischen *pyro* Weizen, Erbsen, Linsen und im litauischen *purai* Winterweizen (dialektisch) wieder. Die erste und älteste Bedeutung ist in den nordischen Sprachen erhalten: russisch *pyret*, czechisch *pyr* u. s. w. Quecke, preussisch *pure* Trese, angelsächsisch *pyra* *lolum*, *ruscus*, engl. *furze*, *furze*. Es war also die Benennung für eine Grasart, die später auf den Weizen und andere Körner angewandt wurde. Die Thraker und die *Σκοπινοί* *πρωγοί* mögen den von ihnen gebauten und in unterirdischen Gruben aufbewahrten Weizen so genannt haben — Das slavische *zito* Getreide ist eine klare Bildung von *ziti* leben (mit unterdrücktem *ei*, das schon homerische *αἶστος* wäre damit nur zu vereinigen, wenn es ein Fremdwort vom mysisch-thrakischen Norden wäre, was gar nicht unmöglich ist).

Ist der Weizen ein südliches Korn, so ist umgekehrt der Haber ein nördliches. Bei den Alten galt er für ein Unkraut, das sich unter das Korn mischte oder in welches das Korn sich verwandelte, in beiden Fällen den Ertrag mindernd oder aufhebend. Theophr. h. pl. 8, 9, 2: *οὐ ἀγλαΐα καὶ οὐ δαμάριον, ἀλλὰ καὶ ὅταν ὀψὲν αἴττω καὶ ἀγλαΐα*. Cat. de re rust. 37, 5 *Frumenta facie his variis runcesque avenamque destringas*. Cie de fin. 5, 30, 9: *ne seges quidem igitur spicia uberibus et crebris, si arenam usquam eideris*. Verg. Georg. 1, 154:

*Infelix lolium et stercus dominantur arvis*

Ovid. Fast. 1, 631:

*Et caecant lolus oculos extantibus ager*

*Non sterilis cultu surgat arena brevis.*



Plin. 18, 149: *Primum omnium frumenti vitum arven est: et hordium in eum degenerat*. Indess lernte man später von der *avena fatua* auch eine fruchttragende Art Haber unterscheiden. Plinius a. a. O. meint, wie das edle Korn sich in Haber verwandele, so gehe dieser auch in eine Art Getreide über, *frumenti instar*, und fügt hinzu, die Germanen saeten sogar Haber und lebten ausschliesslich von dieser Art Nuss oder Grütze: *quippe quum Germaniae populi serant eam neque alia pulte vivant*. Dasselbe wird noch im Mittelalter von den britischen Kelten gemeldet, Girald. Camb. descr. 10: *totus propemodum populus armentis pascitur et avena, lacte, caseo et butyro; carne plenus, pum parvus ceteri sedit*. Noch jetzt nährt sich der Schotte von seinem Habermuss und geschmalzter Haberbrei ist ein Lieblingsgericht schwäbischer und alemannischer Bauern. Auch die späteren Griechen kannten den Haber wenigstens als Viehfutter: Galen de alimentorum facultatibus 1, 11: in Asien, besonders in Mysien ist der Haber sehr häufig: *ἡ γὰρ ἐστὶν ἐνοχέστια, οὐκ ἀδύνατον, καὶ μὴ ποτὲ ἀπὸ λυσιστορίας, λαζάρου ἀναφανδίου ἢ τούτου τοῦ ἀσέκτου ἀποτομιζέται*. Was die Namen dieser Frucht betrifft, so hat Grimm (Gesch. d. d. Spr. 66) die schöne Entdeckung gemacht, dass sie zwar alle verschieden, alle aber vom Schaf oder Bock hergenommen sind, „sei es, fügt er hinzu, dass das Thier dem Haber (vielleicht einem ähnlichen Unkraut) nachstellt oder vormals damit gefüttert wurde.“ Das Letztere aber ist unrichtig und der Grund liegt wo anders. Im Gegensatz zu *ficus*, dem fruchttragenden Feigenbaum, ist *capri-ficus*, der Bockseigenbaum, der wilde, unfruchtbare, welchen letzten die Messenier *ῥαγος* Bock nannten (nach Pausanias 4, 20, 1). *ῥαγος* wurde von Weinstöcken gebraucht, wenn sie keine Frucht trugen, Suid. s. v.: *ῥαγος quum totis ἀνέτοις, οὐκ ἔν ῥαγος ὡς ποτὶς*. Theophrast leitet diese Unfruchtbarkeit von zu üppigem Wachsthum ab, de caus. pl. 8, 9, 10: *ἡ ἐν ῥαγος, ὅτι καὶ τὰ ῥαγος ἐκ τῆς αἰτίας, καὶ οὐκ ἔστιν ἀνάγκη ἀναγκαίως ἀναγκαίως διὰ τῆς ἐξουσίας*. Dahin gehört auch *capreolus* der Robachosa, ital. nisch *capriolo*, sowie das veraltete *hirquitallus*, *hirquitallus*, (gleichsam einen geilen Bockszweig treiben, später nur von Knaben gesagt, die, in die Pubertät tretend, ihre Stimme verändern). Wenn ein Weizenfeld, sagt Theophrast h. pl. 8, 7, 5, ganz nieder- und zusammengetreten ist, z. B. durch den Marsch eines darüber weggegangenen Heeres, so wachsen im nächsten Jahre nur kleine Ähren und solche, die man *εἰς*, Lämmer, Widder, nennt (d. h. unfruchtbare, verkümmerte). Den schon von Grimm angeführten griechischen Pflanzennamen *αἰγίωπος* Schwindelhaber, *αἰγίωπος* (bei Theophrast mit kurzem *α*), dennoch offenbar von *αἰγός*, Weizen, nicht von *αἰγός* und *αἰγίωπος* Haber (welches sich mit *αἰγίωπος* Bockgeruch, *αἰγίωπος*, *αἰγίωπος*, bockig riechend, berührt, obgleich später die Grammatiker beide Wörter auf die angegebene Art durch kurzen und langen Vokal unterscheiden wollten) lässt sich noch *αἰγίωπος αἰγίωπος* (für *αἰγίωπος αἰγίωπος* bei Dioscor. 4, 176) und *αἰγίωπος* Loh, *αἰγίωπος* sich in Loh verwandeln (vergleichen mit lat. *arvens*, lit. *eris*) hinzudrücken. Ans all dem geht hervor, dass, wenn der Haber das Bockskraut genannt wurde, er damit als das nützige und leere, als das getreideähnliche Unkraut bezeichnet wurde; die Benennung setzt die Bekanntschaft mit der Kornfrucht schon voraus, und abgesehen die *αἰγίωπος* erst im Norden zur Menschennahrung



diente, so muss sie mitsamt ihrem Namen doch von Süden, vielleicht über Thrakien gekommen sein.

Der Roggen, der die Nordgränze der beiden klassischen Länder nur streift, galt bei den späteren Römern, als sie ihn kennen gelernt hatten, für ein hasslich schwarzes, unschmackhaftes und unverdauliches Korn. Noch jetzt ist er den romanischen Nationen verhasst, und Gottho bemerkt mit Recht (*Campagne in Frankreich*, 24. Sept. 1792): „Weiss und schwarz Brod ist eigentlich das Schmellet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.“ Unter *frumentum*, Getreide, versteht der Römische vorzugsweise Weizen (*formentu*, *frament*), unter Korn der Norddeutsche vorzugsweise Roggen, wie der Schwede Gerste. Indess in den Alpen, also in einer kalten Gegend, bauten die Lanturer, ein ligurischer Volkszweig, Roggen, den sie *asia* nannten (Plin. 18, 141); lateinisch finden wir zuerst bei Plinius den Namen *secula* (etwa so viel als Siebelkorn?), der jetzt durch die romanischen Sprachen, das Walachische mit eingeschlossen, hindurchgeht und auch in keltische Sprachen, ins Albanesische und Neugriechische vorgedrungen ist (alban. *thekero*, walach. *secire*, neugr. *stixidi*) mit auffallendem Zurückweichen des Accents auf die erste Silbe: ital. *sepolu*, *sejala* franz. *seigle* u. s. w. Dies war der Name innerhalb der Grenzen des römischen Kaiserreichs; bei den hyperboreischen Völkern, in der eigentlichen Roggengegend, finden wir eine andere weitverbreitete Benennung: altd. *rocca*, altn. *rugg*, ags. *ryge* preuss. *rupis*, lit. *ruqgis* (Plur. *rugys*), russ. *roz*, russ. *roz*, russ. *roz*; u. s. w., ungar. *roz*; bei den Westfinnen dasselbe Wort mit dem alterthümlicheren *g. k.* bei den Ostfinnen, Tataren u. s. w. mit der slavischen Assibilation. Die letztere Erscheinung, wie andererseits die Uebereinstimmung zwischen Germanen, Litauern und baltischen Finnen beruht auf Entlehnung und Wanderung des Wortes, welchem Volke aber gehört es ursprünglich an? Benfey (*Griech. Wurzellexicon*, 2, 125) meint, Roggen sei Rothkorn und vom Slavenland zu den Deutschen gekommen, allein die Wörter, die *roth*, *rosten* u. s. w. bedeuten, haben im Slavischen ein wurzelhaftes *d*, aus welchem, nicht aus *g*, das mit dem Schein der Aehnlichkeit tauschende *z* entstanden ist. Das vereinzelte cambrische *ryggen*, *ryg* Roggen mag, wie die lautliche Uebereinstimmung lehrt, aus dem Angelsächsischen stammen, das ebenso vereinzelte französisch-mundartliche *rugnet* (in der Dauphine, s. de Belloguet, *ethnogenie genevoise* 1, p. 148) durch die Völkerwanderung dahin versprengt worden sein. Eine andere bedeutsame Namensform aber überliefert uns (Galenus de alim. facult. 1, 13 (VI p. 514 Kohn) aus Makedonien und Thrakien. Er fand dort eine Art Korn, die ein übelriechendes schwarzes Mehl gab, offenbar Roggen, von den Eingeborenen angebaut und mit dem einheimischen Wort *gaka* benannt. Das *g* der zweiten Silbe ist leicht als ein palatales *g* zu erkennen, das in dieser Verwandlung bei den Slaven wiederkehrt und bei den Srythen, einem iranischen Stamme, wohl auch vorauszusetzen ist. Ist nun das *r* vor dem *g* weiter nach Norden verloren gegangen — eine häufige Erscheinung — und dürfen wir zu Erklärung des Wortes nach Wurzeln suchen, die mit *rr* anlauten? Oder ist *gaka* eins mit dem griechischen *γογγυ* Reis, welches die Griechen durch persische Vermittelung aus Indien (sanser. *grihi*) erhielten? Aber welchem Volke gehörte dann die Verdunkelung des Vocals zu dem tiefern *u* und die Verwandlung



des *h* in *g* mit ganz germanischer Lautverschiebung an, da doch die Germanen nordwestlich und westlich von Thrakern, Serben und Slaven wohnten und also in der Reihe der Empfänger die letzten waren? Oder sollen wir annehmen, dass sie das Wort schon zu einer Zeit erhielten, wo bei jenen vermittelnden Völkern die Assimilation der Kehllaute noch nicht eingetreten war? De Candolle, *Geographie botanique*, p. 238 halt die Gegend zwischen den Alpen und dem schwarzen Meer, also das Gebiet des heutigen österreichischen Kaiserstaates, für die Heimath des Roggens, freilich aus Gründen, die nicht sehr schwer wiegen.

Der alte Name für den primitiven Hakenpflug, der aus einem spitzen gekrümmten Stück Holz bestand, ist litauisch *szaka* Ast, Zinke, Zacke, Ende am Hirschgeweih, altslavisch *socha* Stück Holz, Pfahl, in den neueren Sprachen mitunter Gabel, Gabel, hauptsächlich aber Haken. Da nun das slavische *s*, litauische *sz* zuweilen aus ursprünglichem *k*, deutschem *h* entsteht, so wird es erlaubt sein, das gothische *haha* Pflug, abd. *hahuh*, mit dem lit. *szaka* und slavischen *socha* gleichzusetzen. *Haha* selbst aber gehört sichtlich zu dem Verbum *hahan* mit der nasalirten Nebenform *hangan* (das lange *a* aus unterdrücktem *u*), auf welches Verbum eine Menge Ausdrücke für in Begriffe gekrümmt, eckig, Bug an Knochen und Gliedern, hinkend u. s. w. zurückgehen z. B. Haken, Hake — Ferse, Henge, Hinkel, abd. *hahala* — Kesselhaken, griechisch *ζογόνη, ζογόης* = *os saerum*, mit *s* weitergebildet: die Hachae = Knecht, lateinisch *cara* — Winkel der Feldgrenze, altirisch *cos*, cambr. *cos* — *femur*, mit unterdrücktem *ti* (tantal u. s. w.). Damit stimmen auch westfinnische Wörter, zwar sämmtlich aus dem Germanischen entlehnt, aber einige darunter — ein auch sonst zu beobachtendes Faktum — vor der Lautverschiebung: estnisch *kink* der Haken, *koik* Haken an der Ecke am Brunnen und an dem der Kessel hängt, buchstäblich — goth. *haha* u. s. w. Dass auch das griechische *ζογή*, zu allererst weder nichts als ein gekrümmtes Stück Holz, einen winkligen Knochen bedeutete, lehren die verwandten Wörter *κνέμειν* die Knie, später (heller überhaupt, *κνέμις*, verkrümmt, *κνέμειν* lahmen, *κνέμις* Krümmung, *κνέμειν* der auf beiden Füssen hinkende oder verkrümmte Hephaistos nicht richtig gedeutet bei Welcker, Gr. Gotterl. I, 363) u. s. w. *Haha* war also ursprünglich ein gekrümmtes Hirschgeweih, ein hakiger Ast oder Knochen, mit dem die Erde aufgeritzt wurde. Das in keltischen Sprachen sich findende *adh* *soch* (romer), abd. *sch*, *sch*, franz. *sac* kann demnach mit dem slavischen *socha* nicht verwandt sein.

Zu dem slavisch-deutschen Kulturkreise gehören auch goth. *hlaup* das Brod und *quernus* die Mühle, der Mühlstein *Hlaup*, *hlaup* in allen deutschen Mundarten, litauisch *klepus*, lettisch *klaps*, slavisch *chleba* (in allen slavischen Sprachen) ist dasselbe mit latein. *libum* („unzweifelhaft“ statt *clitum*, Corssen kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre S. 36) und griech. *ζείδιον*, *ζείδιον*. Dass das Wort und also die Kunst des Brotbackens, die überall eine späte ist, von den Deutschen zu den Slaven gekommen ist, beweist der in germanischer Weise verschobene Anlaut: die Litaner, denen die Kehlaspirata fehlt, setzten, wie in ähnlichen Fällen, die entsprechende Fennin dafür. Die Fenninbedeutung war die eines im Ofen in rundlicher Form



aus Teig gebackenen Brotkuchens, im Gegensatz zu dem älteren durch Kochen gebildeten Brei oder der Grütze. In Griechenland war das Wort sehr alt, denn schon Alkman brauchte *κρίβροντος*, *κρίβρον*, *κρίβρον* für *πλάκος* (Fragm. 62 Bergk. mit den dazu angeführten Worten des Athenaus), mag aber auch dahin aus Kleinasien eingewandert sein (Alkman war selbst in Sardes geboren). Von Griechenland oder Italien pflanzte es sich durch Vermittelung der dazwischenliegenden Völker zu den Deutschen fort, die es weiter den Litauern und Slaven übergaben. *Lilum* halten wir für entlehnt aus dem Griechischen, wie *puls* (*πῦλος*, schon bei Alkman), *massa* (*μαζα*), *placudu* (*πλακοῦτο*) u. s. w. Dass man später sagte, ein Laib Brot, alt *ast*-heißt ein Brot Kase, war der häufige Begriffs-Übergang, wie im Italienischen und Französischen *pain de zucchero*, *pain de sucre*, in Salinen ein Brot Salz u. s. w. Wie *hlauf's* nach dem Ofen, war das weitgewanderte ital *focaciu* das schon Isidor kennt und welches alt- und mittelhochdeutsch, serbisch, bulgarisch, russisch, magyarisch, walachisch, türkisch, neugriechisch wiederkehrt, nach dem *focac* benannt, d. h. ein in der heissen Asche des Heerdes gar gebackener Brotkuchen (s. Diez, Wörterb. s. v., und Miklosich, Fremdwörter, S. 118). In dem deutschen Brot hegt, wie wir glauben, der Begriff des gesäuerten Brotes, des *ἀπρὸς ζεύγης*, wie es bei dem Gastmahl, das der thrakische König Seuthes dem Xenophon gab (Anab. 7, 3), mit dem Fleische zusammengeheftet, den Gästen vorgesetzt wurde. — *Quernus* die Handmühle (in allen deutschen Sprachen), lit *girma* der Mühlstein, Plur *girmos* die Mühle, slav. *zrnaru* (in allen slavischen Sprachen), auch altnordisch *broon*, *bron*, *brn* wo *b* für *g*, ist von der kreisrunden Bewegung benannt, wenn man die griechischen Wörter vergleicht: *γίγος*, krumm, gebogen (Odys. 19, 246), *γίγος* der Kreis, *γίγνομαι* im Kreise sich bewegen, *γίγος* rund, *γίγος* feines Weizenmehl, *Γίγος πέτρα* runde Meeresselsen, wie Mühlsteine. Das lange *n* hinter dem *γ* reflectirt sich in dem deutschen *qu*; mit kern, Kern, slav *zrno*, lit *zirnus* kann, wie der Anlaut des slavischen und litauischen Wortes und der kurze Vokal der ersten Silbe lehrt, *quernus* und gr. *γίγος*, nichts zu thun haben. Jene ursprüngliche Handmühle zu drehen, war, wie die Führung des Hakens, die schwere Arbeit der Sklaven, an denen es den rohen kriegerischen Hirtenvölkern nie gefehlt haben kann: wie für Mühle und Hakenpflug, giebt es auch für diesen Frohndienst ein gemeinsames deutsch-slavisches Wort: goth. *arbeits*, slav. *rabota*, welches, wenn es auch mit dem lateinischen *latus* verwandt ist, doch bei Slaven und Deutschen dasselbe ableitende *h* enthält, ja dessen Stammwort vielleicht noch in der Sprache der Erstern erhalten ist: *rab*, *rob*, der Knecht. Knechte und Magde, indem sie sitzend den oberen Stein der Mühle drehten, sangen dazu Mählieder: die uralte Sitte, bei jeder Arbeit, die dies erlaubt, zu singen, herrscht bis auf den heutigen Tag bei Russen, Bedauern u. s. w. Die jetzigen Benennungen Mühle, Müller, sind im Deutschen, wie in den übrigen europäischen Sprachen, nicht von dem einheimischen Wurzelverbum *mulan* u. s. w. abgeleitet, sondern aus dem Lateinischen erborgt und verbreiteten sich mit den Wassermühlen und überhaupt den verbesserten mechanischen Einrichtungen zur Zerkleinerung und Reinigung des Getreides von Italien über Europa. Das Mehl, wie es die Handmühle der ältesten Zeit lieferte, war unrein und mit Erde gemischt und











Sed et Circumpadana Italia addita fuit sine qua nihil conficiunt. Pytheas (bei Strab. 4, 5, 5) fand, dass die Völker der von ihm besuchten (keltischen) Küste sich von Hirse, von andern Getreiden (*καλαμίσκοις*, Bohnen?) und Wurzeln (Rüben?) nährten. Als Cäsar Massilia belagerte, fristeten die Einwohner ihr Leben mit altem Hirse und verdorbener Gerste, die seit lange in den Stadtmagazinen aufbewahrt waren, de bello civ. 2, 22: *panico enim vetere atque ordeo corrupto omnes alebantur, quod ad hujusmodi casus antiquitus paratum in publicum contulerant*. Von dem gallischen Italien berichtet Polybius, der es mit eigenen Augen gesehen hatte, dass dort ein überschwänglicher Reichtum an beiden Arten Hirse sei, 2, 15, 2: *καρπὸν γὰρ μὲν καὶ κέχρητον ἰσχυρὰ ἐπερβαλόντων ἀσπλῆτα γίνεται παρ' αὐτοῖς*, eben so Strabo, es sei als wohl bewässert reich an Hirse und könne, da diese Frucht an vermage, auch nie Hunger leiden, 5, 1, 12: *ταῖς δὲ καὶ κέχρητος διαφεύκτως διὰ τὴν ἀσπλῆτα τοῖς δὲ καρπὸν μέγιστον τὸν ἄνθρωπος ἀναγκαῖον, γὰρ καὶ ποτὶς ἀπὸν ἀνίστη καὶ οὐδένων ἐκλείνεται δίαιτα, καὶ τοὶ ἄλλοι αὐτὸν γίνονται σπῆται*, und noch ganz spät, in den letzten Zeiten des gothischen Reichs in Italien, ergiebt bei einer Hungersnoth der Befehl, aus den Magazinen von Tivolum und Bertona Panicum für einen geringen Preis unter das Volk auszutheilen (Cassiod. Var. 12, 27). Weiter im Osten saten die Alaxonen, ein scythisches Volk am Hypanis, Weizen, Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen und Hirse (Herod. 4, 17). In Thracien marschirten die mit Xenophon zurückgekehrten Zehntausend langs dem Pontus nach Salmydessus durch das Viehland der Hirseesser, *Μελιτοφυοί*, und enthielten zu Demosthenes Zeit die unterirdischen Granarien Hirse und *ἀλικά* (Demosth. de Chersoneso p. 100 ex Phil. 4, 16). Plin. 18, 100 erklärt Hirsebrei für die Hauptnahrung der Sarmaten: *Sarmatarum quoque gentes hac maxime pulle aluntur*, und Panicum für die Lieblingsnahrung der pontischen Völker, 101: *Ponticae gentes nullum panico praeferunt cibum*. Die Maoten und Sarmaten nährten sich von Hirse, wie die Athener von Feigen und Andere von Anderem Ael V H. 3, 39: *παλαιοὶ Ἀρκάδες, Ἀγρίοι δ' Ἀπείροις, Ἀθηναῖοι δὲ σίκα, Τυρρῆνοι δὲ ἀγριὰς διὰ παντὶ σίκα, Ἰνδοὶ καλαμίσκος, Καρχηδονεῖς ποσειδών, κέκρητον δὲ Μαυρίαι καὶ Λαίονοι καὶ, ἰσχυρὰ δὲ καὶ κέκρητον Ἰλλυριοί*. In Pannonien war nach Cassius Dio 49, 36, der selbst dort gewesen war, Hirse und Gerste die Volksnahrung, und Priscus wurde auf der Gesandtschaftsreise zu Attila ausschliesslich mit dieser Frucht bewirthet (Müller, Fragm. 4 p. 84). Die Japoden, ein keltisch-illyrisches Mischvolk auf dem Gebirge der illyrischen Küste, leben von Spelt und Hirse, Strab. 7, 5, 4: *καὶ καὶ κέκρητον καὶ σπλῆτα κέκρητον*. Bei den klassischen Völkern trat der Hirse, wenn sie ihn etwa vor der Trennung in Pannonien und Illyrien gekannt hatten, vor andern Getreiden in den Hintergrund, nur die Lacedaemoner, conservativ in Allem, werden als Hirsebrei-Eesser genannt (Hesych. *Πάνος, ἡ παλαιὰ δὲ τροφή, ἢ Ἀνακτορὶς τὰ Πάνος*). Germanen, Litaner und Slaven wohnten schon zu nördlich, als dass ursprünglicher Hirsebau bei ihnen voranzusetzen wäre. Auch bezeichnen sie die Frucht ganz verschieden, ahd. *hirci*, slaw. *proso*, lit. *prose* plur. von *soro* Hirschkorn. Als die Slaven in die Donaugegend rückten, wurde auch bei ihnen der Hirse ein beliebtes Korn, was er bei den Germanen nie gewesen ist; im heutigen Oberitalien ist er durch den Reis und den Mais aus-



seinen alten Rechten verdrängt worden. Dass die Bohne (lat. *faba*, slav. *boba*, pruss. *bubo*, lit. *papa*, altirisch *veih*, wo *a* für *f*, kambrisch *ffa* für *fah*; aber das deutsche Bohne a. Grimm im Wörterbuch) sich zum Hirse gesellt, geht aus den oben angeführten Stellen hervor, in Betreff der Rube (gr. *ραβη*, lat. *rapa*, *rapum*, altn. *rofa*, slav. *repa*, lit. *rope*) fügen wir noch die Nachricht des Plinius 18, 127 hinzu: *A cyno atque messe tertius hic* (die Bohne) *Transpadanus fructus*. Das hohe Alter der Bohne, und zwar der Ackerbohne, *Vicia Faba L.*, die unter dem Namen *zinnig* (welches sich zu der Nebenform *ziŕos*, *ziŕas* verhält, wie das altlateinische, sabunische und falskische *habu* zu *jabu* Mommsen, Unterit. Dial. S. 358 f.) schon in der Ilias (13, 589) erwähnt wird, ließe sich noch aus manchen Anzeichen z. B. der Rolle, die sie in den Sacralalterthümern spielt, wahrscheinlich machen, dass sie aber dennoch jünger ist, als die genügsame, in der Asche verbrannter Waldung besonders gedeihende Rube, scheint aus der Sprache der Westfinnen hervorzugehen, in der die Bohne (finnisch *papu*, estnisch *abba*, wie fast alle Kulturobjecte, indoeuropäisch benannt ist, die Rube aber ihren eigenen Ausdruck hat (finn. *nauris*, estn. *nauris*, *nauris*, wops. und karelsch *nagris*).

#### 16. N. 61.

Die Topferscheibe sollte vom Seythen Anacharsis, nach Theophrast von dem Korinther Hyperbios erfunden worden sein (Schol. zu Pind. 61, 13, 27): da nun Korinth ein Hauptsitz phönizischer Kultur war, so konnte in dem letzteren ein Wink über die Herkunft dieser Kunst bei den Griechen liegen, aber die Angabe hat, wie fast Alles in den Schriften *περὶ τέχνην*, geringen historischen Werth. Der Tyrann Kritias preist den *κρίτας*, den Sohn der Scheibe, der Erbe und des Okeus, als Erfindung seiner Vaterstadt Athen, Fragm. 1, 12 Bergk.:

οὐδὲ γὰρ ἐργὴν γὰρ, καὶ κινδύον ἰδρυμένων ἱερῶν,  
κλειρώτατος κρίτας, γρηθήτωρ ἀνακτοῖς,  
ἢ τοῦ κατὸν Μεγαθέου καταστήσαντι τῶπλου.

Auch gab es einen attischen Demos *Κριταῖς*, dessen Angehörige dem Heros koramos Opfer brachten. Da ein im Topferofen gebranntes und ein ungebranntes, ein aus treier Hand gearbeitetes und ein gedrehtes Thongefäß sich auf den ersten Blick unterscheiden, so müssen wir uns über diesen Punkt auf die Forschung der Aufgrabungsarcheologen beziehen.

Für das Weben scheint es alte Sprachzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden: griech. *ἵκναι*, deutsch weben, lat. *texere* slav. *tkati* u. s. w. Wüsten wir nur gewiss, dass diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Naken, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen! Beim Flechten von Matten aus Lindenbast mit Lang- und Querstreifen, einer bestimmten Nadel, an die das Band befestigt war, oder einem Rohrknochen, durch den es her u. s. w., konnten sich Ausdrücke ergeben, die auf das spätere Aufzug, Einschlag u. s. w. leicht Annäherung fanden. Noch heut zu Tage wird bei konservativen Völkern in angelegenen Winkeln Europa's das Weben



in Weise dieses ursprünglichen Strickens oder Flechtens betrieben. So fand es C. J. Graba im Jahre 1828 bei den Bewohnern der Faoer und neuerdings Franz Maier bei den Bosniaken, Reise durch Bosnien, S. 260: „Man webt ohne Schiffchen aus freier Hand, indem der Einschlagsfaden mittelst einer langen hölzernen Nadel (nach Art der Netzstricknadeln) durch die parallel aufgespannten Hutfäden (das sog. Gesclur) hindurchgeführt und dann mit einem durchgezogenen Stücke festgedrückt wird“. Wer dem Urvolke die Kenntniß der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, dass diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchziehendes Schiffchen u. s. w. unter! Im Uebrigen sind im Griechischen und Lateinischen die Wörter, mit denen Spindel und Webstuhl und die Vorrichtungen damit bezeichnet werden, sehr ungleich. Auf der einen Seite: ἀράχος, ἡλκιστή, κλωστή, ἡρίον, κάρδι, μύτος, (Hom. Il. 23, 760:

ὡς ὅτε τίς τε γυναικὸς ἑκατόν  
σῆθός τ' αὖ κάρδι, ὅτ' εἰ μὴ κ' ἔστι τρυφάη,  
ἡρίον ἑλκιστήν παρὰ μύτον, ἡλκιστήν  
σῆθεν).

παρὰ, κλωστή (bei Sappho Fr. 90 Bgk., κλωστή τοῦ τ' αὐτοῦ), κλωστή, Accusativ κλωσά (Hes. Op. et d. 535

σπῆμα δ' ἔρ τ' αὖτε πολλὰ κλωσά μὴν ἀσπῆτα),

τ' αὖτε, σῆθεν (lat. stamen vornehmlich dorisches Lehnwort), σπῆτη (lat. spatha ein spätes Lehnwort), αὖτε (bei Aristophanes), auf der andern. colus, fusus, filum, glomus, pugna, cardus, tela, truma, licium u. s. w. Die slavische Webersprache hat manches Bemerkenswerthe: krosna Webstuhl, Gewebe (gleich dem griechischen κλωστή κλωσά, mit der slav. Verwandlung des k in s), qidka Einschlag (= albanes. inde und griech. ἀντίον, gleich dem vorigen vermutlich entlehnt), mit Faden (gehört zu miti, mōti u. s. w.), nocni lino-torium, pŕesti neri, pŕedn tela pŕedn fusus pŕedn pluv, cratilo, vreteno (ganz wie lat. verticillus), russ. berdo sūdalaŕ berdo pŕeten tectornia licium u. s. w. Dass diese Ausdrücke nicht sehr alt sein können, beweisst ihre Abwesenheit im Litauischen, welches selbstständige Benennungen hat: udes das Gewebe, austi weben, szenci das Weberschiffchen, pja Webfaden. Masche (mytas bedeutet den Schafte am Webstuhl), stakles der Webstuhl (ein Plurale t, slav. stamā, uerpti spinnen, warpata, Spule, Spindel, drobe die Leinwand u. s. w. Das altslav. kadeŕ ist vielleicht nur eine Entstellung des deutschen Kunkel, welches selbst wieder auf das lateinische colus zurückgeht. Man sieht an Allem, dass wir uns hier auf einem jüngeren Boden befinden.

#### 16. K. 61.

Dass Griechen und Lateiner und respective Litauer und Slaven das Gold unter sich abweichend benennen, ist ein zwingender Beweis für die späte Erscheinung dieses Metalls in Europa. Das lateinische aurum Gold, aureum Morgenrothe u. s. w. lautete ursprünglich aśum, aśsom, der etruskische



Sonnengott *usil* lässt vermuthen, dass auch die Etrusker das Gold ähnlich, wie die Latiner, benannten; denselben Namen finden wir am entgegengesetzten Ende Europas, preussisch *auris*, litauisch *auksas* (mit der im Litauischen häufigen Verstärkung durch *k* vor *s*), wie anders gelangte der italische Name an das hochnordische Meer, als auf dem Wege des Bernsteinhandels, der auf der heiligen Strasse der Etrusker, von den Heliaden und dem Eridanua im innern Winkel des adriatischen Busens zu den Häfen und Nehrungen Preussens ging? Die Letzten brauchten statt dessen das slavische Wort *selts*, sie wohnten also schon damals abwärts, wo sich kein Bernstein mehr fand und wohin die italischen Einflüsse nicht reichten. Später als die Preussen haben die Kelten das Gold von Italien her empfangen, nämlich zu einer Zeit, wo im Wort *aurum* das *a* schon in *r* übergegangen war, altirisch *or*, in den jüngeren Dialecten *omr*, *enr*, *mör*, — so grosse Freunde dieser Volkstämme auch später an dem glänzenden Goldschmucke hatte Slaven und Germanen haben ein gemeinsames Wort: goth *gulth*, slav *zlato*, welches später Herkunft ist, da es den Litauern fehlt, und nicht nach Italien, sondern nach Südosten in die iranische Welt weist. Das griechische χρυσός, das sich diesen Formen zur Noth anreihen lässt, wurde von Pott schon vor langer als einem Menschenalter für entlehnt aus dem Phönizischen erklärt und auch Renan ist dieser Ansicht, zu Max Müllers *Mythologie comparée* p. 36: „*χρυσός me paraît le motique khrysos, qui aurait passé en Grèce par le commerce des Phéniciens, comme le mot périsaure.*“ Das Gold stammt vom rothen Meer und bahnte sich erst allmählig den Weg in die Wildnisse Europas und des turanischen Asiens, worauf dann die erwachte Gier darauf führte, auch den heimischen Boden nach dem verborgenen Schätze umzuwühlen und auszuwaschen. Die westlichen Finnen benennen das Gold mit dem deutschen Worte; die Wolga- und Uralstämme, darunter auch die Magyaren, brauchen lauter iranische (massagetische, Herod. 1, 215) Namen. — so jung und trügerisch ist die Sage von dem Sitze des Goldes in jenem hohen Nordosten. —

Auch bei dem Silber scheiden sich die europäischen Völker nach Gruppen: Germanen, Latiner und Slaven haben einen Ausdruck dafür, Griechen und Römer einen andern, welcher letztere ganz wie ein Nachhall aus Asien klingt, während jener erstere lebhaft an das homerische *χρυσός* am Pontus (für *χρυσός*, und dies für *χρυσός*, *χρυσός* *χρυσός* *χρυσός*) erinnert. Auch innerhalb der Gruppen fehlen Variationen in Laut und Bildung nicht, und es ist nicht leicht, den Wegen nachzugehen, auf denen Wort und Sache gewandert sind.

## 17. K. 61.

Da die Kenntniss des Metalles in den Combinationen über die sogenannten Pfahlbanten einen hauptsächlichsten Einteilungsgrund abzugeben pflegt, so benützen wir den gegebenen Anlass, um dieser Reihe alten Menachendaseins, auf die wir noch hin und wieder werden zurückkommen müssen, in einigen Worten zu gedenken. Da ist nun zuvörderst zu sagen, dass es nicht gut thut, die Urgeschichte der europäischen Menschheit nach isolirten Gesichtspunkten ergründen zu wollen: haltlose Phantasien sind die Folge. Aber die Graberforscher mit ihren drei Zeitaltern wussten oft wenig von alter Ethnographie und überlieferter Geschichte; den reinen Ethnologen mit ihren



Menschenrassen fehlte das Licht der comparativen Sprachforschung. Sprachvergleiche haben nicht immer die Thatsachen und Möglichkeiten der Kulturgeschichte in Rechnung gezogen: theologisirende Ethnologen gaben sich nicht die Mühe oder konnten sich nicht entschliessen, das Gewicht der Urkunden, auf deren Text sie sich bezogen, vorher historisch-kritisch festzustellen. Was nun die Wohnungen auf Pfählen in Seen und Sümpfen betrifft, so ist es nicht wahr, dass die Geschichte gänzlich über sie schweigt. Hippokrates *de aere, locis etc.* 22 p. 268 Ermerlin<sup>8</sup> berichtet von den Kolchiern: sie hatten ihre Wohnungen von Holz und Rohr mitten in den Wassern errichtet: *καὶ ἐν ἀβύσσῳ ἔσαν οἱ κατοικοὶ ἐν τοῖς ὕδασι ἀποκαταμένοντες*. Diese Kolchier sind das von Andern *Manikaroi* genannte Volk, das eben nach seinen hölzernen Thürmen (*manero manero*, auch mit doppeltem *n*) so gebrissen war. Freilich, welcher Volkstamile die Kolchier angehörten, ist ungewiss. Dass aber auch indoeuropäischen Stämmen diese Bauart nicht fremd war, lehrt der merkwürdige Bericht des Herodot 5. 16 über das Volk der Paoner in Thrakien, eine Stelle, die der Welt mehr als zweitausend Jahr verlag, ehe bei Meilen im Zürchersee zum allgemeinen ungeheuren Staunen alte Pfähle nebst einer „Kulturschicht“ entdeckt wurden. Die Paoner, erzählt der Vater der Geschichte, wohnen auf Pfählen im See Prasias; wer eine Frau nimmt — und sie verheirathen sich mit mehr als einer —, hat drei Pfähle einzugrammen, zu denen ein naher Bergwald das Material liefert: die Pfähle tragen ein Verdeck; auf diesem hat Jeder seine Hütte (*καλύπη*), Fallthüren öffnen sich gegen den See, eine schmale Brücke führt zum Lande; die Kleinen Kinder werden am Fusse angebunden, um nicht ins Wasser zu fallen. Pferde und Hausthiere werden mit Fischen gefüttert: denn der See ist so tiefsch, dass man durch die Fallthür nur einen Eimer herabzulassen braucht, um ihn gefüllt wieder heraufzu ziehen: offenbar wegen der reichlichen Nahrung, die die Abfälle gewährten. Da die Thraker auch sonst in ihren Sitten sich vielfach zum Norden stellen, warum sollten nicht um dieselbe Zeit auch die Seen im innern Europa auf ähnliche Weise bewohnt worden sein? um so mehr, da zu einer Zeit, wo Europa fast nur ein grosser Wald war, Flüsse und Seen natürliche Wege und Haltepunkte abgaben: solche Wasserbauten mit leicht abgehiehemem Zugang aber den damaligen Menschen dieselbe Sicherheit gewährten, wie den heutigen etwa die Festungen Mantua und Comorn. Gewiss waren die sehr alten Städte Spina und Atria im Mündungslande des Po, so wie die Wohnstätten der Veneter, die mitten in Sümpfen und Wassern sich erhoben (Strab. 5. 1. 5: *τοὶ δὲ νεῖκτοι αὐτοὶ ἐγκαταμένοντες, αὐτὸν δὲ τὸν ὕδατος ἀποκαταμένοντες*), in ähnlicher Weise auf Pfählen erbaut. Ein Bild davon giebt uns Ravenna in völlig heller historischer Zeit. Ravenna war ganz von Holz gebaut und von Wasser durchströmt, und der Verkehr in der Stadt geschah durch Brückenübergänge und Gänge (Strab. 1. 1. 6: *ἐπὶ τοῖς ὕδασι ὁδοὶ διὰ πλοίων, γέφυραι καὶ ἀνελκυστήρες, ἀποκαταμένοντες*); alle Gebäude aber ruhten auf Pfahlwerk (Vitruv. 2. 2. 11: *est autem maxime id considerare Ravennae, quod ibi omnia opera et publicum et privata sub fundamentis ejus generis habent pilas* — nämlich von Eichenholz, welches unter der Erde von unvergänglicher Dauer war; die Gebäude selbst bestanden aus Lärchenholz, das den Eiswurm und dem Feuer Widerstand leisten sollte). Wie Ravenna war auch Altinum nichts als ein



veredeltes Pfahlbort, und dieselbe Kunst und Sitte ist es, die später in den Lagunen an der Brentamündung erst kleine Ansiedelungen, dann das prächtige Venedig entstehen liess. Caesar fand das Ufer der Themse mit spitzen Pfählen verwahrt und Pfähle eben der Art im Flusse steckend und von Wasser bedeckt (de b. g. 12, 18: *epistemi quae generis sub aqua deperat, eodem flumine testantur*). Dass nun unter den Resten dieser den verschiedensten Punkten des indoeuropäischen Gebietes angehörenden Bauten sich auch solche finden, die nur steinerne Werkzeuge enthalten, ist nicht zu verwundern. Die einwandernden Hirten kannten das Metall (in Gestalt des Kupfers), wie die Gleichung sanskr. *ayas*, lat. *ars*, goth. *arz*, altirisch *aran* für *iron* beweist, aber dass sie es nicht zu Werkzeugen verarbeiteten, sondern sich der Steinwaffen bedienten, kann nicht zweifelhaft sein und wird unter vielen Andern durch Wörter wie *hainar* und *saks* (Grimm DM. 1065) bestätigt. Je nach ihrer Stellung in der Völkerreihe erhielten darauf die einzelnen Stämme früher oder später von Süden her bronzene, d. h. durch Mischung von Kupfer und Zinn gehärtete Messer und Schwerter, aber dass diese Umwandlung plötzlich geschehen sei, wäre eine aller Erfahrung und der Natur der Sache widersprechende Annahme. Es dauerte gewiss Jahrhunderte lang, ehe in Krieg und Jagd, bei Fällung und Spaltung der Baumstämme, beim Schlachten der Thiere u. s. w. die steinerne Art der Concurrenz des bronzenen Messers wich und endlich ganz ausser Gebrauch kam. Gewohnheit, ererbte Fertigkeit und Übung, das Beispiel der Vorfahren, Mythos und religiöser Aberglaube, die natürliche Stumpfheit entlegener Naturvölker, das Alles entschied für das Stein- und Hänggeräth, und die einzelnen bronzenen Schwerter, die in das innere Land drangen, werden lange Zeit nichts als Schmuck und Spielzeug der Hauptlinge gewesen sein. Als Caesar in Britannien landete, fand er eiserne oder eiserne Gewichtstangen statt Goldes in Gebrauch (l. 12: *utuntur aut aere aut talem ferreis ad certum pondus exornatis pro nummis*), also eine für das gallische Festland, das längst schon Münzen prägte, vorübergegangene Epoche in Kraft; die Insel, reich an Metallen, auch an Zinn, erhielt dennoch ihr Erz nur durch Einfuhr (*aere utuntur importato*), und die Stämme im Innern, die meistens keinen Ackerbau trieben, von Fleisch und Milch sich nährten und mit Fellen bekleidet waren, werden vom Metall wohl noch gar keinen Gebrauch gemacht haben. Im germanischen und slavischen Norden reicht das Steinalter bis in die eigentlich historische Zeit hinein, ja berührt sich in einzelnen Fällen sogar mit der Epoche des Schusspulvers. Nach all dem scheint die Vermuthung nicht zu gewagt, dass die Bewohner auch derjenigen Schweizer Pfahlbauten, die bisher nur Steingeräth, dabei aber Beschäftigung mit Ackerbau ergeben haben, keltischen und speziell helvetischen Stammes, die der Pfahlbort in der Emilia Umherer, entweder selbständige oder von Etruskern unterjochte, die der mecklenburgischen Seebauten Githen u. s. w. gewesen seien. Das einzige Neue, das die Aufdeckung der Pfahlbörter geliefert hat, d. h. der einzige Umstand, den die bisherige Geschichte allein vielleicht nicht mit solcher Bestimmtheit hatte constatiren können, ist die Priorität des Ackerbaues vor den Metallen und zwar eines schon vorgeschrittenen mit mehreren Varietäten Gerste und Weizen, zierlich in Bündel gebundenem geernteten Flachs, Baumnüssen u. s. w. Wenn hier kein



Beobachtungsfehler vorliegen, und wenn nicht etwa spätere Funde das bisherige Resultat wieder unwerten, so wäre damit erwiesen, dass die Metallurgie der Kulturwelt des Mittelmeeres erst sehr spät in die Gegend des Bodensees gedrungen ist, jedenfalls später als die feste Anbauigkeit und der Korn- und Flachsan. Eine bedeutungsvolle Sage bei Plinius 12, 5 scheint ausdrücken zu wollen, die Schmiedekunst sei den Galliern aus Italien zugekommen und zwar gleichzeitig mit der Kenntnis des Weines und Öles oder nicht lange vor dem grossen Helveten- und Sigovosenzuge: ein helvetischer Bürger Helio (offenbar ein Repräsentativname) hielt sich der Schmiedekunst wegen *jularem ob artem* in Rom auf und brachte von dort eine getrocknete Feige und Weintraube, sowie eine Quantität besten Weines und Öles in die Heimath mit, und dies bewog die Gallier, die Alpen zu übersteigen und in Italien einzubrechen. Da dieser Einbruch gegen das Jahr 100 vor Chr. erfolgte (Zeuss, die Deutschen, S. 165. Conzen, Die Wanderungen der Kelten, S. 102 ff., der früheren Datirung des Livius, dem Ofr. Müller und M. Duncker, *Origines germanicae* p. 14 ff., Glauben schenken wollten), steht als entscheidende Instanz Herodot entgegen, der noch von keinen Kelten in Italien weiss, so würde die Einfuhr italischen Metallwerks in das vorausgehende Jahrhundert fallen, seit etwa hundert Jahr nach der Gründung Massalias, die Kernbauende Steinzeit läge darüber hinaus. Wir wissen nicht, was sich historisch und kulturgeschichtlich dagegen einwenden liesse. Die Kelten wurden übrigens, als sie nach ihrem grossen kriegerischen Wanderzuge nach Osten feste Wohnsitze langs den Alpen gewonnen hatten, Meister in der Metallarbeit; sie waren die schmiedenden Zwerge, die die Germanen und den ganzen Norden mit Schwertern u. s. w. versorgten. Das norische Eisen wurde beehmt, und es ist nicht auffallend, wenn deutsche Wörter, wie Eisen (goth. *airan* mit dem keltischen Suffix *arna*, s. Schleicher in Hildebrands Jahrbuchern 1, S. 410 oder Reil (altirisch *buid*, altcornisch *buhell*, Zeuss<sup>2</sup> p. 1011) oder ähnl. *ger* der *Speer*, folglich gothisch *gair* (die keltischen *fuarnes* = *Speerträger*, Zeuss<sup>2</sup> 52, das Wort ist auch irisch, Justi S. 98, und stammt vielleicht ursprünglich von einem irischen Volk oder *Braunne* (gothisch *brunja*, slav. *brunja* aus altirisch *brunne* = *Brist*, Rauh Zeuss<sup>2</sup> 1033 *brä*, cien *brann*, Stäkes ir. gl. no 647 wie Panzer, ital. *panzera*, aus *panter* Wankt der Entlehnung aus dem Keltischen verdächtig sind. Nichts wandert so leicht, wie Waffen und Waffennamen.

18. S. 62.

Auch in der schönen Stelle des Euripides Bacch 274 ff. werden die Gaben der Demeter und des Bacchus oder Brot und Wein als die ersten Güter des Menschengeschlechts gepriesen.

19. S. 64.

Auf die Stelle II 7 467 ff. wo Euneos, d. h. der Wollschilfbode, der Sohn des Jason von der thrakischen Insel Lemnos zum aethiischen Lager weinbeladene Schiffe sendet, die Erz und Eisen, Felle, Ochsen und Sklaven gegen den oinos eintauschen, während in beiden Strömen abgesondert tausend Mass *jede* erhalten — auf diese Stelle ist wenig zu bauen, da sie den jüngeren



Ursprung an der Stirn trägt. Das Wort *ἀργαῖος* gehört der attischen Prosa an. Eunaios, der Iasonide, stammt aus II 23 747 u. s. w. Der Unterschied zwischen *οἶος* und *μῆος* ist also gleichfalls nichtig.

20. S. 64.

Maron selbst ist nichts als eine mythische Personifikation der kikonischen Stadt Ismaros, welche mit Wegfall des *o* vor *u* und erweiterndem Suffixe auch *Maroneia* hieß, während ein nahe gelegener See den Namen Ismaria trug (Herod 7, 109). Der Sohn des thrakischen Eunolpus — *eunolpus eunolpus et arborum (arborum) Eunolpus Ithiensis* Plin 7, 199 — hieß Ismarus oder Immarodus mit assimiliertem Anlaut und genealogischem Suffixe. Die Reihe Ismaros, Ismaria, Immarodus, Maron, Maroneia enthält interessante Winke für thrakische und speziell kikonische Lautverhältnisse und Gesetze der Wortbildung.

21. S. 66.

So deuten wir *δορυκῆς* hier, nicht als Stachelstab zum Antreiben der Ochsen. Das Heil, die uralte Waffe, die aus der steinernen Axt stammt und noch deren Form zeigt, dient in Kriegsscenen immer als Attribut der Barbaren (Annali dell' Instituto arch. 1863 p. 339 340). Bei Homer ist es als Waffe selten, im 15. Buch der Ilias bekämpfen sich Troer und Achäer trotzdem auch

*ὄφρα δι' αὐτῶν καὶ ἄλλων* (v. 711).

aber unmittelbar am Schiffe, das Hector schon faßt und anzuzünden hofft, also Leib an Leib, wie auf Zimmerholz und Opfertiere aufeinander zuhaud. Einmal führt auch der Trojaner Pisander einen Streich mit der *αἶψα* gegen Menelaos, wird aber von diesem mit dem Schwert getötet (II 13, 611).

22. S. 66.

Es ist nicht allzuzunehmen, Semole als thrakisches Wort in der Bedeutung Erde, Erdgöttin zu fassen. Der Stamm, zu dem gr. *γαῖα* u. s. w., lat. *humus* u. s. w. gehört, erscheint zendisch, litauisch und slavisch mit assimiliertem Anlaut. Eben so finden wir das thrakische und phrygische Sabos, Sabazios, die macedonischen *Sarabdo* bei Hesychius u. s. w. in dem Beinamen des Dionysos *Σαβῶς* oder *Σαβῶς*, der Feuchte, Fruchtbringende, dessen Armeen auch die Hyaden sind, wieder. Es giebt einen Sabazios Hys, und auch die Semole wird von Pherecydes Hys genannt. *Sabos* und *Σαβῶς* stimmen buchstäblich überein.

23. S. 67.

Eben dahin würde der *πύλαρος οἶκος* bei Hesiod Op. et d. 589 führen, in so fern er bald von Thrakien, bald von Naxos abgeleitet wird, Steph. Byz.: *Πύλαρος, χωρὶς ἐκείνης ἀπὸ ταύτης, ἡ Πύλαρος οἶκος. ἢ δὲ ἀπὸ Πύλαρος ἀπὸ τῆς Σαῖας δ' ἡ Πύλαρος τοῦ Βύβλου γένος. Πύλαρος Βύβλος*. Stammt der Name von der phoenizischen Stadt Byblus (phonizisch Bybl d. h. Höhe, atthekisch Bybl d. h. die Stadt der Bildhüter) wie in dem Verso des Archestratus bei Athen 1, p. 25 angedeutet ist:



*For δ' ἀπὸ θουρίας ἴσας, τὸν βύβρινον, αἶνον.*

so sind die Varianten *θύρριος* und *βύβρινος* gleich richtig, da der phönizische Vokal auf die eine und die andere Art wieder gegeben werden kann; nicht weit liegt auch die unsalisierte Form *θύρριος*, (bei Hesychius) ab. Merkwürdig ist, dass dieser Wein uns später auf asiatischen und unteritalischem Boden begegnet: er kam bei Epicharmus vor Theokrit erwähnt seiner (14. 15.) der Geschichtschreiber Hippias von Rhegium erzählte, er sei von Italien nach Syrakus verpflanzt worden (Athen. I. p. 31), endlich findet er sich auf der ersten der beiden herakleischen Tafeln, wenn die dort vorkommenden Ausdrücke *ἡ βύβριν* und *τὸν βύβρινον ἀνοξάσαι* von Mazochi, dem Herausgeber und Erklärer der Inschrift, richtig als „byblische Weinpflanzung“ gedeutet sind (das C. I. III. no. 5774 und 5775 stimmt ihm bei: *recte videtur Mazochius a rutos genere ex Byblio Phoenicem repetenda derivare, unde etiam θύρριος αἶνος*). Dass diese Benennung insofern ein so hohes, längst verschollenes Alterthum hinarhebe und eine Erinnerung an die Kedomen der Byblos enthalte, die die frühesten aller phönizischen waren, kommt uns nicht wahrscheinlich vor. Weniger phantastisch möchte es sein, an den Byblusstoff zu denken, da Homer dasselbe Adjectiv *βύβρινος* kennt: er legt es Od. 21. 391 einem Schiffswind bei, welches also aus Papyrus-Bast gedreht war. Es fragt sich nur, wie eine Art Wein danach heissen konnte. Wurden die Beeren auf Byblus-Matten gedort und dann erst gekellert, so dass sie eine Art Strohwein, *vinum pascuum* galten? Oder rankten sich die Reben an Byblus-Strecken fort, wie zu Varro's Zeit in der Gegend von Brundisium in Italien? Auf letzteres würden die Worte des Hippias von Rhegium führen, bei Athen. I. p. 31: *Ἰππίος* (so heisst er an dieser Stelle) *δὲ ὁ Πύριος τὴν εὐκείαν αὐτοῦ τῆς ἀπὸ τῆς θύβρινος ἡβῆρας ἡβῆρας καλεῖσθαι*. Oder wurden sie mit Byblus-Bändern an die Stützen angebunden, so dass die Trauben sich freier entwickeln konnten? — Grotendorf in den *Annali dell' inst.* VII. p. 275 und nach ihm Götting zu der o. a. Stelle des Hesiod leiten auch den etruskischen Namen des Bacchus Phuphluns von *βύβρινος* ab, wir lassen diese Vermuthung dahingestellt, da sich weder für noch wider dieselbe etwas sagen lässt. Welche Verwandtniss es mit dem von Homer an zwei Stellen (Il. 11. 638. Od. 10. 235) genannten, zum Weinbrot oder Mischtrank dienenden *pramnische* Wein eigentlich hatte, und ob dieser Name eine Art Rebe oder Bereitungsart oder eine Gegend und welche bezeichne, wussten die späteren Erklärer offenbar eben so wenig, als was der *βύβρινος αἶνος* eigentlich sei, obgleich es an Vermuthungen und Behauptungen nicht fehlte, es, besonders Athen. I. p. 30) und der *pramnische* oder *pramnische* Wein auch in der nachhomerischen Zeit hin und wieder erwähnt wird, z. B. von dem Komiker Euphrosus:

*μικρὸν γε πρᾶμνον αἶνον λέγειν*

(Athen. I. p. 28). Fernert man sich das thrakischen oder eigentlich *pastrischen* aus Hrae mit Zosaty von *αὐτοῖς* gebrannten Mischtrankes *παστῆς*, dessen Hecataeus Erwähnung that, so wird man von der Vermuthung beschieden, das Adjectiv *pramnisch* stelle nur eine andere Form desselben thrakischen oder phrygischen Wortes dar.



24. S. 69.

Gehörte *oīros, vinum*, wie zuerst Pott aufgestellt hat, in eine Reihe mit *vireo, vitis, vider, vinum, vitia, vitu, vireo* u. s. w., so hätten die Griechen und Latiner aus einer einheimischen Wurzel, die winden, ranken bedeutete, vermittelt eines participialen *n* ihre Benennung des Weines gebildet. Allein da 1) das Getränk sowohl durch die mannichfache technische Procedur, deren Ergebniss es ist, als durch Wirkung und Eigenschaften zu weit von der Pflanze absticht, um nach deren rankender Natur benannt zu werden, 2) bei Übertragung dieser Kultur von Volk zu Volk zuerst das fertige Produkt eingeführt und mit dem fremden Namen benannt, nachher erst der Anbau selbst gelehrt wird — wo sich dann leicht jüngere Wörter wie *oīry, vitra, vitrapar* u. s. w. ergeben; 3) die nahe Uebereinstimmung des semitischen Wortes nur durch Entlehnung von Seiten der Griechen, die mit der Sache auch den Namen empfangen, ihre Erklärung findet, — so wird mehr als wahrscheinlich, dass *vinum* nur zufällig an *vitis* anklängt, jenes ein Fremdwort, dieses ein einheimisches mit der Bedeutung: „biegsames Gewächs“ ist (s. unten Anmerkung 46). Auch die Germanen entlehnten das Wort Wein, benannten aber die Rebe deutsch (ahd. *repa*) — Curtius n° 591 sagt: „Warum die Frucht der Ranke nicht selbst ursprünglich Ranke genannt sein sollte ist nicht abzusehen. Das litauische Wort bietet die schlagendste Analogie“ (nämlich *apynys* Hopfenranke, Plur. *apynet* Hopfen). Schlagend wäre die Analogie, wenn in irgend einer Sprache das Bier nach der stacheligten Natur der Aehre benannt wäre: so aber ist jener litauische Bedeutungsübergang ungefähr derselbe wie in *ariza*, Haberkorn, Plural *arizos* Haber und wie in hundert ähnlichen Fällen. Man erwäge nur, dass *vinum* ja nicht von *vitis* abgeleitet ist, wo die Sache denkbar wäre, sondern unmittelbar aus einer Wurzel mit der Bedeutung flechten stammen soll.

Auch Mommsen hält unter Anlehnung an eine angebliche sanskritische Verwandtschaft für wahrscheinlich, dass das in Italien einziehende Urvolk den Weinstock schon mitgebracht habe (an mehreren Stellen seiner Römischen Geschichte, besonders I, 173 f. der zweiten Auflage). Allein da der Weinbau den höchsten Grad von Ansässigkeit voraussetzt, so ist er mit den Sitten einer wandernden Horde nicht vereinbar. Völkerwanderungen in Masse sind auf der Stufe kriegerischen Hirtenlebens natürlich, bei ausgebildetem Ackerbau mit Bodeneigenthum und festen Häusern nur unter ganz besonderen Umständen und in höchst seltenen Fällen möglich, bei Bannzucht und Weinbau ganz undenkbar. Man sehe die Briten oder die Germanen des Caesar, ihre Rindviehzucht, ihren beginnenden, halb nomadischen Ackerbau, ihre aus Milch und Fleisch bestehende Nahrung, ihre Bekleidung mit Fellen u. s. w. Glaubt man, sie hätten Weinbau treiben können — der so viel Sorge für die Zukunft, so viel Vermittelungen der Kultur in sich schließt? Sie, die wahrscheinlich nur Sommerkorn bauten, da die Wintersaat schon einen zu feinen Plan und eine zu weite Berechnung voraussetzt (Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft, Leipzig und Heidelberg 1861. Ueber die Landwirthschaft der ältesten Deutschen, S. 75 ff. — v. Sybel, Kleine historische Schriften, 1865, S. 35 ff.), sie hätten sich mit Rebstocklingen befassen können,



die erst nach Jahren die ersten Beeren tragen? Nun stand aber das in Italien einbrechende Wandervolk gewiss auf keiner höheren Lebensstufe, als die Germanen der ältesten Geschichte: eher auf einer niedrigeren: sie kamen mit Rindern, Schweinen und steinernen Aexten, aber sicherlich nicht mit dem Weinstock. Der Unterschied in der Entwicklung der grossen Völkergruppen Europas besteht nur in dem früheren oder späteren Eintreten in bestimmte Phasen der Kultur: die Griechen wurden vom Orient aus angeregt, die Italier von den Griechen, die Kelten wandten sich zum Acker-, Städte-, Wege- und Brückenbau um Jahrhunderte später, als die griechischen Stämme, von denen sie Mancherlei lernten; wieder um Jahrhunderte später die Germanen, die unterdessen die civilisierende Einwirkung der Kelten erfahren hatten, noch später im Rücken der Germanen die Slaven unter fortwährendem Bildungseinfluss des germanischen Westens. Der Unterschied des Naturreichs und des Klimas versteht sich hierbei von selbst, aber gerade das Klima gebietet ein allmähliges Aufsteigen des Weinstocks von Südoaten und verbietet die Herabkunft desselben von jenseit der Alpen. Dass von Gesichtspunkt römischer Quellen und Traditionen der Weinbau in Italien als sehr alt erscheint, gehen wir zu, nur fragt sich wie alt? die Zeit griechischer Einwirkung ist für Feststellung des römischen Rituals und überhaupt für Italien — von Rom aus gesehen — immer noch eine sehr alte: eine Urzeit. Wenn z. B. der Stammgott der Sabiner, Sancus, als Winzer, *vitivitor*, mit der gebogenen Sichel gedacht wurde, so wollten dieselben Sabiner doch auch von Sabas dem Lacedämonier abstammen!

## 26. 8. 71.

Der griechische Ausdruck *καμάξ* (schon bei Homer und Hesiod) bedeutete nur die leichte, rohrartige Ruthe oder Stange, an die die Reben sich klammerten oder die von Baum zu Baum gezogen wurde: der Weinberg auf dem Schilde des Herakles bei Hesiod (v. 208) schwingt sich mit Blättern und *καμάξ* hin und her:

σχοινίον καί λόνι καὶ ἀργυρέῃ καμάξ.

und das *καμάξ* in dem entsprechenden Verse der Ilias 18, 563:

καμάξ δὲ καμάξ δισσύνει ἀργυρέῃ —

will wohl nur sagen, dass Rohrstützen in durchlaufenden Reihen eingesteckt waren und die Reben hielten an. Auch die jüngere Benennung *καμάξ* (wovon nach Dietz das französische *chabais*), eigentlich ein zugespitzter Stockling, wird ursprünglich im Sinne von Rohr oder Ruthe gebraucht: die *καμάξ* z. B., die die fünf reichen Coretrier bei Thucydides 3, 70 aus dem Rind des Zeus und des Alkimos geschnitten haben sollten, können nur Ruthen gewesen sein, da die Schuldigen für jedes Stück einen Stater bezahlen sollten und die Strafe übermässig hart schien, aus einem geweihten Rind aber nicht viele Pfähle unbemerkt gehauen werden konnten. Der eigentlich griechische Ausdruck für Weinpflahl wäre *πρόξ*, oder *πρόξ* (entsprechend dem lateinischen *pedice*, *vinum*, *pedimentum*, *pedum* der Hirtentab u. s. w., nur mit postclassischem Wurzeltocul, buchstäblich — goth. *folux*), aber dies Wort kam zu



keiner Entwicklung: es erscheint bei Homer in der Bedeutung Fussende des Ruders, in der Stelle II. 5. 888, wo von der buchenen Wagenachse die Rede ist, gab es eine alte Lesart *αγλῆρος* statt *αγλῆρος* (s. Eustath. zu der Stelle) und bei Theophrast h. pl. 5, 7, 6 hat Schneider nach Handschriften *αγλῆς* für den Baum, der zu Wagenachsen und Pflugbaumen dient, wiederhergestellt (s. Schneid. zu Theophr. h. pl. 4, 1, 3) — Sind die Oenotrer von den Weinpfehlen benannt, so führt der Name der in Italien Ältesten Traube, der *vitis Aminea* oder *Aminca*, seltsamer Weise zu den Peucetiern, dem Brudervolk der Oenotrer. Philargyr ad Verg. G. 2, 97: *Aristoteles in Politicis scribit Amincos Thessalus fuisse, qui suae regionis vites in Italiam transtulit, atque illas inde nomen imposuit.* Dazu die Glossa des Hesychius: ἡ γὰρ *Hevria* *Aureia* *Myria*. Auch nach Macrobius Sat. 3, 20, 7 war die amineische Traube nach einer Gegend benannt: *Aminca, arbor e regione, nam Aminei fuerunt abhunc Falernum est.* Gaienus verlegt an zwei Stellen seiner Schriften den amineischen Wein, den er wässerig, *colatus*, und leicht, *levis*, nennt, in die Umgegend Neapels, de methodo medendi 12, 4: *ὁ τὴν Αἰνικῆς οὐ *Aurica*, ἐν τοῖς ἀγρῶν *Volturni* ποταμῶν *peucetici*, de antid. 1, 3: *ὁ τὴν Αἰνικῆς κατὰ τοὺς *peucetici* ἀγρῶν *Aurica* οὐ *peucetici* z. r. x.* Danach besserte Voss in der so eben angeführten Stelle des Macrobius *Salernum* statt *Falernum* (worin ihm Val Rose, Aristot. pseudopogr. p. 467 beizustimmen scheint) und verstand unter dem Peucetien des Hesychius das Land der Picentiner südöstlich von Neapel. Allein die amineische Traube war gerade in dem eigentlichen Campanien recht zu Hause. Wenn Varro die *vitis Aminea* auch *Scantiana* nennt (de r. r. 1, 58, Plin. 14, 47), so ist dies Wort doch von der *silva Scantia* abgeleitet, die eben in Campanien lag. In alter wie in neuer Zeit wurde die Rebe in Campanien hoch an Bäumen gezogen, und eine *vitis arborea* war gerade die amineische. Letzteres geht aus den Beschreibungen bei Columella 3, 2, 8–11 und Plinius 14, 21 ff. und aus den Vorschriften der Geoponica 1, 1, 3, 5, 17, 2, 5, 27, 2 deutlich genug hervor. So konnte die amineische Traube der Gegend, in der zu talennis Zeit der amineische Wein wuchs, ursprünglich angehören. Die Peucetier freilich, das Fichtenvolk, dachte man sich später anderswo, allem dieser Name ist ein Appellativum, mit dem der Begriff von Wald und Bäumen verknüpft wurde, und an Waldern fehlte es Campanien auch zu Ciceros Zeit nicht, wie ausser der so eben erwähnten *Scantia* die *ulva Gallinaria* am Fluss Volturnus beweist, ein noch jetzt vorhandener, aus Fichten bestehender Wald. Die thessalische Herkunft besagt wohl weiter nichts, als dass diese Traube in die älteste Zeit der griechischen Ansiedelung hinaufging. — Liebt man bei Hesychius *μαργιτῶν *vites* ἀνδρόν* und erinnert sich der von Cato *Murgentium* genannten Rebnart, so treten auch die Morgeten, deren Name im Uebrigen von dem zugetheilten Fehlmass (von *μῆρος*, mit Verdickung des j in γ) gebildet scheint, zum Weinbau in Beziehung. In den zahlreichen Benennungen für Traubensorten steckt überhaupt noch manches Alterthum. Dem Namen der *rusula* z. B. liegt wohl das griechische *οἶνος *οἶνος*, οἶνος, οἶνος* (das Adjektiv *οἶνός* schon haarnack) zu Grunde, französisch *overt*, bretonisch *overt*. Sollte die *spuma* oder *spinea*, die an den Pommlungen heimisch war, auf das griechische *σπῆμα, σπῆμα*, zurückzuführen sein, da an*



die altberühmte Stadt Spina zu denken allzuklein wäre? Merkwürdig ist, wie die Verschiedenheit in Anpflanzung und Erziehung der Reben je nach der Landschaft vom frühen Alterthum bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Die Provence zieht ihren Wein noch jetzt, wie die Phoenier es gewohnt waren, die ähnliche catalonische Methode stammt von den massaliotischen Pflanzstädten: in Toskana und in der Campagna von Nempel, vom Volturno ausdreh, wächst der Wein an hohen Ulmen und Pappeln empor, in der Lombardie schlingt er sich an Massholderbaumchen (*populus*, gleich *populus* in keltischer Aussprache, mit unterdrücktem anlautenden *p*, wie *athic* = *pater* *isag* *pater* n. s. w.) in Guirlanden (*rampi traduce*) fort, in den Alpen thälern bildet er weite, säufelgetragene Lauben. Alles wie zur Zeit des Varro, Plinius und Columella. Den Weinbau in der baumlosen Levante schildern Unger und Kotschy, die Insel Cypern, S. 449. „Auch ohne Stütze muss der Rebenschössling sein Leben fristen, seine Trauben tragen und sie zur Reife bringen, denn woher sollte das Holz zu den Stützen genommen werden, die ihm wie in unseren Weingärten die Last der Fruchtschwere erleichterten? Dazu ist weder auf den jonischen Inseln, weder in ganz Griechenland, in Syrien und Palästina, noch hier auf der Insel (Cypern) das Material vorhanden. Wer den Orient bereiset, gewöhnt sich, dort wo der Weinstock nicht seinem natürlichen Triebe folgen und in den Wipfeln der Bäume grünen und haften kann, ihn als eine *planta humifusa* in grösster Submission und Selaveret zu betrachten.“

26. §. 77.

Etwas ganz Aehnliches erlebte Portugal noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das in den tiefsten wirtschaftlichen Verfall gerathene Land fand eine Quelle des Erwerbs nur noch in der Weinproduction, die sich nun durch das ganze Land, auf günstigem und ungünstigem Boden, an Stelle des Ackerbaues gesetzt hatte. Der Minister Pombal befahl, in ganzen Districten, namentlich im Thal des Tago, die Weinstöcke auszureissen und das Land mit Getreide zu besäen. Der Befehl wurde ausgeführt, denn der gewaltsame Reformator duldet keinen Widerspruch. Andere pädagogische Regierungen strebten nach ähnlichen Zielen auf weniger in die Augen fallende Weise, durch wohlberednete Steuererhöhungen, Prämien, Verbote und Differentialzölle. Wie jung und doch die Elementarbegriffe der Nationalökonomie, die einst als die grösste Wohlthäterin des Menschengeschlechts gegessen werden wird!

27. §. 79.

Von einem sonderbaren Vorläufer des Islam bei den Oeten erzählt Strabo 7, 3, 11. Dies Volk war wie die Scythen und Thraker und nachher die Slaven wegen seiner Trunksucht berüchtigt, die jeden politischen und kriegerischen Aufschwung desselben hemmte. Da trat unter ihnen nicht lange vor Strabos Zeit (oder wie Jordans 11 nach Hic Chrysostomus berichtet, zur Zeit von Sullas Dictatur) ein Zauberer, Namens Decaneus, auf, der viel in Aegypten gewandert war und dort die Kunst der Weissagung gelernt hatte, und gewann ausserordentlichen Einfluss auf seine Volksgenossen, die gehorchten ihm so blind, dass sie auf seinen Rath alle Weinstöcke im



Lande ausrütteten und fortan ohne Wein lebten. Dies traf mit der Herrschaft des Königs Baerobista zusammen, der den gleichen Zweck, das Volk mannhaft zu machen, verfolgte und in der That, nach allen Seiten siegreich, ein mächtiges getisches Reich gründete, bis Parteiungen gegen ihn ausbrachen und die getische Macht vieler zerriet. Ob die Tugend der Enthaltsamkeit sich langer erhielt und ob Deraenous, wie später Muhamed, als Ersatz für den verbotenen Wein die getische Vielweiberei bestehen liess oder gar begünstigte — wird nicht gemeldet. Thraker, Gieten und Daken waren ein Stamm von ungezügelter Sinnlichkeit, welcher letzteren dann wieder (worauf Müllenhoff aufmerksam macht, Artikel Gieten in der Encyclopädie) von Zeit zu Zeit eine aetische Reaction, die durch Geisterglauben genährt wurde, gegenübertrat.

28. H. 81.

Das provençalisch-französische Wort *tono*, *tonne*, das sich auch walachisch wiederfindet und in alle keltischen und germanischen Sprachen übergegangen ist, aber charakteristischer Weise im Italienischen fehlt, muss aus einer der Alpensprachen stammen, dem Ligurischen oder Rhätischen. Lateinisch und italienisch giebt es ein Wort mit anderem Wurzelvocal: *tina* Weinkübel. Nach Strabo waren im cisalpinischen Gallien ausser Pechstiedereien (in den waldigen Vorbergen der Alpen) auch ungeheure hölzerne Fässer, gross wie Häuser, zur Aufnahme des Weines im Gebrauch, 5, 1, 12: *ita d' alioro to neptioe pependit ut nectum ut etiam pro pistorio alioro erat*. Auch die Illyrier luden nach demselben 5, 1, 8 den Wein, den sie aus Aquileja bezogen, in hölzernen Fässern, *in cistis nidor* auf ihre Wagen. — Mit den Holzgefässen trat noch ein anderes weitverbreitetes Wort auf: Daube, Dauge, welches durch alle romanischen und slavischen Sprachen geht und auch im Magyarischen, Albanesischen, Walachischen und Neugriechischen nicht fehlt. Diez führt alle vorhandenen Formen desselben auf ein der sinkenden Latinität angehörendes *daga* zurück, welches selbst wieder aus dem griechischen *dagi*, entstanden wäre. Das Wort ist in das Germanische nur veranzelt gedrungen, wuchert aber in den slavischen Sprachen in Form und Sinn üppig, wird z. B. auf den Regenbogen am Himmel angewandt (Miklosich, die Fremdwörter in den slav. Spr., S. 83) und erhält daher als abgeleitetes Adjectiv sogar die Bedeutung bunt. Der Verbreitungsbezirk des Wortes ist das waldreiche Donauland und dort war auch die Sache einheimisch — wobei es immer möglich ist, dass ein griechisch-lateinischer Ausdruck, der vielleicht in der technischen und Handelsprache von Aquileja üblich war, zu Grunde liegt. Noch jetzt kommt das Holz zu den Fässern, die der Orient gebraucht, grossentheils aus Ungarn, und auch die Reifen dazu, aus *corvus pontica*, werden über Konstantinopel eingeführt. Ein dritter, in dem holzreichen, neuromischen Bezirk vielgebrauchter und begrifflich sich nach allen Seiten weit verzweigender Ausdruck ist *cupa*, ein ursprünglich griechisches Wort (2017). Als Maximinus im Jahr 248 Aquileja belagern wollte, mit seinem Heere aber einen reissenden, angeschwellenen Strom nicht überschreiten konnte, da kam ihm der ausgebreitete Weinhandel und Weintrag Aquilejas zu Statten: er fand auf dem Lande eine Menge grosser, leerer, hölzerner







hundert (Beckmann, Beyträge, II, S. 485 ff.); die Kunst, die enge Oeffnung eines Gefäßes mit der elastischen Rinde der Korkelche zu verschliessen, geht gleichfalls in kein hohes Alterthum hinauf, und allgemein geworden ist sie erst seit den letzten Jahrhunderten und zwar sehr langsam. Die Korkelche, *quercus suber*, ist in Grichenland jetzt vielleicht gar nicht mehr vorhanden, im Alterthum war sie dort selten; sie ist ein Baum des südwestlichen Europa und des gegenüberliegenden Afrika. Unter den Eichenarten des Theophrast läßt sie sich nicht mit Sicherheit constataren; den Baum, der geschält wird und nach Verlust der Rinde nur noch besser gedeiht, versetzt er nach Tyrhemon, also in das Land nach Westen; giebt aber zugleich an, er verliere im Winter sein Laub, was geeignet ist, uns wieder irre zu machen (H. pl. 3, 17 1). Pausanias 8, 12 1 führt unter den Eichen Arkadiens eine an, deren Rinde so lucker und leicht ist, dass man sie als Ankerzeichen und an Fischernetzen auf dem Meer schwimmen lässt — also offenbar die Korkelche; aber man hört es seinen Worten an, dass er damit eine Naturmerkwürdigkeit des Landes beschreibt, die seinen Lesern neu ist und die anderswo nicht vorkommt. Die Römer hatten einen Individualnamen für die Korkelche: *suber* und unterschieden sie unter diesem genau von den übrigen Bäumen des Waldes. Die Rinde kommt schon in der Sage von Camillus vor. Camillus soll zum Dictator ernannt werden, aber dazu gehört ein Beschluss des von den Galliern im Capitol eingeschlossenen Senates. Ein Jüngling Namens Pontius Comminus, übernimmt es, die Botschaft auszurichten. Da die Brücke über den Tiber von den Feinden bewacht ist, schwimmt er Nachts, von Stücken Kork unterstützt, über den Fluss. Plut. Cam. 25, 3: *τοῦ, ἡλπίσας ἑαυτῷ το σάβην καὶ ἀντιπαραστέλλει τοῖς ποταμῶν καὶ πρὸς τῶν ναυῶν ἔξῃ*. Die Sitte, Gefässe mit verharztem Kork zu verschliessen, stammte, wie es scheint, von den Galliern, Colum. 12, 23: *corticata pice qui utuntur ad conditura Allobroges*. Cato 120 giebt die Vorschrift: *mustum si vales totum annum habere, in amphoram mustum indito et corticem oppicato, demittito in primum*; es soll also, um den Most das ganze Jahr hindurch frisch zu erhalten, die Oeffnung der Amphora mit Kork und Pech verschlossen und das Gefäss darauf im Grunde des Wassers aufbewahrt werden. Ähnlich ist bei Horaz die weinhaltende Amphora mit einem *cortex adstrictus pice* verwahrt, Od. 3, 8, 9:

*hic dies anno redeunte festus  
corticem adstrictum pice demittet  
amphorae fenum hibernae institutas  
consule Tulo*

Deutlicher spricht Plinius über Gebrauch und Nutzen der Rinde des Korkbaumes, 16, 34: *usus ejus (suberis) ancralibus maxime navium (zu Bojen, zu denen jetzt leichtes Holz genommen wird) piscantibusque tripulis (zu Flossen der Fischernetze, zu denen jetzt leichte Holztäfelchen dienen) et eadorum opturamentis (zu Verspundung der Fässer), praeterea in hiberno feminarum calcanti (zu Pantofelschollen, wie noch jetzt). Bei all dem war die eigentliche Verkorkung bei den Römern nur selten; das Gewöhnliche ist die Verschliessung durch Pech, Gyp, Wachs u. s. w.; darüber gegossenes Öl*



1. The first part of the document is a list of names and their corresponding addresses. The names are listed in the left column, and the addresses are listed in the right column. The names are: John A. Smith, John B. Smith, John C. Smith, John D. Smith, John E. Smith, John F. Smith, John G. Smith, John H. Smith, John I. Smith, John J. Smith, John K. Smith, John L. Smith, John M. Smith, John N. Smith, John O. Smith, John P. Smith, John Q. Smith, John R. Smith, John S. Smith, John T. Smith, John U. Smith, John V. Smith, John W. Smith, John X. Smith, John Y. Smith, John Z. Smith. The addresses are: 123 Main St., 456 Main St., 789 Main St., 101 Main St., 202 Main St., 303 Main St., 404 Main St., 505 Main St., 606 Main St., 707 Main St., 808 Main St., 909 Main St., 1010 Main St., 1111 Main St., 1212 Main St., 1313 Main St., 1414 Main St., 1515 Main St., 1616 Main St., 1717 Main St., 1818 Main St., 1919 Main St., 2020 Main St., 2121 Main St., 2222 Main St., 2323 Main St., 2424 Main St., 2525 Main St., 2626 Main St., 2727 Main St., 2828 Main St., 2929 Main St., 3030 Main St., 3131 Main St., 3232 Main St., 3333 Main St., 3434 Main St., 3535 Main St., 3636 Main St., 3737 Main St., 3838 Main St., 3939 Main St., 4040 Main St., 4141 Main St., 4242 Main St., 4343 Main St., 4444 Main St., 4545 Main St., 4646 Main St., 4747 Main St., 4848 Main St., 4949 Main St., 5050 Main St., 5151 Main St., 5252 Main St., 5353 Main St., 5454 Main St., 5555 Main St., 5656 Main St., 5757 Main St., 5858 Main St., 5959 Main St., 6060 Main St., 6161 Main St., 6262 Main St., 6363 Main St., 6464 Main St., 6565 Main St., 6666 Main St., 6767 Main St., 6868 Main St., 6969 Main St., 7070 Main St., 7171 Main St., 7272 Main St., 7373 Main St., 7474 Main St., 7575 Main St., 7676 Main St., 7777 Main St., 7878 Main St., 7979 Main St., 8080 Main St., 8181 Main St., 8282 Main St., 8383 Main St., 8484 Main St., 8585 Main St., 8686 Main St., 8787 Main St., 8888 Main St., 8989 Main St., 9090 Main St., 9191 Main St., 9292 Main St., 9393 Main St., 9494 Main St., 9595 Main St., 9696 Main St., 9797 Main St., 9898 Main St., 9999 Main St.

## 346

[illegible]

Die drei Buchstaben *o*, *u* und *u* sind in der lateinischen Sprache  
nicht als Vokale sondern nur als Konsonanten zu betrachten. Sie  
sind daher nicht als Vokale zu betrachten, sondern nur als Konsonanten.  
Die drei Buchstaben *o*, *u* und *u* sind in der lateinischen Sprache  
nicht als Vokale sondern nur als Konsonanten zu betrachten. Sie  
sind daher nicht als Vokale zu betrachten, sondern nur als Konsonanten.  
Die drei Buchstaben *o*, *u* und *u* sind in der lateinischen Sprache  
nicht als Vokale sondern nur als Konsonanten zu betrachten. Sie  
sind daher nicht als Vokale zu betrachten, sondern nur als Konsonanten.



spätere *Tixn* im Sinne von *Fortuna* entstand, so hält Ahrens (de dial. doric. p. 64) *εfixor* für die Urform. Oder wechselte *s* und *t* mundartlich schon in der Sprache, von welcher die Entlehnung geschah, wie in *Sor*, *Sar* und *Tyrus*? Dass im Norden der griechischen Halbinsel auch bei dem verwandten *αξία* (für *αξία*, *αξία*?) der Anlaut als *t* gesprochen wurde, ist aus dem slavischen *tyken* der Kürbisse zu schliessen, der den Slaven doch aus den Dorungegenden zukam. Die gothische Benennung für Feige: *smukka*, nach welcher Kuhn, Zeitschr. 4, 17, auch für die Griechen eine Urform *\*Fakra* annimmt, ist wohl nur eine Umbildung in gothischem Munde, da das lange *i* nicht in den gothischen Vocalismus passte — wenn die Umformung nicht schon in der Sprache der den Namen vermittelnden Nordstämme der Balkanhalbinsel vorgenommen war. *M* für *β* zu sagen, war barbarische Sitte, Steph. Byz. *Ἰβήρις*. τὸ Ἰβήρις ὀνόμαζον, ὅτι κατὰ βαρβαρικὴν ἑρπύλην τοὶ β' εἰς μ' ἀπαιτῶν ἐβήθησαν καὶ Ἰβήριον ἐκ Μακεδονίας ἀπεργάζοντο. So wechselte *Μακεδόν* (Stadt der Päoner schon bei Homer) mit *Ἀλβανία*, Albanien lautet bei Ptolemäus vielleicht *Ἀλβήνη*, der Fluss *Βήγγης* bei Herodot heisst hienach *Margus*, heut zu Tage *Morawa*, Bellerophonos wird in Italien zu *Melerpanta* u. s. w. Auch *p* und *v* werden zu *m*: *μακεδόν* hiess macedonisch *maulos*, der Fluss *Tilaventum* ist der heutige *Tagliamento* u. s. w. So konnte das ursprüngliche *Digamma* in *gimor* den Gothen, als sie an die Donau gezogen waren, in Gestalt eines *m* mit dem Hilfsvokal *a* entgegenklingen. Die hinter den Gothen wohnenden Wenden konnten die Feige, natürlich in getrockneter Gestalt, nur durch Vermittelung der ersteren erhalten, und der slavische Name (altslavisch *smokna*, *smoky*, *smokna*) ist folglich dem gothischen nachgesprochen, zu einer Zeit, wo die Assimilation von *kv* zu *kk* noch nicht erfolgt war. Wir bemerken noch, dass der wilde Feigenbaum, *Ispisic*, von dem aber die Kulturfeige nicht abgeleitet werden kann, schon bei Homer vorkommt, und dass sein Name mit dem der Frucht, *ἀλκμή*, vielleicht etymologisch eins und dasselbe ist.

### 31. §. 96.

Die griechischen Benennungen *ελαιο*, *ελαιον* sind in römischem Munde *olea*, *oleum* geworden (s. Fleckeisen in den *Noten Jahrb. für Phil. und Pädag.* 1866 1), und die letzteren Namen finden sich dann weiter in allen europäischen Sprachen, unter verschiedenen Formen, die Diefenbach, *Goth. W.* 1, 36 f., gesammelt hat. Da der Gothe kein kurzes *o* oder *e* beansprucht, dieses naturgemäss zu *a* wurde, so ist *aler Öl*, *alerabagus* Ölbaum dem lat. *oleum* oder gr. *ελαιον* ziemlich genau nachgesprochen.

### 32. §. 101.

A. de la Marmora, *Itineraire de l'île de Sardaigne*, Turin 1860, 2, p. 353 sagt von dem sardischen Ölbaum: „On s'exprimerait mal, à mon avis, si l'on voulait parler de l'introduction qu'on y aurait faite de cette plante puisque ce pays est véritablement sa patrie naturelle.“ Diese Bemerkung des trefflichen Naturforschers ist zwar historisch unrichtig, beweist aber, wie üppig der Baum in dem neugewonnenen europäischen Kulturbezirke gedeiht. Auch auf Corsica stehen jetzt herrliche Ölvegruppen, und doch hatten die Römer







anm. H. 25: ἀσπίγγοντες δ' ἐστὶ τῶν τοιαύτων ζῴων· διὸ καὶ παρ' ἡμῶν καὶ τῆς Ἀφρικής οἱ γένοντι ὄνοι. Nicht anders Strabo 7, 4, 18: ὄνοι ἢ γὰρ οἱ ἰπποῦναι (ἀσπίγγοντες γὰρ ἐν ἱπποῖς), und Plinius 8, 167: ipsum animal (asinus) frigoris maxime impatiens, ideo non generatur in Ponto. Da der Esel nicht sowohl ein Heerden- als ein Hausthier ist und sein Geschäft hauptsächlich darin besteht, in den begrenzten Räumen fester menschlicher Ansehung Lasten hin und her zu tragen (daher italienisch *sumaro* der Esel d. i. Lastthier, neugriechisch *γρομῆς* von *γρῆμος* Last, Fracht), so kann er an den ältesten Wanderrügen indoeuropäischer Hirtenstämme überhaupt nicht Theil genommen haben. Zu den Litauern wird das Wort von benachbarten deutschen Stämmen gekommen sein, vielleicht schon frühe, z. B. zur Zeit des Gothenkönigs Ermanarich, denn wie die Hausirer aus Süden zogen auch Lastigmacher (slav. *lastakъ*, ahd. *lastar*, mhd. *laster*) mit Eseln und darauf sitzenden Aßen in den Barbarenländern umher; auch die ersten christlichen Sendboten konnten die Kunde des Thieres verbreiten, denn der Esel fand sich in den Erzählungen der Bibel häufig und war vielleicht auf rohen Bildern aus der heiligen Geschichte zu sehen. Auch das slavische Wort ist gothischen Ursprungs. Das gothische *asulus* selbst aber stammt unmittelbar aus dem Lateinischen, nicht aus *asellus*, welche Form in den romanischen Sprachen fehlt und also nicht popular war, auch widersprechend accentuirt ist, sondern aus *asinus* mit der gewöhnlichen Verwandelung des n in das der deutschen Zunge gelautere l. Ganz ebenso wurde aus lat. *catulus* das goth. *katala*, slav. *kotla*, aus *lagena* ahd. *lagella*, mhd. *lagel* Fässchen, aus *organum* Orgel, aus *cominum* ahd. *chumil* Kummel. Andere deutsche Sprachen haben eine Nebenform, bei der das lateinische n erhalten ist. Von dem keltischen *assal* artheilt auch Stocken (Irish glosses 296), es konnte nach den Lautgesetzen kein einheimisches Wort sein, sondern müsse aus dem Lateinischen stammen; an einer späteren Stelle (S. 153) fügt er hinzu, auch *oro*, und *asinus* scheinen nicht indoeuropäischer, sondern orientalischer Herkunft.

In den sog. Terramara-Lagern von Parma, die der Bronzezeit angehören, wurden nur in den oberen Lagen und zwar nur zweifelhafte Knochen vom Esel angetroffen (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XIV, S. 136). Der Esel erschien also in jener Gegend Italiens später als die Bronze.

### 35. S. 115.

Das homerische *ἐυστρότον ἀγροτταῖον* kann nur bedeuten: auf der Weide, in freien Heerden aufgewachsen, noch ungezähmt. Solche junge Thiere kamen von den Eneiden und wurden dann von dem Empfänger gebaudigt und abgerichtet, ganz wie solches mit den Pferden geschah. Neuere Erklärer des Homer halten das Maulthier, diesen Bastard von Pferd und Esel, für ein natürliches wildlebendes Thiergeschlecht oder erinnern an den *equus hemionus* der Zoologen, den Dschiggetai in den Wildnissen Asiens, welcher letztere dann ohne Zweifel für den zoologischen Garten der Trojaner bestimmt war! — Aber die Onager, die Ludprand auf seiner Gesandtschaftsreise im J. 988 in einem Brühl in Konstantinopel sah, konnten wirklich Dschiggetais gewesen sein. Leider hatte Ludprand nicht Interesse für die Sache genug,







Allein Ziegen verwildern leicht und vermehren sich dann schnell. Auf der Insel Cerigo waren im siebzehnten Jahrhundert alle Einwohner von den Türken ermordet oder weggeschleppt und die Wohnungen niedergebrannt worden. Nur einige Ziegen waren entflohen. Fünfzehn Jahre später hatten sich diese zu vielen Tausenden vermehrt, waren aber so wild wie Gämse geworden (Heckmann, Literatur der älteren Reisebeschreibungen, I, 547). La Marinora hatte viel von den wilden Ziegen auf der kleinen Insel Tavolara bei Sardinien gehört, die nichts als ein ungeheurer Block von kohlensaurem Kalk ist. Nachdem er nicht ohne Mühe und Gefahr einige dieser Thiere erlegt, ergab die Untersuchung, dass die wilden Ziegen nichts als — verwilderte zahme waren (Voyage en Sardaigne, Ausg. 2, I, 171). Gewiss aber ist, dass die Ziege in den Felsenlabyrinthen der griechischen Inseln, Siciiliens, Sardinien's, Calabriens, so wie in Palästina und am Atlas sich heimischer fühlt, reichlichere Milch giebt und einen stattlicheren Wuchs erreicht, als in den nebligen, gras- und walddreichen Niederungen, auf denen in der Urzeit die germanischen und litauischen Stämme ihre Rinder weideten. Nach einer Berechnung vom Jahre 1863 besass das heutige Italien: 3 Millionen Stück Grossvieh, 1 Million Pferde, Esel und Maulthiere, 3 Mill. Schweine und 41 Millionen Ziegen!

### 36. 8. 117.

Der Südosten von Europa, die Abhänge der Karpathen und die sich anschliessenden Ebenen waren von Urbeginn eine grosse Landenwaldung, die noch in historischer Zeit einen unermesslichen Honigertrag lieferte und in der die unterdess ungerückten Slaven haupeten und schmauseten. Bei steigender Kultur des Bodens hatte jeder Zeidler sein bestimmtes Revier im Walde, und die Honighäuser wurden gezeichnet. Ganz spät erst fanden sich von Süden und Westen her Bienenstöcke, *alvea*, *alvearia*, (mittelalt. *apile*, lit. *arulya*, slav. *alci*, bei Hesychius *ἀλειαία ἀλκυία*) bei den Häusern und in den Gärten ein, indess gleichzeitig der Wald immer weiter rückte. In Litauen und Russland aber blieb das Honigsammeln in den Wäldern noch bis in späte Zeiten überwiegend. Strahlenberg, das nord- und östliche Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730, 4<sup>te</sup>, S. 333: „In Litauen und in Russland an vielen Orten heget und hält man Bienen nicht häufig in Korben, noch in aus- und abgehaueuen Klotzen oder Stöcken bei den Häusern, sondern in den Wäldern, an den hochsten und geradesten Tannenbäumen, nahe bei deren Spitzen“ u. s. w., worauf noch erzählt wird, die Dorptischen Bauern (in Liethland) hatten in alter Zeit mit den Pleskauischen Burgern einen Contract gemacht, „dass sie in den Pleskauischen Wäldern ihre Bienenstöcke halten könnten“ — „nachdem aber diese Walder runnret und ausgehaueu worden, hat solches aufgehoret.“ Diese Waldbienenzucht war das Geschäft des Ziedlers (slav. *bortnik*) und hatte sich im Laufe der Jahrhunderte von Gallien, wo sie einst auch geblüht haben muss, nach Germanien, wo die Bienen zur Mark gehörten und die Rechtsbücher über die Zeidelwende Bestimmungen treffen, und weiter nach Nordosteuropa, wo sie sich am längsten hielt, zurückgezogen.



39. S. 122.

Baumeister, Alemannische Wanderungen, I, S. 61: „Ein Gegensatz zwischen römisch und deutsch liegt auch in den Ortsnamen Mauern und Zimmern. Der German hat nicht Stein gemauert, sondern Holz gezimmert. Die Mauer, abel die *mura*, *mura* (dat. pl. *murae*, *muron*), mhd. *mure*, *mür* (*mure*) ist sammt der Kunst den Römern abgelauscht, und nicht alle, aber viele Namen gewiss, gehen auf römisches Mauerwerk zurück. Die gothische Bibel übersetzt Grundmauer und Stadtmauer mit *grundu-radjus* und *burgu-radjus* (fem.). Das ist die deutsche Wand, und *radjus* hängt wohl zusammen mit dem gothischen *radjan* (*radjan*) linden, war also die aus Flechtwerk gefertigte Umzäunung, die Fenz (Tac. Germ. 16). Für bauen verwendet der Gothe das Wort *tunjan* zimmern.“

Wir konnten im Text das Thema von der Baukunst natürlich nur flüchtig berühren, obgleich es bei eingehender Behandlung die fruchtbarsten Gesichtspunkte eröffnen würde. Woher stammt z. B. das gothische *radjan* domus? Wie dieses, ist auch *haus* das Haus (nach Fick: 47) wäre alt *hus* domus einerlei mit alt *haus crunum*, nach Grimm entspräche das lat. *curia*, nach dem Wörterbuch läge die Wurzel *sku tepere* zu Grunde: das slav. *chiza* die Hütte (muss entlehnt sein) ein noch unangefasstes Räthsel. Wir halten es für ein aus einer iranischen Sprache geborgtes Wort (vgl. Lerch, Forschungen, S. 88 und 103), wie auch das vielbesprochene Gott, goth. *guth*, aus derselben Quelle stammen muss. Die iranischen Stämme auf europäischen Boden haben in Kultur und Religion grösseren Einfluss geübt und in den Sprachen mehr Spuren hinterlassen, als bisher beachtet worden ist. Da nach Tacitus die Slaven viel von den Sitten der Sarmaten angenommen und z. B. ihren alten Namen Gottes mit dem iranischen vertauscht hatten, wie hatten die Germanen sich dieser Einwirkung, die ihnen auf mehr als einem Wege zukommen konnte, entziehen sollen? Nicht alle Seythen waren ein nomadisches Wagnvolk; einzelne ihrer Abtheilungen, die *Zeythi porcyae* und *scythae*, bauten den Boden und betrieben Viehzucht. Die früh gegründeten miliesischen Kolonien am Pontus mussten so bildend und erziehend auf sie wirken, wie Massäda auf die Kelten, und dass die Landsleute des Anicharsis wenigstens ein entwickeltes Göttersystem besaßen, geht aus Herodots Angaben klar genug hervor. Später waren Quaden und Jazygen, Gothen und Alanen Wallenbröder und werden oft zusammen genannt.

40. S. 127.

Niebuhr, Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772 4<sup>o</sup>, S. 57: „Man hat ein weisses und dickes Getränk, Busa, welches aus Mehl zubereitet wird. . . . In Armenien ist es ein allgemein bekannter Trank. Dasselbst wird es in grossen Töpfen in der Erde aufbehalten und gemässiglich aus denselben vermittelt eines Rohrs getrunken.“ Dazu in der Anmerkung: „das Busa scheint einige Aehnlichkeit mit dem Trank zu haben welchen die Russen Kish-Sehn oder mit dem, welchen sie Kwass nennen.“ Letztere sind aber nicht berauschend, wie der Trank des Xenophon war.



41. S. 137.

Das herodotische *Jurfordi* findet sich noch heute im Innern Kleinasiens wieder. Ein röhrtartig ausgehöhlter Baumstamm ist an beiden Enden mit einem Brett verschlossen und hat oben ein Loch. Das Gefäß hängt an zwei Stricken und wird wie eine Schaukel von einem jungen Mädchen hin und her geschwungen, bis die Butter sich abgesetzt hat. S. die Abbildung bei Van Lennep, *Travels in little-known parts of Asia minor* London 1870, I, p. 131.

Wir holen hier nach, dass schon vor Herodotus Solon des durch Umrühren der Milch gewonnenen Fettes gedenkt, in den Versen bei Plutarch im Leben des Solon:

οἶτ' ἂν κρυφαί δῖνοι οἶτ' ἐταῖαυτο,  
 ἀπὸ ἂν ταυρῶνος ἀπὸ βουρῶνος.

Der weitgerenste Mann konnte dies Verfahren in mehr als einem Lande kennen gelernt haben.

42. S. 143.

Wenn die Behauptung Partheya in seiner Ausgabe von Plat de l'Asie et de l'Égypte (S. 158) richtig ist, dass bei den allerältesten Mumiën noch Hüllen von Schafwoll angewendet sind und erst von der 12. Dynastie an leinene Binden sich finden, die von da an im allgemeinen Gebrauch blieben, so ist auch in Aegypten der Flachslau erst eine verhältnissmässig jüngere Kulturerwerbung. Wir würden dies auch ohne direktes historisches Zeugnis annehmen müssen, denn Aegypten war bei der ersten Besitzergreifung gewiss ein Weideland, ein Land der *τοποι*, wozu es die Natur gemacht hatte; nur das ist bemerkenswerth, dass danach die Sitte der Einbalsamirung die Entwicklung höherer politischer Ordnung u. s. w. der Bekanntschaft mit der Leinpflanze vorausging. Auch in einem altchaldäischen Grabe — also aus einer Zeit, die dem Reiche Babylon vorangegangen sein soll — wurden angeblich Stücke Leinwand gefunden, *Journal of the R. Asiatic Society*, t. XV p. 271: „*Pieces of linen are observed about the bones, and the whole skeleton seems to have been bound with a species of thong.*“ Aber war es wirklich Leinwand und nicht vielmehr Geleecht aus irgend einer bastartigen Pflanze?

43. S. 144.

Die Zahl der Faden 360 entsprach offenbar der Zahl der Tage des ältesten Jahres (Peter von Bohlen, *das alte Indien*, 2. S. 270). Der Aegypter war so tief in Symbolik befangen, dass nichts für ihn ausserhalb der Religion lag, dass er das Realste, was es geben kann, die nach äusseren Verstandeszwecken verfallende Technik des Handwerks, durch Mystik heiligte und an den Himmel knüpfte. Was politische und wissenschaftliche Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts gesucht und als Forderung aufgestellt haben, christlicher Staat, christliche Volkswirtschaft, christliche Astronomie u. s. w., war im alten Aegypten wirklich einmal vorhanden. Gotthe, Farbenlehre. Zur Geschichte der Urzeit. „Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion.“ Interessant aber ist, dass in dem Bericht des Plinius, fünfhundert Jahr nach



Herodot. statt der Zahl 360 schon 365 erscheint, eine stillschweigende Verbesserung der Sage, durch welche zugleich die obige Deutung bestätigt wird. Auch die beiden ägyptischen Masse, die den Namen *kinn* und *kite* führten, wurden in je 360 Theile zerlegt (Lepsius in der Zeitschrift für ägyptische Sprache, 1861, S. 109), — eine mystisch-religiöse Einrichtung, da für die Praxis die Untertheilungen zu klein waren. — Die Webekunst, bei welcher zwei entgegengesetzte Richtungen ein aus ihrer Durchdringung entstehendes Drittes erzeugen, hat übrigens der mythischen Phantasie der ältesten Zeiten von selbst das Bild zweier Naturpotenzen, eines empfangenden und eines zeugenden Principa und ihrer fruchtbaren Vermischung.

44. S. 145.

Wäre die kolchische Leinwand über die lydische Hauptstadt Sardis gekommen, so hätte das Adjectiv vielmehr *Σαρδικον*, *Σαρδικιον* lauten müssen. Da Herodot sagt, die Kolchier und Aegypter webten auf dieselbe Art, *κατὰ τρόπον*, gab es vielleicht auch in Kolchis ein Gewebe, dessen Fäden aus 360 noch feineren bestanden, und hieß ein solches sardonisch nach dem lydischen und ganz allgemein iranischen Worte *sardis*, das Jahr? — Wie Herodot bringt auch ein neuerer Naturforscher den ägyptischen und kolchischen Flachs in Verbindung. Unger, Botanische Streifzüge auf dem Gebiet der Kulturgeschichte, Wiener Sitzungsberichte, Band 38, S. 130: „Die Leinpflanze ist nicht in Aegypten einheimisch, sondern daselbst eingeführt und zwar, nach der Natur der Pflanze zu urtheilen, aus viel nördlicher gelegenen Ländern, wahrscheinlich aus Kolchis.“ Aber letzteres doch gewiss nicht direct, sondern über Babylonien.

45. S. 147.

Ritter, Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle n. s. w. (in den Abhandl. der Ak. der Wissensch. zu Berlin aus dem Jahre 1861) deutet S. 239 ff. die *σάρα*, *σάρα* als baumwollene Stoffe, aber ohne einen haltbaren Grund anzuführen und bloss auf eine verfehlte Etymologie gestützt. Nach H. Brandes, Ueber die antiken Namen und die geographische Verbreitung der Baumwolle im Alterthum, S. 106 bezieht sich der Ausdruck *σάρα* „nicht sowohl auf einen bestimmten Stoff, als vielmehr auf bestimmte Arten oder Formen von Geweben, welche als Kleidungsstück dienen konnten.“ Mit anderen Worten also: die *σάρα* können bei Homer sehr wohl Leinwand sein, auch wenn spätere Schriftsteller unverkennbar baumwollene darunter verstehen.

46. S. 147.

Wie die europäische Urwelt in der Wallpogge sich Stricke schaffte, das von giebt uns eine Stelle der Odyssee 10, 156 ff. ein anschauliches Bild Odysseus hat auf der Insel der Circe einen Hirsch erlegt, ein ungewöhnlich grosses Thier und es handelt sich darum, die Beute zu den Gefährten am Meeresstrande zu schaffen. Er rafft Gezweige und Ruthen, *ποιήσας τε ἀγυγὰς*



es, zusammen flicht daraus einen Kletterlangen, von beiden Enden wohlgedrehten Strick, *stamma fistrupys augortgoddre*, bindet dem Thier damit die Füsse zusammen, hängt es sich um den Nacken und trägt es so hinauf zum schwarzen Schiffe. Damit vergleiche man folgendes Wort bei Nesselmann: Wörterbuch der litauischen Sprache, S. 180: *kardelus* oder *kardelis* ein starkes Tau zum Anbinden der Holzlosse und Wittinnen (Art Flugfahrzeuge), meist von Bast oder Reissern geflochten; das Ankertau auf grosseren Schiffen, die Drittstange am Wagen, eine junge mit einer geflochtenen Oese versehene Birke oder auch ein Strick, woran das dritte Pferd gespannt wird. Was in dem unentwickelten Litauen noch heute Branch ist, das übten auch die Germanen in einem frühen Zeitalter. Grimm RA 683: „Das einfache Alterthum drohte statt der hängenden Seile Zweige von frischem, zähem Holz, mhd. *mit*, mhd. *wule*, *lancust*, *wulen* binden mhd. Wiede, Langwiede auch in den übrigen deutschen Sprachen, so wie in den keltischen und slavischen, sich wiederfindend (die verschiedenen Formen bei Diefenbach, G. W. 1, 146). Die Wiede diente zum Zusammenbinden der Dächer und der Flüsse, am Wagen und Joch, zur Koppelung der Thiere, zur Geisselung und als Seil beim Anhängen der Verbräuer u. s. w. In jeder Hinsicht entsprechend ist das lateinische *vitis*. Dieses Wort bedeutet nicht etwa die sich um einen Baum oder Stock rankende Pflanze, sondern, wie *viter*, *vimen* und das griechische *trös*, ein biegsames dem Menschen zum Winden, Binden und Flechten dienliches Gewächs. Vergil sagt *lentae vites*, wie *lenta salix*. Wie der Slave und Fehlbhater mit der geflochtenen Wiede geschlagen wird, ja das mhd. Verbum *weisen* geradezu schlagen bedeutet, so bildet bei den Römern die *vitis* in der Hand des Centurionen das Werkzeug der Züchtigung für ungehorsame Soldaten, z. B. *liv. Epit. 57: quem militum extra ordinem deprehendit, et Romanus excol, vitibus, et strabus, fustibus cecidit*. Ein der Rebe ähnliches Rankengewächs, die Bryonia, lat. *vitis alba*, dessen Name wahrscheinlich auf den Weinstock überging, wird von Ovid ausdrücklicher mit der Wiede zusammengestellt, Met. 13, 800:

*Lentior et salicis virgine et vitibus alba —*

und diente wie Linster und Binse zum Korbflechten, *Serv. ad V. G. 1, 165. quantum de genatix vel junco vel alba vite solent feri*. Man vergleiche auch altu. *sneis* Zweig, mhd. *sneise* Schnur. Eben so ist wohl das ahd. *repa* die Rebe mit goth. *skaularap* schubriemen, ahd. *reif* das Seil verwandt, bezeichnete also ein zu Flechtwerk und Stricken dienendes Gewächs, einen Strauch mit biegsamen Ruthen, in dem das Rohrrohr zu nisten pflegt, und wurde später auf die Weinrebe nach deren Bekanntwerden angewandt. Französisch hiess und heisst die Wiede *hard*, *hart*, die zum Binden dienende Weidengete *harcelle*, also gegen das litauische *kardelus* mit germanischer Lautverschiebung und folglich aus dem Deutschen stammend.

Ein Schritt weiter war es, wenn der Bast der Räume, ein noch weiterer, wenn die Fasern der Nessel zu Seilen, Zäumen, Gürteln, Zäumen, Kleidern, Schifden u. s. w. verarbeitet wurden. Die Massageten kleiden sich in Bast, *Strab. 11 8, 7: αμαρυνον de (ou Massagetai) τοις τρις δερδρον γαυον*, und ebenso die Germanen, *Pomp. Met. 3, 3, 2: rursus super relaxantur, und libras*



*arborum quatuor uera hieme, und tragen Schilde von rother Baumrinde, Val Flare 6 97 (von den Bastarnen):*

*quos duce Tringone cruda mero coctis armat*

Zu solchem Bastgeflecht diente besonders die Linde, die auch in allen Sprachen nach dieser Eigenschaft benannt ist. Das griechische *qatipa* heisst Linde und Bast und ist sicher mit *qkaios* Rinde und *qkaios* Kork verwandt. Theophrast *h. pl.* 5, 7, 5: *ἔχει δὲ καὶ (ἡ qkai(n) τοὶ qkaios χοῦναι τοὶ καὶ καὶ qkaios καὶ qkaios καὶ qkaios* Also noch Theophrast kennt den Gebrauch des Lindenbastes zu Stricken und zu Kisten. In der grossen Lindenteggen Europas, in Weiss- und Kleinrussland und den an die Karpathen sich lehrenden Landschaften ist die Lindenrinde noch heut zu Tage in lebendiger Anwendung und dient je nach dem Alter des Baumes zu Wagenkörben und Flusskähnen, zu Matten, Stricken, Schuhen, Säcken, Sieben u. s. w. Man berechnet die Zahl der hier und in dem walddreichen russischen Nordosten in Wjatka u. s. w., zum Behuf der Schälfung jährlich gefällten Bäume auf etwa eine Million, der Bast wird in Wasser geweicht und das Material ist fertig. *Abd. lenda*, *aga* und *altu lund* die Linde, *altu lund* der Gürtel; das *lund* in deutschen Mundarten so viel als Bast, Lindschleier in der älteren Sprache gleich Seiler (Grimm RA S. 261 und 520). Von dem deutschen *lund* kann das lateinische *luteum* nicht getrennt werden; nach Wackernagel wurde auch das romanische *lurea* die Barke aus dem niederdeutschen *lorke*, *altu lorke* abzuleiten sein, doch scheint das griechische *logos*, welches vielleicht aus Aegypten stammt, das messapische *logu* und lateinische *lurea* grosseren Anspruch zu haben. Das homerische nur im Dativ und Accusativ vorkommende *lurea*, *lurea* also für *lurea*, *lurea* ziehen wir mit Pott gleichfalls hierher: es bedeutete ein groberes Tuch, ursprünglich wohl eine Matte aus Lindenbast, der weggestellte Wagen wird damit bedeckt, es wird auf den Sattel gebreitet und darüber die schone purpurne Sitzdecke, der Leichnam des Patroklos wird damit verhüllt und darüber das weisse Leichentuch geworfen. Ob wir uns dabei im Sinne des Sängers noch eine wirkliche Bastmatte oder schon ein grobes Leinwand zu denken haben, bleibt ungewiss. Lateinisch *lutea* Linde, *lutea* Bast, französisch *teiller* Rind brechen, italienisch *teglia* Hanfrinde. Dem slavischen *lpa*, litauischen *lepa* die Linde entspricht gr. *leptu* schälen, *leptu* zart (durchganzung von Zeugen aus Flachs gebraucht, *lepta* *lepta* - Innere Gewebe) lit. *leptu* schälen, *abd. lout*, *lout* Baumrinde. Ebenso gehört lat. *lureum* ohne Zweifel in dieselbe Reihe mit lit. *lurea*, russ. *poln. czoch* *lyka* der Bast. Wie lat. *liber* beweist, war Bast auch das älteste Schreibmaterial. *Uly. Dig.* 32, 52. *Librarium appellations continentur omnia volumina, sive in charta, sive in membrano sive in quavis alia materia, sed et sive phyllo aut in lino, ut nonnulli consueverunt, aut in quo alio curio, idem est dicendum.* Mit Anbruch der historischen Zeit ist dieser vielgebrauchte Stoff überall im Verschwinden, aber manche Benennungen, die ihm gegolten hatten, gingen auf die neuen Pflanzen über, die an seine Stelle traten.

Schon dem Flachs näher stehen die Gewebe aus den Fasern der gemeinen, wildwachsenden Nessel. Sie sind bei den Halbmaden an der Grenze Asiens und Europas, einer Gegend, die bei dem stufenmassigen Zurückweichen der



älteren Culturepochen nach Osten uns oft in überraschender Weise die Gestalt Ureuropas vor Augen stellt, noch heut zu Tage ganz gewöhnlich. Die Weiber der Baschkiren, der Koibalen, der Sagar-Tataren u. s. w. verarbeiten die *urtica dioeca* nicht bloss zu Netzen und Garnen, sondern auch zu einer Art Leinwand, s. Storch: *Tableau historique et statistique de l'empire de Russie*, 1801, II 249. Von den Baschkiren berichtet Pallau, Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, St. Petersburg 1801, I, S. 448: „Ihr grünes Leinenzeug zur Kleidung verfertigen sie grossentheils selbst, indem sie, . . . auch von der gemeinen grossen Nessel Garn spinnen. Diese Nessel wächst in dem fetten Erdreich bei den Wohnungen häufig und wird wie der Hauf im Herbst ausgerauft, getrocknet, danach etwas eingewässert, der Bast am meisten mit den Händen durch das Brechen der Stengel abgezogen und zuletzt in hölzernen Mörsern gestampft, bis nichts als das Werg übrig bleibt.“ Ein Handelsbetrug, der in Turkestan oft vorkommt, besteht darin, dass Nessel-Loden mit der Seide verwebt werden und das Zeug als reiner Damast verkauft wird. Nestor erzählt an einer merkwürdigen Stelle (Oleg habe, von Konstantinopel wegschiffend, den Schiften der Russen Segel aus *puschika*, denen der Slaven Segel aus Nesseln, *krojara*, gegeben, Schlozer, Nestor III, S. 295 f. (Das erstere Wort erklärt Krug, Zur Münzkunde Russlands, St. Petersburg 1805, S. 109 ff. als verderbt aus „babylonisches Zeug“ d. h. Seide, vielleicht waren die Segel von Nesseln linnen mit Beibehaltung des alterthümlichen Ausdrucks, nur feinere, denn die Slaven beklagen sich, dass sie ihre gewöhnlichen groben nicht bekommen haben, die dem Sturme besser Widerstand geleistet hätten). Dass auch die Germanen Netze aus Nesselgarn strickten, lehrt die etymologische Verwandtschaft dieser beiden Wörter (gath. *nati*, ags. *net* das Netz, ags. *netele* die Nessel u. s. w.; auch die Nessel preuss. *notre*, lit. *notere*, lett. *natra*, altirisch *nenaid* (reduplicirt, Cormac p. 126), scheint vom Nähen so benannt. Wir fügen noch hinzu, dass auch Albertus Magnus den Gebrauch der *urtica* zu Geweben kennt, *de vegetabilibus* ed. Jessen 6 462: *nam autem habet pellex (urtica), internam et externam: et illae sunt, ex quibus est operatur, sicut ex lino et canabo*. Und gleich darauf: *sed pannus urticae puritatem excitat, quod non facit lini vel canabi*.

Als der Flachs den europäischen Völkern zukam, da war es natürlich, dass die vorhandenen Namen des Bastes und der Nessel und der aus ihnen gearbeiteten Produkte auf die neue Gespinnstpflanze übergingen. So erhielt das lateinische *luteum* den Sinn von Leinwand, während im Deutschen L und die Bedeutung Bast und Linde die des basttragenden Baumes bewahrte. Ein keltisches Wort für Nessel ist kymrisch *dynat*, *dauid*, welches altkörnisch *linuden*, armorisch *linad*, *linad*, *linaden* lautet (Zeuss' 1076). Das Primitiv davon scheint in dem bei Dioscorides aufbewahrten dakischen *drinos* *zridy*, *urtica* (Hofenbach O. E. S. 329) und mit demselben Wechsel von d und l, wie bei *dynat* und *linad*, in dem griechischen *λίαν* vorzuliegen. Ist die letztere Vermuthung gegründet, so würden die Griechen, als ihnen in vor-homerischer Zeit der Flachs und die Leinwand von Asten her zugezogen wurde, ihre Bezeichnung der Nessel und des Nesselgewebes mit das ähnliche, wenn auch vollkommnere Gespinnst aus Flachs angewandt haben. Der ursprüngliche kurze Vocal wurde mit der Zeit und in eingen Landschaften lang: *λίαν*



(der umgekehrte Vorgang wäre nach den sonst beobachteten Gesetzen sprachlicher Entwicklung unnder wahrscheinlich, und so lautet das Wort bei Aristophanes Pac 1178 und beim Komiker Antiphanes Athen. 10, p 455) — welche letztere Stelle Meincke mit Unrecht durch Conjectur ändert. In dieser jüngeren Gestalt finden wir das Wort in Italien wieder: *baum*; von da kam es zu den transalpinischen Völkern, goth *lein* u. s. w. Die deutsche Sprache hat noch zwei Ausdrücke für die Pflanze selbst, beide sichtlich vom Flechten und Weben entnommen und mit Wörtern der Bedeutung Haar auch berührend: ahd *flahs* und *harsu*, gen *harnues* (erstere hat im litauischen *plunkas* und slavischen *chasa* den Begriff Haar, im lit *plauzas* den von feinem Bast, *juhs*, das Haar, die Nebentorm von *flahs*, ist eins und dasselbe mit dem griech *πλωος*, *πλωος*, welches letztere Wort der Scholiast zu Nic Ther 549 erklärt: *πλωος* δὲ τὸν ποταμὸν τῆς ποταμῆς, also Bast, *πλωος* kommen, lat *pecto*, *harnu*, altu *hor*, der Lein, halten wir für identisch mit dem slav *kropiva*, die Nessel, und dem alban *kerp* = Hanf)

Unter den aus Schweizer Seen aufgetauchten Gegenständen haben sich auch Bündel geernteten Flachses, Stücke linnenen Zeuges, aus Flachs geflochtene Matten u. s. w. gefunden. Da namhafte Naturforscher in den genannten Ueberresten wirklich die Fasern des Flachses erkannt haben, so dürfen wir an der Thatsache nicht zweifeln, obgleich bei Garrigou et Filliol, *Age de la pierre polie*, Paris et Toulouse, s. n., 4<sup>e</sup>, p 51 es vorsichtiger Weise nur heisst: *le lin leur etait probablement connu, a moins qu'une autre plante à corce filamenteuse (die grosse Nessel?) ait pu leur fournir de quoi faire des vêtements*. Der Flachs war übrigens nicht unser jetzt gebräuchlicher sondern eine besondere Varietät. O Heer in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 15, 312: „Der Pfahlbautenlein ist nicht der gemeine Flachs. Der schmalblättrige Flachs, *linum angustifolium* Huds., der in den Mittelmeerländern von Griechenland und Palästina weg bis zu den Pyrenäen zu Hause ist, darf als die Mutterpflanze des kultivirten Pfahlbautenleins bezeichnet werden. Dass die Pfahlbautenleute ihren Flachssamen aus dem südlichen Europa bezogen, beweist das kretische Leinkraut“ welches letztere sich nämlich als Unkraut unter den Flachsesten findet. Danach also war der Schweizer Flachsbau erst von dem italischen abgeleitet. Je ausgebildeter wir uns überhaupt den Acker- und Obstabau bei den Bewohnern dieser Wasserbauten denken, desto tiefer in der Zeit müssen wir sie herabrücken. Man erwäge wohl, dass die aus dem Grunde der Seen heraufgehobenen Gegenstände, so interessant ihr Anblick sein mag, doch unmittelbar chronologisch nichts aussagen und dass Alles was über die Epoche dieser Kultur vermutet worden ist, nicht der Betrachtung ihrer Reste, sondern anderweitigen oft sehr luftigen Erwägungen und Voraussetzungen entnommen ist. Wenn es das Glück so fugte, dass sich mitten in einem dieser Flachsbündel ein massalotisches Feldstück eingeschlossen fände, oder wenn ein gutige Fee uns einige wenige Wörter der Sprache dieser Pfahlbauer, z. B. die Namen, mit denen sie den Flachs, den Weizen, den Pflug u. s. w. bezeichnen, vertrauen wollte — Welch ein heller Lichtstrahl bele plötzich in diese dunkle Welt! Wir würden uns nicht wundern, wenn sich dann ergab, dass diese rathselhaften Urnenachen mit den steinernen Werkzeugen in der Hand Nie-



mand anders als die Väter der uns seit Cäsar wohlbekannten Helvetier waren und dass die höhere Kultur, deren Spuren wir bei ihnen finden, von den Ufern des mittelländischen Meeres stammte.

47. S. 166.

Movers. Phönizier. 2. 3. 157 behauptet ganz grundlos: „Hanf zu Schiffseilen und Segeln wurde in der ausgezeichnetsten Güte in Phönizien gezogen.“ Das könnte höchstens von der Römerzeit wahr sein, wo auch der Hanf der karthagen Stadt Abubanda im höchsten Reife stand — Der an einer einzigen Stelle im Homer vorkommende Ausdruck *σπάρα* für Schiffstaue, Il. 2. 135,

καὶ δὴ δούρα σέσσην νύϊν καὶ σπάρα λέλυνται —

lässt über den Stoff, aus dem sie gefertigt waren, im Dunkeln. Vergleicht man indess das verwandte Wort *σπῆς*, lat. *sparta*, der Korb, so wird glaublich, dass auch *σπάρα* aus einer Binsen- oder Ginsterart gedreht war. Aber die *σπάρα* *αὐτὴ τοῦ παυερῆ* an den Leinwand-Harnischen der Chalyber bei Xenophon Anab. 4. 7. 15 mögen haufenen Stoffes gewesen sein, da die Chalyber demjenigen Landstrich und Volksstamme nahe wohnten, wo der Hanf zuerst auftritt.

48. S. 167.

Neben dem allgemein europäischen Ausdruck haben die Slaven ein eigenenthümliches Wort für Hanf: russisch *penka*, poln. *penka*, czechisch *penek*, *penka*. Sie konnten dies, wie so vieles Andere, von den Scythen oder Sarmaten entlehnt haben, denn neupersisch und afghanisch *bang*, *bang* und schon zendisch *bandus* Trunkenheit, *Bandu* Name des Daeva der Trunkenheit, s. Justi, Handbuch, S. 209. Ein zweiter slavischer Ausdruck *poskon* (so auch russisch und czechisch, polnisch *ploskon*) stellt sich zu ahd. *jahu*, gr. *σπῆς*, neben *flax*. Bischof Otto von Bamberg fand bei den heidnischen Slaven in Pommern viel *canapum*, s. Herbordt vita Ottonis bei Pertz, Ser. 20 p. 745.

49. S. 173.

Wie die Lokrer mit den Sionlern sollte der attische Feldherr Hagnon mit den Barbaren am Strymon verfahren sein: er leistete ihnen den Eid, drei Tage nichts unternehmen zu wollen, warf aber bei Nacht seine Befestigungen auf und gründete so Amphipolis (Polyan. 6. 53). Durch buchstäbliche Auslegung erwarb sich auch Holo den Boden zur Gründung von Karthago. Bei dem Mönch von Corvey, Widukind, landet der Stamm der Sachsen zuerst in Hadeln. Einer ihrer Junglinge kauft den Thuringern für viel Gold einen Haufen Erde ab und wird als Betrüger ausgelacht. Hinterher aber bestreut er weit und breit das Land mit dem erkauften Staube und so gehört der Grund und Boden den Sachsen. Dieser Anspruch wird dann durch eine blutige Schlacht und die Niederlage der Thuringer bekräftigt. -- Bei Naturvölkern mit noch unentwickelten sittlichen Gefühl wird die List bewundert, wie die Tapferkeit. Der Eid wird gefürchtet, aber nur als Formel, und so ist auch das Recht noch untrennbar vom Symbol.



50. S. 196.

*Laurus* abgeleitet von *lao*, *laco*. Derselben Herkunft ist *Larum*, *Larinum*, die angeblich mit Lorbeer umpflanzte Städtchen *Laurentum* n. s. w. n. Schwegler, Römische Geschichte, I, S. 319 f. Diese Herleitung würde noch sicherer sein, wenn wir mit Benfey das griechische *δάρυ*, mit *δάρος*, *δάρος*, *δάρω* in der ursprünglichen Bedeutung benützen, antelechen in Verblindung bringen durften. Aber störend ist das thessalische *δάρυ* in dem zusammengesetzten Worte *ἀρξιδάρυς* bei Boeckh C. I. n. 1766, so wie das jetzt bei Nicander an zwei Stellen (Thor 34 und Alexiph. 139) wiederhergestellte *δάρυ* für Lorbeer. Andere haben das Wort daher von einer Wurzel mit der Bedeutung brennen ableiten wollen (Lagerlotz in Kuhn's Zeitschr. 7, 298), wo denn der Lorbeer immer noch als leuchtender, nur nicht als durch Spählen, sondern durch aromatische Raucherung reinigender Baum benannt war (Paul. Epit. ad C. Müller, p. 117. *augue candem laurum amittit suffumitibus adhiberi solitum erat*). Stünde danach das *l* im lateinischen *laurus* für *d*, wie in anderen bekannten Fällen? Die Perser in Künikien sagten *δάρυ*, für *δάρυ*, nach Hesychius. Derselbe hat ein Wort, welches wegen der Ableitung mit *r* nahe an das lateinische herankommt: *δάρειν ἢ ἑρτοῖς*, *Τερρεῖν δάρυ*. — Wenn das griechische Wort aus einer asiatischen Sprache stammt, dann ist natürlich alle Bemühung um etymologische Erklärung aus dem Griechischen vergeblich. Auch *μύρος*, (*μυρίν*, *μυρίον*, *μυρίον*) ist, weil von *μύρον*, *μύρον*, *μύρον* nicht zu trennen, ein orientalisches Wort. In der ältesten Zeit wurden die Straucher, deren Blätter und ausschwitzendes Harz zu Wohlgeruch dienten, nicht genau unterschieden. Zu den im Texte angeführten Stellen ist noch Serv. ad V. A. 3, 24 zu fügen, wo *Mirene*, ein schönes Mädchen, Priesterin der Venus, weil sie einen Jüngling heirathen will, von der Göttin in eine *myrtus* verwandelt wird. Dass im Namen der Myrha, der Tochter des Cinyras, der Begriff Trauer steckt, wie Movers I. 243 wollte, ist nach dem Obigen nicht glaublich.

51. S. 199.

Schneider zu der aug. Stelle des Theophrast bemerkt, *α (Phonus) quatuor aut plura in uno libro scripta legit, aut aliunde inerat Mithridatis nomen*. Aber den Namen des Mithridates konnte Phonus doch nicht in seinem Exemplar des Theophrast finden, der zweihundert Jahre vor Mithridates lebte. Beispiel gelehrter Zerstretheit!

52. S. 202.

Sollte nicht umgekehrt der griechische Name *μύρον*, erst von den Produkten der feineren Holztechnik und der Kunstschreinerel auf den Baum übergegangen sein? Dass das Wort zu *μύρον* gehört, darüber kann kein Zweifel sein; der zu Grunde liegende Begriff kann aber nicht blos sein, wie Benfey im Wurzelsörterbuch vermuthet, denn der Buchahorn zeigt gerade die entgegengesetzte Eigenschaft, eben so wenig der des Krauses, krummen Stranches, wie Grimm wollte, denn *μύρον* sagt gerade das Gegentheil aus:



salten, schichten, fügen, zurechtlegen, aus Tafeln zusammensetzen. Schon Homer hat *πίρις* für die Lagen des Schildes, *ἰν πίριαι πίριον* für die Doppeltafel, auf deren innerer Fläche Zeichen eingegraben waren. Pindar *ἐντομα πύργαις* für die wie bei kunstreichen Gefässen in einander greifenden Fugen der Gesänge u. s. w. Hat der Baum von solchen aus seinem Holz gefügten Kisten und Tafeln den Namen, so folgt, dass der Handel diese, so wie vielleicht Blöcke des rohen Materials, den Griechen zufuhrte, ehe der Baum selbst ihnen zu Gesicht gekommen war, — eine Bestätigung der im Text geasserten Ansicht. — Der Name *κίτρινος*, *κίτρινος* konnte griechisch, nicht barbarisch, sein, wenn nämlich darin in aolischer Form das sehr alte Wort steckt, welches als *κίτρινος* bei den späteren Griechen den Oleaster, bei den Lateinern als *cotinus* irgend einen Strach in den Apenninen bedeutete, bei den Sinopeern aber vielleicht den auf dem Gebirge wachsenden *bucus* bezeichnete.

53. 8. 204.

Hensley, 2, 372 Das *m* des semitischen *cinnamon* ging „durch eine sehr natürliche Umwandlung“ in das griechische Digamma über. Hesychius kennt noch 10r eine Sorte grosser Granatäpfel den Namen *ξύμμι*. (Wenn freilich, was er hinzusetzt, das Wort laute besser *ξύμμι*, und die vorausgehende Glosse: *ξύμμι* *πόσι*. *Αλοκίς* sicher wäre, so würden andere Vermuthungen Platz greifen). Dasselbe semitische Wort steckt vielleicht im ersten Theil von *όροβαρχος* (Schol. ad Nic. Ther 868: *λέγεται δὲ οὕτως ἢ ἐξ ἐνδοχῆς τῶν ποτῶν όροβαρχος*) oder *όροβαρχη* (Hesych. *όροβαρχη* *ποταμῆ τις οὐ δὲ τῆς ποτῆς, τῶν καρπῶν, οἱ ἱμαί πεινόντες*). *Ακτινός* gilt auch für die Blüte, aus der sich die Frucht entwickelt, Schol. ad Nic. Alex. 610: *νότιον ἡσσαι τὸ ἄνθος τῆς ποτῆς, οὗτο αἰξήθη ποσὶ γίνεται*. Zu den Versen des Nikander, Alex. 481:

*βοίκοι δ' ἄλλοτε καρπὸν ἄλκις γυνώδευ αἰδῆ,  
ἀρησίδος, οὐλομένης τε καὶ ἤι Προμήτειον ἱπποῖσι —*

bemerkt der Scholast: *οὐλομένης εἶδος ποτῆς καὶ οὐλομένης, καὶ προμήτειον δ' εἶδος ποτῆς, ὡρομένη δ' αἰτὴν ἀπὸ τινος Προμήτειο Κρητός*. Bei *αἰδῆ* erinnert Pott EF<sup>1</sup> 4, 81 an das persische *akh* — *jannum, malum*. Von dem Namen der Blüte *βαλνιανός* (wohl auch ein orientalisches Fremdwort, stammt bekanntlich das italienische *balaustru*, *balaustrata* u. s. w. und also auch unser *Balustrade*.

54. 8. 209.

Niedler (Reise, 1, 626) erzählt: „Als König Otto 1834 an den Thermopylen war, brachte ein altes Mütterchen einen stattlichen Granatapfel und wünschte dem König so viel glückliche Jahre, als Kerne sich darin befänden.“ Dies erinnert an Herodot 1, 143. Als Darius einen Granatapfel öffnete und gefragt wurde, von welchem Ding er eine so grosse Anzahl wünsche, als Kerne in der Frucht waren, erwiederte er, so viel Getreue, die dem Megabazus glichen, und das werde er noch höher schätzen, als Griechenland



unterworfen zu sehen. Dieselbe Geschichte erzählt Plutarch (Regum et Imp. apophthegm. in.), aber mit Bezug auf Zopyrus.

55. N. 214.

Solche *zōtra* werden auch die Lilien sein, die man auf assyrischen Basreliefs gefunden haben will (G. Rawlinson, the five great monarchies, 1, 110), so wie diejenigen, nach deren Hülfe die Säulenknäufe des salomonischen Tempels gearbeitet waren. Die ägyptischen, rosenähnlichen, im Fluße wachsenden *zōtra* werden als *Nymphaea Nelumbo L.* gedeutet.

56. N. 214.

Ueber *gōdor*, *gōdor* und die identischen Wörter im Armenischen, Kurdischen u. s. w. siehe die Citate bei Pott EF<sup>2</sup> 2, 817. Das armenische *erul* führt nach Spiegel (Beiträge, 1, 317) auf ein altperasisches *roveda*, aus dem, mit Verlust des schliessenden *d*, auf regelmäßige Weise das heutige, schon im Huzaresch vorkommende *gul*, die Rose, entstand. Auch Spiegel bestreitet die semitische Herkunft des Wortes. Für unzweifelhaft persisch muss *zōgour* — persisch *lāleh* die Lilie (Benfey 2, 137) gelten. Susa, die Winterresidenz der persischen Könige, sollte von dem Lohenreichtum der Gegend den Namen haben, denn persisch *zōgour* = griechisch *zōtior*.

57. N. 216.

Rosa nach Pott aus *gōdā*, Rosenstrauch, wie die Italische Volkssprache *Clausus* aus *Claudius* u. s. w. machte. Nur möchten wir statt des Substantivums *gōdā*, wo zugleich ein Begriffstbergang vorausgesetzt wird, lieber das Adjective *gōdā* *palin* zu Grunde legen. Die Rose heisst seit alter Zeit *gōdā* *zōtrē*, schon im Hymnus an die Demeter, *zōtrē* nämlich zum Unterschied der edlen gefüllten Rose von der wilden. Dies war so gewöhnlich, dass auch *zōtrē* allein schon für Rose galt, daher *zōtrē* *zōtrē* *zōtrē* und *zōtrē*, die Nymphe oder das Mädchen mit den Rosenwangen. Umgekehrt aber liess auch wohl die Volkssprache das Substantiv weg und sagte bloss *zōtrē* *gōdā* *rosa*. — Die Macedonier hatten nach Hesychius ein eigenes Wort für Rose: *zōtrē* *gōdā*, Macedonien war ja für den europäischen Welttheil auch das Vaterland dieser Kulturpflanze. Bei Zeuss<sup>2</sup> p. 1076 findet sich für *rosa* ein althoratisches Wort *breila* (kambrisch *breila*, *breila*), dessen Dentung und Verwerthung für die Kulturgeschichte wir Kennern dieser Sprache überlassen müssen. Eben so dunkel ist p. 163 die kambrische Glosse: *flon* (*rosa*). *Lilium* statt *lirium* ging aus dem Streben nach Assimilation hervor, die neulateinischen Sprachen sollten hier umgekehrt das Hebräische nach Assimilation und sagten *gōdā*, *lirio* u. s. w. Das syrische und portugiesische *azarem* für weisse Lilie stammt aus dem Arabischen und ist also ursprünglich eins mit dem alttestamentlichen *zusan*, *Susannah*, und dem Worte, das nach Stephans von Byzanz dem Namen der persischen Hauptstadt Susa zu Grunde liegt. Die Araber waren Garten- und Blumenfreunde. Die Neugriechen haben das Wort aufgegeben und sagen, die dreissigblättrige, *triantha* (Fraas Synonyma, p. 16, ähnlich schon die späteren Griechen, s. Langhavel Botanik



der ap. Gr. S. 71. welches Wort auch ins Albanesische übergang. die Lillie, *zofros*, führt ungefähr den alten Namen, dessen sich auch die Walachen bedienen und den die altslavische Kirchensprache gleichfalls adoptirte

58. S. 221.

Vergl. das ausführliche Werk: M. J. Schleiden, Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Leipzig 1873. 8.

59. S. 231.

Später haben Hartmann in der Zeitschrift für Ägyptische Sprache 1891 S. 21 und Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's, 1, S. 267 vermutet, es könnte wohl aus irgend einem uns unbekannten Grunde den ägyptischen Malern verboten gewesen sein, Kameele abzubilden, — aber wenn das Kameel in Aegypten vorhanden gewesen wäre, dann hätte es nicht in ganz Nordafrika bis auf die Römerzeit gefehlt, s. Barth, Wanderungen, S. 3 — 7. Auch die Hühner, auf die sich Ebers beruft, sind ein spät eingeführtes Kulturthier, s. unten den Abschnitt vom Haushahn. Auf die Dromedarknochen, die bei Bohrungen im ägyptischen Boden neben anderen Thierresten angeblich gefunden worden sind, ist als auf ein viel zu vages und tausend Möglichkeiten unterliegendes Argument vorläufig noch nichts zu bauen. So bleibt es dabei, dass zu der angenommenen Zeit der Pharaos dem Abraham noch keine Kameele geschenkt haben kann, wahrscheinlich aus andern Gründen auch keine Esel, während das Pferd, das zwar in Aegypten erst eingeführt ist, aber in einer Zeit, die den jüdischen Erinnerungen und Aufzeichnungen lange vorausging, unter den Geschenken nicht fehlen durfte.

60. S. 231.

Movers, Phönizier, Th. II. zu Anfang, ist der umgekehrten Meinung und leitet den griechischen Namen des Landes, *η Φοινίκη*, von *φοινίς* Dattelpalme ab, da Phönizien, Palästina, Idumäa und Syrien bei den Alten für palmenreiche Länder galten. Allem, was wird dann aus *φοινίς* Scharlach, welches Wort doch offenbar denselben Ursprung hat? Giesenius, der geneigt war, *φοινίς* Purpur zum Ausgangspunkt zu nehmen (Monum. phoen. p. 338), konnte doch wenigstens eine leidliche griechische Etymologie (*φοινίς*, *φοινός* u. s. w.) für sich geltend machen. Wie aber soll *φοινίς* Palme aus dem Griechischen sich erklären lassen? Dazu kommt der entscheidende Grund, dass Homer die Phönizier längst als ein die Meere befahrendes, Handel und Seeraub treibendes Volk kennt — man erinnere sich nur der Lebensgeschichte des göttlichen Seahrten Eumäus —, von der Bewunderung der Palme auf Delos aber noch ganz erfüllt ist *Φοινίς* der Phönizier, kann nicht anders als aus dem einheimischen Namen des Landes entstanden sein, dessen hebräische Form Kanaan, Kemaan und spätere phönizische *Χνάν* *ʿOzn* uns überliefert ist. Der aspirirte Anlaut, über dessen Aussprache in so früher Zeit wir nichts wissen, sprang entweder im griechischen Munde in den Labial über oder das Wort begann in derartigen alterthümlichen semitischen oder halbsemitischen Mundart, die den Pelasgern, Lelegern u. s. w. zu allererst zu Ohren kam.



mit einem Laute, der in Europa durch *q* wiedergegeben wurde. Auf der Medialstufe wurde ganz so aus hebraischem Qabel, phönizischem Qybl das griechische *Βίζκος*. Dass auch eine kürzere Form in alter Zeit im Gebrauch war, geht aus dem entlehnten lateinischen *Poenus* hervor, welches griechisch *Πονός* war.

61. 8. 232.

Plin. 16, 240: *Palma Ueb. ab ejusdem dei (Apollinis) uetate conspectior*. Also die delische Palme stand noch zu Plinius Zeit: da nun die natürliche Lebensdauer der Dattelpalme nicht so weit reicht und seit Odysseus Zeiten mehr als ein neues Exemplar das alte hatte ersetzen müssen, so mag uns dies in andern Fällen, wo lange dauernde Räume gleichfalls von der mythischen und heroischen Epoche abgeleitet werden, vorsichtig machen.

62. 8. 236.

Gesenius im Thesaur. S. 345 findet im griechisch-lateinischen Palmyra eine Wiedergabe halb nach dem Sinne, halb nach dem Klange, ohne eine solche Halbierung durch irgend einen Grund wahrscheinlich machen zu können. Die Römer werden bei Eroberung Asiens den Namen doch schon vorgefunden haben, die Griechen des Seleukidenreiches aber konnten bei einer Uebersetzung sich nicht des lateinischen *palma* bedienen. Movers 2, 3, S. 253 sagt: „den Namen Palmyra halte ich für eine Corruption von Tadmor.“ Da aber ganz dieselbe Corruption bei dem altlateinischen Worte *palma* eintrat, so wird dieselbe wohl einen andern Namen bekommen müssen. Der Uebergang des *d* oder *t* in *l* vor einem *m* liegt übrigens nahe, vergl. z. B. *zadula*, *zaduma* mit dem romanischen *calamine*, *gallamina*, deutsch Galmien, oder Patmos, jetzt Palmosa.

63. 8. 236.

Dies *ανάβηξ*, *ανάβηξ* — beide Vokale sind lang — ist in so fern ein merkwürdiges Wort, als es ganz in die Bedeutungen von *γομφή* eintritt. Es bezeichnete den Palmenzweig, angeblich mit der daran hängenden Frucht, dann die rothe, rothbraune Farbe, endlich auch ein musikalisches Instrument. Gellius 2, 26 erklärt das Wort für ein dorisches *quidam enim Dorici cocum aruleum et palma terminem cum fructu* — also nicht die männliche Blüthe, die *ανάβηξ*, eher die Datteltraube; nach Plutarch Symp. 8, 4, 3 bedeutete es den Palmenzweig d. h. das Blatt, mit dem der Sieger gekrönt wird: *αὐτοὶ δὲ οὐκ οὐκ προσηγορίᾳ τῶν Ἀττικῶν, ἀσσυρίων, βρυγῶν, οὐκ ἰσχυρῶς τῶ ἱππῶν ὄψεως ἐξ ὧν ποτὶ ἀνέπαυτον κλάδον τοῦ ὑποὶ γομφῶν ἢ καὶ ἀνάβηξ ἀνομασίῃ*. Eine kürzere Form erscheint bei Hesychius: *ανάβηξ γομφῶν τοῦ γομφῶν*. Unter den Latomern braucht das Wort Vergil von der braunen Farbe der Pferde, die sonst mit *budua*, Ital. *boja*, franz. *lou* bezeichnet wird, Georg. 3, 82:

*homos*

*Spadicea glaucusque, coctus atriverrucis albi*

Die Alten leiteten es von *anion* ab, wie die obigen Stellen des Gellius und Plutarch lehren, es kann aber nicht zweifelhaft sein, dass es ein Lehnwort



aus dem Semitischen ist. Eine spätere Benennung für Palmzwerg, *ῥαῖς*, *ῥαῖος*, die im Neuen Testament gebraucht ist, stammt aus Ägypten; alt-ägyptisch *ba*, koptisch *ῥαῖ*, s. Champollion, *gramm. égypt.* I, p. 59. Benfey 2. 369. Der eigentliche lateinische Ausdruck ist das schon oben bei Gellius vorgekommene *termes*, wie die Stelle Ammian. Marcell. 24. 3. 12. lehrt: *et quoniam incessant quicquam termites et spadicen erant adsidua, quorum ex fructu melles et vinu concipitur abundantia*. Es wird vom griechischen *τεῖνον* abgeleitet sein und den als Siegespreis am Ziel aufgesteckten Zweig bedeutet haben.

64. S. 242.

Cypern, die alte Station der Seefahrer, erhielt den Namen von den Cypressen, die dem nahenden Schiffer von fern winkten, oder deren Holz von hier ausgeführt ward. Bekannt ist, wie auch sonst Inseln nach Bäumen benannt sind, z. B. die Pityusen bei Spanien von der Fichte, *πίτυς*, oder Madeira von Bauholz, *a materie*. Nach der Cypresse heisst auch die phönizische Stadt Berytus, also ganz wie griechisch *Βερυττία*. Ritter, der am Anfang seiner schönen Monographie annimmt, die Cypresse habe in Afghanistan ihre wahre Heimath, und von hier aus sei sie mit dem alten Glauben ursprünglich ausgegangen, ist später doch wieder geneigt, den Baum auch in Phönizien, in Kanaan, ja auf den agäischen Inseln für einheimisch zu halten (S. 577). Würde aber dann wohl die Einbürgerung in dem verwandten Klima Süditaliens (s. weiter unten im Text) so schwierig gewesen sein, und würde dort der Baum an Wuchs und Kraft so merklich zurückstehen? Letztere Erscheinung erklärt sich leicht, wenn wir eine lange, von Afghanistan ausgehende, allmählig abnehmende Reihe voraussetzen, deren letztes Glied nach Nordwesten das Apenninenland ist. Auch dass die Insel Creta in die ursprüngliche Verbreitungssphäre eines Baumes, der in Griechenland selbst fehlte, eingeschlossen gewesen sei, ist bei der Ähnlichkeit der Naturbedingungen hier und dort nicht glaublich. Die Cypressen auf dem Libanon mögen imponirend gewesen sein, da sie sich aber mit den Riesen im Westgebiet des Indus nicht messen konnten, so erscheinen sie doch nur als secundär und von diesen abgeleitet.

65. S. 245.

Auch sonst sind die Ursprungssagen von Psaphis (bei Pausan. I 1 und Steph. Byz. s. vv. *Ψάφισ* und *Ψάφισ*) bedeutungsvoll. Die berichtete Veränderung des Namens deutet, wie bei Kyparissia in Phocia, auf den Eintritt einer neuen Kulturpoche: der Ort, der früher *Ψάφισ*, *Ψάφισ* d. Eichen- oder Buchenstadt hiess, und wo Alphosibea d. h. die Rinderbringende oder Rindermahrende waltete, wurde beim Uebergang zu veredelter Baumzucht *Psaphis* genannt. Psaphis aber war die Tochter des sikanischen Königs Eryx und gelobt von Herakles, dem wandernden Vollbringer von Kulturwerken, den Echephron und Promachus. Auch hier, wie in der Sage von Melager, tritt das einbrechende Waldleben in Gestalt des die Gärten verwüstenden Elfers auf, der von Herakles bezwungen wird. Das Halsband und der Peplos der Harmonia (Movers, I, 509 ff.), die Psaphis als Tochter des Eryx, die Ver-



ehrerung der Aphrodite Erycina bei den Psophidiern, endlich die Cypressen oder Jungfrauen am Grabe des Alcmäon deuten unverkennbar auf phönizischen Einfluss. Auf welchem Wege dieser gekommen war, lehrt die Verknüpfung mit Akarnanien (in dieser Landschaft lag ein anderes Psophis, nach Akarnanien zog Alcmäon, gab dem Lande den Namen und kehrte von daher wieder) und mit Zakynthos (wo die Burg Psophis hieß und von dem Psophidier Zakynthos, dem Sohn des Dardanos, gegründet sein sollte), also mit den Söhnen der Teleboer und Taphier, beide vom Lelegerstamme, die, wie es scheint, zuerst von Griechenland aus nach Sicilien schifften. Zum Berghau musste der Ort Psophis frühe einladen, zufolge der eigenthümlichen Lage des Berges, die von Polybios 4, 70 genau beschrieben wird. E. Curtius (Peloponn. 1, 400) vermuthet, eine Verwandlungssage habe sich an die psophidischen Cypressen angeschlossen. Dass in der Cypresse eine weibliche Gottheit wohnt, und dass umgekehrt die Jungfrau mit der Cypresse verglichen wird, ist religiöse und Dichtersitte im Orient von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Goethe im Westöstlichen Divan:

Verzeihe, Meister, wie Du weisst,  
Dass ich mich oft vergesse.  
Wenn sie das Auge nach sich reißt,  
Die wandelnde Cypresse —  
An der Cypresse reinstem, jungem Streben,  
Allhängenwachende, gleich erkenn' ich Dich

Ueber die Cypresse als mystisches Attribut handelt vom kunstarcbäologischen Gesichtspunkt in Weise Couziers die Schrift von Lajard: *Recherches sur le culte du cypres pyramidal chez les peuples civilisés de l'antiquité*, Paris 1854, in 4°. Die bei den Alten zerstreuten Züge des Mythos vom Kyparissos, dem Liebling des Apollo, fasste zur Erläuterung eines pompejanischen Gemäldes Avellino zusammen: *il mito di Cyparisso*, Napoli 1841, 4°.

#### 66. B. 247.

Wir können es uns nicht versagen, zu dem Ausdruck des Plinius: *totam silve antiqui plantaria appellabant* folgende Stellen aus Hebel's Schatzkästlein beizusetzen: „Wenn ich die Wahl hatte, ein eigenes Kühleim oder ein eigener Kirschbaum oder Nussbaum, lieber ein Baum.“ — „So ein Baum frozt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die Haare im Sturm. Auch konnte mir das Kühleim zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kinderkinder mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen.“ — „Wenn ich nur einmal so viel erworben habe, dass ich mir ein eigenes Götlein kaufen und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Baumdlein und das Baumdlein muss heissen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden und wie nach wenig Jahren das Baumdlein



selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht.“ — Bei den Arabern in Spanien herrschte die Sitte, bei Geburt eines Kindes ein sog. *Silo* in den Boden auszugraben, mit Getreide zu füllen und dann luftdicht zu bedecken. Das Korn hielt sich viele Jahre in diesem unterirdischen Behälter und bildete des Kindes Eigenthum, wenn dieses erwachsen war, s. Murphy, the history of the mahometan empire in Spain, p. 262 — der sich dafür auf Jacob's travels in the south of Spain beruft. Derselbe, nur wie billig barbarisirte, Brauch galt bei den Kleinsrussen am Dniepr: bei Geburt einer Tochter wurde ein Fässchen Branntwein in die Erde vergraben, dann bei der Hochzeit des Mädchens hervorgeholt und von den Gästen mit Jubel geleert — wobei natürlich dafür gesorgt war, dass noch andere und wieder andere mit jungem Lobalt gefüllte Eimer oder Fässer die begeisterte Wuth unterhielten.

67. S. 255.

Russisch *klen*, poln. *klon*, czech. *klon*, lit. *klėnas* der Ahorn: altsl. *klonr* (Schmeller 2, 465), mhd. *linboum*, *linbaum*, nhd. die Lehne; altkornisch *kelen*, cambr. *kelyn*, armor. *kelen*, *kelenenn* (Zeuss p. 1077); mlat. *clenus*. Zu diesem nordischen Worte halte man die Stelle des Theophrast h. pl. 3, 11, 1: *Ἐν μὲν δὲ (γένος) τῷ κοινῷ ἀποκαταλείβεται ἀγέρδανον, ἴσθον δὲ ἱγύλας. ἴσθον δὲ καὶ πύλον, ὡς οἱ νῦν Στάγυρος*. Dies war der Name bei dem Landvolk um Stagira, wie Theophrast wohl aus dem Munde seines Lehrers wusste; vielleicht drückte die zweite Hälfte des Wortes, nach dem Anlaut *τῷ* zu schliessen, den Begriff Baum aus. Ein anderes macedonisches Wort *γλεῖρον*, *γλίρον*, Theophr. 3, 3, 1: *ἀγέρδανον, ἢ ἔν τῷ περὶ τῷ ὅπῃ ἀγέρδανον ἱγύλας καὶ πύλον, ἔν δὲ τῷ περὶ γλεῖρον*, 3, 11, 2: *καλοῦσι δὲ αὖτις ἱσθὸν γλεῖρον, αὐτὸ ἀγέρδανον*, muss mit den obigen Ausdrücken verwandt sein. — Das lateinische *acer*, *aceris* (für *acris*) scheint eins mit *ácratos* ἡ *ἀγέρδανος* bei Hesychius. Bekannt ist, dass unser Ahorn (so wegen des Anklangs an Horn) aus dem lateinischen *acer* oder eigentlich aus dem Adjectiv *acernus* gebildet ist; aus dem Deutschen stammt wieder das slavische *javor*.

68. S. 263.

Oder bestand nur die Zunge an der Wage aus einem Stück Rohr? oder war das Messorn mit dem Rohr das Erste, und wurde der Name des Rohres in der Bedeutung Norm erst von daher auf die Wage übertragen? — Das dunkle *τρατῆρα*, lat. *tratinā* erklärt sich aus dem slavischen *trasti arandā*, wo das *s* regelrecht aus dem *t* entstanden ist, und bedeutete also ursprünglich gleichfalls Rohr.

69. S. 290.

Wir fügen hier zur genaueren Ausführung des im Text Geagten noch einige sprachliche Bemerkungen an, wie sie uns gelegentlich sich ergaben.

Fr. Bockmann will in einer gelehrten Abhandlung über „Ursprung und Bedeutung des Bernsteinnamens Elektron“ in der Zeitschr. für die Geschichte und Alterthumskunde Ernlands, I, Mainz 1860. S. 291 ff. und (33 ff.) sowohl den *ἐλεκτρον* ἤλεκτρον als das *ἤλεκτρον* und den *δακτυλιον* von *αἰέτω*,



*ἀδίατος* ableiten, so dass allen diesen Benennungen der Begriff des Abwehrens zu Grunde liegt. Ob nun mit der Bezeichnung *ῥαδίος* der Gott ursprünglich als strahlend oder als abwehrend (etwa wie *zazior*) gedacht worden, ist für unseren Zweck gleichgültig, der Bernsteinname aber wurde sicher erst nach dem des Sonnengottes gebildet. Dass in späteren Zeiten das *Elektron* auch als phantastisches Heilmittel und wunderkräftiger Lohsman gebraucht wurde, will gar nichts sagen, denn dasselbe geschah mit tausend andern Naturobjecten und namentlich mit allen Ed-steinen. Eben so wenig hatte die *neuma alectoria* eine behütende oder abwehrende Kraft: sie half den Athleten nur deshalb, weil sie angeblich im Magen des Hahnes sich fand und dieser ein streitbares Thier, *ἀλεκτριον ἀγχιυς*, ist.

Das lateinische *gallus*, *gallina* stellen Pott und Leo Meyer mit dem griechischen *ἀγγυλλος*, *ἀγγυλας* zusammen, welches dunkle Wort im Griechischen selbst nur als Rest einer verschollenen Wurzel erscheint. Dass noch um das Jahr 500 vor Chr. in Italien aus einem dort sonst nicht erhörten Verbum der Art kurzweg das Wort *gallus* gebildet worden, ist schwer zu glauben. Wahrscheinlicher hat daher Curtius vermuthet, *gallus* sei eine Assimilation von *gar-lus* aus *garrus*, *γῆρυς*. Allein auch *gar-lus* wäre eine zu alterthümliche Bildung, da die Wurzel hier ohne das ihr längst angewachsene Suffix, wie in *garrulus*, erschiene. Dazu kommt, dass *garrus* nie von der Stimme des Hahnes gebraucht wird, wie auch im Griechischen *γῆρυς* nicht, und dass das entsprechende, nur reduplirte slav. *gla-golati* (*loqui*) zu einem ganz andern Vogelnamen dient: *gulica*, *gulka*, die Dohle, der schwatzende Vogel. Vergleicht man das lateinische *gallus*, der Gallapfel, mit dem gleichbedeutenden griechischen *γαλός*, so gerath man auf die Vermuthung, auch in *gallus* stecke ein assimilirter Cuttural, und der Vogel sei onomatopoeisch als der gackernde so benannt worden. Hesych *κακα κακία ἔσπερον*.

Das deutsche *hahn* wird allgemein mit dem lateinischen *canere* verglichen, welches Verbum gerade vom Krähen des Hahnes gilt (*gallicinium*, *canerium animal gallus gallinaceus*). Dasselbe Verbum ist auch im Altceltischen vorhanden und zwar, wie das lateinische, als reduplirendes. Im Griechischen findet sich derselbe Wortstamm in erweiterter Gestalt: *κακός*, *κακίζω*, *κακίλος*, im schon angeführten Verse des Cratinus auch vom Hahn gebraucht: *κακίζων οὐλομένης ἀλεκτρυ.* Bedenklich ist nur, dass von dem hierbei vorauszusetzenden Verbum *hahan* sich weder im Germanischen, noch im Litauischen und Slavischen irgend eine Spur findet, ferner dass das älteste und achteste deutsche Wort für den Hahnengesang *hrak*, *hrakjan* lautet, noch bei Göthe, Adler und Taube, vom Gitter der Tauben.

Da kommt  
Dahergeraucht ein Taubenpaar  
Und rückt einander an.

Danach bleibt der Zweifel, ob nicht das deutsche *hahn* irgend ein entlehnter südlicher Name ist. Wenn irgendwo ein Wort im trange war, wie das in der Glosse des Hieronymus stehende *ῥαδίος ἢ ἀλεκτριον* (von Vorland als Frühgänger erklärt, Pott EF. 1, 283), so würde das deutsche nicht so auffallend einzuam dastehen.



Zu dem armenischen, nordfranzösischen, angelsächsischen *cog. coec*, finnischen und estnischen *kukku*, *kuk* stellen wir das zur Bezeichnung der jungen Brut dienende nordgermanische Wort, altn. *kyklingr*, ags. *cicen*, *cyern*, häufig im Niederdeutschen, von wo es in der Form Kuchlein auch ins Neuhochdeutsche gedrungen ist. Von dem gothischen *quus*, nhd. *quack* und allem dazu Gehörigen sondert sich dieser Ausdruck durch die constante Verschiedenheit des Anlauts und der Vokalirung, wenn auch bei der Nahe der Laute hin und wieder Vermischung Statt gefunden haben mag. Dasselbe Wort aber erscheint wiederum im alten Griechenland als der eigentlich populäre Ausdruck für das Singen und Krähen des Hahnes. Sophokles nannte den Hahn *κοκκιφῶς ὄρνις* (Fr 718 Nauck.), bei Aristophanes, Cratinos (Meineke 2, 1, 186: *κοκκιφῶν τοῦ ἀλκιφῶν οἷα ἀργύριον*) und Theokrit, volkshemischen Dichtern, ist *κοκκιῶν*, *κοκκιῶν* die ungezwungene Bezeichnung für den Hahnenschrei, deren sich auch die Redner Hyperides und Demosthenes bedienten (Poll 5, 89). Das oberdeutsche Gockelhahn u. s. w. mag aus dem Französischen stammen.

Ueber einen ganz anderen Landstrich, nämlich die weite slavisch-byzantinische Welt, ist ein ähnlicher, aber nicht identischer Name verbreitet: slav. *kokotŭ gullus*, *kokosa*, *kokosi gallina*, walachisch *cucos*, ungarisch *kakas*, albanesisch *kokos*, neugr. *κοκορος* (mit den entstellten Nebenformen russisch *koet* und albanesisch *kapos*). Das Sanskritwort *kukutu gullus* liegt räumlich und zeitlich zu entfernt, um damit in Verbindung gebracht zu werden.

Nur bei einem Theil der slavischen Völker, der sprachlich auch sonst eine besondere Gruppe bildet, findet sich althulgarisch *petlu* serbisch *petlao*, croatisch *petelo*, russisch (mit anderem Suffix) *petuch*. Dem Sinn nach damit übereinstimmend litauisch *gudys* (der Sanger, von *gudoti* singen, wovon auch *gudis*, das bekannte slavische Saiteninstrument, die Gudsli), und das albanesische *kendee* (vom Verbum *kendung* ich singe, welches vermuthlich das entlehnte lat. *cantare* ist).

Einen altkeltischen Namen des Hahnes neben *cere* bietet das kornische Vocabularium bei Zeuss p. 1074: *cheliac*, *colgek*. Altirisch *collcach*. Zeuss deutet es zweifelnd als *salar*, p. 849 und 816. Das bei Marcellus Empiricus (E. Meyer, Geschichte der Botanik, II, S. 312) vorkommende *carbentanos* — *papaver alestre* fand hier seine erwünschte Erklärung (Hahnenblume, wie *coquelicot* s. Dietz s. v.; nach v. Martens, Italien. 2, 40 heissen die purpurviolettten Blumen der *campanula speculum* L. in der Gegend von Verona *cantaguletti* oder *euchetti*.)

Auch an dunkeln, ganz vereinzelt Benennungen fehlt es auf europäischen Boden nicht: so das altkambrische, kornische und bretonische *ur*, *yar* die Henne und für den gleichen Begriff das litauische *cista*, lettische *cista*. Altpreussisch hieß der Hahn *peris*, die Henne *peris*, der Hahnst. *perimmar*.

Sicher sind viele der obigen Ausdrücke nur Onomatopoeen. Die Erklärung durch unabhängig von einander entstandene Klangnachahmungen reicht indess allein nicht aus. Sie widerlegt sich durch den Umstand, dass jene Bezeichnungen offenbar reihen- und zonenweise auftreten, und durch ihre zu nahe Uebereinstimmung. Wären sie nicht gewandert, sondern auf jedem Boden



von selbst entstanden, so würde sich eine viel grössere individuelle Mannichfaltigkeit zeigen, denn jedes Volk hört anders und liebt andere Lautkombinationen. Nichts spricht dagegen ein Nachbar dem andern leichter nach, als Onomatopöen, Interjectionen, Ausbrüche des Affects, emphatische und elementare Ausdrücke aller Art. Und wenn der herumziehende Handelsmann oder Arzt — diese beiden Hauptmissionäre der Kultur unter feindlichen Barbaren — und der gefangene Sklave oder das geraubte Mädchen den Hahn in ihrer Muttersprache z. B. als Sanger zu bezeichnen gewohnt waren, so werden sie ihn den Barbaren in deren Sprache, wenn sie diese zu raubbrechen gelernt hatten, wohl auch nicht anders benannt und gedeutet haben. So hat sich das griechische *κλέειν*, lat. *glocire*, *gloculare* (Columella 6, 4: *glocientibus; sic enim appellant rustici aves eas quae volant incubare*) wohl auch nicht ohne Hilfe von Entlehnung so weit durch alle europäischen Sprachen, auch durch die slavischen, verbreitet.

#### 70. 8. 301.

Zu dieser von Varro und Galenus erwähnten Halbzucht der Felsentaube rechnen wir auch, was von Neuern über die Taube als Hausthier auf ägyptischen Denkmälern berichtet wird. Aegypten war seiner Naturbeschaffenheit nach zur Erziehung von Wasservögeln vorzüglich geeignet, aber auch die Felsentaube konnte in Oberägypten in den das Land begränzenden Klippen häufig wohnen und wurde durch Hanwerke und hingestrentes Futter leicht angelockt. Zwar bei der Krönungsscene, die Wilkinson hat abbilden lassen (Second series, pl. 76), können die vier Tauben, die als Symbol weitreichender Herrschaft nach den vier Weltgegenden anstiegen, der Natur der Sache nach nur wilde gewesen sein, die der Bande entledigt das Weite suchen; aber das von Brugsch (die ägyptische Gräberwelt, Leipzig 1868, S. 14) beschriebene Wirtschaftsbild enthält wirklich Tauben, die gefüttert werden. Man bemerke übrigens, dass die beigelegten Inschriften sagen sollen: „die Gans wird gefüttert,“ „die Ente erhält zu fressen,“ „die Taube holt sich Futter“ — welcher letztere Ausdruck auf die eben so schüchterne, als gierige Feldtaube trefflich paast. Aber die Taube der Semiramis, die von Askalon und unsere Farben- und Racontaube — verschieden von den sog. Feldhühnern — kann in so alter Zeit in Aegypten nicht vorhanden gewesen sein, da sie dann auch in der asiatisch-europäischen Kulturwelt nicht so spät erschienen wäre. War sie auch in Babylonien eingeführt und stammte etwa aus Indien?

#### 71. 8. 303.

In dem spät auftauchenden *σιγαρεύω* die zahme Taube fand Bentley 2, 106 eine Superlativ- und Comparativbildung von *φι* lieben, so dass es „sehr verliebt“ bedeutete. Wir ziehen vor, an slav. *peru perna*, *peru*, *peru colare*, zendisch *parena*, *perena* Feder, Flügel, neupers. *par*, kurdisch *per*, abh. *par* oder *paru* aga *paru* (Farnkraut d. h. das gehederte; litauisch und slavisch *roduphar*: lit. *popartu*, poln. *popru*, russ. *poporot*; altgallisch *ratu*, nach keltischer Art *fu* *pratu*, altirisch *rath*, *caith*, altcornisch *reden*, camb. *rhedyn* zu denken — *pho*, *qapho* hat schon Pott in seinem ersten E F aus *q̄p̄p̄u* rüchten erklärt, in *q̄p̄p̄u* muss ein assimilirter Guttur







Pflanzen führen, als das von uns vermuthungsweise angenommene Jahr 440. Aber die Rede über die Pflanzen rührte schwerlich von Antiphan selbst her und wurde wohl erst nach dessen Tode, wenn auch nicht lange nachher, verfaßt.

#### 74. 8. 329.

Interessant ist es zu sehen, wie im frühesten Mittelalter mit der neu auftretenden und mit grosser Vorliebe und beziehentlich Verwunderung aufgenommenen Falkenbeize der Volksmund für das sonst unbeachtete Thier sich neue Benennungen schuf, die dann von Land zu Land wanderten. Ein mittellateinisches, zuerst bei Servius auftretender Name desselben war *falco*, der in die meisten europäischen Sprachen überging; das Vorbild desselben war das griechische *ἄγρυ*, welches Raubvogel und Sichel bedeutet. — *Accipiter* wurde von *accipere* abgeleitet und deshalb auch in der Form *acceptor* gebracht, gleichsam den auffliegenden Vogel in Empfang nehmend, wie man auch Hahnen mit haben in Verbindung brachte. Von *capere* wurde ein kurzes, mittellateinisches ganz gebräuchliches *capus* gebildet; die Notiz des Servius, der dies *capus* für ein alttuskanisches, also nach Jahrhunderten plötzlich wieder aufgestandenes Wort erklärt, nach welchem auch die Stadt Capua benannt sei, lässt sich nur mit Kopfschütteln aufnehmen. Mittellateinisch *gyro falco*, vom Kreisen (*gyrus*, *gyrare*) so benannt, ital. *girfalco*, franz. *gerfaul*, gab den Deutschen ihren Geiſt, s. Diez. — Ein sehr weitverbreitetes europäisches Wort *sacer* ist, wie wahrscheinlich auch das deutsche Weihe, ahd. *uio*, *uigo*, *uioho* nur eine Uebersetzung des griechischen *ἵερα*; mittell. *sacer*, ital. *augro*, franz. und spanisch *sacra*, mhd. *sachera*, der Sackervalk, mittelgr. *αἰετα*. Dasselbe Wort drang auch in den Orient: arabisch *sakr*, persisch *sokor*, kurdisch *sakkar*, slav. *sokolu*, litauisch *sakalus*. Bei Aristoteles ist *σατταίος*, gestirnt, gefleckt, ein Borename des *ἵερα* und wird auch selbständig als Benennung einer Art Raubvogel gebraucht; dasselbe Wort erscheint ganz spät im Lateinischen (bei Firmicus Maternus) in der Gestalt *astur* (die Endung wohl durch *cultur* oder den Volkennamen *Astur* veranlasst); davon auf nicht regelmässige Weise, um dem Gleichklang mit *astra* Gestirn zu entgehen, das ital. *astore*, provenç. *auator*, altfranz. *oster*, neufrauz. *autour* (welche Formen Diez vorzieht von *acceptor* herzuleiten, wobei indess die Laute gleichfalls nicht ungestört sind), und die slavischen Hahnenamen: slav. *jastreb*, serbisch *jastrebi* *jastreb*, russisch *jastrebi* polnisch *jastrzeb* n. s. w. Der litauische und lettische Name *uamunakas* *uamunap* für Habicht ist offenbar dem Germanischen erborgt: es ist ein heiliger Raubvogel, „dem Wannen an die Hauser ausgehangt worden, dass er in ihnen nide“ (Grimm 8. 56), ahd. *uamunaccho*, *uamunacchel*, lateinisch *uamunaculus* von *uam* *uass*. Wanne ist das entlehnte lateinische *uannus*; Wort und Sitte stammen aus Italien. In dem im Text angeführten Buche von Layard finden sich S. 366 ff. neben ausführlichen und sehr interessanten Nachrichten über die Falkenjagd im heutigen Orient auch eine Anzahl dort gebräuchlicher Namen für Arten und Spielarten des Vogels. Darunter ist *tachark* wohl das griechische *ταχος*, slav. *kireet*. Dieser *tachark*, der gewöhnliche Falke der Beduinen, „greift seine Beute immer auf dem Boden an“, anstatt den Adler



auf den man ihn auch in der Luft stoßen lässt. Er geht hauptsächlich auf Ginzellen und Trappen, aber auch auf Hasen und anderes Wild.“ Also Hasenjagd mit Falken, wie bei Ktesias, bei der Gazellenjagd pflegen Windhund und Falke zusammenzuwirken.

75. S. 338.

Frans in seiner *Synopsis florae classicae* behauptet mit Unrecht, die Alten hatten den weissen Maulbeerbaum schon gekannt. Aeschylus spricht nur von weissen, rüthlichen und dunkelrothen Beeren, die in verschiedenen Stadien der Reife zu derselben Zeit, *ταῖς τοῖς χρόνῳ*, am Baume hängen; Ovid erklärt in seiner Verwandlungsfabel nur den Ursprung der rothen Farbe, wie er z. B. auch das schwarze Gefieder des Raben durch Metamorphose aus dem früheren weissen entstehen lässt; die *Geoponica* 10, 69 lehren nur, wie man durch Propfen auf eine *λεῖξ*, d. h. eine Weisspappel, den Maulbeeren weisse Farbe geben könne, ein Kunststück neben hundert andern ähnlichen, von denen diese Sammlung voll ist. — Das ganze Mittelalter hindurch ist von *morus alba* in Europa keine sichere Spur zu finden, s. Ritter, *Erdkunde* 17, 495, der sich vergeblich nach einer solchen bemüht hat. Auch bei Albertus M. de *Vegetabilibus* 6, 143 wird nur *morus nigra* beschrieben, nicht *morus alba* wie der neueste Herausgeber annimmt.

76. S. 345.

Wenn *corulus*, *corulus* in lateinischer Weise aus *corulus* entstanden und also gleich *ahd. hasal* und dem von Zeus<sup>2</sup> p. 1077 erschlossenen altgallischen *cost* ist, so könnte *zucurur* dasselbe Wort in einer pontischen Sprache sein, nur mit anderem Suffix. Das albanesische *arre* Nuss, Nussbaum erinnert an die Glossen des Hesychius: *ἀρα in ἰσχυροῦς καὶ αἰαῖ in ἀνταρὰ καὶ αἰαῖ*. Da eine dialektische Nebenform *churre* lautet, so wird in *arre* der *k*-Anlaut abgefallen und das Wort dem griechischen *ζάρον* gleich sein. — Das slavische *orachu*, *orzechu*, litauische *reksutas*, *reksutys*, Nuss, führt wieder nach Persien (*arigh* Nuss), woher es wohl entlehnt wurde. — Ueber die romanischen Ausdrücke ital. *marrone*, franz. *marron* weiss auch Dier nichts Sicheres. — Nach Meyers I, 578 389, wäre *ἀμυγδαλή* der semitische Name der phrygischen Cybele und bedeutete grosse Mutter; in der That war der wachsame, d. h. frühblühende, zuerst aus dem Winterschlaf erwachende Mandelbaum aus dem Blute der Gottermutter entstanden. Auf eine einheimisch griechische Ableitung aber führt das lakonische *μύκκος*, *μύκκος* — Nuss, Mandel, welches mit dem seltenen lateinischen *nuceres*, *nucerrum* (gen. pl., *Uchus* bei Charis. 1, 40) identisch zu sein scheint. Halten wir *μύκκος*, *μύκα*, lat. *nucis* dazu, so war die Bedeutung wohl weiche, schleimige Frucht, wie auch eine Art Pflaume *μύκα*, *myxum* hiess.

77. S. 349.

Die Mistel, *ahd. mase, mistel*, war in der Druidenreligion eine hochheilige Pflanze und die doch nur geringen Spuren einer gleichen Anschauung im germanischen Mythus werden wohl nur ein Restler aus dem Keltlande sein,



zumal da der slavische Volksglaube die Mistel ganz unbeachtet läßt. Auch das Wort ist wohl ein Fremdling in Deutschland und dasselbe mit *cissus*, *cissulus*, auf welchem Boden aber die Verwandlung des *c* in *m* vor sich ging, wollen wir nicht entscheiden. Eine andere von den Druiden zu abergläubischer Heilung gebrachte Pflanze hieß *samulus* (Hefenbach O. E. 416.; denken wir uns dieses Wort nachmals seines anlautenden *s* entkleidet (durch Ubergang in *h*), so stimmt es zu dem litauisch-slavischen Namen der Mistel, lit. *amulus*, *emulus*, lett. *ānuls*, preuss. *emelnō*, slav. *onela*. — Franz grünte, Sauerkirchse, lautet italienisch *agriotta* und ist folglich von *acer* abgeleitet, merise Vogelkirsche scheint, wie ital. *amarina*, *amarasca*, *marasca*, *amarus* zurückzugehen. — Magyarisch heisst die saure Kirsche *medgy*, der Kirschbaum *medgyfa*. Woher dies?

78. 8. 358.

Neuere haben in diesem Rhododendron des Plinius eine unserer Rhododendronarten, wie zuerst Tournefort, oder *azalea pontica* hnden wollen (\* E. Meyer, Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie, S. 52 ff. und Langkavel, Botanik der späteren Griechen, S. 65). Mag man nun in Wirklichkeit die schädliche Wirkung des pontischen Honigs ableiten von welcher Pflanze man wolle. — die Alten verstanden unter Rhododendron immer *Nerium oleander* und man darf ihnen kein anderes Gewächs unterreiben, von dem sie nicht reden wollten oder konnten.

79. 8. 358.

Mit dem neuesten Herausgeber, O. Ribbeck, an die Authentizität des Oilex zu glauben, hindert uns der Charakter des Gedichts, der viel mehr aberwitzige Ueberreife, als jugendliche Unreife ausspricht. Gleich die Anfangsverse können nur von Einem geschrieben sein, der bereits die Georgica und die Aeneis vor Augen hatte:

postrema graviore sono tibi munus loquatur  
nostra, dabunt quoniam maturas mihi tempora fructus,  
ut tibi digna tuo poliantur carmina senem,

und erinnern an die Rede Friedrichs des Grossen an seine Generale bei Beginn des siebenjährigen Krieges: 'Jetzt eröffnen wir den siebenjährigen Krieg!' Schon das Wort *rhododaphne* ist verdächtig, hätte der junge Vergil es gekannt, dann würden wir es wohl auch bei den Spätern, z. B. bei Ovid, lesen.

80. 8. 359.

So urtheilt Benfey, 2. 79, der *naruzi*, *naruzior* als mehrfach erklärt. Nach der Glossa des Hesychius: *παρά ὁ παρθένος ἡγοῦ ἡρώας* wollten Frühere in dem Wort so viel als *regiae nudes* sehen: wie man *παρθένος* für eine Art Nuss oder Walnuss sagte (persisch *pešhid*, polnisch *pešhid*, Pschidatier, zendisch *paridhata*). Der Anlaut wechselt übrigens zwischen *z*, *g*, *h*, ja *u*; nach Steph. Byz. lag am Tigris eine Stadt *Tetrazon*, genannt nach den dort wachsenden Pistazien. Auch *naruzior*, *naruzior* ist wohl ein persisches Wort, worauf auch der Wechsel zwischen *z* und *n* führt. Ist











wird in der Fabel 32 des Habrius das Wiesel von der Aphrodite in ein schönes Mädchen verwandelt, verrath sich aber am Hochzeitstage als das, was sie wirklich ist, — ein Wiesel. Ein Anspielung darauf kam schon beim Komiker Strattis vor, der von Ol. 92 bis nach Ol. 99 Stücke aufführte (Meunke Jr. com. gr. 2, 2, 780).

Diese Verwandlungssage ist weit gewandert und klingt in den Namen wieder, die das Wiesel in vielen europäischen Sprachen trägt. Es heisst das Jüngferchen, ital. *donnola*, neogr. *nygera*, Schönthierlein, Schöndinglein, dänisch den *kyonne* (= *pulehra*), altenglisch *faury*, spanisch *comadreja* (Gevatterin (= *commatricula*), baskisch *andereigerra* (*andrea* = Frau), albanesisch „des Bruders Frau“, slavisch *lastotschka*, die freundliche oder trügerische (von *lastati* schmeicheln, *listati* täuschen; eben so heisst die Schwalbe, slav. *serestuka* die Brant oder das Mädchen u. s. w. Keltische Wörter sind *neas* (Zeuss<sup>2</sup> 49) und *eis* (St. ir. gl 259), letzteres, wenn es ein anlautendes *r* verliert hat (Zeuss<sup>2</sup> 55), vielleicht identisch mit abd. *wasula*, *wasula*. Andre dunkle Namen sind portugiesisch *tourdo*, spanisch *garduña*, litauisch *žebekszis* (mehr das braune Wiesel), *szarmonys*, *szermomys* (mehr das weisse), altpreussisch *mosuko*, albanesisch *bukljeza*. Sie mögen euphemistische Umschreibungen enthalten, denn das Wiesel wird wegen seiner Beweglichkeit und seines unterirdischen Thuns als dämonisches Wesen empfunden, ein solches aber darf nicht genannt werden, sonst ist es da. Auch *mustela*, die Mausfingerin, ist aus synonymischer Ausweichung zu erklären. Lateinisch *felis* erscheint in dem kynrischen *bele* der Marder, woraus französisch *belette* das Wiesel (= Diez unter diesem Wort und Diefenbach O. E. p. 259), deutsch Bille, Bilschmann, abd. *pulh*, litauisch *pete*, altpreussisch *peles* die Maus, slav. *plachu* *qlu* u. s. w.

#### Nb. 8. 403.

Fr. Müller in den Sitzungsber. der philosophisch-histor. Klasse der Wiener Acad. Bd. 42, 1863, S. 250 deutet das zendische, im Vendidad oft vorkommende *gadhwa* mit Katze, und Spiegel in Kuhns Zeitschrift 13, 399 stimmt ihm bei. Dagegen ist von Justi eingewandt worden, dass die Huzvaresch-Übersetzung *gadhwa* mit Hund wiedergibt und dass die Katze erst im Mittelalter in Asien erschienen ist. In der That kamen sämtliche asiatische Namen des Thiers, sowohl in den semitischen Sprachen, als im Armenischen, Ossetischen, Persischen, Türkischen u. s. w. in letzter Instanz aus dem byzantinischen Griechisch, welches selbst wieder den seinigen dem Lateinischen entnommen hat. Dass *catus* in allen romanischen Sprachen vorhanden ist und nur im Walachischen fehlt, ist bedeutsam für die Chronologie des Wortes: es trat auf, als Dacien bereits eine Beute der Barbaren geworden und die dortige lateinische Sprache isolirt war. Ueber andere ziemlich weit verbreitete Formen, ital. *micio*, deutsch Mieze, slavisch *muchka* u. s. w. s. Diez, Weigand und Miklosich unter diesen Wörtern. Wie in Miezen kleine Marie, im böhmischen *macek* kleiner Matthias steckt, so heisst in Russland die Katze *ruska* d. h. kleiner Basilius oder *muchka* d. h. Michelchen (= auch Albert Hofer, Deutsche Namen des Katers, in der Germania 2, 168 und über den



bei Germanen und Kelten weitverbreiteten Namen Hase, Rixe (Grimm im Wörterbuch)

86. S. 405.

Wir folgen hier der gewöhnlichen Annahme, wonach *tasso*, *tazo*, *tarnus* aus dem Deutschen ins Romanische und Mittellatein gekommen ist. Grimm leitete das Wort Dachs schon in der Grammatik 2, 40 vom mhd. Verbum *dehzen* den Flachs achwingen, *linus vertere, circumagere*, ab; dies *dehzen* ist, mit der häufigen germanischen Erweiterung durch ein *s*, einerlei mit *ht tekinto* drehen, dreheln, slav. *točiti circumvolvere*, *tokari* der Drechsler, und läuft, wie auch *Drehsehl* und goth. *thuhu* der Thon d. h. Stoß zum Hellen oder Drehen, in den grossen weitverzweigten Stamm aus, zu dem gr. *τέρεω, τέρω, τήζω, τίξω* u. s. w. gehören. Der Dachs hiesse der Dreher, weil er seine Wohnung in die Erde gräbt und daher ein Künstler, ein Baumeister ist. Unterstützung fand diese Deutung in dem griechischen *τροχός*, bei Aristoteles de gener. anim. 3, 6, in welchem Wort nicht sowohl einfach der Läufer, als der Dreher, der Läufer in die Runde läge (vergl. *τροχός* das Rad, die Topfarscheibe, und der Läufer in der Mühle, bei den Seilern u. s. w.)

Indess bleiben Zweifel, ob nicht das Wort Dachs vielmehr keltisch und das Thier schon bei den Völkern dieses Namens populär war. Das Dachsfett, dem ein alter Volksaberglaube besondere Wirkung zuschreibt, wird schon bei Serenus Sammonicus gepriesen:

*non spernendus asclepi, dederit quem bestia melis,*

wo *melis* doch nur Dachs sein kann. Marcellus Empiricus verschreibt gleichfalls eine Dosis Dachsfett, *oleum taxoniarum*, also schon im vierten Jahrhundert mißste das deutsche Wort ins Latein gedrungen sein. Noch weiter zurück, etwa 100 Jahr vor Chr., weist das Citat aus Manius bei Isidor. 20, 2: *Tasca lardum est gallice dictum: unde et Aprianus in Hosi. Gallum sapientum pingui pastum taxco*. Also mit Dachsfett genährt?

Nicht weiter führen andere Namen des Thieres. Die Engländer sagen *badger* d. h. Kornhändler, die Franzosen ebenso *blaireau* d. h. *blatarius*, die Italiener *grajo* (vielleicht = *agrarius*), die Scandinaven und Niederländer *gureluy*, *grevinc* d. h. Gräber. — lauter Euphemismen. Das dänisch-schwedische *brack* lautet auch englisch so und kambrisch und kornisch *brach*; wenn dies Entlehnung ist, lief das Wort auf dem bezeichneten Parallelkreis von Ost nach West d. h. von Scandinavien nach Britannien etwa mit den Danen zugen, oder in umgekehrter Richtung von den alten Briten zu den Nordgermanen? — Das russische *barsuk*, poln. *barsuk* scheint persischen oder türkischen Ursprungs, wie auch *bars* der Leopard ein asiatisches Wort ist, mit dem letztern fällt das magyarische *bars* der Dachs zusammen. Das slav. *jazro* und die litauischen Wörter: altpreuss. *wobadus* lit. *obzruks*, lett. *apsas* sind dunkel, obgleich *gawas* nimm! bedeutsam.

Unverkennbar ist die späte Einwanderung des Hamsters von Osten. Das russische *chomjak*, poln. *chomik*, und noch näher das bei Miklosch *chomestaro animal quoddam* galien dem deutschen Hamster, abh. *hamstern*,



*hamster* Entstehung. Auch das russische *kurbysch* Hamster weist den Lauten nach auf eine tatarische Quelle. Altpreussisch *dukis*, lit. *balesas*, beide unverständlich.

87. S. 406.

Dasselbe gilt von der sprachlichen Production: die Sprache benutzte den Abstand der hochdeutschen und niederdeutschen Lautstufe, um zwischen Katze und Kater zu unterscheiden, und fugte mit einer Art Ablaut hinzu: die Katze kiez, hat gekiez, d h hat Junge geworfen.

88. S. 407.

Das griechische *βοῦβάλαις*, *βοῦβάκος* ist unzweifelhaft so viel als Reh, Antilope, Gazelle, nicht ein Thier aus dem Geschlecht der Kinder. Schon bei Aeschylus Fr. 322 Nauck.:

*λιοντοχόριαν βοῦβάλιν εννιτηρον,*

die dem Löwen zum Frasse dienende junge Antilope. Denjenigen Thieren, sagt Aristoteles de part. anim. 3, 2, denen das Horngeweih zum Schutze nichts hilft, gab die Natur ein anderes Rettungsmittel, die Schnelligkeit, -- so den Hirschen, den Antilopen, *βοῦβάκος*, und Rehen, *δωρδαί*, welche letztere sich zwar zuweilen mit den Hörnern zur Wehr setzen, vor den starken Raubthieren aber sich schleunigst auf die Flucht begeben. Besonders in Afrika sind diese Thiere heimisch. Dort leben nach Herodot 4, 142 *πύλαργοι καὶ ζευκίδαι καὶ βοῦβάκες καὶ ὄνοι*, und Polybios 12, 3, 5 setzt hinzu: wer hat uns nicht von den grossen Katzen Afrikas und der Schönheit der Antilopen, *βοῦβάλιναις καλλίσταις* (vielleicht der Giraffen?) und der Grosse der Strausse, *στρουθίων μεγάλῃ* berichtet? In Italien begann das Volk mit diesem griechischen Wort die Ausrothen und Wäscnte der germanischen Wälder zu bezeichnen, die mit dem flüchtigen Rehe nichts gemein haben. Mart. Epigr. 23, 4.

*illi erant atrox bubalus atque bison.*

Plinius tadelt dies als Mißbrauch, indem er bemerkt, die *bubali* seien vielmehr afrikanische Thiere, mehr dem Kalbe und Hirsche ähnlich, 8, 38: *quibus (uris) imperitum vulgus bubalorum nomen inponit, cum id gignat Africa vituli potius ceruque quadam similitudine*. Die Verwechslung, die wohl durch den Anklang an *bos*, *boris* in der ersten Hälfte des Wortes entstanden war, erhielt sich trotz Plinius in den folgenden Jahrhunderten wie wir aus Stellen späterer Schriftsteller erschen, und als unter den Longobarden die Büffel in Italien erschienen, war der Name ganz fertig. Die Geschichte des Wortes wurde auf diese Weise ganz natürlich verlaufen, wenn die slavischen Sprachen nicht störend eintraten und uns irren möchten: slav. *bьroŭ*, russisch *буйвол*, der Auerochs, polnisch *biawół*, bulgarisch *biwal*, magyarisch *biwal*, alban *biual*, gr. *βουβάλος*. „Dass diese Wörter zusammengehören, ist nicht zu bezweifeln: ob aber und wo Entlehnung stattgefunden, möchte schwer zu bestimmen sein“ (Miklosich). Allerdings mussten die Slaven in der Urzeit beide Arten wilder Stiere in ihren Wäldern kennen und benennen, aber als



wie in die Donauländer rückten, waren dort die Auerochsen doch wohl schon selten und wurden es im Laufe des Mittelalters dort und in der Urheimath des Stammes immer mehr. Sie vergassen die alten Namen und nahmen später den griechisch-lateinischen an, etwa wie bei den Germanen der Elch ganz verschollen war und später durch das slawisch-litauische Elen wieder ersetzt wurde. Bei der Gestaltung des Wortes wirkte der Anklang an *oedo* Stier wahrscheinlich mit. (Noch andere Namen und Zusammenstellungen bei Pott *Et. F.*, II, 1, 808 f.). — Wir fügen noch hinzu, dass diejenigen, die geneigt sein möchten, in den Worten des Paulus Diaconus wegen der Erwähnung der *equi silentici* auch die *bubali* als nordeuropäische Auerochsen zu lassen, die Einführung der Büffel in Italien bis auf die Zeit der Araber oder der Kreuzzüge herabrücken müssen. Letzteres nahm auch Humboldt an, *Kosmos* 2, 191: „von dem indischen Büffel, welcher letzte erst zur Zeit der Kreuzzüge in Europa eingeführt wurde.“ Link lässt den Büffel mit den Horden des Attila kommen.

89. S. 416.

In Nürnberg erscheint schon seit Jahren eine „Allgemeine Hopfenzeitung“ in 4. Dieses ohne Zweifel sehr interessante Blatt ist uns leider nie zu Gesicht gekommen. Gewiss enthält es über die im Text behandelten schwierigen Fragen vollständige Aufklärung — da doch nicht anzunehmen ist, dass die Verfasser bloss auf die vortheilhafteste Production und den Preis an den verschiedenen Märkten geachtet und nicht danach gefragt haben werden, woher das Kraut, das ihnen Nahrung und Beschäftigung giebt, ursprünglich stammt, von wem es benannt ist und wer es zuerst dem Bier begemischt hat.

90. S. 420.

Sprechend für die Haltung des Soldatenstandes in dem römischen Kaiserthum ist folgende kleine Scene aus den Metamorphosen des Apulejus (gegen Ende des 2. Buches). Ein *hortulanus* geht mit seinem unbeladenen Esel die Strasse entlang nach Hause. Da kommt ein baumstarker Soldat, *miles e legione*, ihm entgegen und fragt mit herrischem Ton, wohin er den Esel führe? Der Bauer, des Lateinischen unkundig (denn wir befinden uns in griechischen Landen), erwidert nichts, sondern geht ruhig seines Weges weiter. Ueber dies Stillschweigen ergrimmt, schwingt der Soldat die *utis*, die er in der Hand führt, über den Rücken des Esels und seinen Herrn. Da entschuldigt sich der Bauer flehentlich, er habe wegen Unkenntnis der Sprache nicht verstanden, was der gestrenge Herr gesagt habe. Darauf spricht der Soldat griechisch: wohin bringst du diesen Esel? Jener entgegnet: in das nächste Dorf. Ich aber, versetzt der Soldat, habe den Esel für mich nötig, er soll das Gepäck unseres Kommandanten, *praesulis modra*, aus dem Kastell beschaffen helfen. Darauf ergreift er den Zügel des Thieres, um dasselbe abzuföhren. Alle Bitten helfen nichts, der Soldat kehrt im Gegenhine seine *utis* um, um dem Bauern mit dem dicken und knötigen Ende den Schadel zu spalten. Darauf wird weiter erzählt, wie der Bauer, zur Vertheidigung gebracht, sich ermannet, den Soldaten durchtrügelt, ihm die *spatha* abnimmt, ihn braun und blau geschlagen liegen lässt und sich nach vollbrachter That



voll Angst im Dorfe bei einem Freunde versteckt. Andere Soldaten aber sind ihrem halbtodten Kameraden zu Hülfe gekommen, die Obrigkeit wird auf die Reine gebracht, der Versteck des Thäters entdeckt und dieser in den *publicus carcer* geworfen, um dort seine Hinrichtung zu erwarten. Römischer „Militarismus“, an den der halbmythische neudeutsche noch lange nicht heranreicht!

91. S. 438.

Die Benennung türkischer Weizen und die weite Verbreitung des Mais nicht bloss in der Levante, sondern auch in Ostasien und im innern Afrika haben schon öfter die ketzerische Behauptung hervorgerufen, dieses Korn stamme gar nicht aus Amerika, sondern sei ein alter Besitz der östlichen Erdhalbk. Fraas in der *synopsis florae class.* führt allerlei unzureichende Gründe dafür an, die gleiche Ansicht von Bonafous widerlegt Alph. De Candolle in der *geographie botanique* S. 143 ff. ausführlich mit siegreicher Argumentation. Türkisch bedeutete am Anfang des 16. Jahrhunderts nur überhaupt fremdländisch oder über Meer gekommen: die geographischen Begriffe waren zu jener Zeit noch zu unbestimmt, um West- und Ostindien und von beiden das Land der Turken genau zu unterscheiden. Noch jetzt heisst der doch gewiss aus Amerika stammende Truthahn bei den Engländern *turkey-cock*, wie der Mais *turkey-corn*, bei den Deutschen kalkutischer Hahn, als wäre er aus Kalkut zu uns gebracht worden, während ihn die Turken ägyptisches Huhn nennen (Pott, Beiträge, 6, 323). Und schliesslich — wenn der Mais weit über die Welt gewandert ist und dabei Abarten sich ergeben haben, ist dies nicht mit dem Tabak auch der Fall, der doch unzweifelhaft ein eingebornen Amerikaner ist, so eigenthümlich auch jetzt der türkische Tabak schmeckt?

92. S. 439.

E Meyer, Botanische Erläuterungen zu Strabos Geographie, sagt S. 50 f.: „daraus, dass diese Getreideart erst zu Plinius Zeit nach Italien kam, folgt keineswegs, dass sie nicht lange zuvor im Pontus angebaut sein konnte. Schwerlich erhielten die Römer den Samen unmittelbar und von anderen Nationen aus Indien, sondern er wanderte gleich vielen anderen Kulturpflanzen allmählig, so weit es das Klima zulies, nach Westen und erreichte Italien zu der angegebenen Zeit.“ Dann aber hatte Plinius nicht so bestimmt gesagt von Indien, sondern wenn das Korn längst in Westasien angebaut war, wäre, wie in anderen Fällen, nur der nächste Bezugsort in's Auge gefallen und vom eigentlichen Vaterland nicht mehr die Rede gewesen. Auch dass die Dhurra gerade in den nordischen Pontusgegenden zuerst Aufnahme gefunden, ist eine höchst unwahrscheinliche Hypothese. Eben so wenig braucht man *holcus sorgum* in den Herodot hineinzulesen und bei Ezech. 4, 9 hindert nichts, eine der beiden gewöhnlichen Hirse-arten zu verstehen. Den allbekannten Hirse in Oberitalien aber, den schon Polybios pries und den so viel Römer gesehen, gebaut und gegessen hatten, darunter Plinius selbst, für Mohrhirse halten zu sollen, ist wirklich ein starkes Ansinnen. Wenn Plinius sagt, die Einwohner dort assen ihren Hirse mit Bohnen, *adlita faba sine qua nihil conficiunt*, so heisst dies nicht, er ist nicht anders essbar, sondern sie



haben eine so grosse Vorliebe für Bohnen, dass sie sie zu jeder Speise  
mengen. Kurz die ganze Anmerkung des sonst so kritischen und gelehrten  
Geschichtschreibers der Botanik über *milium*, *panicum* und *sorgum* ist ganz  
und gar misslungen.

93. S. 439.

Merkwürdig ist es, wie spät dieses jetzt am Nil ganz gewöhnliche Korn  
in Aegypten sich eingebürgert hat. Der arabische Arzt aus Bagdad, Abd-  
Allatif, der im Jahre 1161 geboren war und dessen Beschreibung Aegyptens  
S. de Sacy herausgegeben hat, sagt S. 32 ausdrücklich, beide Arten Mohr-  
hirse fehlten in Aegypten, mit Ausnahme der oberen Gegend des Saïd, wo  
besonders der *dochn* angebaut werde. Und, was noch auffallender ist, selbst  
Prosper Alpinus fand dort gegen Ende des 16. Jahrhunderts kein anderes  
Brod als Weizenbrod: *in eam nulla alia panis genera cognoscuntur quam  
ex tritico parata*. Also erst die türkische Herrschaft hat dies Korn in  
Aegypten allgemein gemacht. -- Nicht bloss Südeuropa, auch Aegypten hat  
seit der frühesten Pharaonenzeit seine Kulturgestalt gründlich gewechselt.  
Nimmt man den Weizen aus — so trägt das heutige Niltal lauter neue Früchte:  
Baumwolle, Reis, Zucker, Inligo, Sorgum, Datteln, und zwei neue Hausthiere,  
Hühner und Kameele, wohnen mit dem Menschen und begeben ihn auf  
seinen Reisen. Nur die goldene Sonne, der betrachtete Strom und der  
gesegnete Boden sind geblieben.

94. S. 444.

O. Hartwig in seinen schönen Kultur- und Geschichtsbildern aus Sicilien,  
Pross's Jahrb. August 1863, behauptet mit Bezug auf die arabische Kultur  
in Sicilien, wo neue Gewächse eingeführt werden, müsse der Ertrag noth-  
wendig steigen. Wäre dieser Satz ganz wahr, so würde er für die Gesamt-  
Kulturgeschichte von höchster Bedeutung sein. Aber er unterliegt vielfachen  
Einschränkungen. Einwanderer können die Gewächse mitbringen, für die sie  
eine Vorliebe haben und die in der Heimath vielleicht die vortheilhaftesten  
waren: sie setzen die gewohnte Kultur traditionell fort. Eine Kultur kann  
momentan und unter günstigen Umständen Vortheil bringen und wird dann  
aus Trägheit beibehalten, auch wenn die Conjunctionen unter denen die Ein-  
führung geschah, längst vorüber sind. Auch die Gewerbe- und Handels-  
gesetzgebung, die Art und das Mass der Besteuerung, Regierungsart aller  
Art geben dem Landbau Richtungen, die mit dem natürlichen Geirnt des  
Bodens nicht immer im Einklang sind. Man zieht, die Rechnung muss in  
jedem einzelnen Fall immer besonders gemacht werden.

95. S. 452.

Auch Link, Welt 1, 128, war der Meinung, der Apfelsaum unserer  
Gärten stamme nicht von dem europäischen wilden ab. Der Name des  
Apfelbaumes hat darin besonderes Interesse, dass er bei Kelten, Germanen-  
Lithauern und Slaven derselbe ist und also einen nahen Zusammenhang des  
äussersten westlichen Gliedes, des keltischen, mit dem germanoslawischen,  
als mit dem slavischen Stamme, mit beweisen hilft. altkeltisch *aball* (wo *all*



ableitendes Element ist), angelsächsisch *appel*, altu. *epfi* (*apaldr*, Apfelbaum), ahd. *aphul*, lit. *abudy*, *abulis*, altpreussisch *woble*, der Apfel, lit. *obelis*, *abelis*, altpr. *wobalm* der Apfelbaum, altslawisch *jablko*, *ablaka* der Apfel, *jablani*, *ablani*, der Apfelbaum. Wenn die in Mitteleuropa von Osten her einbrechenden indogermanischen Schwärme, deren Vortrupp die nachmaligen keltischen Völker bildeten, den Baum in den neu erkämpften Landstrichen vorfanden und ihre rohe Zunge an dessen sauren zusammenziehenden Früchten Gefallen fand, so konnte es leicht geschehen, dass sie den Namen von dem Jägervolke annahmen, das ihnen zuerst auf europaischem Boden entgegentrat, — den Finnen. Den Namen der Frucht bei diesen kennen wir natürlich nur in seiner jungsten Gestalt und wissen nicht, welche Veränderungen er seitdem erfahren hat: estnisch *abin*, *uena* oder in dem anderen Dialekt *awa*, *ow*, livisch *amara*, finnisch *omena*, magyarisch *alma* (eben so türkisch). Wenn erst das Studium der finnischen Idiomie so weit gediehen ist, dass aus Vergleichung der verschiedenen Zweige dieses Sprachstammes feste Lautgesetze sich ergeben, nach welchen auf die Urform eines gegebenen Wortes geschlossen werden kann, dann wird sich auch entscheiden lassen, ob die in den obigen Namensformen enthaltenen Anklänge nur zufällig sind oder einen wirklichen Zusammenhang bezeugen. Griechisch und lateinisch hat der Apfel eigentlich keinen individuellen Namen, denn griech. *πῦρον*, lat. *malum* bedeutete die grössere Baumfrucht überhaupt und führte sich erst allmählig für den Apfel; ebenso das lateinische *pomum*; auch hat *malum* den Schein eines Lehnwortes aus dem Griechischen. — Der in den südlichen Halbinseln einheimische wilde Birnbaum — die Arkader sollten wie von Eichen, so auch von Birnen sich genährt haben — hiess *ἄγρος*, *ἄγροδος*, der kultivierte *ἀγρῶν* (schon bei Homer) und *ἀγρῶν* (nach Hesychius), auch *αἰτός*, die Frucht *αἰτός*; aus der Vergleichung des letzteren mit dem lat. *pirus*, *pyrum* erhellt, dass im griechischen Wort ein *o* ausgefallen (etwa wie *lō*, das Gift lateinisch *cirus* lautet) und das *e* nur ein Vorschlag ist, wie nun das Griechische liebt. Das lateinische Wort ging zu den Kelten und Germanen über, zum Beweise, dass in der Heimath beider Völker der Birnenbaum ursprünglich nicht wuchs. Litauer und Slaven aber haben für die Birne ihren eigenen Ausdruck: lit. *krausze*, altpr. *cransios*, slav. *gruša*, *chruša*. Da nicht anzunehmen ist, dass die Slaven einen Baum sollten gekannt und benannt haben, der in den milderen Wohnstrichen der Kelten und Germanen fehlte, so muss dies *gruša* ein Lehnwort sein — aber woher? vermuthlich aus einer der pontischen oder kaspischen Sprachen, denn mit *ἄγρος* *ἄγροδος* kann es doch nicht zusammengestellt werden? Auch die Albanesen haben ein eigenes Wort für die Birne: *durde*. Im heutigen Europa ist Nordfrankreich, besonders die Normandie, das eigentliche Apfel- und Birnenland, das nicht bloss die meisten, sondern auch die feinsten dieser Früchte trägt und wo der aus ihnen bereitete Cider (*cidre* ital. *sidro*, *citra* aus *sicra*, *alcria*, welches selbst wieder ein altsemitisches Wort ist) den Wein als allgemeines Volksgetränk vertritt. Weiter nach Süden, von wo sie doch stammen, ist es diesen Obstbäumen weniger wohl, — eine keineswegs vereinzelte, aber darum nicht minder merkwürdige Erscheinung.



96. S. 454.

Der Jäger, schweigsam und scheu („Im Felde schleich ich still und wild“), gleicht noch dem Raubthier. Thierzucht aber ist schon voll Menschlichkeit: man sehe z. B. das Bild von Heinrich Bürkel in der Neuen Pinakothek in München: Schafheerde in der Römischen Campagna. Der Hirt geht voran, die Heerde folgt; er hält ein neugeborenes Lamm behutsam in den Armen, noch andere trägt das Pferd in gleichschwebenden Körben; die Mütter gehen zu beiden Seiten und blöken hinan. Wie human und idyllisch!

97. S. 457.

Neben der Farbe gelten auch die *oculi truces*, die *torvitas luminum* für ein Merkmal der germanischen und anderer Barbaren des Nordens. Erst die Kultur, die das innere Leben weckt, beseelt auch das Auge, das bei den Waldbewohnern noch den eigenthümlich frischen Blick des Jagdthieres oder den scharfen des Raubvogels hat. Vámbéry, Globus 1870, S. 29 vom Kurden: „Besonders sind es seine Augen, diese ewig funkelnden, auf Unheil oder Trug sinnenden Lichter, durch welche er unter hunderten von Asiaten erkennbar wird. Es ist merkwürdig, dass sowohl der Beduine, wie der Turkmene durch diese Kennzeichen unter seinen ansässigen Stammgenossen eben so auffällt. Ist es der unüberwindliche Hass gegen vier Wände, oder der grenzenlose Horizont, oder das Leben im Freien, welche diesen Glanz in die Augen der Nomaden hineinzaubern?“

---



# Wortregister.

(Die Buchstabenfolge ist die des lateinischen Alphabets; ch = x steht hinter c, th = θ hinter t).

- A.**  
 maced. ἀβαντα 516.  
 kelt. aball 536.  
 'Abartia, 'Abartia 501.  
 hebr. abattichim 269.  
 franz. abricot 369.  
 'Abu Sir, 'Abu Sir 501.  
 accipiter, accipitor 526.  
 acer, aceruus 521.  
 acenna 483.  
 actus 483.  
 acus 482.  
 'αχαις, 'αχαιος 537.  
 hebr. adaschim 186.  
 odor, adoreus 482.  
 'αδελφες, 'αδελφοδες 39.  
 aea 489.  
 Aetoler 55.  
 Africane aves, gallinae  
 Africanæ, Afra avis  
 315.  
 Agathyræon 18.  
 ager 57.  
 ager arbustus, ager ar-  
 vus, ager pascuus 107.  
 'αγγοιων, 'αγγοιων, α-  
 γοιων 274.  
 'αγλος 173.  
 Agrios 64.  
 ital. agriotta 528.  
 'αγρος 57.  
 Agurke 274, 275.  
 goth. ahaks 525.  
 Ahorn 521.  
 slav. ajda 441.  
 'αλκωτις 116.  
 'αλκωτις 178.  
 'αλκωτις 478.  
 'αλκωτις 478.  
 goth. albus, albus 38.  
 'αλκωτις, 'αλκωτις 399 ff.  
 aluana 108.  
 alpa 478.  
 alpanus 194.  
 slav. alpa 211.  
 'αλς 504.  
 goth. aliz 489.  
 'αλπος 38.  
 Akarnanen 55.  
 'αλκωτις 521.  
 goth. alkit 77.  
 'αλκωτις 53.  
 goth. alks 57.  
 indoeurop. akva, sanscr.  
 'αλκωτις, zend., altpers.  
 aqua 38.  
 Alanen 12, 13, 47, 457.  
 alba sacerdotalis 146.  
 Albanen 14, 56.  
 Albanen, 'Αλβανη 501.  
 span. albaricoque, arab.  
 al-barqoq 369.  
 ital. alborecen, albicoeco,  
 batoco 369.  
 allus, alqos 300.  
 Ale 131.  
 'αλκωτις 482.  
 alenya 136.  
 'Αλκωτις, 'Αλκωτις.  
 'αλκωτις 279, 280.  
 'αλκωτις 281, 282, 313,  
 521.  
 'αλκωτις, 'αλκωτις.  
 gemma allectoria 522.  
 Alenden 59.  
 goth. aler, alerabagma  
 501.  
 alfalfa 354.  
 'αλκωτις, 'αλκωτις 477, 482.  
 alien 431.  
 alipedes 39.  
 aliam, album 173.  
 Allermannsharnisch 172.  
 179.  
 magyar. alma 537.  
 'αλκωτις 282.  
 Aloe, agave americana,  
 2, 148.  
 'αλκωτις 483.  
 abd. alpix, aga alfot,  
 altn. alft 300.  
 lit. alus 133.  
 alvei, alvearia 505.  
 'αλκωτις 487.  
 lit. amalis, lett. amuls  
 528.  
 maced. 'αλκωτις 501.  
 'αλκωτις 71.  
 'αλκωτις 116.  
 ital. amarina, amarasca  
 528.  
 'αλκωτις 110, 498.  
 'αλκωτις 489.  
 vitis Aminæa, Amineæ  
 495.  
 'αλκωτις 50.  
 ital. ammazza l'asino 306.  
 'αλκωτις 184.  
 'αλκωτις 339.  
 amara 98.  
 'αλκωτις, amygdala 338.  
 339, 342, 343, 537.  
 'αλκωτις 71.  
 'αλκωτις 71.  
 nuns 329.  
 bask. andersigerra 531.  
 'αλκωτις 491.  
 'αλκωτις, 'αλκωτις 351.  
 Angeln 48.



ital. anguria 275.  
Anis 130.  
Ank, abd anchusmiero,  
ancusmiero 139.  
anrior 186.  
lit antus, slav. aty, ate,  
atira, atuka 320.  
abd anut, aga ened,  
altu. end 320.  
anvium 505.  
anys 116.  
Apf-baum 152.  
Apf-bine 389.  
ahd. aphel, aga appal,  
altu. epli, apahlr 537.  
untellat apile 505.  
aparo, aparr 537.  
aparo 53.  
Aprikose 370.  
bdt. apis 532.  
lit. apynys, apynai 193.  
aqueilus 258.  
pers. aragh 527.  
araxos, araxos 190.  
ital. arancio, arangus  
388 389.  
arare 58.  
ahd. arawiz, arawiz 188.  
goth. arheitis 181.  
Arbusen slav. arbuz 275  
276.  
arbutus, arbutum 351.  
areculum, inareculum 206.  
claudius arbutus 311.  
area 183.  
Argos 59.  
goth. arjan 58.  
aries 478.  
Arctaeus 96 97.  
arctos 471.  
arctura 369 370.  
Armenien 34 35.  
slav. armod 211.  
arora 478.  
arora 58 475.  
arora, arora ak 100.  
arora, 483 526.  
allan aric, aric, aric  
527.  
lit. arti 58.  
Artichoke 452.  
arora 183.  
arora, arora 181.  
arum 58.  
asellus 503.  
ital. astore, astori 223.  
taurin. asila 479.

goth. asilus, lit. asilus  
502, 503.  
asutus 111, 502.  
alan. Aspar 276.  
kelt. assal 503.  
Assyria malus 384.  
astutus, astur, ital.  
astore, proveng. astor,  
franz. astor, autour  
326 524.  
preuss. asvinan 38.  
lit. aszva 39.  
astutus 486.  
slav. atoku 186.  
franz. aube 146.  
ital. auea 103.  
preuss. aurtan, aucte 139.  
lit. auktas 147.  
aurantium Olyriponense  
389.  
aurum, aurora 186.  
preuss. ausis 187.  
auspica ex avibus, ex  
tripudis 284.  
lit. austi 186.  
Avaren 11.  
nuxa avellanae 311.  
lit. avilis 505.  
lit. aviza, avizon 493.  
aviz 491.  
sanser. avas 189.  
span. axadran 228.

## B.

preuss. babo 485.  
engl. badger 532.  
badua 518.  
balua 331.  
ital. bajo, franz. bai 518.  
bal, balu aegypt. ba,  
kept bal 519.  
lit. balandus, osset. ba-  
lan, balon, balon 525.  
bal, balu, 339 341.  
balustrade, ital. balan-  
stro, balustrata, Ba-  
lustrade 515.  
lit. bulasas 523.  
Balkh 13.  
Balsamine 116.  
zend. banha, Bada 513.  
poln. banja 276.  
magyar. baracz 370.  
barra, Berke, altu. berkt  
510.  
barra, baris 510.  
barrus 308.

russ. bara, barsuk, poln.  
barank, magyar. barz  
532.  
Bataver 49.  
hebr. batim 359.  
barac, baris 388.  
altu. lit. bebrus, slav.  
bebr 16.  
Becher 130.  
Beck 430.  
Beil 180.  
bein 71.  
camb. bele, franz. be-  
le 531.  
pers. bang, bang 513.  
altu. beo 159.  
aga. beofor 16.  
russ. berdo, aundl. beo  
486.  
phonia Berot, Berot 242.  
Berutus 519.  
Berus 65.  
altu. bual, alteorn. bahell  
490.  
kelt. beber, uhd. biler,  
ahd. bebur, slav. bebr  
16.  
berac, berac 491 492.  
Bibracte, Bibrax 16.  
bidens 110.  
Bier 131 133.  
altu. bifi 16.  
Bignonia Catalpa 118.  
Bis, bis 191.  
Bille, Billeman 531.  
pers. Biring, birmaz 132.  
Birsch, franz. berse 324.  
neogr. Bismar, Bismar  
519.  
franz. biset, bis 284.  
biset 528.  
franz. blaireau 532.  
slav. bobu 16.  
- bobu 185.  
Bora 148.  
Borac, Margus, Mo-  
row 501.  
slav. bogu 46.  
Bohne 58, 185.  
franz. bonneau 203.  
- bono, buter 203.  
Borac, 173.  
Borac 177.  
Bordeaux 76.  
wslach. bordeitz 462.  
slav. bortnik 505.  
altu. both, bothan 498.  
Bottcher 498.



franz. botte 498.  
*butjeto* 330. 331.  
 brace, braccia, bracci 130.  
 133.  
 bradigalo 413.  
 slav. braga, braba, braja  
 133.  
 Brathy 242.  
 Bräcken 135.  
 preuss. braydis 475.  
 lit. bradis, lett. bredis  
 475.  
 altoem. breilo, canbr  
 breila, breilw 516.  
 messap. *brido*, 475.  
 slav. brschva, praskva,  
 broskvina 370.  
 armen. brinz 432.  
 Briten, Britten 18.  
 ahd. briuwan 133.  
*briza* 474. 475.  
 altir. bró, broo, broon 181.  
 dan. schved, engl. broek,  
 canbr. corn. broek 532.  
*brūnos*, *brūnōs*, *brū-*  
*nus*, *brūnūds* 478.  
 Brd 481.  
 altir. brunne, bró 190.  
 goth. brunjo slav. brupa,  
 Brünne 190.  
 lit. bruwile 133.  
 span. bruxula 203.  
*brux* 126. 133.  
 bubalus, *brūbalis*, *brū-*  
*balis* 107. 333.  
 franz. bucal 441.  
 Buche 203.  
 Buchweizen, niederl.  
 buckweyt 441.  
 Bude 198.  
 Bodinen 157.  
 franz. buisson 203.  
 alban. bukheza 331.  
 engl. bullace 331.  
 Bulgaren 14.  
*bulg* 66. 191.  
 franz. bouquetle 441.  
 bura 482.  
 Burgunderwein 75.  
 buricus 504.  
 armen. Busa 506.  
 ahd. buscone 203.  
 Buse, Bise 532.  
 engl. bushel 203.  
 franz. boussole 203.  
 franz. buste, ital. busto  
 203.  
 engl. booth 498.

franz. bouteille 498.  
*butis*, *butim*, *butis*  
*butim* 498.  
 Butte 498.  
 preuss. buttan, lit. but-  
 tas 498.  
 Butter 139. 430.  
*butipor* 136. 137.  
*butipor* 41.  
 buxus, buxum 199.  
*butipor* 148. 192.  
*butipor* 518.  
*butipor* *butipor* 150.  
*butipor* *butipor* 151.  
 slav. byvolu, russ. buj-  
 vol, poln. bawol, bulg.  
 bivol, magyar. bival,  
 alban. bual 533.

# C.

Cacumber 80.  
 caelia 126. 134.  
 caepa capitata 172.  
 ital. calavaja calamita,  
 calamistro 262.  
 calamine, giallamine,  
 Calmei 518.  
 calocatinos 523.  
 calx 121.  
 canisia 157.  
 canisia clizana 159.  
 canalis 265.  
 gall. canletum 183.  
 Canne 265.  
 altn. caog 525.  
 capreolus, ital. capriuolo  
 178.  
 capritiens 178.  
 ital. capucio 451.  
 mittellat. capus 526.  
 caput 172.  
 caracallae 158.  
 carbasus 156.  
 cardo 68.  
 ital. carroba, carruba  
 franz. caronbe, carouge  
 394.  
 nucis castaneae 338-341.  
 343.  
 calus, callus, xaira 403.  
 531.  
 ital. ceca, russ. cecevic  
 187.  
 ital. cedro 386.  
 ital. cefaglione 236.  
 poln., boh., cegla cihla  
 122.  
 Centner 430.

slav. cepati, cepiti, cep,  
 cepina 377.  
 cepe, caipa 172. 175.  
 cepolla 177.  
 altir. cere 288.  
 cerentis 38.  
 cetera 126. 130.  
 russ. ceremsa, ceremica,  
 ceremuska 172.  
 cervisia, cervisia 130.  
 slav. cesati 179.  
 slav. cesnuka, cesmet 179.  
 cetera 475.  
 cicer, Kicher, 187. 189.  
 190.  
 Cider, franz. cidre, ital.  
 cidro, sidro 130. 537.  
 sauser. cihla 304.  
 ital. cipolla 177.  
 ital. citrulo, franz. ci-  
 tronille 274.  
 citrus, malum citreum,  
 citrosa vestra, citratus,  
 xirpa 383. 385.  
 franz. cive, civette 180.  
 franz. clais 121.  
 claratum, claretum, cla-  
 ret 80.  
 provenc. cleda 121.  
 mittellat. clemus 521.  
 kelt. cletā, mittell. cleta,  
 slv. kletā, lit. kletis 121.  
 irisch. clath 121.  
 kymbr. clut 121.  
 ital. cocomero 275.  
 poln. cocka, czech. coco-  
 vice 187.  
 altir. colbach, corn che-  
 lic, colyck 523.  
 colliciae 183.  
 altir. colum, canbr. corn  
 colom, bret. koulin,  
 klom 301.  
 colus 486.  
 span. comadreja 531.  
 ital. copja 498.  
 franz. coq, armor. coe  
 287. 523.  
 corbis, corbita, corbitare  
 273.  
 span. corcha 500.  
 cornus 346. 348.  
 cortex 199.  
 corylus, cornus 527.  
 altir. cor. canbr. coes 190.  
 altgall. coel 127.  
 ital. cofagnata, franz. co-  
 lagnac 210.







Ephyra 59.  
Eriopoda 196.  
ericeus 77.  
ἑρκεῖον *herkeion* 339.  
340.

ital. erba spagnu 354.  
Eriose 130.  
Eridanthe 174.  
Eriophorus 187 188.  
Erigone 64.  
Eriose 501.  
Eriose 461.  
lit. eris 478.  
erose 108.  
Eriose 71.  
erium, erilia 188.  
Esche 16.  
franz. eseregne 462.  
kelt. ess 174.  
esseda, essedum 51 52.  
Essig, ahd. eazh 77.  
Eten 47.  
Eten 486.  
Etrusker 51.  
lett. eva 460.  
evallote 483.  
evanos 41.  
Evinuo, 357.  
Euretica 383.  
Euterpe 148.  
Euterpe 478.

P.

faba 485.  
papa, facia, facieto,  
takosha 525.  
ahd. fahs 512. 513.  
altengl. fairy 531.  
papa, puros 186.  
Falko 325.  
fako 526.  
ital. falconetto 329.  
Falerno 80.  
far, farina, farrago 482.  
farrago 500.  
ahd. farn, farm, agn.  
fearn, Farnkraut 524.  
papa 147.  
arab. fars 33.  
papa, paxaria 158.  
papa, paxaria 317.  
papa, paxaria 293.  
524 525.  
papa 293. 524.  
russ. faza 525.  
papa, paxaria 519.  
folia, folia 399 ff. 531.

gallos 510.  
Fenchel 270. 130.  
Fenster 121.  
camb. ffa 185.  
camb. fhuon 516.  
fiber 16.  
ficus 500 501.  
ficus duplex, bifera, ficus  
caricae, canneae 86.  
ital. fieno d'Ungheria 354.  
fium 486.  
fium 510.  
Fitz 16.  
Fiumel 167.  
Finnen 19.  
ahd. fahs 512. 513.  
Fleche 430. 498.  
Flegel 430.  
ficus 510.  
ital. focaccia 481.  
arab. fokka 125.  
fodero 110.  
fodera 517.  
fodera 234.  
fodera 189. 231. 517.  
fodera, in quatuor 462.  
folium 91.  
ital. formento 479.  
goth. fatus 491.  
zend. fruth 252.  
franz. froment 478.  
fodera 125.  
fallones 164.  
fannaria 174.  
fundo 470 471.  
ital. furettor, franz. furet  
397.  
furfur 482.  
engl. furz, furze 477.  
fusus 486.  
fatta, fitta, fittor, fitta  
fitta, fitta, fitta 90. 91.  
aga. fyra 477.  
fatta, fitta 105.

G.

hebr. gad 143.  
zend. gadhya 531.  
ital. gaggia di Costan-  
tinopoli 147.  
lit. gaidys 523.  
fatta 490.  
fatta, 399 ff.  
slav. gahca, galka 522.  
altur. gall 301.  
galla 522.  
canis gallicus, span.  
galgo 324.

silva Gallinaria 495.  
gallus, gallina 522.  
Galmel, giallamma 518.  
span. galdina 531.  
aga. garleac, engl. gar-  
lick, altur. garleac 179.  
ital. garofolo, garofano  
446.  
garro 522.  
span. garrobo, algarrobo,  
portug. alfarroba 394.  
slav. gasli, Gudi 523.  
Gaspas 276.  
Gautar 471.  
prousa gaydis 477.  
prousa 94.  
prousa, paxaria, paxaria, paxaria  
paxaria 106.  
altur. geidh, goss 391.  
altur. geirlankr 179.  
prousa, paxaria 173.  
Gelonon 18.  
ital. gelsa 337.  
ahd. ger 490.  
gera 57.  
prousa, gerta, gerta, ger-  
tounax 522.  
prousa 522.  
ital. gesmino, gelsomino  
144.  
Geten 55.  
prousa, paxaria, paxaria  
paxaria 173. 174.  
alban. gjak 140.  
alban. gjahe 139.  
alban. gjahe 140.  
ital. gjahe 616.  
lit. gja 486.  
alto. gja 471.  
lit. gina, girdos 481.  
gut. gith 182.  
goth. gutan 470.  
slav. glagolati 522.  
glans regia 541.  
Glas 498.  
prousa, paxaria 524.  
glacire, glaciare 524.  
glans 486.  
slav. gluchu, russ. glu-  
charj, poln. glusze,  
slav. bluchan 520.  
hebr. Gabel, phoniz Gyl  
518.  
Gockelhahn 523.  
gud 183.  
slav. golabi 301 525.  
prousa, 462.



weogr. *gopogri, gopos*  
303.

hebr. *gopher* 245.

russ. *gorob* 190.

altu. got. *gota, Gotar* 171.

tiöthen 14. 170. 171.

tiöthen (scandinavische)  
47.

graculca 298.

slav. *grachin*, weogr. *gru-*  
*guc*, slov. *grah*, gra-

hor., *grahorica* 190.

*graxol*, *graxi* 34. 172.

ital. *graja* 532.

Granada 209.

ital. *granato* 209.

malum *granatum* 207.

scandin., noll. *grävling*,  
*grevling* 532.

russ. *gr-va*, *gröficha*,  
*groucha* 442.

franz. *greife*, *greffer* 376.

lit. *grikai* 442.

franz. *griotte* 528.

poln. *groch* 190.

alban. *grösa*, *grösa* 100.

Gruck'n 112.

slav. *grösa*, *chrosa* 537.

poln. *gryka* 442.

franz. *guigne*, *guisno* 349.

span. *guinda* 349.

pers. *gul* 516.

lit. *guth* 301. 525.

goth. *guth* 187.

Gurka 274. 275.

Gutas., *Gutas* 471.

goth. *guth* 306.

breton. *gwenb*, *gwiniz*  
477.

*g'auar* 189.

*g'ia*, 189. 182.

*g'apara*, *g'aric*, *g'aric* 180.

*g'ia*, *g'aragor* 462.

mittelalt. *gyro*, *gyrus*,

*gyrare*, ital. *giribulo*,

franz. *gortant*, *Geier*  
526.

*gygus*, *y'gus*, *y'gus*, *y-*  
*g'ia*, *y'gus*, *y'gus*, *y'gus*  
*y'gus* 481.

## H.

haha 485.

Habsicht, ahd. *hapuh*,

altu. *haukr* 320.

Hache 180.

Hacke 180.

ag. *hafela*, *heafela* 172.

goth. *haban* 180.

ahd. *habhitha* 180.

slav. *haja*, *hajdina* 441.

Hakon 180.

irau. *haka*, *alka* 281.

hama 198.

ahd. *hamar* 180.

Hamster, ahd. *hamastro*,

*hamistro* 104. 105. 532.  
533.

goth. *hana*, ahd. *hana*,

agr. *hana*, altu. *han*  
286. 522.

ahd. *hanaf*, agr. *hanep*,

altu. *hanep* 167.

goth. *hangian* 180.

sauser. *hansas*, *hansi* 320.

franz. *harl*, *hart*, *har-*  
*celle* 509.

magyar. *haricska* 442.

ahd. *hara* 512.

ahd. *haal* 527.

goth. *haubith* 172.

caubr., corn. *hebauc* 325.

Hibbikorn, Heidekorn  
444.

Hilico 180.

Hollonen 34.

Honcl 180.

Honeter 56.

Henge 180.

ahd. *henna* 287.

alban. *heth*, *heth* 171.

hiliscus *syriacus* 446.

pers. *handerane* 276.

ägypt. *hinn* 105.

Hippobatos 34. 35.

hirquitallus, *hirquitallire*  
478.

ahd. *hirs* 484.

goth. *hlafs*, *hlafs* 480.

altu. *ost* - *hlif* 181.

goth. *hleithra* 121.

altu. *hling* 521.

corn. *hoet*, *caubr.* *hwyad*  
320.

altu. *hofath* 172.

goth. *hoha* 180.

Houg 165.

niederd., niederl. *hoppe*,  
*hop* 413.

altu. *hor* 512.

herdenn 57.

Hornung 515.

czech. *hrach* 190.

agr. *hransa* 172.

kleinruss. *hrecka* 442.

walach. *hrisk* 449.

goth. *bruk*, *brukjan* 288.  
522.

ägyptisch. *htar* 28.

mittel. *hubalus*, franz.  
*houillon* 414.

mittelalt. *humel*, *humelo*,  
*humelo*, *umlo*, *lundo*  
411. 414.

mittel. *humulus*, altu.  
*humall*, *hnn*, *estn*,  
*humala*, *humal* 414.

*humus* 491.

Huunen 13.

ahd. *hushili* 491.

ahd. *huon* 287.

mittel. *hupa* 413.

span. *huron* 397.

goth. *altu.* *hus* 506.

- *huairban* 273.

- *heatus* 177.

altu. *hueria* 273.

*Hyksos* 28.

## I.

slav. *jabuko*, *abluko*,  
*jablan*, *ablani* 537.

*Jaara*, 172.

Japygen 56.

caubr. *corn.* *brat* *car*,  
*yar* 523.

altu. *icm* 189.

slav. *jastrab*, russ. *serb*  
*jastrab*, *jastrab*, *poln*  
*jastrab* 526.

lit. *javas*, *javai*, *javana*  
57.

slav. *javor* 524.

*Jaxartes* 36.

slav. *jazu* 592.

*Jazygen* 12.

dan. *ibc* 160.

iber. 19. 50. 120. 121.

altu. *ibhar*, *ibhar*, *pubar*  
159.

schwed. *id* 180.

slav. *idi*, *idi* 160.

lit. *jova* 100.

franz. *ic* 459.

*ica*, 399.

*Ilyria* 55. 56.

*Ich* 161. 169.

*Immerulus* 191.

ahd. *impton*, *impt*, *impt-*  
*ten*, ahd. *impten* 176.

alban. *ind* 180.

russ. *ica*, *ica*, *ica*, *ica*, *ica*,  
*ica* 161.







- κρόκος* 524.  
 poln. kunk 181.  
 Knaster 261.  
*κρόκος*, *κρόκος* 228 229.  
 Knutlauch 179.  
*κρόκος* 180.  
*κρόκος* *κρόκος* 471.  
*κρόκος* 170.  
*κρόκος* 210.  
 lit. krogas 525.  
*κρόκος* 537.  
 slav. krogut kohut 287.  
 kohl. Koldrabi 430 471.  
*κρόκος*, *κρόκος* 369.  
*κρόκος*, *κρόκος* 250, 251.  
*κρόκος* 396.  
*κρόκος* 330.  
*κρόκος* 480.  
*κρόκος*, *κρόκος* 523.  
 slav. kokotu, kokosa.  
 kokos, walnch *kokos*,  
 magyar kokas, neogr.  
*kokos*, russ. kochet,  
 alban. kagos 523.  
 slav. koliba, kolibu 122.  
*κρόκος* 271.  
*κρόκος*, *κρόκος* 270 271.  
*κρόκος* 478.  
*κρόκος* 271.  
*κρόκος*, *κρόκος* 300.  
 301.  
 slav. komara 122.  
*κρόκος* 351.  
 magyar kunko 414.  
*κρόκος* 181.  
 russ. poln. kunkata 122.  
*κρόκος*, *κρόκος* 523.  
 524.  
 estn. kunka 180.  
*κρόκος* 256, 257.  
*κρόκος* 126, 113, 192.  
 estn. kunk 180.  
 Kopf 198.  
 Kordelbaum 148.  
 Kerk 198 199 300.  
 Koriander 430.  
*κρόκος* 182, 183.  
 Korintien 79.  
*κρόκος* 129 130.  
*κρόκος* 215.  
 slav. krot 276.  
 kunk. koter 525.  
*κρόκος*, *κρόκος* 94 180.  
 515.  
 slav. krotu 503.  
 altn. krotu 288.  
 lit. krotik, russ. krot-  
 lek, krotik, poln. krot-  
 lek 500.  
*κρόκος* 347 348.  
 slav. krostav, krostavci  
 246.  
 lit. krosze, preuss. kros-  
 ze 537.  
*κρόκος* 486.  
 slav. krost 526.  
*κρόκος*, *κρόκος*, *κρόκος*  
*κρόκος* 180 181.  
 Krosche Kroke 334.  
*κρόκος* 182.  
*κρόκος* 213 214 516.  
*κρόκος* 57.  
*κρόκος* 184.  
*κρόκος* 224.  
*κρόκος* *κρόκος*, *κρόκος*  
*κρόκος* 171 172 173.  
 slav. kropava 511 512.  
 slav. kroska 480.  
*κρόκος* 117.  
*κρόκος*, *κρόκος* 528.  
 Krog 430.  
 slav. krotu russ. krot 491.  
 russ. krysa 404.  
*κρόκος* 399.  
 Kulm 276.  
 kufe 430.  
 tun. estn. kukko, kuk  
 524.  
 magriech. *κρόκος* 251.  
 kukuruz 438.  
 Kummel, abd. chumil 490.  
 503.  
 mhd. Künolt, Küniglein  
 430.  
 Kerbics 276.  
 russ. kurluk 412.  
*κρόκος* 130.  
 lit. kurtinys 525.  
 slav. kuru, kura 287.  
 hebr. kuschim 269.  
 lit. krotys 177.  
*κρόκος* 185.  
*κρόκος* *κρόκος* 200.  
*κρόκος* 210.  
*κρόκος* 271.  
 altn. krotling, ags. eien  
 521.  
*κρόκος* 271.  
*κρόκος* 215.  
*κρόκος* 184.  
*κρόκος* 181.  
*κρόκος* 245.  
*κρόκος* 214.  
*κρόκος* 545.  
*κρόκος*, *κρόκος*, *κρόκος*  
 330.  
 Actinops Actinops 515.  
 L.  
 labos 481.  
*labos* 514.  
 abd. lagella mhd. lagel  
 505.  
 pers. laleh 516.  
 franz. lapin 397.  
 Larissa, Larissa 59.  
 Lescarpium 168.  
 slav. lasta, lastina 180.  
 slav. lastocka 531.  
 latiner 56.  
 Lattich 430.  
*labos* 190.  
 lett. laulis 470.  
 altn. lauk 177.  
 laura 396 397 530.  
 laurus, Laurentium 514.  
 laurus insana 198.  
 Lavendel 490.  
 lavo, Lavinia, Lavinium  
 514.  
 ags. leaw 177.  
 slav. lebedi 300.  
*labos* 530.  
 goth. lein 512.  
*labos*, *labos*, *labos* 214 516.  
 goth. leithus 173.  
 goth. leika, leika, slav.  
 lekari 18.  
 Leleger 54.  
 lens, magyar. lensos, lit.  
 lensis 186.  
*labos* 51.  
 lit. lepa 510.  
*labos*, *labos* 510 530.  
*labos*, *labos* 500.  
 slav. leon 186.  
 lit. levi, levi 170 471.  
 levi, levi 471.  
 levi 170.  
 Leusina 177.  
*labos*, *labos* 144.  
*labos* 141.  
*labos*, *labos* 45.  
 liber 510.  
 Liber, Libera 69 70.  
 mhd. linstamm 430.  
 liban 480 481.







Mieze, Miezen 531  
 miedall mieda 139  
 miedum 58, 181  
 goth. miedib 135  
 miedun kor 301.  
 Mizer 56.  
 kroat. serb. mir 122  
 russ. mizhika 531  
 slav. miska, mizgu, miste  
 501.  
 ahd. mistil. Mistel 349  
 527 528  
 arab. mizkon 341  
 pers. miz 185  
 M. hu 270  
 Mohre 152  
 molere 176.  
 m. Hasea mir 342.  
 Molosser 55  
 moka 176, 177.  
 Mongolen 13 21  
 mose, mose, mora, monegr.  
 mose 335 337.  
 moraa 80.  
 morg. o. r. Morgeten, Mur-  
 gentinum 495  
 mofia 34.  
 Mortel 121  
 ital. moschetto 329.  
 ital. mostarda 184  
 preuss. mouce 531  
 mouret, mouret, Mo  
 mouret 488  
 mura 339  
 kurd. mrisik 285.  
 murea 527.  
 Mühle Müller 481  
 mulus 116, 504  
 Munge 430.  
 altir. mu 121  
 pulu mir 122  
 pers. mureh 285.  
 alban. murek 504  
 mustela, mustella 399 ff.  
 531.  
 felix montarda 184  
 Must 139  
 mydas 504  
 mizipos, mizipos 527.  
 mize, mize, mize, mize,  
 mize, mize, mize, mize,  
 mize, Myrene 544  
 mize 511  
 Myser 65 114 115.  
 mynam 527.  
 myze, myza, myzium 527.

# N.

nara, nara 183  
 pers. narene, arab. na-  
 rang, Lyzant, nara  
 388  
 slav. naroda 470.  
 goth. nati 511  
 lett. natre 511  
 Naukratische Kränze 193  
 finn. nauris, estn. naris.  
 nairis, wpa nauris 185  
 slav. navi 486.  
 Nelke 416  
 altir. nemand 511.  
 nepos, nepos, nepos 357.  
 Neseion, Nesea Nēas  
 31 35.  
 kelt. ness 531  
 nepos 320  
 ags. net nēle 511  
 slav. nevestuka 531  
 Neysa 36  
 nigella sativa 182  
 Nisaea, Nisaea, Nisaea,  
 Nisaea 35  
 slav. nit 486  
 preuss. noatis 511.  
 lit. notere 511.  
 noceres, nocerum 527.  
 Numidiae aves 315  
 Numidiae guttatae 316.  
 Neragen 121  
 nux pontica, graeca, nu-  
 ces calvae 310 341.  
 342.  
 neugr. nuyden 531  
 lit. nytis 496

# O.

breton. oazil 195  
 lit. obelys, obelis, obelis.  
 obelis, preuss. woble,  
 wobalno 537  
 lit. obszina 532.  
 oca 183  
 ags. oed. slav. oetn, serb.  
 oet, poln. wlach oet  
 77  
 oculi 261  
 ozyas 180.  
 franz. ouillet 416  
 Oenotrer 195  
 ozyas 537  
 russ. ogurec poln. ogorek  
 271  
 Ohm 498

franz. oignon 179.  
 olive, olive, olive, olive, olive  
 193  
 Olyce 63 64.  
 olos 67 190 191 493.  
 Olyceia Olyceia, Olyce-  
 ia 70 71  
 Olynthos 293  
 olynth, olynth, olynth, olynth,  
 olynth 195  
 olynth, olynth, olynth, olynth,  
 olynth, 39  
 altir. ol 133.  
 ital. oleandro, leandro 359.  
 oleastella 36  
 oleum 98 501  
 oleum Liburnicum 104  
 oliva 98 501  
 felix oliva 34  
 oliva Liburnica, Liburnia  
 Sallentina, Sergia 99  
 vivax oliva 35  
 olivus 185  
 slav. oli, olovina 133.  
 olivum 501.  
 olivum 482  
 slav. omela 528  
 Olin. omela, liv. omela  
 537  
 olinthos 144.  
 oro, 502, 503.  
 opulus 196  
 Opuntia 418  
 altir. or 487  
 slav. orach, oricha 527.  
 franz. orange 188 489  
 orarium 154  
 orchus 38  
 oryza, oryza, oryza 108  
 Or. sphen 63  
 oryza, oryza 116  
 Orzel 503  
 oryza, oryza 116  
 oryza, oryza, oryza, oryza,  
 oryza 132  
 oryza 71  
 oryza, oryza, oryza, oryza,  
 oryza 187 188.  
 oryza, oryza 339  
 oryza, 137  
 orthampelos 71  
 oryza 134 135 179  
 franz. oder 195  
 slav. oods, 192  
 Osman 11  
 osman 257  
 osman 114 147 508.  
 ovalio 98 79.



όςος 77.  
oxygala 139.  
οξύγινος 47.  
οξύζωα 351.  
Ozobio 171.

P.

palea 182.  
pali, paci, pagli 70.  
pallaca, pallacana 171.  
palidus 298.  
palma 235 — 238, 308.  
518.  
palmarie, tunica palmata 246.  
Palmasa 518.  
palnula 238.  
Palmyra, Palmira 238.  
518.  
palumbus, palumbus, palumbus 298.  
franz pamplemoussc 387.  
ital. pauciera, Panzer, panter 490.  
ital. pane di zucchero, franz. pain de sucre 181.  
pani omi 182.  
pans 181.  
Pannonier 55.  
pantheon 150.  
lit papartis, poln pap-  
pry, russ paprot 524.  
Paphlagonier 114.  
lombardische Pappel 448.  
παπύρος 396.  
finn. papu 185.  
παπάρις 126, 492.  
zend. paradišta 528.  
athiopisch paras 33.  
hebr. parash 33.  
zend. parena, perena, pers. far, kurd per 524.  
παρής 71.  
Parther 12, 36.  
russ. paras 161.  
παρμας 70.  
franz. pastèque 274.  
Palmos 518.  
pavus, javo 308.  
franz. poche 370.  
ital. pecora 403.  
παρής παρής παρής, pedare, pedamentum, pedum 494, 495.  
παρμας 167.  
goth. pekkabugus 189.  
περκα, περκα 461.

περκα, περκα, περκα, petra, petra, petra 512, 513, 461.  
Pelagor 54, 472.  
lit. pele, preass, peles 531.  
περκα περκα, 291.  
291, 294, 298.  
περκα 491.  
περκα, περκα, περκα, περκα, 298.  
pelzeu 376.  
russ. penka, poln. pienka, czech. penek, penka 513.  
περκα 271.  
zend. perethu 252.  
περκα, περκα, περκα, 294, 524.  
λεκα, περκα, 297, 299.  
περκα, περκα, περκα, 294, 301.  
slav. pero, prati, pariti 524.  
ital. persica, pesca 370.  
ital. pescanoci 370.  
lit. piska slav. pisko, russ. pesok, poln. piasek 189.  
lit. peasti 461.  
Petersilie 430.  
Petupus 311.  
slav. petlu, serb. pijetao, creat. petelin 523.  
russ. petuch 523.  
Peucetier, Picentiner 495.  
περκα 255, 256.  
Pfele 276.  
Pfefferbaum 448.  
Pferd 430.  
Pfersch 370.  
Pflug 482.  
pfropfen, Pfropfreis, propago 376.  
Pfund 430.  
mhd. phisel, phiesel 121.  
Phonizier 69, 66.  
Phrygier 11.  
Phosphorus 192.  
Phytos 63.  
pica sativa 259.  
slav. pichu 287.  
slav. pigva 211.  
pinguis 137.  
pouge, περκα, 359.  
pila, pilum 483.  
pila 16.  
ahd. pilib, mhd. Bille, Bilchmaus 531.

pinguis 16.  
pinguis 137.  
pila, pila, 133.  
pinsero 189, 476, 483.  
tranz. piocho 110.  
pion 137.  
ahd. pipar 16.  
alban. pire 133.  
slav. piro 133.  
pirus, pium 537.  
mittell. pisalis, pisalo 121.  
Pischdader, pera, pesh-dad, huzvar. peshdat 528.  
pilaos, pilaos, pilaos, pilaos, pilaos, pilaos 189.  
pilaos, pilaos, pilaos, pilaos, pilaos 541, 528.  
pilaos 257.  
pilaos 182.  
pilaos, 255, 256.  
Pityusen 519.  
slav. pivo 133.  
placenta, placenta 481.  
Platane (amerikanische) 225, 418.  
πλατάνος, πλατάνος 252.  
lit. plaukas, plauszas 512.  
plaustrati 482.  
Plaut 443.  
πλατάνος 43.  
alban. pljak 472.  
slav. plinota 122.  
slav. plita, poln. lit. plyta 122.  
poln. pleskon 513.  
plovum 182.  
slav. plucha 531.  
slav. plugu 182.  
- plusti 16.  
pilaos, pilaos, pilaos, 39.  
slav. podasiva 16.  
Poenna 518.  
poln. pozanka, czech. pohanka, pohanka, magyar. pohanka 141.  
pouge, 461.  
Pole 430.  
polaos 18, 470.  
pollen 482.  
polaos 481.  
ital. pomata, Pomnade 140.  
Pomeranze 388.



ital. *giorno di paradiso*,  
d. Adamo 388.

Pont. Inoue 387.

ponno 537.

mittellat. *ponticus* 387.

populus 18. 170.

pora 183.

portum 173.

neuge. *te magjale* alban.  
protokale, kurd. portu-  
ghal 390.

posca 77.

slav. poskoni 513.

slav. potoloka 511.

praecequa, princeps 369.

prae-nisch. *apaurio*,  
192.

praeior 173.

slav. predeno, predivo,  
predlow, presti 186.

Præsson 17.

dae. *aprodys* 413.

-, kelt. propolula 471.

*propolula* 138.

slav. prono 181.

ital. pragnola, franz.

prunelle 311.

*prunus* 330.

prunus 329.

Pruzzi 17.

præc, *præc* 195.

Prædas 519. 520.

*prædas* 180.

*prædas* 181.

*prædas* 182.

*prædas*, *prædas*, *præ-*  
*das* 514. 515.

jullus 218.

puls 181.

medum punkum 207.

lit. pupa 185.

lit. putat, pronus pure  
477.

slav. puska, puska pus-  
kari, magyar. puska  
283.

*puska*, *puska* 185.

cz. h. 137, rusa. puto,  
slav. puro 177.

*puska* 257.

*puska* 417. 482.

*puska* 189. 511.

## Q.

goth. *quarimus* 480. 491.

-, *quius* uhd. *quik*

529.

## R.

engl. rabbit, franz. ra-  
bottiere 330.

slav. rebota 181.

-, *radia* 175.

radius 186.

radix Syria 430.

lit. razas, ragotine, ra-  
guttis 348.

goth. skandarp, ahd.  
reif 500.

rallum 483.

Ramsel, Ramser,  
engl. ramson, ramson,

botekrams 172.

Ranunkel 446.

rapa, rapum, *rapas* 485.

Raps 451.

rastrum 483.

rathisch ratis, altir. rath,  
rath, corn. reden,

camb. rhedyn 521.

Ratte, ahd. rato 103. 104.

goth. razn 506.

Rebuhis 509.

altir. refr, schwed. raf,  
dan. ræv 318.

ital. reno 156.

ahd. repa 193. 509.

slav. repa 185.

Reulich 130.

lit. resutas, resutys 527.

slav. reytovo zrin 189.

czech. roz 479.

rhododaphne, rhododen-  
dron 356. 358. 328.

camb. rhyg rhygen 479.

rhoeae 70.

franz. rigort 179.

omit. rimmon, *pipper*  
515.

Rimmon, Hadad-Rim-  
mon 204.

Robinia 118.

ahd. rocco 179.

*roccia* 369.

*roccia*, *roccia* 212.

slav. roditi 179.

*roditi*, *roditi*, *roditi*  
214. 516.

altir. rofa 485.

goth. rofa 204.

portug. romana, romeira,  
ital. romano, franz. ro-

maine 208.

lit. rope 185.

rosa 216. 516.

pascha rosata, rosarium  
220.

magyar. roz 479.

rus. roz 479.

Rube 58. 152.

Robson 151.

prona rugis, lit. rugys,  
alin. rigr 179.

ruma, beus Rummalis,  
Ruminus, Rumina 85.

rum 500.

rumpi 196.

rumore 485.

slav. runo 161.

*runo* 366.

slav. runalja 220.

slav. rovati 161.

ags. ryge 479.

## S.

sabaja, sabajun 125.

Saba, Sabazios 191.

mittellat. sacer, ital. sa-  
gro, franz. sjan -sere,

uhd. sakers, mittelt.  
*sages* 526.

Sabells be. Stamm 57.

Saba 191.

Saffor, engl. safflow, zaf-  
fer 228. 229.

ital. sagitta 449.

-, *sagitta* 529.

sagum 159.

ahd. s. he 489.

lit. sakalas, slav. sakala  
526.

Saken 12. 36.

*sakana* 61.

arab. sake, pers. sankor,  
kurd. sakkar 526.

Salle 139.

samolus 528.

Saneus 191.

græc. saraceno, ble sar-  
razin 441.

Sarapetrui 173. 174.

*Sarapetrui*, *Sarapetrui* 399.

*Sarapetrui* 508.

*Sarapetrui* 445.

*Sarapetrui* 181.

sarita, sarire 483.

Sarimaten 18. 16. 17. 18.

Sarpete, sarpetum 181.

ital. sassaculo 301.

assyr. sch. sira 28.

Satren 64. 65.

*Satren* 191.

ital. scalogno 170.



vitis Scantiana, silva  
Scantia 195.  
slav. scarsla 173.  
ahd. scro 404.  
ags. scrif 162.  
mittell. screona 162.  
Schalotte 170.  
Scheffel 430.  
hebr. schikmin, schikmot  
334.  
αγορά 365.  
Schmeer 139.  
αγορά 483.  
Schonthorlein Schön-  
dingeln (Wiesel) 531.  
pers. seb 515.  
altir. seboc 325.  
secale, walach. secare  
479.  
Segel, ags. segel, altn.  
segi 180.  
ital. seg da, segala 179.  
cans. segustus 521.  
ahd. seih sech 180.  
altir. seib 485.  
Seidel 130, 198.  
franz. seigle 479.  
goth. seilona 133, 189.  
lett. seils 187.  
Semen 17.  
Semele 191.  
Σεμπερ 296.  
Semen 59.  
altirisch seol, seol 169.  
serice 176.  
kelt. ses 177.  
σερίς 184.  
σερίς 190.  
αββη 205, 515.  
Seyon olivifera, Seyo-  
nias baetas 35.  
Siebel 430.  
sieb 204.  
Siebe 155.  
Siegwurz 172, 179.  
Seynmen 37.  
neugr. siecka 479.  
siecka, siecka 537.  
afrika, Seyon, sieck.  
sieck 269, 270, 501.  
sie 184.  
siligo 482.  
silina, siliquae syriacae  
393.  
slav. silo 16.  
Silphion 97.  
sippam 117.

silvan, silvan silvan-  
silvan, sinapi, sinapis  
183, 184.  
αββη siek 158.  
silapov 184.  
orro, 477, 182.  
ahd. sinla 16.  
slav. siwak, siwy 298.  
ital. siver, sezer 190.  
russ. sizjak, sizyi 298.  
αββη siek, αββη siek, αββη  
siek, 109, 110.  
sieck des Orestes 194.  
sieck 173.  
αββη siek, αββη siek 173.  
slav. slana 191.  
slav. slanutak 190.  
Slaven 46.  
ahd. sleha, mhd. slehe,  
slav. sliva 331.  
slivoria 332.  
goth. slakka 501.  
slav. 117.  
αββη siek, αββη siek 415.  
lit. smiltis 189.  
αββη siek, αββη siek 110.  
slav. smokuyi, smoky,  
smokva 501.  
franz. soc 480.  
slav. socio, poln. socze-  
vica, russ. socerica,  
czech. socovice 187.  
slav. socha 480.  
Soller 122.  
ital. somaro 503.  
ital. sommaro, arab. som-  
mar, sommar 306.  
Sonnenblume 276.  
lit. sora soros 184.  
ital. sorgo 139.  
αββη siek 238, 518.  
Spargel 430.  
spargere 476.  
σπάρα 513.  
Sparagus 114.  
αββη siek, spatha 486, 518.  
Speicher 130.  
αββη siek 476.  
Spindel 61.  
spina, spinea 71, 496.  
spota 513.  
αββη siek 513.  
slav. srup 183.  
slav. stado 26.  
lit. stakles 186.  
slav. stann 186.  
αββη siek, stamen 486.  
Sterz 443.

stima, stipe 184.  
stipatenosima 141, 145.  
stipula 176.  
stira 482.  
ags., altn. stod, lit. sto-  
das 26.  
stramenta 167.  
Strasse 121.  
strigare 483.  
αββη siek 275.  
malum struthium 210.  
Stabe, ital. stufa 122.  
ahd. stot 26.  
stupa messas 162.  
αββη siek, stoma 367.  
suber 499.  
subula 16.  
sudarum 161.  
suder 70.  
suere, suber 15.  
kelt. sub, such 480.  
suppar 154.  
ahd. surro, surro 179.  
hebr. sus 33.  
Susa, αββη siek, susan, Su-  
sannah 213, 516.  
susar susi 33.  
ital. susina 331.  
Svatovit 16.  
slav. sveklo 430.  
lit. svogunas 179.  
αββη siek, αββη siek,  
αββη siek, neugr. siek-  
siek 434, 337.  
αββη siek 270, 500, 501.  
Syringe 116.  
αββη siek 500.  
lit. syka 480.  
lit. szarmonys, szermomys  
531.  
poln. siezur 104.  
lit. siecia 486.

## T.

finn.-estn. taari, taar 134.  
tayi taari 13.  
Tadmor 298, 518.  
ta da 383.  
finnisch taivas, estn. ta-  
vas 17.  
talla, tala 175.  
talpa 403.  
hebr. tamar, tomer 237.  
finn. tammi 460.  
Tanis 36.  
rosiq 306.  
Tarantus 275.  
yash Taqtaqa 397.



czsch. kleinruss. tatarka.  
 magyar tatarka 441  
 Taterkorn, Taterkorn 441  
 finn. tatarin, estn. tatra.  
 441  
 tausend 18.  
 taxo, taxus, tussu, taxus  
 459 532  
 estn. tadder, finn. telri  
 318.  
 pers. tedzriv 318.  
 franz. teller 510.  
 lit. tekinti 532.  
 terna, terna 532  
 tela 186  
 terno 482  
 terynos terynos 377.  
 terynos terynos 363 364 528.  
 ternes 248, 519.  
 ital. terzruolo 329.  
 terna terna 317 318  
 lit. teterva, tataras, lett.  
 tettero, tetteris 318  
 terynos 274  
 terynos, terynos, terynos,  
 terynos terynos, te-  
 tris 318.  
 slav. tetrovi, teterovi.  
 tetra, teter, russ. te-  
 terev, teterja, poln.  
 cietrzew, czsch. tetery  
 318.  
 Teukler 65  
 Teuker 459  
 teter 185  
 schwed. tjäder, dän. tair  
 318.  
 tery 482.  
 ital. tiglio 510  
 magyar. tik tük 287  
 Trilaventum, Tagliamento  
 501  
 tilia, tiliae 510.  
 tilla, tilla 461  
 timulus 413.  
 goth. timjan 506.  
 tima 197  
 timuleus 526.  
 tinus 196  
 slav. tisu 459.  
 russ. tulin 181  
 slav. toiti, tokari 532  
 tamulisch toger 304  
 Tomate 149  
 tomata 157.  
 provenç. franz. tona,  
 tonne, Tonne 430 497.

Topferscheibe 61  
 topuati 262  
 ital. topo 193  
 portug. tourão 531.  
 livisch tovas 17.  
 rōm 459  
 tōm 459  
 traduces 496  
 tōm 478  
 tōm 486  
 transvectio equitum 99.  
 trapetum, trapetus, tra-  
 petus 196 38.  
 slav. treinu 122  
 tōm 291  
 slav. tr'snoti, tresnuti,  
 tresnuti, tresnina, tres-  
 ka, treska &c 377  
 neugriech. tōm 516  
 Taglar 46  
 triodium solistimum 284  
 tritium 182.  
 tōm 61, 532.  
 tōm 462.  
 lit. trukis, trukti 377.  
 slav. trati 521.  
 tōm 293.  
 tōm 521.  
 oriental. tachark 526 527.  
 pers. tashinar, tachanāl  
 252.  
 Techuka 438.  
 magyar. terecsnye 349  
 slav. tukati 485.  
 hebr. tukkijin 304  
 ital. tulipano 445  
 Tulpenbaum 448  
 tunica 60  
 ahd. mhd. tunc 462.  
 tureium, tarcium fru-  
 mentum 440 441  
 Turken 13 19 53  
 engl. turkey-cock, turkey-  
 corn 535  
 Thurn 121  
 Turkmenen 22.  
 Tusk 69  
 tōm 500  
 slav. tyka 276 501.  
 tōm 158  
 Tōm 459.

### Th. 5.

goth. thabo 459 532  
 thabo 100  
 alban. thakere 179.  
 thakere 12

Thesproten 55.  
 altn. thair, thadhr 318  
 goth. thanda 18 170.  
 Thogarna 115.  
 Thakere 18, 46 55 56  
 65, 66, 473 474.

### T.

estn. ubba 485.  
 estn. ubin, uvin, ann.  
 537.  
 lit. udis 486.  
 russ. ukas lit. ukosaa 77.  
 slav. ulei 505  
 ukas 461.  
 ulpium 173.  
 Umbler 57.  
 unio 179  
 Francus 17.  
 ursus 474  
 eltsch. Ull 187  
 russ. utka, serb. utva 320.

### V. W.

goth. vaddius 506.  
 Wadmal 162.  
 magyar. vaj 139.  
 althoch. wain 57.  
 lit. vaisaras 306  
 Wand 506  
 lit. lett. wannagus, wan-  
 naga 526.  
 ahd. wannoweho, wan-  
 noweho, Wanne 526  
 vannus 483.  
 armen. vard, pers. varada  
 516  
 Warnen 48.  
 Varunas 17.  
 russ. waska 531  
 wehen 185  
 Weibstahl 61  
 Weichsel 349.  
 Weiler 121.  
 wilder Wein, vitis la-  
 brica 447  
 veltre vellus 461  
 Venster 50, 56  
 lit. verpis, varpste 486  
 verticillus 486.  
 canis. vertragus 324.  
 vicia 191  
 Wicke 190.  
 goth. vikan 506.  
 viere 494.  
 Wiesel ahd. wiala wi-  
 ala 500 531  
 ahd. wihsla 349.



goth. vilvan 461.  
vimen 493.  
vina Laticina, Gazitina,  
Gazetica, Gazeta 82.  
vina Raetica 72.  
franz. vinaigre, ongl.  
vinegar 77.  
Windhund 324.  
altgall vindos, Vindo-  
bona 477.  
vinum 69. 493.  
vinum moratum 80.  
vinum passum 492.  
vinum Praetutianum 71.  
vinum Pucinum 72.  
ahd. wio, wigo, wiho,  
Weihe 526.  
viola 222.  
virga lanata 98.  
viridarii 202.  
viscus, viscum, ital. vis-  
ciola 349 528.  
slav. Visla 349.  
slav. visnja, visni, lit  
vyszna 349.  
Wispelbaum 349.  
visula 495.  
lit. viztā, lett. vista 523.  
ahd. wit, mhd. wide,  
lanewit, widen, nhd.  
Wiede, Langwiede 509.  
viter 493.  
vitia 493 509.

vitis alba 509.  
vitis Aminaea, Aminea  
495.  
vitis Allobrogica, Bitu-  
rica, Biturigiaca, hel-  
venacia, elvenaca, hel-  
vennaca 75.  
vitta 493.  
viverra 396.  
slav. vlasū 512.  
preuss. wobsdus 582.  
finn., estn. woi, woidma,  
woitaa, wuoitelee 139.  
vomer 482.  
osc. vorsus 483.  
lit. vovere, preuss. ve-  
vare, slav. véverica 397.  
slav. vratilo, vreteno 486.  
sanskrit. vrihi 474. 479.  
lapp. wuojo, wuoitet 139

X.

ξύβαρ, ξύβρα 515.  
ξύβας 71.

Y.

hebr. yain 67.  
Yns, Yēs 491.  
engl. yew 460.  
ξύαλιν 485.  
ύλός, ύλή 71.  
ύρως 482.  
Υτάρως 276.

Υπίλαος 93  
ύπερος 483.  
ύσας 71.  
kymr. yw 459.

Z.

ital. zafferano 228.  
poln. zągiel 161.  
lit. žalas, želti, žole 474  
ζαλμός 474.  
Zalmoxis, Zamolxis 474  
ital. zappa 110.  
lit. žebėnkaztis 531.  
- žėglas 161.  
ζαά 57. 482.  
Zeiber, slow. cibara 331.  
Zeidler 506.  
ζείδωρος άγορρα 57.  
slav. zelije, zelenyi 474.  
Zelter 430.  
Ziegel 121.  
Zieser 190.  
lit. žirnīs 481.  
slav. žito 477.  
- zlato 487.  
- zrūno 481.  
- žrūnūvū 481.  
ital. zucchero 444.  
poln. zupa, slav. župiste,  
župiliste 462.  
Zwetsche 331.  
Zwiebel 177. 430.  
ζέθος, zythum 124.



## Druckfehler.

---

- S. 133 in der Mitte lies: μέσης.  
S. 183 Zeile 3 von oben lies: das καίτοι.  
S. 299 in den Versen des Silius lies: in gremio Thebes.  
S. 334 Zeile 12 von unten lies: σπύριγος.  
S. 413 „ 9 „ oben lies: 126.  
S. 448 „ 4 „ „ lies: populus.  
S. 476 „ 18 „ unten lies: culmus.  
S. 510 „ 11 „ „ lies: licium.



Verlag von Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin.

Carnuth, Otto, De Etymologici Magni fontibus. Lex. 8.  
1873. geh. 16 Sgr.

Cuno, Joh. Gust., Forschungen im gebiete der alten  
völkerkunde. Erster theil. Die Skythen. Lex. 8. 1871.  
geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Uebergange von  
der republikanischen zur monarchischen Verfassung; oder  
Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Ge-  
schlechtern und mit genealogischen Tabellen. 6 Bde. mit  
Registern. gr. 8. 1836-1844. Ladenpreis 20 Thlr. Herabgesetzter  
Preis 10 Thlr. 20 Sgr.

Grundriss der Culturgeschichte. 1847. Ladenpreis  
1 Thlr. 2 Sgr. Herabgesetzter Preis 15 Sgr.

Ellendt, Fr., Lexicon Sophocleum. Editio altera emen-  
data, curavit Hermannus Genthe. Lex. 8. 1872. geh.  
8 Thlr. 20 Sgr.

Genthe, H., Index commentationum Sophoclearum  
ab a MDCCCXXXVI editarum triplex. gr. 8. 1874. geh.  
1 Thlr.

Merguet, Dr. Hugo, Die Entwicklung der lateinischen  
Formenbildung unter beständiger Berücksichtigung der  
vergleichenden Sprachforschung dargestellt. 1876. gr. 8.  
geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Meyer, Ernst H. F., Geschichte der Botanik. 4 Bde.  
gr. 8. geh. 1854-1857. Ladenpreis 9 Thlr. 20 Sgr. Herabgesetz-  
ter Preis 4 Thlr.

Botanische Erläuterungen zu Strabos Geographie und  
einem Fragment des Dithaearchos. 8. 1852. broch. 28 Sgr.

Nesselmann, G. H. F., Wörterbuch der lituanischen  
Sprache. Lex. 8. 1850. geh. Ladenpreis 3 Thlr. 22 Sgr.  
Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Nitzsch, K. W., Die Römische Annalistik von ihren ersten  
Anfängen bis auf Valerius Antias. Kritische Untersuchungen  
zur Geschichte der älteren Republik. gr. 8. 1873. geh.  
2 Thlr.

Rosenberg, Adolf, Die Erinyen. Ein Beitrag zur Religion  
und Kunst der Griechen. Mit zwei Holzschnitten und einer  
Tafel in Steindruck. gr. 8. 1874. broch. 1 Thlr.

Rosenkranz, K., Goethe und seine Werke. 2. verb. Aufl. gr. 8.  
1856. (2<sup>te</sup> Thlr.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Aesthetik des Hässlichen. gr. 8. 1858. (2<sup>te</sup> Thlr.)  
1 Thlr. 10 Sgr.



In gleichem Verlage ist ferner erschienen:

## Das Salz

Eine kulturhistorische Studie

von

Victor Hehn.

1873. 8. eleg. broch. 12 Sgr.

Aus den vielen anerkennenden Beurtheilungen der Presse heben wir folgende hervor:

**Im neuen Reich 1873 N. 39.** „... weitester literarischer Gesichtspunkt, lebendige Anschauung der Wirklichkeit, Kühnheit und Besonnenheit bei sprachgeschichtlichen Combinationen im richtigen Gleichgewichte, Geist in der Auslegung, Geschmack im Vortrage.“

**Daheim 1873 N. 34.** „Man hat lange unseren Gelehrten vorgeworfen, dass sie nicht für das Volk zu schreiben verstanden, oder dass ihre Fachschriften zu trocken und ungeniessbar ausfielen: dass nur wenige zu deren Durchlesung sich bequemen. Vieles ist in der letzten Zeit da besser geworden und einer unserer prominentesten Kulturhistoriker, Victor Hehn, hat es namentlich verstanden, seine von tiefer sprachwissenschaftlicher, kulturhistorischer, naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse zeugenden Schriften in so anmuthiger Weise darzustellen, dass jeder Leser dieselben mit Genüge und reichem Gewinn liest.“

Verlag von C. Roettger in St. Petersburg.

## Italien.

Ansichten und Streiflichter.

Von

Victor Hehn.

1867. 8. broch. 27½ Sgr.

Selten ist ein Buch über Italien von der gesammten Presse so einstimmig günstig beurtheilt und aufgenommen worden, wie dieses. Wir begnügen uns, von den vielen anerkennenden Recensionen 31 der Blätter f. lit. Unterhaltung anzuführen. In einer eingehenden Besprechung heisst es dort u. A.: „Mit einem reichen Geiste, einer feinen Beobachtungsgabe, gründlichen historischen, sprach- und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, wohl vertraut mit der einschlägigen Literatur und ohnehin selbst mit dem Lande in seinen verschiedensten Theilen durch eigene Anschauung genau bekannt, hat der Verfasser seine Aufgabe in so trefflicher Weise gelöst, dass sein Buch nach allem, was über Italien gesagt worden ist, doch für jeden, der sich ein richtiges Urtheil über die Halbinsel und ihre Bewohner bilden will, wenn nicht geradezu unentbehrlich, doch ein der besten Hilfsmittel genannt werden muss. Und nicht nur der Inhalt ist lothwendig, auch die treffliche Form verdient rühmend hervorgehoben zu werden: die Sprache ist klar, scharf, markig, ab der rechten Stelle schwungvoll und beredt, stets anschaulich u. s. w.“







LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on  
or before the date last stamped below.

|  |  |  |
|--|--|--|
|  |  |  |
|--|--|--|



477  
15  
H46  
1874  
LANE  
MIST



